Stimmen aus Maria-Laach

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Achtunddreißigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1890.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Printed in Germany

Inhalt des achtunddreißigsten Bandes.

Recensionen.

Miscellen.

Der Strike — seine Uebel und seine Berechtigung.

Seit geraumer Zeit kann man kaum mehr eine Zeitungsnummer in die Hand nehmen, ohne stets von neuem Berichte über Arbeiterstrike zu finden. Ist es der internationale Socialismus, welcher mit seiner eisernen Faust auf diese Weise das Zerstörungswerk an der gesellschaftlichen Ordnung einleiten und die Arbeiter unter die Fahnen rufen will? Oder ist es die kalte Mammonshand des Kapitalismus, welche einem großen, bis zum Hunger und Elend ausgepreßten Theile der Arbeiterwelt diesen verzweifelten Kriegsruf der Arbeit gegen das Kapital abringt? Unseres Erachtens darf man die Ursächlichkeit nicht ausschließlich auf der einen oder auf der andern Seite suchen. Daß nicht selten eine unbillige und ungerechte Ausbeutung der Arbeiter ihre Mitschuld trägt an der bedrohlichen Haltung und Zusammenscharung derselben, läßt sich nicht in Abrede stellen; daß Aufreizung der Arbeiter zu übertriebenen Forderungen und Ausnützung der Unzufriedenheit zu Zwecken des Umsturzes oftmals zu Grunde liegen, läßt sich ebenfalls nicht bezweifeln. Wie viel Recht und wie viel Unrecht in den einzelnen Fällen auf der einen oder auf der andern Seite oder auch auf beiden Seiten liegt, ist nicht immer leicht zu bestimmen. Nur das ist klar, daß eine allgemeine und hochgradige Spannung zwischen Arbeitern und Arbeitgebern sich herausgebildet hat. Aber eben so klar und einleuchtend ist es, daß, wenn diese Spannung nicht beseitigt wird, die gesellschaftlichen Verhältnisse in ihren Grundvesten erschüttert und einem völligen Umsturz entgegengeführt werden. Und doch ist Eintracht zwischen Arbeit und Kapital eine Grundbedingung zum Weiterbestand und zur gedeihlichen Entfaltung der menschlichen Verhältnisse, zumal bei riesig anwachsender Bevölkerung. Mit hoher Weisheit hat noch jüngst, am 20. October 1889, der Statthalter Christi Leo XIII. in seiner Ansprache an die französischen Arbeiterpilger darauf hingewiesen: „Was wir verlangen, ist, daß man durch eine aufrichtige Rückkehr zu den christlichen

Grundsätzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, zwischen Kapital und Arbeit, jene Eintracht und jene Verbindung wieder herstelle und befestige, welche die alleinige Schutzwehr für ihre gegenseitigen Interessen bilden und von welchen gleichzeitig das Glück im Privatleben und Friede und Ruhe im öffentlichen Leben abhängen." Diese Worte sollten verwirklicht werden, und dem Strike der Arbeiter wäre der Boden entzogen; wenigstens in der Ausdehnung und in der drohlichen Form, wie er heutzutage aufzutreten pflegt, wäre er unmöglich gemacht.

Seinem innersten Wesen nach ist der Strike freilich nicht erst eine Erscheinung des neunzehnten Jahrhunderts. Wenn Titus Livius uns beschreibt, wie das besitzlose und in Schulden verstrickte römische Volk auf den Heiligen Berg zog, um den Bedrückungen der wohlhabenden Klasse zu entweichen, und eine für Rom selbst sehr bedrohliche Lage herbeiführte: so war dies nicht viel anderes als ein Arbeiterstrike gegen die Besitzenden, zu deren Gunsten sie sich weigerten noch fernerhin Leib und Leben im Kriege gegen äußere Feinde einzusetzen, um nach glücklichem Siege sich als Schuldsklaven ihren reichen Mitbürgern auszuliefern. Auch die verflossenen christlichen Jahrhunderte mit ihren Innungen und Zünften sahen Arbeitseinstellungen, welche als Zwangsmittel in Scene gesetzt wurden, um lästige Bedingungen aus dem Arbeitsreglement zu entfernen oder günstigere Lohnverhältnisse zu erzielen. Aus dem vorigen Jahrhunderte liegen mehrfache ausführliche Berichte vor von Gesellenstreitigkeiten, bei welchen die Gesellen durch gemeinsame Arbeitsniederlegung und förmliche Einschüchterung fremder zuwandernder Gesellen den Meistern einer Stadt selbst in ungebührlichster Weise aufsässig waren. Insofern jedoch dergleichen Streitigkeiten und Arbeitseinstellungen stets sehr beschränkter Natur waren, treten sie gegen die Massenstrike unserer Zeit ganz in den Hintergrund.

Heutzutage werden ganze Stände in Mitleidenschaft gezogen. Und es ist, als ob es eben auf den Strike abgesehen wäre: seitens der Arbeitgeber, ihn abzuwarten, seitens der Arbeiter, ihn in Scene zu setzen, bevor auch nur einmal der ernste Versuch gemacht worden, die Differenzen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber auszugleichen. Der Strike ist zu einem herkömmlichen Hilfsmittel geworden, das man glaubt anwenden zu müssen, um sein wirkliches oder vermeintliches Recht zu erzwingen. Gerade darin aber liegt das Bedrohliche und darum auch der Grund, weshalb nach Möglichkeit auf Beseitigung der Strike hinzuarbeiten ist, weshalb andere wirksame Rechtsmittel geschaffen werden müssen, um Arbeit und Kapital zu versöhnen und ihre sich entgegenstehenden Forderungen auszugleichen.

Um dieses deutlicher zu machen, lohnt es sich der Mühe, Wesen und Wirkung des Strikes näher ins Auge zu fassen und seine moralische, rechtliche, wirthschaftliche und gesellschaftliche Seite zu beleuchten. Auf den ersten Blick läßt der Strike nach der moralischen Seite sich charakterisiren als Müßiggang der Arbeiterwelt, nach der rechtlichen Seite als Selbsthilfe, nach der moralisch-rechtlichen Seite als Erzwingung neuer Rechtsverhältnisse, nach der wirthschaftlichen Seite als Stockung der Production und Mehrung der Armuth, für die allgemein gesellschaftlichen Verhältnisse als bedrohliche Schärfung des Klassengegensatzes und Steigerung des Klassenhasses. Die einzelnen Punkte bedürfen einer nähern Ausführung. Beginnen wir mit dem zuletzt genannten.

Der Strike ist eine Art Krieg zwischen Arbeitern und Kapitalisten. Krieg ist immer der Ausbruch von Feindseligkeiten und nicht selten ein Grund verschärfter Feindschaft; er deckt den bestehenden Gegensatz auf und zieht ihn groß. So ist der Strike ein Zeichen bestehenden Klassengegensatzes und Klassenhasses und eine Verschärfung desselben. Der Klassenhaß besteht hier in einer hochgradigen Abneigung der niederen Stände, welche auf wirklicher oder vermeintlicher Unterdrückung und Verachtung derselben seitens der Höher- und Bessergestellten sich gründet. Je lebhafter eine derartige Unterdrückung, Vergewaltigung und unwürdige Behandlung empfunden wird, desto tiefer und stärker setzt sich nur zu leicht der Klassenhaß im Herzen der Verletzten fest; christliche Heldentugend, welche über Aufwallungen der natürlichen Gefühle den Sieg davontragen kann, ist nicht überall vorhanden und nicht überall wirksam. Der Strike, zumal ein in weite Schichten der Arbeiterbevölkerung dringender Strike, kommt nicht zum Ausbruch, wenn nicht die Meinung bei den Arbeitern durchgedrungen ist, als ob die Arbeitgeber den Lohn vorenthielten, welchen sowohl Recht und Billigkeit, als auch die physische Noth der Arbeiter und Arbeiterfamilie erheische. Große Massen von Arbeitern setzen nicht so leicht Tage und Wochen allen Verdienst aufs Spiel, unter der Gefahr, noch elender darben zu müssen, wenn nicht das Gefühl ungerechter Vergewaltigung schon recht lebhaft geworden ist. Mag dasselbe auf Wahrheit beruhen oder durch übertriebene Vorspiegelungen wachgerufen oder gesteigert sein: stets liegt in ihm eine Brutstätte der Verbitterung und der Feindseligkeit, welche bei günstiger Gelegenheit in einem Klassenkrieg sich auszutoben geeignet ist. Unmuth, Zorn, Haß steigern sich von Tag zu Tag während der Dauer des Strikes. Die Noth wächst; wenn der Strike sich verlängert, wird die Unnachgiebigkeit der Arbeitgeber von

Stunde zu Stunde tiefer empfunden; das Wohlleben und der Besitz, der Tausende und Millionen von Mark aufs Spiel setzen kann, um dasselbe schließlich zu gewinnen und den Arbeiter mürbe zu machen, reizt diesen mehr und mehr auf, am meisten natürlich, wenn er sich gezwungen sieht, durch Noth und Hunger gedrängt die Segel zu streichen. Selbst nach gütlicher Beilegung der Fehde und theilweiser Bewilligung der Arbeiterforderungen wird nicht selten ein gut Stück Unmuth und Bitterkeit im Herzen der Arbeiter zurückbleiben, welche den Klassengegensatz zuspitzen. Und doch ist diese Entfremdung und Verfeindung um so beklagenswerther und verderblicher, als es sich um den Gegensatz derjenigen Klassen handelt, welche naturgemäß zusammenwirken und auf gemeinsames Interesse bedacht sein sollten. Sind doch Arbeit und Kapital die beiden Factoren der Production: als solche sind sie auf Einigung angewiesen, nicht auf Kampf.

Die menschliche Arbeit allein, für sich betrachtet, bringt es zu nichts; sie bedarf des Gegenstandes, aus dem sie Frucht und Nutzen schafft, und des Werkzeuges, mit dem sie schafft: diese werden repräsentirt durch das Kapital. Umgekehrt ist aber auch das Kapital ohne menschliche Arbeit, wenn auch fruchtfähig, doch kaum fruchtbringend; es bleibt ein todtes Kapital; die menschliche Arbeit muß, was in ihm geborgen liegt, in lebendigen Fluß bringen und zur nutzbaren Frucht machen. Die Werkzeuge, auch die großartigsten und vollendetsten, welche menschliche Findigkeit ersonnen hat, bleiben ohne die thätige Beihilfe des Menschen und seiner Arbeitskraft todte Werkzeuge, todte Maschinen, oder wenigstens werden sie in ihrer Arbeit, ohne Plan und Ziel, sich nutzlos verzehren. Arbeit und Kapital sind also aufeinander angewiesen, durch gegenseitige Vereinigung erhalten sie ihren Werth. Gegensatz und Widerstreit rückt sie aus ihrem natürlichen Verhältnisse heraus.

Die ungestörteste Verbindung von Arbeit und Kapital findet freilich da statt, wo beide in denselben Händen liegen. Wo aber diese engste Verbindung, kraft welcher das eine menschliche Individuum in seiner Person als Träger der Arbeit und des Kapitals dastände, nicht möglich ist, soll doch das eine moralische Band die Träger der Arbeit und die Träger des Kapitals, wenn auch physisch getrennte Persönlichkeiten, vereinigend umschließen. Und in der Wirklichkeit kann jene enge Vereinigung der Arbeit und des Kapitals in der Person des Arbeiters ebensowenig allgemein sein, als eine vollständige Trennung. Der Mensch würde in seinem Thun und Schaffen zu vereinzelt bleiben, seine Thatkraft eingeengt und gleichsam zerstückelt.

Nur bei Anfängen der Cultur, bei den dürftigsten und beschränktesten Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft findet sich in ausgedehnterem Maße diese Vereinigung von Kapital und Arbeit in Einem Träger und diese Vereinzelung oder lose Zusammengehörigkeit derselben unter sich. Die Kraft des einzelnen ist zu beschränkt, als daß in dieser Weise eine hohe Entwicklung, eine entsprechende Bethätigung der menschlichen Fähigkeiten und Benützung der vom Schöpfer ihnen zugewiesenen Dinge dieser Erde Platz greifen könnte; bei der heutigen Entwicklung der Dinge ist es eine reine Unmöglichkeit geworden. Hunderte von Händen müssen zusammenarbeiten, nicht in Gleichordnung, sondern in Ueber- und Unterordnung, von Einem geleitet und auf Einen Gegenstand und Ein Ziel hingerichtet, um in gedeihlicher Weise der Production zu dienen. Auch im Besitz würde Gleichheit und Gleichordnung die menschliche Thatkraft und Entwicklung nur hemmen. Diese Gleichheit würde die Forderung der Gleichheit in der Arbeit nach sich ziehen und mit ihr Trägheit und Stillstand in der Arbeit. Vollkommene Einigung des Besitzes oder des Kapitals und der thätigen Arbeitskraft ist also unmöglich, irgend welche Scheidung ist eine in der menschlichen Entwicklung liegende Nothwendigkeit. Je weiter und ausgedehnter aber diese wie immer ausgestaltete Scheidung verwirklicht wird und werden muß, desto nothwendiger wird es, daß Ein moralisches Band die sich scheidenden Theile der menschlichen Gesellschaft umschlinge, desto stärker und enger muß dieses moralische Band geknüpft werden: sonst wird diese unvermeidliche Scheidung und Trennung in widernatürlichen Gegensatz sich auswachsen.

Wo eine physische Trennung zwischen Arbeit und Kapital anhebt, da beginnt auch die Möglichkeit einer moralischen Trennung, eines Widerstreites: derselben muß vorgebeugt, wenigstens muß ihr die verletzende Spitze abgebrochen werden.

Bei der Leidenschaftlichkeit und Verkehrtheit des Menschen ist es freilich gar schwer, eine vollkommene moralische Einigung zu erzielen und alle Störung zu vermeiden. Je mehr die Leidenschaften sich entflammen, desto mehr treiben sie ins Naturwidrige hinein. Und ist dies nicht heutzutage schon in hohem Grade geschehen? Die physische Trennung von Arbeit und Kapital, von Arbeitern und Besitzenden, ist schon weit über die zuträgliche Grenze hinausgeschritten. Dem Kapital, welches bereits vielfach in seinen einzelnen Trägern eine Macht darstellt, sind die Wege geebnet, um durch Vereinigung gar leicht seine Macht ins Ungeheuerliche zu steigern. Demgegenüber hat die Freizügigkeit und die Freibeuterei in Arbeit und

Handel, in Industrie und Fabrik bei den Arbeitern das sie unter sich einigende Band zerrissen und eine Wiedervereinigung erschwert.

Arbeit und Kapital haben ihren absolut nothwendigen Einigungspunkt in dem Product, welches sie nur in Vereinigung hervorbringen; aber sie sind gespalten und bewegen sich in verschiedenen Interessenkreisen durch den Anspruch auf das Product und durch die Theilung und Theilungsweise des Anrechts auf dasselbe. Die an sich edelste und würdigste wäre die Gesellschaftstheilung. Dieselbe würde ohne Zweifel stattgefunden haben im Zustande der Unversehrtheit der Menschennatur, falls in diesem Zustande leidenschaftsfreier Entwicklung ähnliche Cultur- und Gesellschaftsverhältnisse ins Leben getreten wären. Bei der thatsächlichen Ordnung der Dinge wird sie ein Traum bleiben, unerreichbar und praktisch unbrauchbar; das Lohnsystem wird sich immer und überall als die herrschende Art und Weise wiederfinden, in der Kapital und Arbeit ihre gegenseitige Abrechnung halten. Der Unterschied zwischen arm und reich, bemittelt und unbemittelt wird damit freilich für immer besiegelt bleiben. Es kann und muß nur dafür gesorgt werden, daß dieser Unterschied eine Einigung nicht ausschließe, daß er das Schroffe verliere und nicht in Gegensatz ausarte. Wenn aber die Besitzenden und Mächtigen dieser Erde sich nicht eine weise Selbstbeschränkung auferlegen, dann läßt die menschliche Habgier gerade das Lohnsystem zu einer Quelle vielen Elendes und vieler Verbrechen werden: es liegt das nicht im System selbst, sondern in seinem Mißbrauch. Mißbrauch nenne ich hier die planmäßige Entwerthung der physischen Arbeitskraft des Menschen, eine derartige Abfindung für die zur Hervorbringung von Werthgegenständen geleisteten Dienste, daß dem Kapital und der etwaigen geistigen Arbeit der Löwenantheil zufällt. Die geistige Arbeit zwar ist der körperlichen überlegen und hat eine höhere Werthung als diese; aber die körperliche Arbeit des Menschen steht doch an sich höher als das durch dieselbe befruchtete Kapital. Wenn trotzdem gerade das Kapital es ist, welchem allein der unverhältnißmäßig große Gewinntheil zufließt, und die menschliche Arbeit mit einem wahren Hungerlohn sich zufriedenstellen soll: dann ist es nicht zu verwundern, daß die Verbindung von Arbeit und Kapital, welche zur Herstellung fast aller nutzbaren Erzeugnisse nothwendig ist, nicht nur Reibung und Interessenverschiedenheit, sondern Gegensatz und Feindschaft zwischen den Arbeitern und den Kapitalisten hervorruft. Dieser Gegensatz muß ausgeglichen und verhütet werden. Wird kein anderes Mittel gefunden, welches die berechtigten Ansprüche der Arbeiter verwirklicht, wird kein moralisches Band um Arbeiter und Arbeitgeber

geschlungen, so daß in friedlicher Weise die etwa auftauchenden Klagen zu gegenseitiger Befriedigung gelöst werden: dann treibt der sich schärfende Gegensatz die menschliche Gesellschaft in einen andauernden Zustand innern Krieges hinein, die breiten Schichten der Arbeiterwelt und die herrschende Klasse des Kapitals bilden sich zu zwei feindlichen Hälften aus. Häufig sich wiederholender Strike, große Massenstrike sind unzweideutige Anzeichen, daß die menschliche Gesellschaft in diesen Kriegszustand eingetreten ist, ja eine beweiskräftige Besiegelung dieses feindlichen Gegensatzes.

Freilich mag es einem ruhigen Beobachter merkwürdig erscheinen, daß man es zu einem solch radikalen Mittel, wie der Strike ist, kommen läßt. Er ist ja, wie der eigentliche Krieg, in der Regel für Besiegte und Sieger ein Unglück. In wirthschaftlicher Beziehung schädigt der Strike meist beide Parteien, die Arbeiter und die Industrie, oder wenigstens die von ihr abhängige Klasse. Für den Nationalreichthum eines Landes können Massenstrike die bedenklichsten Folgen haben. Der unmittelbare Schaden, welchen der kürzlich durchgeführte Strike der Londoner Dockarbeiter verursacht hat, soll sich, nach Berechnung des Daily Telegraph, auf 1½ Millionen Mark per Tag, im ganzen auf 30—40 Millionen Mark belaufen; ob die mittelbaren Folgen nicht noch eine weit größere Schadenhöhe erreichen, ist gar nicht abzusehen. Desgleichen soll der im verflossenen Mai so lang andauernde Grubenstrike im westfälischen Kohlenrevier, wie uns versichert wird, der Industrie einen Schaden von gegen 14 Millionen Mark gebracht haben allein infolge verminderter Production und vermehrter Einfuhr von fremder Kohle und fremdem Eisen, ohne die enormen Verluste der davon weiter abhängigen Betriebe zu rechnen.

Zwar sind es durchaus nicht immer die zunächst betroffenen Industriebesitzer, welche von dem Schaden zu leiden haben. Wenn der Strike einen ganzen Industriezweig oder einen erheblichen Theil desselben ergreift, dann ist es den Großbesitzern oft leicht, die augenblicklich erlittene Einbuße durch nachherige Steigerung des Waarenpreises nicht nur zu ersetzen, sondern mit hohem Gewinn zu ersetzen. Das Kapital macht dann eine erhöhte Ausbeute an dem gesammten Publikum. Allein der eigentliche Schaden wird dadurch nur um so erheblicher. Die Einbuße an der Gesammtproduction ist an sich betrachtet eine wirthschaftliche Schädigung des Gesammtwohles eines Volkes; das Wachsthum der Anziehungskraft des Kapitals, welches auf Unkosten der großen Menge in den Händen von wenigen immer mehr anschwillt, darf kühn als eine weitere wirthschaftliche Schädigung des Gesammtwohles bezeichnet werden. Mittelbar

aber greift die Schädigung großer Massenstrike noch in ganz andere Kreise tief ein. Die von einem einzigen Industriezweig abhängigen Industrie- und Handelszweige können so sehr in Mitleidenschaft gezogen werden, daß durch Stockung des Absatzes oder durch Aenderung der Absatzwege für unabsehbare Zeiten der Nationalreichthum eines Landes schwer geschädigt wird.

Von den Strikenden und deren Führern werden diese Wirkungen keineswegs übersehen; aus ihnen und aus der Gefahr solcher Wirkungen wird gerade die Hoffnung geschöpft, daß die Arbeitgeber entweder ihres eigenen Schadens wegen nachgeben müssen oder von den anderen in Mitleidenschaft gezogenen Kreisen dazu gedrängt werden. Doch diese von den Strikenden in Rechnung gezogene Gefahr wird in der Regel nur dann verwirklicht, wenn der Strike unerwartet eintritt und in solcher Ausdehnung ausgeführt wird, daß ein Ersatz durch fremde Arbeitskräfte nicht möglich ist. Können von lange her schon Vorkehrungen getroffen oder in Bälde Arbeiter von anderswoher herangezogen werden, dann ladet sich der ökonomische Schaden nur auf das consumirende und waarenbedürftige Publikum und zumeist auf die Strikenden selber ab. Die Arbeitgeber oder Fabrikbesitzer sind bei Voraussicht einer kommenden Arbeitseinstellung oft in der Lage, auf Lager arbeiten zu lassen und einen Waarenvorrath zu häufen, an dem auch ein längerer Strike wirkungslos abprallt, so daß derselbe gar häufig zu einem schneidigen Schwerte gegen die Arbeiter selbst sich gestaltet. Der augenblickliche Arbeitermangel gibt Gelegenheit, den Waarenpreis zu erhöhen, und wenn schließlich durch Zufluß neuer Kräfte und durch die Brodnoth der Feiernden das Arbeiterangebot größer geworden ist, die Lohnhöhe, statt sie zu steigern, noch tiefer herabzudrücken. Soll es doch schon vorgekommen sein, daß die Schamlosigkeit gewisser Arbeitgeber so weit ging, Strike förmlich anzuzetteln, um dann Grund zu haben, unter dem Scheine der Großmuth und des Vergebens, dem Arbeiter erbarmungslos vom Hungerlohne noch ein gutes Stück zu streichen.

Also auch vom ökonomischen Standpunkte aus liegt im Strike ein großes Uebel. Wir könnten indessen noch mehr Uebel anführen, welche mit dem Strike verbunden sind, Uebel, welche das wirthschaftliche Gebiet nur indirect berühren, in sich auf dem moralischen Gebiete liegen. Wenn eine ganze Masse von Arbeitern Tage und Wochen lang feiert, wenn sie unmuthig sich sammeln, wenn der Zorn des einen den des andern anfacht und zur Hitze steigert, dann wird nur zu leicht das Sprichwort buchstäblich bewahrheitet: „Müßiggang ist aller Laster Anfang." Abgesehen von den Ausschreitungen der Trunksucht und verwandter Laster, wird eine

große Ansammlung von müßigen und gereizten Arbeitern eine drohende Gefahr für die öffentliche Ruhe und Sicherheit. Uebergriffe, ja wahnsinnige Angriffe auf fremdes Eigenthum und Leben, zu welchen es bei dergleichen Massenerhebungen nur eines kleinen und zufälligen Anstoßes bedarf, sind oft genug ein bedauerliches, aber begreifliches Zwischenspiel der Strikebewegung gewesen und werden immer eine Gefahr derselben sein.

Sollen wir nun nach allem diesem jeden Strike verurtheilen? Darauf müssen wir mit Nein antworten. Denn die unter allen Umständen verwerflichen Uebel sind nicht wesentlich mit dem Strike verbunden. Sie stehen freilich mit ihm in einer gewissen äußern Verbindung, sie können aber vermieden werden, und ihre Vermeidung muß gewollt sein, wenn es sich um die Erlaubtheit des Strikes handelt. Treten dann trotzdem einige derselben thatsächlich ein, so fallen dieselben den einzelnen Urhebern zur Last, nicht aber unter allen Umständen denen, welche, in schuldlosen Grenzen sich haltend, an einer allgemeinen Arbeitseinstellung sich betheiligen oder eine solche anregen. Andere der Arbeitseinstellung wesentliche Uebel sind nicht absolut oder in der Weise verwerflich, daß sie nicht um eines andern hohen oder höhern Gutes willen verursacht werden dürften. Es führt uns dieses auf die moralisch-rechtliche Seite des Strikes oder der verabredeten Masseneinstellung der Arbeit.

Unter dieser moralisch-rechtlichen Rücksicht nimmt der Strike die Form einer Selbsthilfe oder gar Nothwehr an; als solche untersteht er der Beurtheilung von Berechtigtsein oder Unberechtigtsein. Ist er wirklich eine Nothwehr, dann ist damit von selbst seine Berechtigung ausgesprochen, falls nicht etwa höhere Rücksichten einen Verzicht auf Recht und Nothwehr erheischen; ist er nicht in Wirklichkeit, sondern nur dem Scheine nach Nothwehr oder Selbsthilfe, dann wird er als unerlaubt und unberechtigt gelten müssen. Nothwehr faßt ein doppeltes Moment in sich: 1) Wehr oder Vertheidigung gegen ein schon begonnenes oder drohendes Unrecht; 2) die Nothwendigkeit, zu dieser Abwehr oder Selbsthilfe zu schreiten, sofern ein anderes glimpflicheres Mittel nicht wirksam genug zu sein scheint. Der Strike richtet sich gegen die Arbeitgeber, um günstigere Arbeitsbedingungen von ihnen zu erzwingen. Damit er also eine Nothwehr sein könne, muß eine Beeinträchtigung der Arbeiter vorliegen, welche die Arbeitgeber abzustellen nicht gewillt sind. Die einzelnen Arbeiter sind dem Arbeitgeber gegenüber durchgehends wehrlos; erst durch Vereinigung werden sie abwehrfähig. Selbsthilfe ist dem Begriff nach weiter; sie unterstellt nicht nothwendig ein von anderer Seite zugefügtes Unrecht, sondern erstreckt

sich auf die wirksame Geltendmachung dessen, was die Arbeiter, ohne selbst Unrecht zu thun, fordern und erstreben können. Um die Berechtigung des Strikes zu beurtheilen, muß also das Rechtsverhältniß zwischen Arbeit und Kapital, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern richtig beurtheilt sein. Damit der Strike als Nothwehr Berechtigung habe und somit nach den Rechtsgrundsätzen der Nothwehr beurtheilt werden dürfe, müssen die Arbeitgeber, gegen welche die Arbeitseinstellung in Scene gesetzt wird, im Unrecht gegenüber den Arbeitern sein. Damit der Strike, ohne Nothwehr zu sein, als Selbsthilfe auftreten dürfe, ist letzteres nicht erforderlich; es können beide Theile, Arbeitgeber und Arbeiter, je auf ihrem Standpunkte im Rechte sein, ähnlich wie bei Angebot und Nachfrage der Minderbietende und der Mehrforderende beide in ihrem Rechte sein können und die endgiltige Festsetzung durch eine gleichsam erkämpfte Uebereinkunft erzielt werden mag. Für die Umstände des Strikes und deren Rechtlichkeit ist es aber von hoher Bedeutung, ob das eine oder ob das andere der Fall ist. Handelt es sich nämlich um eine berechtigte Nothwehr, dann darf diese je nach den Umständen durch Verweigerung sonstiger Rechtsleistungen verwirklicht werden: zur Erzwingung meiner Rechtsforderung darf ich demjenigen, der mir Unrecht zufügen will, seine eigenen gleichwerthigen Rechtsforderungen zu erfüllen mich weigern, um ihn auf diese Weise zu zwingen, von seinem Unrecht abzustehen. Handelt es sich jedoch nur um eine Forderung, die ich freilich zu stellen berechtigt bin, die der andere aber, ohne mir Unrecht zu thun, abweisen kann, dann darf ich diesem gegenüber durchaus nicht die Leistung einer Rechtsschuld einstellen.

Wir wollen uns näher erklären. Wir unterstellen hier zunächst als unzweifelhaft, daß das Lohnsystem eine berechtigte Form des Verhältnisses von Arbeitgebern und Arbeitern sei. Die Arbeiter nun sind in ihrem Rechte, wenn sie versuchen, das Lohnsystem so zu gestalten, daß ihnen bei mäßiger Arbeit der größere Antheil dessen zufalle, was durch Vereinigung von Arbeit und Kapital an Gewinn erzielt wird, und wenn sie sich sagen, falls diese oder jene Industrie solchen Lohn nicht zahlen könne, so sei es besser, sie gehe zu Grunde, als daß sie durch Verminderung des Arbeitslohnes weiter existire. Andererseits sind aber auch die Arbeitgeber in ihrem Rechte, wenn sie nicht ohne weiteres eine solche Rechnung gelten lassen wollen, sondern wenn sie auch unter Voraussetzung eines genügend rentabeln Geschäftes ohne Rücksicht auf den Mehr- oder Mindergewinn den Lohn der Arbeiter ein für allemal darnach normiren möchten, daß der Arbeiter mit seiner Familie ein hinlängliches Auskommen finde. Die mehr oder

weniger günstigen Bedingungen sind Gegenstand der Uebereinkunft zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Dann erst würden die Arbeitgeber im Unrecht sein, wenn sie unter der Voraussetzung, daß das Geschäft sich genügend rentirt, den Arbeitern doch nicht diejenige Lohnhöhe zuerkennen wollten, welche für den Unterhalt des Arbeiters und seiner Familie durchgängig genügt. — Auf eine solche Lohnhöhe hat der Arbeiter im allgemeinen ein Recht; er hat ferner ein Recht, daß er nicht zu übermäßiger Arbeit gezwungen werde, daß man ihn nicht ohne dringende Noth zu Sonn- und Feiertagsarbeit heranziehe. Zu all diesem hat der Arbeiter ein Recht, so zwar, daß durch Nichtbewilligung ihm ein Unrecht zugefügt wird, und daß selbst zuwiderlaufendes contractliches Uebereinkommen eine wahre Verbindlichkeit nicht schaffen kann: sei es, weil ein vertragsfähiger Gegenstand nicht vorhanden ist; sei es, weil ein unter dem Druck der Noth erzwungenes Zugeständniß des Arbeiters als hinfällig angesehen werden muß.

Für die Art und Weise, wie der Strike gewöhnlich ins Leben gerufen wird, und für die Beurtheilung der rechtlichen Seite desselben ist es nun von großer Wichtigkeit, ob in einem vorliegenden Fall die Arbeiter betreffs des Gegenstandes ihrer Forderungen nicht nur im Rechte sind, sondern ob auch die Arbeitgeber durch Nichtgewährung an den Arbeitern ein Unrecht verüben würden. Zur Fortsetzung der mit Unrecht geforderten Leistungen sind zu keiner Zeit und für keinen Tag die Arbeiter verpflichtet; selbst wenn der Arbeitsvertrag, der nach dieser Hinsicht hin nur Scheinvertrag wäre, solche Bestimmungen enthielt. Die Arbeiter dürften in einem solchen Falle rechtlich sofort, auch ohne die vertragsgemäße Kündigungsfrist abzuwarten, mit Arbeitseinstellung drohen, und falls die Arbeitgeber in ihrer Weigerung, das Unrecht aufzuheben, beharren, zur sofortigen Arbeitseinstellung schreiten: der für die Arbeitgeber und je nach Umständen auch der für die Waarenabnehmer erwachsende Schaden würde auf Rechnung der Ungerechtigkeit der Arbeitgeber zu setzen sein. Begehen aber die Arbeitgeber an den Arbeitern kein Unrecht, so sind die Arbeiter bis zum Ablauf der Vertragsfrist an die eingegangenen Verbindlichkeiten gehalten; sie können betreffs günstigerer Bedingungen vorstellig werden, dieselben aber nicht zwangsweise sich erobern. Allein unter Einhaltung der vertragsmäßigen Kündigungsfrist oder nach Ablauf der Vertragszeit können die Arbeiter, auch durch gemeinsames Vorgehen, in ihren Forderungen viel weiter gehen: sie haben das Recht, ihre Arbeit höher zu schätzen; selbst wenn sie darin bis zu einer unklugen und unbilligen Höhe gingen, könnte man sie noch nicht des strengen Unrechtes oder der Ungerechtigkeit zeihen. Der Arbeits-

werth braucht nicht nothwendig nach dem herrschenden Tauschwerthe des Erzeugnisses bemessen zu werden; sondern der Arbeiter ist in seinem Rechte, wenn er meint, es könne auch ebensogut der Tauschwerth der Erzeugnisse sich nach dem gesteigerten Lohne der Arbeit richten. Wir stehen nicht an, in dieser Beziehung den Arbeitern einen viel weitern Spielraum zu lassen für die Erhöhung des Arbeitslohnes, als den Arbeitgebern bezüglich der Herabdrückung desselben. Das liegt in der Natur des freien Vertrages. Die Contrahenten können bis zur Grenze gerechten Lohnes gehen, die Arbeiter nach oben, die Arbeitgeber nach unten hin; die Grenze nach oben ist aber der Natur der Sache gemäß viel unbestimmter, als die untere Grenze. Doch ist auch in den Einzelfällen die Bestimmung der untern Grenze nicht so leicht. Was im allgemeinen als ein ungerecht niedriger Lohn bezeichnet werden muß, kann durch die Umstände des Einzelfalles seiner Ungerechtigkeit entkleidet werden. Daher dürfte es auch meistens schwer sein, den Arbeitern auf Grund ungerechter und darum von selbst hinfälliger Vertragsbedingungen hin die sofortige Arbeitseinstellung ohne Rücksicht auf den Arbeitsvertrag gestatten zu können. Wir haben bezüglich der gerechten und ungerechten Arbeitsbedingungen hier nur die Lohnhöhe als Beispiel gebraucht: nicht als ob diese allein durch Strike erzwingbar wäre. Doch ist sie der vornehmste Gegenstand; die anderen sind entweder untergeordneter Natur oder sind aufs innigste mit der Lohnhöhe verwachsen, im Grunde nur eine andere Form der Lohnregulirung. Arbeitsdauer, Nachtarbeit, Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, alles das steht mit der Lohnfrage im innigsten Verband.

Im Vorigen sind die Grundlinien für die Beurtheilung des Strikes nach seiner rechtlichen Seite gezogen. Absolut und unter allen Umständen ihn verwerfen, hieße das Recht der Arbeiter schmälern. Aber trotz der innern Berechtigung für gewisse Fälle birgt er doch viele und große Gefahren. Auch in den Fällen der größten Berechtigung ist es schwer, die große Masse in den Grenzen des Rechtes zu halten, und nicht etwa durch Vergewaltigung derjenigen Arbeiter, welche sich nicht anschließen wollen, durch rohe Verletzung an Eigenthum und Personen der ganzen Bewegung den Stempel des Unrechts aufzudrücken.

Ueberschaut man all das Uebel, welches der Strike gewöhnlich in seinem Gefolge hat, und nimmt man dazu den sehr oft zweifelhaften Erfolg in der Erreichung des angestrebten Zieles: so ist es höchst bedauerlich, wenn auch nur in einem einzigen Falle die Verhältnisse thatsächlich sich so gestalten, daß man den Strike als nothwendige Selbsthilfe

und als berechtigte Nothwehr bezeichnen müßte. Daß andere Mittel nicht vorhanden wären oder nicht ausreichten, würde eine schwere Anklage gegen unsere gesellschaftlichen Verhältnisse sein und gegen die Leiter des öffentlichen Wohles, welche einem so großen Theil der Gesellschaft nicht auf andere Weise einen wirksamen Schutz angedeihen ließen. Durch Vernachlässigung wirksamer Schutzmittel des Arbeiterstandes gegen die Uebermacht des Kapitals, durch das Preisgeben der von Billigkeit und Recht, von Sittlichkeit und Religion erhobenen Forderungen der Arbeiter an die Willkür der Großindustrie bereitet man schließlich den Umsturzideen den Boden; Zerstörung des Eigenthums, Vernichtung der Grundlagen der menschlichen Gesellschaft sind die Ziele, denen unsere hochcivilisirte Welt entgegentreibt, wenn man über die Sorge für einseitigen Culturfortschritt das göttliche und natürliche Recht verachtet und vergißt.

Papst Leo XIII. spricht bezüglich der Arbeiter und des Arbeiterschutzes in der schon angeführten Anrede an die französischen Pilger ein ernstes Wort zu den leitenden Klassen der menschlichen Gesellschaft, wenn er sagt: „Die höheren Klassen müssen ein warmes Herz haben für diejenigen, welche ihr Brod im Schweiße ihres Angesichtes verdienen; sie müssen jenen unersättlichen Drang nach Reichthum, Pracht und Vergnügungen zügeln, welcher nach unten wie nach oben unaufhörlich wächst. Gewiß sucht man in allen Ständen nach Genuß, und da es nicht allen gegeben ist, diesen Drang zu befriedigen, so ergibt sich daraus Unbehaglichkeit und Mißmuth, woraus Empörung und Aufruhr hervorgeht.

„Den Inhabern der gesetzlichen Macht liegt die Pflicht ob, vor allem sich von der Wahrheit durchdringen zu lassen, daß, um die Gefahr, welche die menschliche Gesellschaft bedroht, zu beschwören, weder die menschlichen Gesetze, noch die hemmende Thätigkeit der Richter, noch die Waffen der Soldaten genügen. Wichtig vor allem und unerläßlich ist es, daß man der Kirche die Freiheit läßt, in den Seelen die göttlichen Vorschriften wieder aufzuwecken und ihren Einfluß auf alle Klassen der Gesellschaft auszudehnen; daß man mittels weiser und billiger Verordnungen und Maßregeln die Interessen der arbeitenden Klassen verbürgt, das jugendliche Alter, die Schwachheit und den durchaus häuslichen Beruf der Frau, das Recht und die Pflicht der Sonntagsruhe schützt, und auf diesem Wege in den Familien wie bei den Einzelpersonen die Reinheit der Sitten und die Angewöhnung eines geregelten und christlichen Lebens fördert. Daß dies so sei, fordert nicht weniger das öffentliche Wohl wie die Gerechtigkeit und das Naturrecht.

„Den Arbeitgebern ist es vorgeschrieben, daß sie den Arbeiter als ihren Bruder ansehen, sein Loos innerhalb der möglichen Grenzen und unter billigen Bedingungen mildern, über seine geistigen wie seine leiblichen Interessen wachen, ihn durch das gute Beispiel eines christlichen Lebens erbauen und besonders niemals in Hinsicht auf ihn und zu seinem Nachtheil von den Regeln der Billigkeit und Gerechtigkeit abweichen, indem sie nach überschnellem und unverhältnißmäßigem Nutzen und Gewinn trachten."

Werden diese Lehren befolgt, dann wird die Selbsthilfe der Arbeiter gegenstandslos; die bedrohlichen Bewegungen werden in der Wurzel erstickt; Friede und Eintracht wird die verschiedenen Klassen vereinen; Gerechtigkeit und Liebe wird herrschen in allen menschlichen Verhältnissen, und Christus über alles; aber ohne dies — Sieg der Widersacher Christi, und hiemit Zwiespalt, Haß, Verderben.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Napoleons Ehescheidung im Lichte der neuesten Actenstücke.

Weil die Frage über die Giltigkeit oder Nichtgiltigkeit der Ehescheidung Napoleons I. nicht allein vom politischen und kirchlichen Standpunkte recht bedeutsam, sondern auch rein psychologisch betrachtet nicht ohne großes Interesse ist, hat man sich zu verschiedenen Zeiten bemüht, Einsicht in die Acten dieses Processes zu erhalten. Einige suchten aus Unkenntniß des Herganges diese Acten im Vatican, natürlich vergebens; selbst über die religiöse Einsegnung am Vorabend der Kaiserkrönung findet sich nichts in Rom, wie denn noch vor wenigen Jahren der frühere Archivar, Professor Balan, dem Engländer Bingham auf dessen Anfrage mittheilte, in Rom habe man kein Document, um die religiöse Einsegnung der Ehe Napoleons zu beweisen, und wenn ein solches existirt hätte, wäre es ohne Zweifel in die Hände Napoleons gekommen, als die Vaticanischen Archive nach Paris geschleppt wurden [1]. Die französischen Acten sollten nach einer Mittheilung Consalvi's theils verbrannt, theils verstümmelt

[1] Bingham, The Marriages of the Bonapartes. 2. Ed. London 1882. I, 282.

worden sein; diese Nachricht erwies sich jedoch als unrichtig, da sie im Jahre 1851 Thiers vorlagen. Dieselben Schriftstücke, aus welchen Thiers nur wenige Andeutungen verwerthet hatte, wurden unter dem Kaiserreiche dem Grafen d'Haussonville unerbittlich verweigert: d'Haussonville protestirt dagegen in seinem bekannten Werke L'Église Romaine et le premier Empire (3, 246). Vor kurzem ist Henri Welschinger glücklicher gewesen; er konnte „diese geheimnißvollen Documente", wie er sich etwas überschwenglich ausdrückt, mit aller Muße studiren, und die Frucht dieser Studien hat er niedergelegt in dem vielfach interessanten Buche „Le divorce de Napoléon" (Paris 1889). Das Wichtigste des hier aus dem Nationalarchiv Gebotenen war aber wenigstens dem Inhalte nach bereits bekannt durch die Veröffentlichung der Vertheidigungsschrift Rudemare's [1], durch das Werk über Cardinal Fesch von Lyonnet [2] und die Bekanntgebung der Verhandlungen des Pariser kirchlichen Comités im „Correspondant" [3], die Welschinger unbekannt geblieben zu sein scheinen. Trotzdem also das neueste Werk die Lösung der Frage nicht wesentlich fördert, so bietet es doch für bisher gewonnene Resultate manche nicht gerade unwichtige Bestätigung. Nehmen wir noch hinzu, was über die österreichischen Verhandlungen in betreff der Ehescheidung in dem sehr werthvollen Buche des Freiherrn von Helfert über Marie Louise [4], in den Papieren Metternichs [5] und endlich in den bei Wertheimer [6] und Saint-Amand [7] veröffentlichten Depeschen bekannt geworden ist, so dürfen wir wohl sagen, daß nun die Acten vorliegen — wesentlich Neues wird ja wohl kaum zum Vorschein kommen —, welche uns ein objectives Urtheil über die durchaus nicht leichte Frage ermöglichen.

Indem wir es nun versuchen, mit Benützung einer frühern Arbeit [8] und insbesondere der neuesten Actenpublicationen den Lesern der „Stimmen"

---

[1] Revue Retrospective. Paris 1834. II, 163 ss., deutsch im „Katholik" 1835. LV, 58 ff.

[2] Vie du Cardinal Fesch. Paris 1841.

[3] Le Correspondant (Paris 1856). XXXVIII, 958 ss.

[4] Marie Louise, Erzherzogin von Oesterreich, Kaiserin der Franzosen. Mit Benützung von Briefen an ihre Eltern und von Schriftstücken des k. k. Staats-Archives. Wien 1873.

[5] Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Wien 1880. I, 101. 293; II, 143 ff.

[6] Die Heirat der Erzherzogin Marie Louise mit Napoleon I., im Archiv für österr. Gesch. LXIV, II. 505 ff.

[7] Les beaux jours de l'impératrice Marie-Louise. Paris 1885. p. 130 ss.

[8] Ehescheidung und zweite Heirat Napoleons I., in „Zeitschrift für kath. Theologie". XII, 593—630.

den Stand der Frage darzulegen, werden wir bei der Schilderung der Vorgänge besonders drei Fragen zu berücksichtigen haben: 1) War die erste Civilehe Napoleons eine giltige Ehe, ganz abgesehen von der später erfolgten kirchlichen Einsegnung? 2) Welchen Werth darf die kirchliche Einsegnung am Vorabend der Kaiserkrönung beanspruchen? 3) Kann mithin die durch das Pariser Officialat ausgesprochene Trennung als eine legale betrachtet werden? — Hiernach gliedert sich der Gang unserer Darstellung von selbst.

Den Anfang der Beziehungen zwischen Bonaparte und Josephine Tascher de la Pagerie, der Witwe des hingerichteten Generals Vicomte von Beauharnais, bildet der Besuch des damals erst 15 Jahre alten Eugen Beauharnais bei Bonaparte. Der Sicherheitsausschuß hatte Anfang 1796 die Ablieferung aller Waffen befohlen. Der Sohn Josephinens eilt zu Napoleon und bittet mit Thränen in den Augen um die Erlaubniß, den Degen seines Vaters behalten zu dürfen. „Meine Lebhaftigkeit und einige glückliche Antworten", so erzählt Eugen selbst in seinen Memoiren, „riefen in dem General das Verlangen hervor, meine Familie kennen zu lernen. Am folgenden Morgen kam er selbst und brachte die gewünschte Erlaubniß. Meine Mutter dankte ihm herzlich. Er bat um die Erlaubniß, uns wieder besuchen zu dürfen; mehr und mehr schien er sich in der Gesellschaft meiner Mutter zu gefallen, und wenige Monate später bemerkten wir seine Absicht, sein Geschick mit dem meiner Mutter zu verbinden." Aber hatte Josephine nicht zu dieser Zeit ein Verhältniß mit Barras? Kein stichhaltiger Beweis ist dafür erbracht. Am 11. März 1796 schrieb „Buonaparte" aus seinem Pariser Hauptquartier an den Präsidenten des Directoriums: „Ich hatte den Bürger Barras beauftragt, dem Directorium meine Verheiratung mit der Bürgerin Tascher-Beauharnais anzuzeigen. Das Vertrauen, welches mir das Directorium in allen Lagen gezeigt hat, macht es mir zur Pflicht, ihm von allen meinen Handlungen Mittheilung zu machen. Diese Ehe ist ein neues Band, welches mich an das Vaterland knüpft; sie ist ein weiteres Unterpfand meines festen Entschlusses, mein Glück und Heil nur in der Republik zu finden."

Kaum vereinigt, mußten sich die Gatten für eine Zeitlang trennen. Bonaparte wurde zum commandirenden General der italienischen Armee ernannt und eilte nach Italien, wohin ihm dann Josephine bald folgte. Sie nahm theil an seinen Triumphzügen. Auch als erster Consul ist Bonaparte stolz auf seine Gattin, deren Einfluß auf die Gewinnung der Herzen er wiederholt anerkannte. An einer wirklichen Ehe zwischen Na-

poleon und Josephine zweifelte man so wenig, daß manche sogar glaubten, die Ehe sei auch kirchlich eingesegnet. Als der Cardinallegat Caprara anläßlich der Verkündigung des Concordates am 9. April 1802 vom ersten Consul in feierlicher Audienz empfangen wurde, machte er der Gemahlin Bonaparte's einen officiellen Besuch, was nur in der Annahme einer wirklichen Ehe möglich war. In Antwerpen redete der Erzbischof von Mecheln im Jahre 1803 Josephine öffentlich also an: „Nachdem Sie mit dem ersten Consul durch die Bande einer heiligen Vereinigung verknüpft sind, finden Sie sich heute von seinem Ruhm umgeben."

Der Senatsbeschluß, welcher das Kaiserreich decretirte, ertheilt Napoleon die Erlaubniß, einen Nachfolger zu a d o p t i r e n. Napoleon gibt seiner Gattin den Titel Kaiserin und läßt sie an der Krönung theilnehmen. In einer Unterredung mit Röderer soll er am 4. November 1804 gesagt haben: „Wenn ich meine Frau zur Kaiserin gemacht habe, so forderte das die Gerechtigkeit. Wäre ich, anstatt auf den Thron zu steigen, in ein Gefängniß geworfen worden, sie würde mein Unglück getheilt haben; es ist also gerecht, daß sie an meiner Größe theilnimmt." Aber die schönen Tage waren für Josephine doch vorüber. Die Versucher zur Ehescheidung waren an Napoleon schon herangetreten: seine Familie, welche Josephine haßte; Talleyrand, der Apostat und gewissenlose Politiker, welcher zu einer Verbindung mit einer badischen Prinzessin gerathen. Nach den Memoiren von Lucian Bonaparte wurde Josephine von dem Gedanken an die Möglichkeit einer Ehescheidung oft gepeinigt; von Zeit zu Zeit habe sie durch geschickte Anspielungen mehr oder weniger indirect den von ihrer Seite ganz gerechtfertigten Wunsch geäußert, ihre auf dem Rathhause geschlossene Ehe durch die kirchliche Einsegnung gefestigt zu sehen. Das habe aber Napoleon immer bis zur Krönung beharrlich verweigert.

War nun diese am 9. März 1796 vor dem Municipalbeamten der Mairie des zweiten Pariser Bezirkes in Anwesenheit von vier Zeugen geschlossene Civilehe eine giltige Ehe oder nicht? Ungiltig könnte sie vor allem genannt werden wegen Nichtbeobachtung der Tridentinischen Vorschrift, welche jede Ehe, die nicht vor dem eigenen Pfarrer und zwei oder drei Zeugen geschlossen wird, für ungiltig erklärt an den Orten, wo das Trienter Concil promulgirt ist. Die Thatsache dieser Promulgation für Paris ist zwar auch in jüngster Zeit wieder in Zweifel gezogen worden, aber ohne Grund. Wenn wir aber die Zeitverhältnisse zu Anfang 1796 ins Auge fassen, wird sich ergeben, daß es damals im allgemeinen und ganz besonders für einen General der Republik moralisch unmöglich war,

dieser Vorschrift zu genügen. Denn seit Ende 1795 war eine neue heftige Verfolgung der eidweigernden Priester eingetreten, gerade im März 1796 wurden in Frankreich allenthalben wieder treue Priester hingerichtet; die Folge war, daß sie sich in der größten Verborgenheit halten mußten. Hatten die Directoren am 21. Januar 1796 ewigen Haß dem Königthum schwören müssen, und wurde jeder Verkehr mit eidweigernden Priestern des Royalismus beschuldigt, dann war es auch für einen General der Republik in der That moralisch unmöglich, den zuständigen Pfarrer aufzusuchen. Die Civilehe Napoleons kann somit wegen der Abwesenheit des Pfarrers nicht als ungiltig betrachtet werden, da ja die Congregation zur Erklärung des Trienter Concils wiederholt erklärt hat, daß dort, wo die Gläubigen den rechtmäßigen Pfarrer nicht haben können, die Ehen, welche vor Zeugen ohne Anwesenheit des Pfarrers geschlossen werden, sowohl giltig als auch erlaubt sind, im Falle sonst nichts entgegen steht. Deutlicher noch hatte die Instruction des Cardinallegaten Caprara vom 2. Mai 1803 erklärt, daß auch diejenigen, welche zu einer Zeit, wo der Zutritt zum Pfarrer sehr schwierig oder sehr gefährlich war, die Ehe abgeschlossen hätten, der Giltigkeit derselben zu versichern seien.

Als ungiltig könnte also die erste Ehe nur dann betrachtet werden, wenn Napoleon wirklich keine unauflösliche Ehe hätte eingehen wollen, wenn er sich positiv vorbehalten, diese Ehe später wieder zu lösen. Hierfür kann aber wiederum gar kein Beweis erbracht werden. Was man auch immer von den revolutionären Ideen, welche damals die Auffassung der Ehe beherrschten und auch an Napoleon gewiß nicht spurlos vorübergingen, sagen mag, soviel steht doch fest, daß eine aufrichtige Zuneigung die Brautleute zusammenführte, daß die Ehe, abgesehen von einigen kleineren Mißhelligkeiten, eine glückliche war, daß Napoleon dieselbe nie aufgelöst hätte, wenn Josephine ihm Kinder geschenkt: den Mangel eines Thronfolgers, nicht aber den Mangel an Consens bei der ersten Civilehe hat Napoleon als Grund für die Ehescheidung angeführt.

Wenn nun nach dieser Darlegung und nach der Auffassung der Zeitgenossen die erste Civilehe wirklich als eine giltige Ehe angesehen werden muß, wie konnte dann Pius VII. am Vorabend der Krönung so unbedingt auf der Legitimirung der Ehe bestehen, da in dem Falle der Giltigkeit die kirchliche Einsegnung nur den Werth einer anzurathenden Förmlichkeit besaß? Unsere Antwort ist einfach: Wir können diese Forderung nicht als eine historische Thatsache gelten lassen, da jeder Beweis dafür mangelt. Freilich wiederholt auch Welschinger, wie so viele andere,

die bekannte Erzählung, wie Josephine sich zum Papste begibt und ihm anvertraut, daß sie nur durch die Civilehe mit Napoleon verbunden sei. Pius habe dann die kirchliche Einsegnung zur Bedingung der Krönung gemacht, und Napoleon hätte sich trotz des heftigsten Zornes gegen seine Gattin genöthigt gesehen, dem Papste zu willfahren. Aber einen Beweis dafür bringt auch Welschinger nicht. Der Vertraute des Papstes, Cardinal Pacca, schreibt in seinen Memoiren: „Der Papst war in Rom von einigen Cardinälen angegangen worden, er möge sich über die Giltigkeit der Ehe Napoleons Gewißheit verschaffen. Infolge dessen richtete der Papst an den Nuntius die Anfrage, ob Josephine die rechtmäßige Gattin Napoleons sei; denn in diesem Falle werde er auch die Kaiserin krönen. Der Cardinallegat und andere Personen des Hofes versicherten, Josephine sei die rechtmäßige Gattin des Kaisers, und auf diese Versicherung hin entschloß sich Pius, auch hierin dem Kaiser zu willfahren."[1] Damit stimmen überein die Mittheilungen Consalvi's an Metternich, ferner die ausdrückliche Erklärung des Cardinals Fesch; endlich geht aus dem ganzen Processe selbst hervor, daß Papst Pius VII. von der Einsegnung durch Fesch vorher nichts wußte, und daß Fesch dieselbe auf eine außerordentliche allgemeine Vollmacht des Papstes hin vollzogen. Daß bei der Trauung durch Fesch keine Zeugen zugegen waren, hebt Welschinger ganz richtig hervor, obgleich Prinz Napoleon, „gestützt auf seine Familientraditionen", in seiner Schrift „Napoléon et ses detracteurs" wiederum die Anwesenheit von Talleyrand und Berthier irrthümlich behauptet hat.

Die alles entscheidende Erklärung des Cardinals Fesch vom 6. Januar 1810 war zwar durch die Veröffentlichung des Sitzungs-Protokolls der kirchlichen Commission im „Correspondant" seinem Inhalte nach bereits bekannt; aber der Wortlaut der Erklärung, wie sie zu den Acten gegeben und auch von Boilesve unterzeichnet wurde, liegt jetzt erst in dem Buche von Welschinger vor. Das Actenstück lautet: „Mehrere Male hatte Ihre Majestät die Kaiserin mich gebeten, ich solle mich bei Sr. Majestät dem Kaiser für die Einsegnung ihrer Ehe bemühen, aber erst am Vorabende der Krönung ließ der Kaiser mich gegen 1 oder 2 Uhr Nachmittags rufen und sagte mir, die Kaiserin verlange absolut die kirchliche Einsegnung. Um sie zu beruhigen, habe er mich rufen lassen. Jedoch protestirte er gegen die Anwesenheit von Zeugen: er verlangte über die ganze Sache ein so vollständiges Stillschweigen, wie es bei der Beicht gefordert werde. Ich mußte

[1] Memorie storiche. Orvieto 1843. II, 133.

ihm antworten: ‚Keine Zeugen, keine Ehe.‘ Als ich nun sah, daß er darauf bestand, keine Zeugen zuzulassen, sagte ich ihm, ich sehe kein anderes Mittel, als mich einer Dispens zu bedienen. Sogleich eilte ich hinauf zum Papste: ich stellte ihm vor, daß ich sehr oft nöthig hätte, ihn um Dispensen anzugehen; er möge mir deshalb alle bewilligen, welche mir zuweilen unerläßlich wären, um die Pflichten des Großalmosenier zu erfüllen. Da der Papst meine Bitte gewährte, begab ich mich sofort zu Sr. Majestät dem Kaiser mit einem Ritual, um die eheliche Einsegnung Ihrer Majestäten vorzunehmen; es war gegen 4 Uhr nachmittags. Ungefähr zwei Tage nachher verlangte die Kaiserin ein Zeugniß über diese Einsegnung; aber da sie selbst nicht daran zweifelte, daß die Einsegnung ihr bewilligt worden zur Beruhigung ihres Gewissens, und daß über den Act das tiefste Geheimniß bewahrt werden müsse, gab ich ihr zu verstehen, daß es mir unmöglich sei, ihre Bitte zu erfüllen. Als sie mir jedoch versicherte, der Kaiser stimme der Ausfertigung des Scheines bei, glaubte ich doch ihrer Forderung willfahren zu sollen. Aber wie groß war meine Ueberraschung, als ich bei der Mittheilung an den Kaiser sehr ernste Vorwürfe zu hören bekam; er entdeckte mir, daß alles, was er gethan, keinen andern Zweck gehabt, als die Kaiserin zu beruhigen, um sich den Umständen zu fügen. Er (der Kaiser) erklärte mir, daß er im Augenblick, wo er ein Reich gründe, nicht auf directe Nachkommenschaft verzichten könne. En foi de quoi, j'ai donné la présente declaration pour valoir ce que de droit. Paris, 6. janv. 1810. J'approuve l'écriture ci-dessus: † Cardinal Fesch. Parafé Boilesve official.“ (National-Archiv A F^{IV} 1220.)

Wenn wir dieses officielle Actenstück mit dem bereits bekannten Protokoll der 11. Sitzung der kirchlichen Commission vergleichen, so deckt sich der Inhalt vollkommen, nur die Antwort des Papstes wird in dem Protokoll ausdrücklicher und bestimmter gegeben: „Ich gebe Ihnen alle Vollmachten, welche ich geben kann.“ Dafür lernen wir aber aus der obigen Erklärung einen Nebenumstand kennen, der bisher nicht bekannt war, nämlich daß der Cardinal die Einsegnung nach dem Ritual vornahm. Nach der Formel, welche Welschinger angibt, hat der Cardinal eine vollständige Consenserklärung abgeben lassen[1]. Bei den Acten liegen

[1] Le cardinal s'adressant à Napoléon, lui dit: „Sire vous déclarez reconnaître et jurez devant Dieu et en face de sa sainte Église, que vous prenez maintenant pour femme et légitime épouse, Josephine-Rose Tascher de la Pagerie, veuve Beauharnais, ici présente?“ Et l'Empereur répondit oui. L'offi-

noch die vereidigten Aussagen von Berthier, Duroi und Talleyrand, welche ziemlich übereinstimmend erklären, der Kaiser habe sich durch die eheliche Einsegnung am Vorabend der Krönung nicht binden wollen, deshalb keine Oeffentlichkeit u. s. w. zugelassen. Talleyrand erklärt, daß vor dem Monat December 1804 Se. Majestät der Kaiser und König mehrere Male seinen unveränderlichen Entschluß geäußert habe, kein religiöses Band seiner Civilehe hinzuzufügen: dieser Entschluß sei der Voraussicht möglicher Umstände entsprungen, welche ihn nach seiner Meinung verpflichten könnten, alle seine persönlichen Neigungen zum Opfer zu bringen.

Nach diesen Actenstücken ergibt sich die Antwort auf die Frage, welchen Werth diese kirchliche Einsegnung beanspruchen kann. Wenn wir diese Einsegnung als neue Eheschließung betrachten, so scheint die Giltigkeit zweifelhaft, und es könnte dieselbe nur nach dem allgemeinen Grundsatze behauptet werden, daß in zweifelhaften Fällen an der Giltigkeit des Actes festgehalten werden muß. Nicht als ob wir daran zweifelten, daß dem Cardinal durch die großen, ganz außerordentlichen Vollmachten für sein Amt als Almosenier die nothwendigen Dispensen von seiten des Papstes zu theil geworden, sondern weil aus den Umständen und den ausdrücklichen Aussagen wirklich ein Beweis für eine fictio consensus, ein bloß äußerliches Jawort, erbracht erscheint.

Trotz Civilehe, trotz kirchlicher Einsegnung war die Ehescheidung bei Napoleon beschlossene Sache, sobald er sich von ihrem größeren Nutzen überzeugt hatte. Wie wir aus den Depeschen von Metternich erfahren, erscheint bei Napoleon der erste Gedanke an die Ehescheidung gegen Ende des Jahres 1807. Aus demselben Jahre befindet sich im Pariser Nationalarchiv eine Liste von heiratsfähigen Prinzessinnen: zuerst aus den katholischen Häusern, an ihrer Spitze Oesterreich mit Marie Louise, Tochter des Kaisers, 16 Jahre alt; dann aus nichtkatholischen Häusern, an ihrer Spitze „Rußland (griechische Religion), Catharina-Paulowna, Schwester des Kaisers, 19 Jahre 7 Monate alt"; den Schluß bildet Dänemark mit drei Prinzessinnen. Nach den Memoiren Lucian Bonaparte's (3, 82) machte Napoleon den Versuch, Lucian zur Scheidung von seiner 1802 geehelichten Frau (Witwe eines Herrn Jouberthon) zu bewegen. Napoleon erinnerte seinen Bruder daran, daß jede Verbindung von Mitgliedern der

---

ciant continua: „Vous promettez et jurez de lui garder fidélité en toutes choses, comme un fidèle époux le doit à son épouse, selon le commandement de Dieu?" Et l'Empereur répondit oui. Dieselbe Formel für die Kaiserin. Dann sprach der Cardinal feierlich das Ego conjungo vos . . .

kaiserlichen Familie ohne seine Einwilligung nichtig sei. Lucian vertrat den Standpunkt der Ehre und der Pflicht seiner Frau und seinen Kindern gegenüber. Napoleon drängte immer mehr, endlich gestand er, daß ihm die Ehescheidung seines Bruders ganz besonders erwünscht sei, um den schlechten Eindruck seiner eigenen Ehescheidung, die beschlossene Sache sei, zu vermindern. Er bot Lucian die Krone von Neapel, dann die von Italien an, endlich alles, was er nur wünsche: alle Anträge scheiterten an der entschiedenen Weigerung Lucians.

Durch einen Beschluß des gefügigen Senats ließ dann Napoleon am 16. December 1809 seine Ehe mit Josephine für gelöst erklären. Wie auch Welschinger hervorhebt, hat Metternich seinen ganzen Einfluß aufgeboten, um die Tochter des Kaisers, Marie Louise, an die Stelle Josephinens zu bringen. Freilich sah er gleich, daß sein Herr, der Kaiser, nie in die Heirat einwilligen werde, wenn die Ungiltigkeitserklärung der ersten Ehe nicht von den kirchlichen Behörden ausgesprochen werde. Darüber blieb man auch in Paris nicht im unklaren. Deshalb die Bemühungen, welche am 22. December 1809 beginnen, eine günstige Erklärung von den kirchlichen Behörden zu erlangen. Wer war nun die zuständige kirchliche Behörde? Nur der Papst. Nicht als ob die große Machtvollkommenheit dem Papste gestattete, eine wirklich giltige Ehe aufzulösen, das geht über die Gewalt des Papstes; aber nur der Papst ist nach altem Brauch für die Fürsten die Instanz, zu entscheiden, ob die vorgegebene Nichtigkeit einer Ehe gegründet ist oder nicht. Für Privatleute genügen in den meisten Fällen die bischöflichen Instanzen. Mit wie großem Rechte die Päpste die Ehesachen der regierenden Fürsten sich vorbehalten, das zeigt auch der Verlauf der Verhandlungen, welche in Paris bei dem kirchlichen Officialat geführt wurden.

Man hatte bereits Kunde erhalten, daß das Pariser Officialat auf die Einladung des Kaisers am 6. Oktober 1806 die Ungiltigkeit der Ehe des Jérôme Bonaparte mit Elisabeth Paterson ausgesprochen habe, obgleich der Papst wiederholt mit der größten Entschiedenheit an Napoleon geschrieben, es sei ihm unmöglich, weil gegen sein Gewissen, diese Ehe für ungiltig zu erklären. Der Official der Diöcese von Paris, Pierre Boilesve, hatte nach Anhörung des Abbé Rudemare, Promotors der Diöcese, als Grund für die Ungiltigkeitserklärung der Ehe Bonaparte-Paterson die Unterlassung von wesentlichen, durch die heiligen Canones und die Gesetze der gallicanischen Kirche vorgeschriebenen Formen angegeben. Nach solchen Erfahrungen war vom Papste wenig oder nichts, von dem Pariser Offi-

cialat alles zu erwarten, zumal dieselben Officiale Boilesve und Rudemare noch ihres Amtes walteten. Als der Erzkanzler des Kaiserreiches, Cambacérès, ein charakterloses Subject, der früher auch für den Tod seines Königs innerhalb 24 Stunden gestimmt und gewirkt hatte, die Ehesache des Kaisers vor das Officialat brachte, erklärte sich dieses zwar für incompetent, ließ sich aber durch eine Erklärung der vom Kaiser ernannten kirchlichen Commission als competent für die Ehesache ebendesselben Kaisers erklären. Diese Erklärung der kirchlichen Commission[1] ist unterzeichnet von den Cardinälen Maury, Caselli und den Bischöfen von Tours, Verceil, Evreux, Trèves und Nantes; sie überraschte den Abbé Rudemare insofern, als „sie eine Bestimmung über einen Punkt enthielt, in betreff dessen die Commission gar nicht gefragt worden, nämlich daß, im Falle der Nichtconsens vollständig bewiesen würde, die Ehe alles Rechtens ungiltig sei!“ Der Official schritt nun zum Verhör der Zeugen, und dieses Zeugenverhör wird von Welschinger vollständig aus den Acten des Nationalarchivs veröffentlicht.

Das Verhör erstreckt sich aber leider nur auf die Einsegnung vor der Krönung, nicht auch auf die 1796 geschlossene Civilehe, welche doch von ganz Paris als giltig angesehen wurde, wie Rudemare ganz richtig dem Erzkanzler bemerkt hatte. Und hier liegt eine Pflichtverletzung des Officials vor, daß er, anstatt eine nähere Untersuchung über die 1796 geschlossene Ehe zu verlangen, sich durch eine ausweichende Antwort des Kanzlers von seinem Vorhaben abbringen läßt.

Wie bekannt, fällte der Official Boilesve am 8. Januar 1810 das Urtheil: Die Ehe ist nicht wegen Mangels an Consens, sondern wegen Nichtanwesenheit des Pfarrers und der Zeugen ungiltig. Rudemare appellirte als Defensor matrimonii an das Metropolitangericht. Am 11. Januar erklärte sich der Promotor des Metropoliticum, Abbé Corpet, gegen die Appellation: Die Umstände, zum Papste zu kommen,

---

[1] Nous soussignés ... déclarons, après une mûre délibération et à l'unanimité ...

1° Qu'à défaut de consentement, prouvé juridiquement par-devant le tribunal compétent, le mariage contracté entre Sa Majesté l'Empereur et Roi et Sa Majesté l'Impératrice Joséphine est nul de plein droit;

2° Que cette cause est de la compétence ordinaire de l'Officialité diocésaine;

3° Qu'après la sentence de l'official diocésain, il sera nécessaire, pour épuiser les degrés de juridiction, d'en interpeller appel à l'Officialité métropolitaine et ensuite à l'Officialité primatiale de Lyon."

sind nicht günstig [1], deshalb genügt die Competenzerklärung der Prälatencommission. Der Papst konnte dem Cardinal nicht die Vollmachten bewilligen, um welche dieser gebeten, weil er ihn nur um Vollmachten bat, welche nothwendig für sein Amt als Großalmosenier seien; dieses Amt scheine sich nicht auf die pfarramtlichen Functionen auszudehnen. „Wir sehen seit Ludwig XIV. die Pfarrer der betr. Pfarreien den pfarramtlichen Functionen, welche die Großalmoseniers in den königlichen Häusern ausübten, beiwohnen . . . Aus Achtung für Se. Majestät werde ich den zweiten Punkt (den Mangel an Einwilligung) nicht besprechen, da der erste mir hinreichend erscheint." Also wenn der Almosenier, der gewöhnlich die pfarramtlichen Functionen beim Hofe vornimmt, zum Papste kommt und bittet um alle irgendwie nothwendigen Vollmachten, und der Papst sagt: Ich gebe alle Vollmachten, die ich nur geben kann, so genügte das alles nicht, um die nothwendige Dispens als gegeben zu betrachten?

Der Promotor des Metropolitangerichtes, Corpet, spricht zum Schluß den Wunsch aus, die Sache möge größerer Sicherheit halber vor das Primatialgericht nach Lyon gebracht werden. Das scheint nicht geschehen zu sein, vielleicht weil Fesch mit der Entscheidung sich nicht befassen wollte. Das endgiltige Urtheil fällte somit der Official des Metropolitangerichts, Abbé Lejeas, welcher die Appellation verwarf, die Ehe für ungiltig erklärte, sowohl wegen Nichtbeachtung der vom Tridentinum und den königlichen Ordonnanzen erforderten Bedingungen als auch wegen Mangels an Einwilligung; letzterer sei erwiesen durch die vielfachen Erklärungen des Kaisers und die absichtliche Auslassung wesentlicher Formen. Dann bekämpft Lejeas die Motivirung der Appellation, nämlich daß die Parteien nicht verpflichtet worden seien, ihre Ehe zu rehabilitiren, mit folgenden Gründen: 1) Weil ein Mangel an wirklicher Einwilligung vorhanden, sei die Nichtigkeit der Ehe irreparabel. 2) Nach allen Gesetzen des Kaiserreiches, insbesondere nach Art. 54 des Gesetzes vom 18. Germinal, der die organischen Artikel des Concordates enthalte, können die Diener des katholischen Cultus die eheliche Einsegnung nur denen zu theil werden lassen, welche in guter Form sich ausweisen, daß sie ihre Ehe bereits vor dem Civilbeamten geschlossen haben; nun aber ist der Civilcontract Ihrer Majestäten durch den Senatsbeschluß vom 16. December feierlich aufgelöst, und da diese Auflösung durch höchst wichtige, nothwendigerweise unveränderliche Gründe

[1] Das hing nur von Napoleon ab: er hatte als Kerkermeister jeden Augenblick Zutritt zu seinem Opfer.

veranlaßt worden, so wird es in der Folge unmöglich, die Rehabilitation des religiösen Bandes auf vorherige Existenz eines Civilcontractes zu stützen, der nicht mehr statt haben kann.

In diesem Endurtheil hat man mit der Wahrheit wie mit Kegeln gespielt: ein abschreckendes Beispiel von Kriecherei vor dem Imperator. Das Urtheil behauptet, der Diöcesanofficial habe sich auch auf die Nichteinwilligung des Kaisers gestützt: weder Rudemare noch Boilesve haben das gethan; ebenfalls will sich der Metropolitanpromotor auf die Discussion dieser Frage aus Rücksicht für den Kaiser nicht einlassen. Aber der Kaiser wünschte diesen Grund im Urtheil zu sehen, also wird er hineingesetzt. Noch unzureichender ist die Abweisung der Appellation begründet: man beruft sich nicht allein auf die organischen Artikel, welche die Kirche nie anerkannt, sondern man gibt diesen eine Erweiterung, welche die Ehescheidung vollständig in die Hände der Civilbeamten spielt. Ist der Civilcontract unabänderlich gelöst, dann darf an eine Rehabilitation der Ehe nicht mehr gedacht werden, weil ohne Civiltrauung keine eheliche Einsegnung erlaubt ist. Ein solches richterliches Urtheil ist ganz würdig eines gallicanischen Hofprälaten, dem der Staat alles, die Kirche sehr wenig zu bedeuten hat. Der Richter Lejeas, damals Administrator des Erzbisthums Paris, erhielt zur Belohnung das Bisthum Lüttich. Er veranlaßte am 12. Januar 1811 eine Zustimmungsadresse seines Capitels an den Metropolitanclerus von Notre-Dame, welcher den Abbé Astros öffentlich getadelt für die Bekanntmachung eines Breves Pius' VII., worin dem Cardinal Maury die Besitzergreifung des Erzbisthums Paris verboten wurde. Zwei seiner Domherren weigerten sich, die Adresse zu unterzeichnen. Bischof Lejeas beklagte sich darüber und rief den Polizeistock an, nämlich den Präfecten von Lüttich, „der meine Stütze ist, mein Trost in allen Leiden, welche ich bei diesen Menschen mit ihren ultramontanen Ideen zu erdulden habe"! —

Hätte man in Wien dieses formlose Verfahren in seiner ganzen Ausdehnung gekannt, so hätten sich die dortigen kirchlichen Behörden sicherlich noch viel länger gegen die Giltigkeit der Ehescheidung gesträubt, als dies ohnehin schon der Fall war. Daß sich Napoleon für diejenige Prinzessin entschieden, welche auf der oben angeführten Liste an erster Stelle genannt wird, Marie Louise, Tochter des Kaisers, war gegen Ende 1809 in den Kreisen der Eingeweihten kein Geheimniß mehr. Nach der Autobiographie Metternichs ist es Napoleon, der auf einem Maskenball beim Erzkanzler Cambacérès die erste Eröffnung macht, und zwar der Frau

Metternichs. Auf den Bericht Metternichs hin verlangte der Kaiser vor der Entscheidung die Einwilligung seiner Tochter. „Ich begab mich auf der Stelle zur Erzherzogin Marie Louise“, so erzählt Metternich, „und legte ihr einfach den Fall vor, ohne Umschweife und Phrasen, weder für noch gegen den Vorschlag. Die Erzherzogin hörte mich mit ihrer gewohnten Ruhe an, und nach einem Augenblick der Ueberlegung fragte sie mich: ‚Was will mein Vater?‘ Der Kaiser, entgegnete ich, hat mich beauftragt, Euere kaiserliche Hoheit zu befragen, was Sie in einem für das Schicksal Ihres Lebens so wichtigen Falle zu entscheiden gedenken. Fragen Sie nicht, was der Kaiser will, sagen Sie mir, was Sie wollen. ‚Ich will nur, was zu wollen meine Pflicht ist,‘ erwiederte die Erzherzogin; ‚wo es sich um das Interesse des Reiches handelt, ist dies Interesse zu Rathe zu ziehen und nicht mein Wille. Bitten sie meinen Vater, seine Herrscherpflichten zu befragen und dieselben keinem an meine Person geknüpften Interesse unterzuordnen.‘“ Der Kaiser habe dann in Rücksicht auf die Wohlfahrt der Monarchie den Auftrag gegeben: „Senden Sie einen Courier nach Paris und melden Sie, daß ich die Bewerbung um die Hand meiner Tochter annehmen werde, unter dem ausdrücklichen Vorbehalte jedoch, daß weder von der einen noch von der andern Seite irgend eine Bedingung daran geknüpft werde; es gibt Opfer, die durch nichts, was einem Handel nahe kommt, befleckt werden dürfen.“ [1]

Etwas anderes besagen aber die Depeschen und Privatbriefe des österreichischen Politikers. Metternich läßt am 25. December 1809 dem Fürsten Schwarzenberg Instructionen zukommen für den Fall einer französischen Werbung um eine österreichische Erzherzogin, in betreff deren er (Metternich) bereits von dem französischen Gesandten de Laborde sondirt worden. Der dritte Punkt empfiehlt im Gegensatz zu den obigen Worten des Kaisers „die möglichst genaue Präcision der Vortheile, welche Frankreich für den Fall einer Familienverbindung Oesterreich anbieten würde“ [2]. Am 14. Februar schreibt Metternich an Schwarzenberg, daß es durch das Zustandekommen der Heirat „unserem erlauchten Herrn vorbehalten sein könnte, eine hervorragende Rolle in der Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten zu spielen. Wir könnten dann nicht nachdrücklich genug betonen, daß unser Herr, der Kaiser, indem er seine erlauchte Tochter in ein fernes Land schickt, die vollständigste Garantie für die Ruhe seines Gewissens erhält.“

---

[1] Metternichs Papiere. I, 98. [2] A. a. O. II, 318.

Der Kaiser konnte sich allerdings in seinem Gewissen beunruhigt fühlen, sein Kind einem dem Kirchenbanne verfallenen Gewalthaber zu überantworten, dessen Frevlerhand noch im Augenblicke der Werbung schwer auf der geheiligten Person des Stellvertreters Christi lastete, zumal von dem Erzbischofe von Wien ernste Bedenken gegen die Giltigkeit der Ehescheidung erhoben wurden. Erzbischof von Wien war damals Graf Sigismund Hohenwart, der bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu diesem Orden angehört hatte. Seit 1803 Erzbischof, stand er zur Zeit der Napoleonischen Ehewerbung bereits in seinem 80. Lebensjahre. Trotz dieses hohen Alters trat er, besonders im Anfang, entschieden auf. Am 28. Februar schreibt der französische Gesandte Graf Otto nach Paris: „Seit drei Tagen ist der Minister des Auswärtigen in Unterhandlung mit dem Erzbischof von Wien, um seine Bedenken in betreff der Richtigkeit der ersten Ehe Sr. Majestät zu heben. Dieser Prälat besteht auf seiner Meinung, daß er die eheliche Einsegnung nicht vollziehen könne, bevor er die Acten eingesehen. Was sollte es werden, wenn der Prälat anderen Grundsätzen folgte als denjenigen, welche die Grundlage für das Urtheil unserer Officialität bilden, und sich bemüßigt fände, dasselbe umzustoßen? Der Minister hat mehrere fruchtlose Unterredungen mit dem Erzbischof gehabt, der diese Sache vor sein Tribunal ziehen will. Der Kaiser selbst ist sehr beunruhigt." Metternich habe am 24. Februar ihm, dem Gesandten, erklärt, die Ceremonie werde trotz der Opposition des Erzbischofes stattfinden, aber „am folgenden Tage war Metternich vom Gegentheile überzeugt" [1].

Der Erzbischof verlangte nämlich zuerst die Beantwortung mehrerer Fragen, über die er vollkommene Beruhigung haben müsse, wenn von ihm verlangt werde, dem zu schließenden Ehebündnisse den kirchlichen Segen zu ertheilen. Unter anderem verlangte der Kirchenfürst zu wissen: „Nach welchen Gesetzen und unter welchen Förmlichkeiten ist seiner Zeit die Verbindung zwischen Napoleon und Josephine Beauharnais abgeschlossen worden? War es bloß ein Civilcontract, oder hat die Kirche dabei intervenirt? Hatte der Civilcontract, wenn es ein solcher war, eine unauflösliche Verbindung im Auge oder eine solche, die unter gewissen Bedingungen wieder zu trennen war? Wenn bloß ein Civilcontract stattgefunden, wurde derselbe vor der durch den Heiligen Vater vorgenommenen Krönung erneuert oder bekräftigt? Aus welchem Titel fand die Auflösung des

[1] Imbert de Saint-Amand S. 130 f.

bürgerlichen Ehebandes statt, und unter Beobachtung welchen Vorganges hat die kirchliche Behörde die Nichtigkeit desselben ausgesprochen?"[1] So geartet waren die Bedenken, welche Metternich am 24. Februar dem französischen Gesandten vorlegen mußte.

Der französische Gesandte erklärte sofort, die Ehe Napoleons „sei ohne alle kirchliche Intervention und als eine unbedingt auflösliche eingegangen worden und später nicht, wie manche andere Ehen, mit Beobachtung der kirchlichen Form erneuert worden". Mit einer solchen Erklärung konnte sich der Erzbischof natürlich nicht zufrieden geben. Er wandte sich deshalb am 28. Februar in einem eigenhändigen Schreiben direct an Kaiser Franz. Dieses für die Stellung des Erzbischofs charakteristische Schreiben lautet:

„Noch bis diese Stunde habe ich keinen gesetzmäßigen, mich im Gewissen vor Gott, vor der Kirche und vor der Welt sichernden Beweis, daß der erste sog. Civil-Ehe-Vertrag zwischen dem Kaiser Napoleon und der Kaiserin Josephine nur eine zeitlich auflösbare und nicht eine lebenslängliche eheliche Verbindung zum Gegenstand, zum Inhalt, zur Bedingniß des Vertrages gehabt habe. Hat dieser Civilvertrag ein Wort, eine Aeußerung enthalten, welche dahin deuten kann, daß sich die Contrahenten nicht auf ewig und lebenslänglich zur ehelichen Gesellschaft verbinden wollen, so ist die vorgegebene Ehe ganz sicher von jeher, und so lange sie so bleibt, ungiltig, es mag was immer für eine kirchliche Handlung darüber kommen. Im Gegentheile, wenn dieser natürliche oder Civilcontract eine lebenslängliche, unauflösbare Verbindung ausdrückt und sonst kein natürliches oder bürgerliches Hinderniß dabei eintritt, so bleibt er giltig, wird auch von der Kirche insgemein als eine giltige, echte, unauflösbare Ehe anerkannt, ungeachtet keine kirchliche Handlung, kein geistliches Band dazwischen kommt. So erkennt die katholische Kirche die Ehen der Heiden, der Protestanten u. s. w. als giltige, echte Ehen. Dies vorausgesetzt, da bis nun mir der Grund der bürgerlichen und geistlichen Behörde in Frankreich, aus welchem sie die Nullität und Ungiltigkeit der Ehe Napoleons erklärt haben, ordentlich, überweisend, authentisch nicht bekannt ist, so bin ich nicht im Stande, die bevorstehende Ehe mit der Erzherzogin Louise einzusegnen, um nicht das heilige Sacrament der Gefahr der Nullität, das Brautpaar in eine gefährliche, wankende, vielen Witzeleien, Klügkreien ausgesetzte Lage zu setzen. Infolge dieser meiner Ver-

[1] v. Helfert, Marie Louise. S. 98, vollständig S. 360.

legenheit bitte ich Ew. Majestät, daß, wenn das motivirte Urtheil über die Nullität der ersten Ehe nicht vor dem für die Einsegnung bestimmten Tage eintreffen sollte, Allerhöchstdieselbe entweder durch die hohe Kanzlei der auswärtigen Geschäfte oder durch die böhmisch-österreichische oder durch die oberste Justizstelle die Versicherung geben lassen: daß die Ungiltigkeit des natürlichen und civilehelichen Vertrages zwischen dem Kaiser Napoleon und der Kaiserin Josephine ordentlich und rechtmäßig sei anerkannt und publicirt worden; so werde ich getroster, sicherer zu Werke gehen und mich und das Brautpaar keiner Gefahr aussetzen." [1]

Es war nun an dem französischen Gesandten, bestimmtere authentische Erklärungen zu geben. Am 3. März meldet Otto nach Paris: „Heute endlich sind wir von den Bedenken des kirchlichen Commissärs befreit. Sieben lange Tage und einige Nächte wurden auf die Durchstöberung der Collection des Moniteurs und des Bulletin des lois verwandt, um die Richtigkeit der ersten Ehe Sr. kaiserlichen Majestät darzuthun. Nichts konnte das ängstliche Gewissen des Erzbischofs beruhigen . . . Nach vielen Verhandlungen und nach fast gänzlicher Aenderung des Schriftstückes, dessen Unterzeichnung man von mir verlangte, habe ich heute (3. März) eingewilligt, das Schriftstück zu übergeben, aber unter der ausdrücklichen und vom Minister unterzeichneten Bedingung, daß dieses Papier nur dem Erzbischof zur Hebung seiner Skrupel gezeigt werden und in keinem Falle veröffentlicht werden dürfe." [2]

Dieses Actenstück liegt seinem Wortlaut nach vor. Der Gesandte erklärt, die Urtheile der Pariser Officialität selbst gesehen und gelesen zu haben. Nach diesen Urtheilen sei die Ehe für ungiltig erklärt worden, weil der Abschluß unter Vernachlässigung wesentlicher von der Kirche geforderten Formen geschehen sei. Außerdem sei nach den zur Zeit des Abschlusses geltenden Gesetzen jede Eheschließung auf Grund der beliebigen Auflösbarkeit erfolgt. Durch diese Erklärung wurde der Erzbischof zufriedengestellt. Nur verlangte er noch einen authentischen, mit einer kaiserlichen oder einer andern staatlichen Anerkennung versehenen Auszug. Dies wurde durch Cabinetsschreiben vom 3. März gewährt.

Daß sich der Erzbischof schon beruhigte, läßt sich entschuldigen mit dem hohen Alter des Prälaten, dem von allen Seiten so scharf zugesetzt

[1] Bei Helfert S. 361.
[2] Bei Imbert de Saint-Amand S. 134.

wurde, und aus der drängenden kritischen Lage. Richtig war es aber nicht. Er hörte auf den Grund, daß zur Zeit des Abschlusses nach dem geltenden Gesetze jede Eheschließung auf Grund der beliebigen Auflösbarkeit erfolgt sei. Mußte nicht aber trotz des geltenden Gesetzes für jede einzelne Ehe der Mangel an der nothwendigen Einwilligung, nämlich die ausdrücklich gemachte Bedingung der Lösbarkeit, nachgewiesen werden, falls die Ehe getrennt werden sollte? Jedenfalls war nur der Papst für Napoleons Ehesache die zuständige kirchliche Behörde; der Papst hatte aber nicht gesprochen, der Papst mußte mithin um Entscheid angegangen werden. Das alles setzte aber eine Klarheit in der Erkenntniß der kirchlichen Rechte voraus, welche wir in der kirchlich so unklaren Zeit vermissen, das alles forderte eine so heldenhafte, nachhaltige Entschiedenheit, wie sie in der josephinischen Periode nicht zu erwarten war.

Rückblickend auf den Gang unserer Darstellung können wir wohl als Gesammtresultat folgende Sätze aufstellen. Was die erste Civilehe anbelangt, welche am 9. März 1796 zwischen Napoleon und Josephine vor den Civilbehörden eingegangen wurde, so muß dieselbe mit sehr großer Wahrscheinlichkeit, wenn nicht mit Sicherheit, für eine wirklich giltige Ehe gehalten werden. Der Werth der kirchlichen Trauung aber, insofern dieselbe eine an und für sich nichtige Ehe hätte revalidiren sollen, ist insoweit von keiner Bedeutung, als der Beweis für eine nur erheuchelte Willenszustimmung erbracht scheint. Das endgiltige Urtheil des Pariser kirchlichen Gerichtes endlich kann keinen Anspruch auf Rechtsgiltigkeit machen, denn außer dem Mangel der Competenz — da der Papst in jedem Augenblick zur Verfügung stand — sind die beigebrachten Gründe gegen die Ehe zum Theil nicht stichhaltig, die Begründung aber für die Abweisung der Appellation ganz unhaltbar. Nehmen wir jetzt zu alle dem die vielen Gründe hinzu, welche für die Giltigkeit des ersten Civilabschlusses sprechen, so müssen wir die Ehescheidung Napoleons als eine innerlich und äußerlich hinfällige bezeichnen.

Stellen wir schließlich noch die Schuldfrage, so trifft die größte Schuld in dieser Tragödie — eine Tragödie ist es ja mit ihrem ergreifenden Abschluß auf St. Helena und in Schönbrunn, wo der jugendliche Herzog von Reichstadt sein frühes Grab fand — ohne Zweifel den Imperator selbst. In seinem maßlosen Egoismus trat er alles Recht mit Füßen, auch das Recht der Frau, die in schwereren Tagen ihr Glück an das seine geknüpft. Eine weitere Schuld trifft auch kirchliche Behörden, nicht den Papst, der als Gefangener Napoleons in Savona von aller

Welt abgeschlossen darbte, und dem man nie eine diesbezügliche Frage vorzulegen wagte, auch nicht so sehr den Erzbischof von Wien, der freilich das kirchliche Recht nicht scharf genug betonte, schließlich jedoch nach langen ängstlichen Verhandlungen mit frivoler Ungenirtheit betrogen wurde; wohl aber trifft die Schuld die kirchlichen Behörden in Paris, insbesondere den Metropolitanofficial, der als gallicanischer Hofprälat das Recht der Kirche sich beugen ließ vor dem Willen des Staatsidols.

B. Duhr S. J.

Die Elektricität beginnt den Schleier zu lüften.

Auf der Schaubühne der Physik steht seit einigen Jahren die Elektricität hochaufragend im Vordergrund. Bis vor kurzem, ehe Herr Professor Hertz mit seinen Arbeiten über die „Strahlen der elektrischen Kraft" bahnbrechend vor die Oeffentlichkeit getreten war, verdankte die Elektricität diese bevorzugte Stellung nur den praktischen Vortheilen, welche ihr die Technik abzuringen gewußt hatte und welche man ihr in Zukunft noch in weit höherem Maße abzuringen hoffte. Wissenschaftliches Interesse bot sie weniger als Mechanik, Akustik, Licht und Wärme, weil sie hartnäckig jede bestimmte Auskunft über ihr wahres Naturell verweigerte und wie ein Nebelgebilde verschwommen und trübe vor den Geist sich hinstellte.

Während sie aus Tausenden von Glühlampen, aus Hunderten von Bogenlampen eine Fülle des Lichtes über Straßen und öffentliche Plätze der Großstädte ergoß, Theater und Bahnhöfe, Fabriksäle und weite Versammlungsräume durchleuchtete, und während sie, lichten Sternen gleich, vom Deck der Seedampfer weithin über die umnachteten Meere ihre Lichtstrahlen sandte und die Helle der Mittagssonne in die Grubenräume der Bergwerke tief unten im finstern Schoße der Erde hinabzauberte, hüllte sie sich selbst nach wie vor in undurchdringliches Dunkel. Auf die Frage: Was ist Elektricität? hatte kein Physiker eine bestimmte, klare Antwort. An Vermuthungen fehlte es allerdings nicht; auch annehmbare Vorstellungen über den Körperzustand, welchen wir Elektricität

nennen, wurden gar manche zurechtgelegt. Es mangelte aber diesen bis jetzt jede objective Bestätigung, jede experimentelle Begründung.

Wohl war unsere Kenntniß über die Elektricität geläuterter, als vor fünf Decennien. Nachdem die besonderen Fluida, aus denen man früher die Elektricität bestehen ließ, den culturhistorischen Antiquitäten zugewiesen worden waren, hatte man sich daran gewöhnt, wie das Licht und die Wärme, so auch die Elektricität als eine bestimmte Energieform der Körper zu betrachten. Unter Energie versteht man, wie bekannt, nichts anderes als einen Zustand der Bewegung oder der Spannung (d. h. irgend einer gezwungenen Lage), in welchem bald ganze Körper, bald nur deren Theile sich befinden und durch welchen sie befähigt werden, in anderen Körpern Bewegungen oder Verschiebungen der verschiedensten Art hervorzurufen. Es bestehen aber zwischen dem Energiezustande eines Körpers und den von ihm vermittelst desselben zu bewirkenden Veränderungen ganz bestimmte, allgemeingiltige, gesetzmäßige Beziehungen, welche die Mechanik genau festgesetzt hat. Gerade diese Beziehungen geben sich nun nicht allein in den Erscheinungen des Lichtes und der Wärme auf die deutlichste Weise zu erkennen, sondern ebenso auch in den elektrischen Erscheinungen. Eine solche Uebereinstimmung berechtigte und drängte dazu, die Erscheinungen der Wärme, des Lichtes, der Elektricität in gleicher Weise als mechanische Vorgänge aufzufassen. Die großen Erfolge, deren die theoretische Physik in der kurzen Zeit sich rühmen kann, seit welcher sie unter diesem einheitlichen Gesichtspunkte alle physikalischen Erscheinungen zu betrachten anfing, legen das sprechendste Zeugniß für den objectiven Werth dieser Auffassungsweise ab.

Die consequente Anwendung der Energiegesetze auf die Elektricität ermöglichte nicht nur, den Verlauf der einzelnen elektrischen Vorgänge mit der größten Schärfe quantitativ zu verfolgen und vorauszubestimmen, sondern auch die gesammte Elektricitätslehre in einheitlich wohlgegliederter Fassung übersichtlich und durchsichtig darzustellen. Es geschieht dieses bekanntlich in der elektrischen Potentialtheorie. Während so Theorie und Technik dazu gelangten, die Wirkungen der Elektricität vollständig zu beherrschen, und während diese Wirkungen völlig lenksam den Erfordernissen der Groß- und Kleinindustrie, des Verkehrs und der häuslichen Bequemlichkeit sich anpassen ließen, so daß ihre praktische Verwerthung in wenig Jahren eine erstaunliche Mannigfaltigkeit und Ausdehnung gewinnen konnte, blieb ihre Ursache, die Elektricität selbst, dennoch ein tief verschleiertes Geheimniß.

Wenn wir auch die Elektricität in die Rubrik der Energieformen einzufügen gelernt haben, so ist damit nur der Bezirk, innerhalb dessen wir die Erklärung der Elektricität zu suchen haben, enger abgesteckt worden. Eine Erklärung ist damit keineswegs gegeben. Denn, worin die elektrische Energie bestehe, ob in Bewegung oder in Spannung, und wenn das eine oder das andere, in welcher Art der Bewegung oder Spannung, wissen wir noch nicht; es bleibt uns noch verborgen, wer der Träger dieses Energiezustandes sei, ob nur die Molekeln oder nur die Atome oder nur der Aether, oder aber diese Stoffindividuen zusammen. Solange diese Fragen nicht beantwortet sind, ist uns die Form der elektrischen Energie, die Ursache der elektrischen Erscheinungen, nicht hinlänglich bekannt. Sofern der Schein nicht trügt, können wir indessen hoffen, der Lösung dieser Fragen heute dank einer Reihe ausgezeichneter Arbeiten des genannten Physikers mit einem Rucke ganz nahe gebracht worden zu sein. Herr Hertz, seit kurzem Professor in Bonn, hat es nämlich verstanden, durch ebenso geistreich ausgedachte als geschickt ausgeführte Experimente der Elektricität so bedeutungsvolle Antworten auf seine Fragen zu entlocken, daß der Schlüssel zur Eröffnung des Geheimnisses gefunden zu sein scheint. Es sei uns gestattet, über diese Entdeckungen und ihre Tragweite, entsprechend dem Charakter dieser Zeitschrift, den Leser zu orientiren. Wir recapituliren zunächst die Hauptetappen des Entdeckungsganges [1].

Geeignete Zeitumstände. Die Geschichte der inductiven Wissenschaften bietet zahlreiche Belege für den Satz, daß eine auch noch so bedeutende Entdeckung nur dann fruchtbringend und den Fortschritt der Wissenschaft mächtig förderud wirkt, wenn sie zur richtigen Zeit einem wohlvorbereiteten Boden anvertraut wird, d. h. wenn sie in eine Zeit fällt, wo die Geister für das Verständniß ihrer Bedeutung reif sind und die Entwicklung der Wissenschaft in ein Stadium getreten ist, das zur weitern Verwerthung der Entdeckung herausfordert. Dieses lehren neuerdings die Erfolge des Herrn Hertz. Längst schon kannte man Oscillationen und Schwingungen der Elektricität, zumal bei der Entladung der Leidener Flaschen. Feddersen hatte dieselben in sprechenden Bildern durch Photographie des Entladungsfunkens fixirt und sogar die Dauer der einzelnen Oscillationen gemessen. Im Jahre 1870 stellte Herr von

[1] Herr Hertz veröffentlichte seine Forschungen in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie und in Wiedemanns Annalen der Physik und Chemie. Die erste Publication fällt in den Mai 1887, die letzte in den Juni 1889.

Bezold Untersuchungen über die elektrische Entladung an, wie sie auch Herrn Hertz zu seinen Entdeckungen dienten, und gelangte damals schon zu Ergebnissen, welche diejenigen des letztern wie im Keime enthielten. So hatte sich noch eine Reihe anderer Arbeiten vereinzelt auf der Bildfläche physikalischer Forschung gezeigt, die alle mehr oder weniger auf dasselbe Ziel lossteuerten. Sie fanden aber nicht jene Beachtung, welche sie der Natur der Sache nach verdient hätten, und vermochten die Fachgenossen zum weitern Verfolgen dieses aussichtsvollen Gegenstandes nicht anzuregen. Es wurde demselben ja selbst von den Autoren dieser Arbeiten eine so hervorragende Bedeutung nicht beigelegt. Nachdem nun aber seither experimentelle Forschung und theoretisches Studium die nahen Beziehungen zwischen Licht und Elektricität immer mehr in den Vordergrund gedrängt und die Geister auf die Behandlung dieser Fragen mit jedem Tage mehr gespannt gemacht hatten, wirkten die Veröffentlichungen des Herrn Hertz wie der zündende Funke an der geladenen Mine. Seine Erfolge durchzuckten wie ein elektrischer Schlag alle seine Fachgenossen und weckte bei ihnen rege Thätigkeit, seinen Fingerzeigen weiter nachzugehen.

Wir würden jedoch ungerecht sein, wollten wir die Entdeckungen des Herrn Hertz und den ihnen von den Physikern entgegengebrachten Beifall in erster Linie den äußeren günstigen Umständen zuschreiben. Seine Entdeckungen lagen allerdings, wie man zu sagen pflegt, in der Luft. Er aber verstand es, mit Columbus das Ei sicheren, schnellen Griffes auf die Spitze zu stellen, während andere, welche die Lösung derselben Fragen anstrebten, mehr auf Umwegen langsam dem Problem beizukommen suchten. So einfach wie bei jenem Ei lag in unserem Falle indessen die Sache nicht. Wohl hat Herr Hertz es gleichfalls verstanden, mit den einfachsten Mitteln an längst bekannte Versuche anknüpfend schwierig erscheinende Fragen leichter Hand ins Reine zu bringen, aber nur deshalb, weil er, mit reichem Wissen ausgerüstet, nach einem wohl und klug berechneten Plane ebenso umsichtig als geschickt experimentirend geraden Weges auf den ins Auge gefaßten Punkt losging. Seit langem sind wir keiner Untersuchung auf naturwissenschaftlichem Gebiete zugleich mit solcher Neugierde und Befriedigung gefolgt, wie den in Rede stehenden Arbeiten. Sie erinnerten uns lebhaft an die Forschungen eines Faraday über die Elektricität, welche für immer als Muster dienen können und auch nur deshalb Schlag auf Schlag von Entdeckung zu Entdeckung führten, weil dieser geniale Forscher die Gabe hatte, am rechten Platz zur rechten Zeit

die richtige Frage bestimmt und klar zu stellen und dann durch zweckmäßiges und geschicktes Experimentiren mit den allergewöhnlichsten Mitteln der Natur auf die Frage eine deutliche, genaue Antwort abzuzwingen.

Erste Recognoscirung. Im Jahre 1887 hatte Herr Hertz eine Versuchsreihe durchgeführt, welche zum Zwecke hatte, die Ursachen und die Eigenschaften der elektrischen Wellen in einem Stück Kupferdraht klarzustellen, die entstehen, wenn dieses Drahtstück mit dem Entlader eines in Gang gebrachten Funkeninductors mittelst eines andern Drahtes verbunden, oder wenn es nur in dessen Nähe gebracht wird. — Der Ruhmkorff'sche Funkeninductor und seine Wirkungsweise sind zwar heute allgemein bekannte Dinge. Nichtsdestoweniger dürfte es doch dem Verständniß des Nachfolgenden Vorschub leisten, wenn wir uns erlauben, einige Worte über diesen Apparat und über seinen Einfluß auf nahe Gegenstände hier einzuflechten.

Das Wesentliche dieses Apparates liegt in zwei Rollen aus isolirtem Kupferdraht, welche übereinander geschoben sind. Die innere Rolle aus dickem, kürzerem Draht, die „Hauptrolle", bildet die Bahn für den Elektricitätsstrom, welchen irgend eine äußere Quelle constant zu liefern im Stande ist. Eine Nebenvorrichtung, der „Unterbrecher", sorgt dafür, daß die Elektricität nicht gleichmäßig in die Hauptrolle eintritt, sondern nur stoßweise. Die äußere Rolle, die „Nebenrolle", besteht aus bedeutend dünnerem und längerem Draht und ist überall von der Hauptrolle durch isolirende Substanzen getrennt. Sie endigt in zwei Metallstücken, den „Polen", deren jedes einen verschiebbaren Metallstab trägt. Diese Stäbe bilden den „Entlader"; zwischen ihren einander zugekehrten Enden, die bald mit Kugeln, bald mit Platten versehen werden, springen die Inductionsfunken über. So oft ein Stromstoß die Hauptrolle durchzuckt, entstehen auch in der Nebenrolle jedesmal zwei kaum einen Augenblick andauernde Stromstöße, die man „Inductionsströme" nennt; die Fließrichtung des einen ist derjenigen des andern entgegengesetzt. Die in der einen oder andern Richtung mit rasender Hast gegen das Ende des Drahtes dahinjagende Elektricität eines jeden Inductionsstromes sucht — hier sich stauend — die Luftstrecke, welche die beiden Enden der Nebenrolle im Entlader trennt und gleich einem festen Damme das Weiterfließen der daherstürzenden Elektricität hemmt, mit Gewalt zu durchbrechen, um durch die Luft hindurch sich wieder ins Gleichgewicht zu setzen. Nur dem einen der beiden Inductionsströme, welcher entsteht, wenn der Elektricitätsstrom in der Hauptrolle aufhört, gelingt in gewöhnlicher Luft

dieser Durchbruch. Das helle Aufleuchten der Luft und ihr schrilles Geknatter geben Zeugniß von dem heißen Kampfe, welchen der Durchbruch kostet. So die Hauptacte im Spiele des Funkeninductors. Für unsere Auseinandersetzungen sind sie zwar von untergeordneter Wichtigkeit, sie sind aber die Ursache der Nebenacte oder Zwischenspiele, mit denen wir es zu thun haben werden.

Mit dem ersten Durchbruch der Elektricität ist die elektrische Ruhe noch keineswegs hergestellt. Im Gegentheil, er gibt vielmehr Anlaß zu einem Hin- und Herjagen der Elektricität, viel wilder und hastiger als das bisher berührte. Sowie der Luftdamm reißt, wogt die Elektricität mit unvorstellbarer Schnelligkeit im Entlader von dem einen Ende zum andern; erst nach einer Unzahl von Zuckungen erreicht sie das Gleichgewicht. Wir können uns diesen Vorgang durch einen ganz ähnlichen veranschaulichen, welchen jeder mit einem umgekehrten Heber leicht hervorrufen kann. Wird der eine Heberschenkel mit dem Daumen zugehalten, während man in den andern Wasser eingießt, so steigt das Wasser in letzterem weit über das Niveau in ersterem. Diese Höhendifferenz sinnbildet uns ganz trefflich die Differenz im elektrischen Zustande der beiden geladenen Enden des Entladers, bevor der Funken überspringt, den sogen. elektrischen „Potentialunterschied". Wird der Daumen plötzlich vom Ende des einen Schenkels abgehoben, so sinkt das Wasser in diesem und steigt in dem andern: der Höhenunterschied sucht sich auszugleichen. Dieses Stadium entspricht dem ersten Auftreten des Funkens am Entlader. Wie aber das Wasser im Heber nicht mit einem Ruck sofort ins Gleichgewicht kommt, sondern vorher in beiden Schenkeln noch lange auf- und niederwogt, so wird das elektrische Gleichgewicht auch in der Funkenentladung nicht mit einemmale erreicht. In dem scheinbar einfachen Funken sind eine Unzahl von Einzelfunken enthalten, in welchen die Elektricität durch die Luft sich hin und her stürzt. Selbst wenn mit dem Erlöschen des Funkens die Strombahn zwischen den Enden des Entladers wieder gesperrt wird, setzt sich auf beiden Seiten das Hin- und Herfluten der Elektricität noch einige Zeit fort.

Dieses Hin- und Herwogen der Elektricität, welches durch die Funkenentladung eingeleitet wird und mit den sogen. Inductionsströmen ja nicht verwechselt werden darf, bildet den Ausgangspunkt der elektrischen Erscheinungen, welche Herr Hertz zuerst völlig aufzuklären vermocht hat. Dieses periodische Schwanken der Elektricität im Entlader zwingt nämlich alles in der Umgebung zum elektrischen Tanz. So oft das natürliche

elektrische Gleichgewicht, so wie es in den „unelektrischen" Körpern vorhanden ist, in einem Körper gestört und er dadurch wirksam elektrisch wird, so pflanzt sich diese Störung des elektrischen Gleichgewichts ringsum in die Runde auf weiteste Entfernungen fort. Man nennt diese Fernwirkung eines elektrischen Körpers die elektrische Influenz oder Induction. Sie erfolgt in zweifacher Art.

Das bloße Vorhandensein wirksamer Elektricität in einem Körper macht auch alle benachbarten Körper, welche die Elektricität gut leiten, augenblicklich polar, d. h. auf der einen Seite positiv, auf der andern negativ elektrisch. Die Isolatoren, welche die Elektricität nicht leiten, werden in der Nähe eines elektrischen Körpers zunächst nur in eine Art elektrischer Spannung versetzt, die man dielektrische Polarisation nennt. Aus dieser kann sich dann allmählich ein ähnlich polar-elektrischer Zustand wie bei den Metallen entwickeln. Diese Art der Induction ist die „elektrostatische". — Das Verschieben der Elektricität in einem Leiter bedingt eine zweite Art der Induction, die „elektrodynamische", indem dadurch auf alle Körper in der Runde „elektromotorisch" gewirkt, d. h. in ihnen die Elektricität in der einen oder andern Richtung in Bewegung gesetzt wird. In den Metallen oder Leitern entsteht infolge hiervon ein wirkliches Fließen der Elektricität. — Dieses alles war schon lange bekannt. Die elektrische Theorie stellte auch die Gesetze dieser Fernwirkungen fest, bestimmte bald so bald anders Richtung und Größe der verschiedenen Kraftwirkungen für jeden einzelnen Punkt des Raumes. Wenn indessen auch Theorie und Erfahrung zu übereinstimmenden Resultaten führten, so fehlte es doch an der experimentellen Bestätigung der fundamentalen Voraussetzungen und war der ganze Mechanismus der Induction noch lange nicht genug aufgeklärt. Zu dieser Aufklärung nahm die oben erwähnte Arbeit des Herrn Hertz aus dem Jahre 1887 den ersten Anlauf. Sie lieferte zunächst den experimentellen Beweis, daß in einem kurzen, etwa 40 cm langen Kupferdrahte, welcher dem in Thätigkeit versetzten Funkeninductor nahegebracht wird, elektrische Wellen sich bilden. Der angewandte Draht war bald rechteckig, bald kreisförmig gebogen. Die beiden Enden standen sich nahe gegenüber und konnten mit Hilfe einer Mikrometerschraube scharf auf verschiedene Distanz eingestellt werden. Die Elektricitätsunterschiede an den Drahtenden gaben Anlaß zu Funken. Ihr Auftreten oder Erlöschen und die Stärke ihres Spieles gestattete, nicht nur das Vorhandensein, sondern auch den Gang und die Art der elektrischen Wogen im Drahte genau

zu beurtheilen und selbst zu messen. Denn das Funkenspiel zeigte sich nur in bestimmten Lagen des Drahtes und änderte seine Intensität an demselben Orte und in derselben Lage mit der Verschiebung der Funkenstelle, so daß die Funkenerscheinungen zu einer Reihe von Schlüssen über die Bewegung der Elektricität einen sichern Anhalt boten. Wenn man sodann aus dem Drahte an verschiedenen Stellen Funken zog, so waren diese je nach der Lage dieser Punkte ungleich, und wenn man den Draht mit metallischen Leitern an verschiedenen Punkten berührte, so hatte auch dieses eine wechselnde Rückwirkung auf den Gang des Funkenspiels. Auch dieses gewährte einen Einblick in den Verlauf der elektrischen Wellen im Drahte.

Durch derartig einfache Mittel gelang es Herrn Hertz, die Uebereinstimmung dieser elektrischen Wellen in dem genäherten Drahte mit den Schallwellen bis zur Evidenz darzuthun. Er bestätigte, daß die Wellen durch Reflexion an den Enden zu stehenden Wellen umgeformt werden, er führte die für solche Wellen charakteristischen Knotenpunkte und Schwingungsbäuche (d. h. die fixen Stellen höchster elektrischer Bewegung und völliger Ruhe, welche abwechselnd in gleichen Abständen wiederkehren) sichtbar vor Augen, er erzeugte, ebenso wie man in einer Orgelpfeife außer dem Grundton auch Obertöne hervorrufen kann, in dem Drahte neben der elektrischen Grundschwingung auch die Octave derselben, die erste Oberschwingung mit halb so großer Wellenlänge. Ueberzeugend wies er nach, daß die Bildung dieser Wellen in einem genäherten Drahte infolge des Hin- und Herwogens der Elektricität in dem Entlader des Funkeninductors den Resonanzerscheinungen in der Akustik entspricht. Sie wäre demnach ein ganz analoger Vorgang, wie wenn eine gespannte Saite von selbst zu tönen anfängt, sobald in ihrer Nähe derjenige Ton kräftig erschallt, auf welchen sie gestimmt ist. Er konnte diese elektrische Resonanz nach Belieben verstärken oder schwächen, indem er den angenäherten Draht und den Entlader mehr oder weniger „zusammenstimmend" oder, was dasselbe besagt, zur Annahme stehender Wellen von derselben Länge und gleicher Schwingungsdauer mehr oder weniger geeignet machte. Denn neben anderem ergab sich auch dieses bei seinen Versuchen, daß man gerade so, wie man die Schwingungsweise, die „Stimmung" der Saiten durch Verlängerung und Verdickung abändert, auch die elektrischen Eigenschwingungen der Drähte umstimmt, wenn man ihnen andere Dimensionen gibt oder Metallkugeln und Metallbleche an bestimmten Stellen ihnen anfügt. Auf theoretische Sätze sich stützend, berechnete Herr Hertz endlich auch noch aus

den Daten seiner Versuche die Schwingungsdauer der von ihm benützten elektrischen Wellen. Es ergab sich 1,7 Hundertmillionstel einer Sekunde, eine Schnelligkeit, welche in der Mitte liegt zwischen der mittleren Schnelligkeit der Schallwellen und derjenigen der Lichtwellen.

Sondirung des elektrischen Feldes. Die erste Versuchsreihe hatte so Herrn Hertz ein überaus kostbares Instrument von der denkbar einfachsten Construction in die Hand gegeben, eine höchst feine und gefügige, allseitig zu verwendende Sonde zur Durchforschung der von elektrischen Wellen durchzitterten Gebiete. Diese kurzen Stücke von Kupferdraht, rechteckig oder kreisförmig gebogen und verschieden abgestimmt, sollten, geführt von seiner geschickten Hand, durch ihre Fünkchen fortan alles Dunkel aus der elektrodynamischen Fernwirkung verscheuchen. Wir wollen dieses Instrument, um das sich so ziemlich die ganze fernere Auseinandersetzung drehen wird, in der Folge „Resonator" (Mitklinger) nennen, dem Entlader des Funkeninductors aber den Namen „Vibrator" (Wellenerreger) beilegen.

Während der Vibrator im Hörsaale des Polytechnikums in Karlsruhe seine eintönige Melodie abbrummte, durchschritt Herr Hertz forschend mit dem kreisförmigen Resonator den weiten Raum des 14 m langen und 12 m breiten Saales. Zuerst geschah die Sondirung an möglichst vielen Punkten in der nächsten Umgebung des Vibrators, und zwar auf dreifache Weise. Das erste Mal wurde der Resonator in verticaler Stellung, mit der Funkenstrecke an höchster Stelle in der durch den Vibrator gehenden Horizontalebene umherbewegt und an den einzelnen Punkten um die verticale Mittelaxe herumgedreht. Das Funkenspiel markirte mit großer Schärfe die Aenderung im Kraftspiel. Es erloschen die Funken stets in einer ganz bestimmten Stellung des Ringes und wuchsen dann bis zu der darauf senkrechten Stellung, in welcher sie die Maximallänge erreichten. Jeder Punkt erforderte eine andere Stellung des Ringes zur Auslöschung, in jedem hatte die Maximallänge einen andern Werth. Das zweite Mal wurde der Resonator in horizontaler Lage und in derselben Ebene um den Vibrator herumgeführt und dabei an einzelnen Orten die Funkenstrecke rings im Kreis herumgeschoben. Auch bei diesem Umgang ergab jede verschiedene Lage des Resonators und seiner Funkenstrecke andere Resultate. Das dritte Mal wurde der Resonator horizontal liegend in verschiedene Höhenlagen in Bezug auf den Vibrator gebracht und dabei an den verschiedenen Orten um eine horizontale, parallel zum Vibrator liegende Achse gedreht und die Aenderung im Funkenspiel genau notirt.

Aus all den beobachteten, ganz gesetzmäßig bei jedem Umgang sich ändernden Resonatorangaben war es nun Herrn Hertz ein Leichtes, die gesetzmäßigen Aenderungen der wirksamen elektrischen Kraft herauszulesen. Letztere registrirten sich ja selbst sowohl bezüglich der Richtung als auch nach Intensität durch die jedesmaligen Lagen des Resonators und durch die Länge der Funken. Unter Benützung der bereits bekannten Gesetze der elektrostatischen und elektrodynamischen Wirkung löste dann Herr Hertz aus der elektrischen Gesammtwirkung an den einzelnen Punkten des Raumes ihre beiden Componenten, die elektrostatische und die elektrodynamische Wirkung, gesondert heraus und verzeichnete so mit großer Bestimmtheit und Klarheit den Verlauf der Aenderungen, welchen auch diese beiden Wirkungen erfahren.

Hiernach wurden die entfernteren Regionen bis zu den Enden des Saales durchsondirt und mit Kreidestrichen auf dem Fußboden die für die einzelnen Punkte geltenden Richtungen und Intensitäten der Kraftwirkungen festgelegt. Es stellte sich heraus, daß der ganze weite Saal, auch wenn der Vibrator in eine Ecke desselben gestellt wurde, von kräftigen elektrischen Schwingungen durchschwirrt wurde. In der entlegensten Ecke noch bezeugte der Resonator durch seine Fünkchen die Lebhaftigkeit der elektrischen Stöße, welche er von dem mehr als 14 m entfernten Vibrator erhielt.

Im großen Ganzen stimmen die durch diese Sondirung erhaltenen Daten mit den auf verschiedenen Wegen früher nur theoretisch abgeleiteten Angaben über die Richtung und Intensität der elektrostatisch und elektrodynamisch wirksamen Kräfte überein. Es zeigten sich aber auch ganz unerwartete Verhältnisse. Um nur das Merkwürdigste kurz zu erwähnen, um den Vibrator herum liefen etwa in 1 m Abstand zwei parallele ringförmige Zonen durch das elektrische Inductionsfeld, welche sich insofern neutral erwiesen, als in ihnen eine Drehung des Resonators eine Aenderung der Funken nicht wie sonst an allen anderen Punkten nach sich zog. Danach wäre hier die Kraftwirkung nach allen Richtungen im Raume gleich stark. Da nun aber in jedem Moment nur eine Kraft wirken kann, und eine Kraft immer nur in einer Richtung wirkt, so sucht der Forscher dieses merkwürdige Ergebniß sehr annehmbar dahin zu deuten, daß er annimmt, an den Punkten dieser Neutralzone ändere sich mit jeder Schwingung die Richtung der an Größe gleichbleibenden Kraft und durchlaufe drehend mit Schnelligkeit alle Linien der Windrose. Die Drehung der Kraftrichtung aber kommt daher, daß erstens in dieser Zone,

wie die Versuche lehrten, die elektrostatischen und die elektrodynamischen Componenten der Gesammtkraft nahezu an Intensität gleich sind und aufeinander senkrecht stehen, und daß zweitens die Kraftimpulse beider mit ungleichen Phasen zusammentreffen. Der Umstand endlich, daß das Zusammentreffen beider Wirkungen gerade nur in der Neutralzone unter besagten Bedingungen geschieht, findet seine Erklärung in der verschiedenen Fortpflanzungsgeschwindigkeit und in der ungleich raschen Intensitätsabnahme beider Wirkungen. Für eine verschiedene Fortpflanzungsgeschwindigkeit sprechen auch noch andere Gründe, die ungleiche Intensitätsabnahme hatten aber die Daten der Sondirung direct bewiesen. Bis auf 1 m Abstand vom Vibrator herrschten die elektrostatischen Wirkungen bedeutend vor, von 3 m an aber die elektrodynamischen.

Haupt- und Nebeninduction; Wägung der letztern. Schon bei den obigen Untersuchungen hatte Herr Hertz erkannt, daß die Inductionswirkungen des Vibrators nur dann einen ungetrübten Ausdruck im Resonator fanden, wenn Vibrator und Resonator von allen sonstigen Körpermassen möglichst entfernt waren. Längere Metallstäbe, die in der Nähe lagen, genügten, die Resonanz störend abzuändern. Natürlich bildete auch der Körper des Experimentators einen sehr ins Gewicht fallenden Factor für das Ergebniß. Nur in 1 bis 2 m Entfernung vom Resonator und dann nur in einer bestimmten Stellung verschwindet sein Einfluß. Dieser Umstand ist sehr geeignet, uns einen Begriff von den vielverschlungenen Wirkungen und Gegenwirkungen zu geben, welche einen Hörsaal durchzucken, sobald ein einfacher Ruhmkorff-Apparat in ihm seine Brummstimme erhebt. Alles und jedes ringsum verliert seine elektrische Ruhe und kommt in vielfache Aufregung; jedes wirkt aber auch wieder störend zurück auf alles in der Umgebung. Milliarden von beständig wechselnden elektrischen Kraftimpulsen schießen kreuz und quer, dem groben Menschensinne unfaßbar, durch die den Raum erfüllenden Körper, sowie durch den zwischen ihren Molekeln und Atomen zitternden Aether.

Die Klärung dieser Wirkung und Gegenwirkung sollte jetzt der Resonator übernehmen. Herrn Hertz kam es dabei hauptsächlich darauf an, den Unterschied im elektrischen Verhalten der Leiter und Nichtleiter zu ergründen und so die trübe Frage experimentell zu lösen, ob auch die Nichtleiter, wenn ihr elektrisches Gleichgewicht gestört wird, ebenso wie die Metalle elektrodynamisch auf die Umgebung zurückwirken. Er hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Nachdem er vorerst den

Einfluß eines genäherten Metallkörpers auf die vom Vibrator in dem Resonator erzeugten Wellen nach allen Seiten hin genau geprüft und gemessen hatte, stellte er eine vergleichende Untersuchung mit verschiedenen Nichtleitern an, mit zwei großen Blöcken von Asphalt und Pech, jeder 1,4 m lang, 0,6 m hoch, 0,4 m breit, sodann mit etwas kleineren Massen von Schwefel, trockenem Holz, Sandstein, Paraffin und Petroleum. Letztere wirkten in der That qualitativ genau so elektrodynamisch auf den Resonator ein, wie die Metalle, und wenn die Stärke ihrer Wirkung auch hinter derjenigen der Metalle zurückblieb, so bezeichnete dieses nur ein „mehr oder weniger" in derselben Größenordnung. Am deutlichsten trat die Gleichheit in der Wirkungsart vor Augen, als Herr Hertz die elektrodynamische Induction der Nichtleiter durch diejenige der Metalle in sehr einfacher Weise compensirte. Um z. B. die Wirkung des eben erwähnten Asphaltblockes von unten her auf den Resonator aufzuheben, wurden ihm von oben her große Metallplatten genähert. Letztere mußten, um völlige Neutralisation bei den entgegengesetzten Inductionswirkungen zu erlangen, dem Resonator bis auf 17 cm genähert werden, während die obere Ebene des Asphaltparallelepipedes 5 cm abstand. Es erprobte sich bei diesen Versuchen der Resonator als eine vorzügliche „Inductionswage". Wie die gewöhnliche Wage durch die Größe des Ausschlages der Zunge den Unterschied der aufgelegten Gewichte, durch die wagerechte Lage des Balkens aber und die Nullstellung der Zunge deren Gleichheit ersehen läßt, so zeigte der Resonator den Unterschied der beiderseitigen Inductionen durch die Größe der Funkenänderung an, markirte aber mit größter Schärfe die Gleichheit beider Inductionen durch das völlige Erlöschen des Fünkchens. Wer hätte früher einem zum Kreise gebogenen Kupferdraht eine so vielseitige Verwendbarkeit zur Lösung wichtiger, verwickelter Fragen zugetraut! Und doch stehen wir erst am Anfange der Antworten, welche Herr Hertz seinen Resonatoren entlockte. Das Wichtigste kommt erst jetzt. Man sagt, ein Violinvirtuose vermöge auf einer Saite die verschiedensten Melodien zu spielen. Ein nicht minder großes Wunder der Kunst verrichtete der geschickte Professor mit dem gebogenen Kupferdraht.

Die Induction braucht Zeit. „Schnell wie der Blitz", sagt man, will man eine unmeßbare Schnelligkeit bezeichnen. Noch schneller aber schießen die Inductionswellen durch den Raum, so daß es Physiker gab, welche an eine zeitlose Ausbreitung der elektrischen Induction glaubten. Wenn dennoch die allgemeine Ansicht einer zeitlichen Verbreitung das Wort

redet, wenn auch einige Forscher an vielen Meilen langen Kabel- und Telegraphendrähten die Geschwindigkeit dieser Verbreitung sogar experimentell — freilich mit sehr abweichendem Ergebniß — gemessen haben, so verblieben dem Experiment noch eine Reihe von Fragen über diese Verbreitung zur Beantwortung. Die jedenfalls erstaunlich große Geschwindigkeit schien derselben besondere Schwierigkeiten zu bereiten und ein über meilenweite Raumstrecken ausgedehntes Experimentiren zu verlangen. Herrn Hertz genügte dazu der Raum eines Hörsaales. Fein berechnend hoffte er, diese offenen Fragen mit einem Schlage einer Entscheidung entgegenführen zu können, wenn es ihm gelänge, die elektrischen Wellen, welche einerseits in Drähten sich fortpflanzen, mit den Wellen, welche auf anderem Wege durch die Luft übermittelt werden, mit dem Resonator gleichzeitig aufzufangen und zur „Interferenz" zu bringen, d. h. zur Bildung von gesetzmäßig zusammengesetzten Wellen, welche den Interferenzwellen des Lichtes ähnlich sind. Einige Vorversuche sollten zunächst über die Ausführbarkeit des Planes Gewißheit verschaffen.

Es wurde zu dem Zwecke ein langer Kupferdraht ausgespannt. Derselbe durchlief den ganzen Hörsaal, ging zum Fenster hinaus in die freie Luft und setzte sich in ihr noch 60 m fort, bis er am Ende leitend mit der Erde verbunden war. Das andere Ende im Saale war mit einer Metallplatte verbunden, die dem Vibrator genähert war. Wenn der Vibrator in dieser Platte durch Induction elektrische Schwingungen erzeugte, so mußten diese im Drahte sich als einfache Wellen fortpflanzen. Denn eine Reflexion und deshalb auch die Bildung von stehenden Wellen konnte jetzt in ihm nicht zu Stande kommen. Diese einfachen Wellen wurden genau studirt, und dabei wurde festgestellt, daß sie ganz regelmäßig verlaufen und in ihrer Schwingungsdauer mit denjenigen des Vibrators genau übereinstimmen. Die Wellenlänge betrug 5,6 m. Hieraus und aus der Schwingungsdauer, welche zu 1,4 Hundertmillionstel einer Sekunde ermittelt wurde, war es leicht, ganz wie bei dem Schall und dem Licht, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellen zu berechnen. Die Rechnung ergibt 200 000 km in der Sekunde. Nachdem so die Drahtwellen genau durchforscht waren, galt es, sie mit den direct durch die Luft übertragenen Wellen im Resonator zum Zusammenklingen zu bringen, eine Aufgabe, die Herr Hertz mit größter Leichtigkeit und vollster Klarheit löste. Er setzte den Resonator nahe an der Drahtleitung zuerst in solcher Lage der gleichzeitigen Induction der Vibrator- und Drahtwellen aus, daß die Wirkung der Drahtwellen auf die beiden Kreishälften des

Resonators eine entgegengesetzte war und deshalb die beiden Theilwirkungen sich gerade aufhoben. Der Resonator zeigte nur die vom Vibrator her durch die Luft übermittelte Wellenbewegung an. Hierauf ward der Resonatorkreis am gleichen Orte so um den Mittelpunkt gedreht, daß die direct vom Vibrator kommenden Wellen zwei gleiche entgegengesetzte Wirkungen erzeugten und so wirkungslos blieben. Der Resonator gab dann nur die vom Drahte her übermittelten Wellen zu erkennen. Wurde er nun endlich in eine Zwischenlage zwischen den oben erwähnten Lagen gebracht, dann war zu erwarten, daß er die von beiden Quellen kommenden Wellen gleichzeitig aufnahm und als zusammengesetzte Welle in den Funken anzeigte. Dies wurde denn auch durch das Funkenspiel bestätigt. Die Interferenzwellen waren genau so, wie man sie nach den Wellengesetzen aus den vorher einzeln aufgefangenen Wellen erwarten mußte. Damit war das Gelingen des Planes gesichert.

Eine einfache Beobachtung der Interferenzerscheinungen in verschiedenen Abständen vom Vibrator mußte jetzt die beiden Fragen zum Austrag bringen, ob die Ausbreitung der elektrischen Induction in der Luft eine zeitliche sei, und in welchem Größenverhältniß ihre Geschwindigkeit zu derjenigen im Drahte stehe. Würde die Induction durch die Luft zeitlos oder mit unendlicher Geschwindigkeit sich ausbreiten, dann müßte nach der Wellenlehre in Abständen, gleich einer ungeraden Zahl von halben Wellenlängen (2,8 m), eine Schwächung der Inductionswirkung eintreten, eine Verstärkung aber nach Abständen, die einer geraden Zahl von halben Wellenlängen gleichkommen. Pflanzte sich die Induction in Draht und Luft mit derselben Schnelligkeit fort, dann könnten die im Resonator auf beiden Wegen erhaltenen Wellen sich nur überall gleichmäßig verstärken. Erfolgte schließlich die Ausbreitung in Luft und Draht mit endlicher, aber ungleicher Geschwindigkeit, so müßte abwechselnd Verstärkung und Schwächung in Zwischenräumen sich zeigen, welche von einer halben Wellenlänge verschieden sind.

Die Beobachtung entschied mit aller nur wünschenswerthen Bestimmtheit für die letzte der drei Möglichkeiten. In millionenfacher Vergrößerung ließen sich mit Hilfe des Resonators an den elektrischen Wellen genau jene Interferenzversuche wiederholen, welche zwischen einer Linse und einer Platte aus Glas die Newton'schen Farbenringe entstehen lassen und im Fresnel'schen Spiegelversuch homogenes Licht in helle und dunkle Streifen sondert! In Abständen von je 7,5 m ging die Verstärkung in Schwächung über; nach je 7,5 m überholte die directe Inductionswelle gerade

eine Drahtwelle. Hiernach verhalten sich die Wellenlängen im Drahte zu denjenigen in der Luft wie 5,6 : 9 und die Fortpflanzungsgeschwindigkeiten wie 200 000 : 32 000 km. Letztere Zahl stimmt so nahe mit der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes überein, als man es bei der Unvollkommenheit der Resonatormessungen nur erwarten konnte. Auf die Resultate, welche Herr Hertz erhielt, als er nach derselben Methode die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der elektrischen Wellen in Drähten aus anderen ermittelte, wollen wir nicht näher eingehen.

Elektrische Wellen und Lichtwellen. Die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen drängen mit Gewalt dem Geiste den Gedanken an die nahe Verwandtschaft zwischen Inductions- und Lichtwellen auf, an eine Verwandtschaft, welche nicht nur in der beiden gemeinsamen Wellennatur ihren Grund hat — denn diese besitzt auch der Schall —, nein, an eine Verwandtschaft weit innigerer Art, so wie sie der geistreiche, scharfblickende englische Forscher Maxwell schon 1865 angenommen, um auf sie eine kühne, aber consequent aufgebaute neue Lichttheorie zu gründen. Sind die Lichtwellen wirklich elektrische Wellen im Sinne Maxwells? Gerade auf die folgenschwere Entscheidung dieser Frage steuerten die Hertz'schen Arbeiten als auf ihr Hauptziel zu. Um sie noch zu weiterer Klarheit zu fördern, wurden zwei fernere Versuchsreihen durchgeführt.

Sind Inductionswellen wesentlich dasselbe wie Lichtwellen, dann müssen erstere genau nach denselben Gesetzen wie letztere Erscheinungen der Reflexion, der Brechung, der Beugung und der Polarisation veranlassen; sie müssen, wie die Lichtwellen, in Transversalschwingungen des Aethers bestehen. Alles dieses ist in Wirklichkeit der Fall. Die Versuche des Herrn Hertz haben eines nach dem andern in augenfälliger Weise dargethan.

Die Reflexion der durch Metalle fortschreitenden Inductionswellen an den Grenzflächen war durch die früheren Ergebnisse schon unzweifelhaft bewiesen. Um nun auch eine deutlich erkennbare Reflexion der durch die Luft dahineilenden Wellen zu erhalten, wurde an einer Wand des Hörsaales ein 4 m hohes und 2 m breites Zinkblech aufgehängt und dasselbe mit der Erde in gut leitende Verbindung gebracht. Als der Vibrator in 13 m Entfernung vom Blech zu spielen anfing, bildeten sich in dem Raum zwischen Vibrator und Wand thatsächlich stehende Wellen in der Luft aus. Dieses konnte aber nur dadurch geschehen, daß die direct vom Vibrator ausgehenden Wellen mit den von der Wand reflectirten Wellen zur Interferenz kamen. Das Vorhandensein der stehenden

Wellen war mit dem Resonator unzweideutig zu erkennen, indem er die Stellen der Knotenpunkte und Schwingungsbäuche scharf markirte. Wurde er so von der Metallwand gegen den Vibrator hin verschoben, daß seine Kreisebene parallel zur Wand war, sein Mittelpunkt und seine Funkenstrecke aber in die durch die Mitte des Vibrators[1] gelegte horizontale Ebene fiel, so wuchsen die Fünkchen von Null allmählich zu einem Maximum und nahmen dann wieder ab, um das Steigen und Sinken immer von neuem zu wiederholen. Die Funkenminima bezeichnen die Punkte der Knoten, die Maxima aber jene der Bäuche. Durch ein ganz ähnliches Verfahren hatte einst Savart und später Seebeck die Reflexion der Schallwellen an einer Mauer bewiesen, und durch einen noch übereinstimmenderen Versuch wird noch heute in der Akustik das Entstehen stehender Wellen in der Luft durch Reflexion anschaulich gemacht, indem man zeigt, daß die Annäherung einer Stimmgabel an eine starre Wand den Ton der Gabel in gewissen Abständen verstärkt, in anderen aber schwächt.

Da im vorigen Versuche das Zinkblech sich verhielt wie ein ebener Metallspiegel gegen Lichtstrahlen, so mußte man auch mit metallischen Hohlspiegeln ebensolche Reflexionserscheinungen hervorrufen können, wie sie in allbekannter Weise das Licht erzeugt. Mit Hilfe dieser Spiegel mußte es möglich sein, das Reflexionsgesetz für die elektrischen Wellenstrahlen zu bestätigen. Als die ersten Versuche nach dieser Richtung hin an dem Umstande scheiterten, daß die Länge der Inductionswellen in Vergleich mit den Dimensionen der verwendeten Spiegel zu groß waren, wurde der Vibrator auf viel schnellere Schwingungen umgestimmt, von denen über tausend Millionen auf eine Sekunde kamen. Wurde jetzt ein geradliniger Vibrator in der Brennlinie eines 2 m hohen, cylindrisch-parabolischen Hohlspiegels aus Zink angebracht, so schossen die Strahlen, alle parallel zusammengehalten, aus dem Spiegel. Aufgefangen von einem zweiten gleichen Spiegel, welcher 16 m entfernt war, vereinigten sie sich alle wieder in dessen Brennlinie und regten dort einen geradlinigen Resonator zu kräftigem Funkenspiele an.

Durch Drehen des Spiegels können die parallelen Wellenstrahlen beliebig nach allen gewünschten Richtungen gesendet und ihre Weglinien mit dem Resonator verfolgt werden. Was schon die Spiegelung erwiesen, bezeugt auch er: das geradlinige Fortschreiten des Strahles. Werden die Strahlen von dem einen Spiegel auf eine ebene Metallplatte geworfen und

[1] Derselbe hatte eine verticale Stellung.

wird dann der zweite Spiegel so gegen letztere gerichtet, daß er die von der Platte reflectirten Strahlen wieder alle auffängt und an den Resonator in seiner Brennlinie überträgt, so ist stets, wie beim Licht, der Einfallswinkel der Strahlen gleich ihrem Reflexionswinkel.

Brachte Herr Hertz Metalle oder Leiter in den Zug paralleler Strahlen, so warfen sie, wie die Lichtstrahlen, Schatten. Sie lassen also die elektrischen Wellen nicht durch sich hindurchgehen, sondern werfen dieselben zurück. Die Nichtleiter dagegen, Asphalt, Schwefel, Pech, Glas, Hartgummi, Holz u. s. w., setzten dem Durchgang der elektrischen Strahlen wenig Hinderniß in den Weg. Während der Resonator hinter dünnen Staniolblättern, hinter Goldpapier keine Spur von Wellen anzeigte, antwortete er ganz kräftig durch Thüren und Wände von Holz hindurch dem funkensprühenden Vibrator im Nebenzimmer.

Die Brechung der elektrischen Strahlen, d. h. ihre Ablenkung aus der geraden Fortpflanzungsrichtung beim Uebertritt aus der Luft in eine andere isolirende Substanz wurde an einem kolossalen, 12 Zentner schweren Prisma aus Hartpech nachgewiesen. Wenn schmale Streifen paralleler Strahlen auf die vordere Prismenseite gelenkt wurden, schlug der Resonator hinter dem Prisma in der Richtung der einfallenden Strahlen nicht an; wohl aber ergänzte ein kräftiges Funkenspiel, als er seitlich im Sinne der erwarteten Ablenkung verschoben wurde. Die Messung ergab für den Brechungsexponent die Zahl 1,69. Der Brechungsexponent pechartiger Stoffe für die Lichtstrahlen schwankt zwischen 1,5 und 1,6.

Es fehlten jetzt nur noch die Erscheinungen der Beugung und Polarisation. Beugungserscheinungen konnten allerdings hervorgerufen werden; es ließen sich aber scharfe Interferenzstreifen am Rande der Schatten, ähnlich denjenigen, welche die Beugung des Lichtes begleiten, nicht auffinden. — Sehr vollkommen dagegen gelangen die Versuche, Polarisationserscheinungen zu erzeugen. Gerade sie boten auch das höchste Interesse, weil man dieselben bis jetzt einzig und allein nur beim Lichte kannte. Die optischen Polarisationsversuche mit dem Nörenberg'schen Spiegelapparate und auch diejenigen mit Turmalinplatten wurden mit geradezu verblüffender Aehnlichkeit nachgeahmt. Für erstere kamen die oben erwähnten Zink-Hohlspiegel zur Anwendung. Der eine, welcher in der Brennlinie den Vibrator trug, übernahm die Rolle des „Polarisators“, der andere mit dem Resonator fungirte als „Analysator“. Wurde letzterer aus der parallelen Stellung gebracht und um eine horizontale, durch

die Mitte des Resonators gehende Achse gedreht, so nahmen die Funken mehr und mehr ab und erloschen bei gekreuzter Stellung: alles genau wie in Nörenbergs Spiegeln. — Zur Nachahmung der Turmalin-Experimente diente ein Holzrahmen, welcher mit parallelen Drähten bespannt war. Wurde dieser so in die Strahlenbahn eingeschaltet, daß die Drähte mit den Brennlinien der Spiegel einen Winkel von 90° bildeten, so hielt er die Strahlen vom Analysator nicht ab. Er löschte dieselben aber aus, wenn seine Drähte den Brennlinien parallel waren. Als die beiden Zinkspiegel in gekreuzte Stellung versetzt worden waren, wobei, wie eben bemerkt, die Resonatorfunken erlöschen, rief die Einschaltung des Holzrahmens sowohl mit horizontaler als mit verticaler Drahtlage kein Funkenspiel wach. Wenn aber die Drähte unter einem Winkel von 45° zur Horizontalen sich neigen, so hellt sich die Funkenstrecke im Resonator sofort auf. Es werden also die geradlinig polarisirten elektrischen Strahlen durch den Drahtschirm, wie die geradlinig polarisirten Lichtstrahlen im Turmalin, in je zwei Strahlen zerlegt; der eine, senkrecht zum Drahte schwingende Strahl geht durch den Schirm, der andere aber, der in der Richtung der Drähte schwingt, wird zurückgehalten.

Die letzte Mittheilung des Herrn Hertz hatte Versuche zum Gegenstande, welche sich auf die Fortleitung von Inductionsströmen in Drähten bezogen. Ihr Ergebniß, ebenso interessant wie theoretisch wichtig, lautet: Die elektrischen Wellen, welche schnell wechselnde Inductionsströme eine Drahtbahn entlang senden, gleiten nicht *in* dem Drahte, sondern nur *an* oder *auf* dem Drahte dahin. Dieser mit der gewöhnlichen Auffassungsweise schroff contrastirende Satz steht in Uebereinstimmung mit der oben bewiesenen Undurchlässigkeit der Metalle bezüglich der elektrischen Wellen, er bildet aber auch eine nothwendige Folgerung der Maxwellschen Ideen über Licht und Elektricität. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch auf diese Versuche noch eingehen. Für unsern Zweck reicht das bereits Mitgetheilte aus. Wir beabsichtigten hier, den Leser darüber zu unterrichten, daß und wie Herr Hertz den experimentellen Nachweis erbracht hat für die Gleichheit der Lichtwellen mit elektrischen Wellen. Dieser Nachweis wird aber durch die von uns näher geschilderten Versuche vollständig geliefert. Denn sie zeigen klar und bestimmt, daß die elektrischen Wellen, welche der Entlader eines Inductionsapparates ringsum aussendet, in allen wesentlichen Punkten mit den Lichtwellen übereinstimmen, daß alle unwesentlichen Verschiedenheiten aber nur von der größern Wellenlänge und langsamern Schwingung der elektrischen Wellen

herrühren. Diese beiden Verschiedenheiten haften jedoch auch den einzelnen Lichtstrahlen an, wenn wir diese untereinander vergleichen. Wenn unser Auge die elektrischen Strahlen nicht wahrnimmt, während es von Lichtwellen zum Sehen angeregt wird, so rührt dieses nur von der Beschränktheit unseres Sehorganes her, welches transversale Aetherwellen nur von minimaler Länge zu erfassen vermag. Es nimmt ja auch die strahlende Wärme nicht wahr, wenngleich deren Wellen denjenigen des Lichtes noch näher stehen, als die in den Hertz'schen Versuchen benützten elektrischen Wellen.

Dieses Hauptergebniß, demzufolge Lichtwellen nichts anderes sind als elektrische Inductionswellen, ist von unabsehbarer Tragweite für die Theorie des Lichtes wie für diejenige der Elektricität. Daher denn auch das große Aufsehen, welches die Arbeiten des Herrn Hertz überall erregt haben. Ueber beides gedenken wir demnächst zu berichten.

(Schluß folgt.)

L. Dressel S. J.

Der Umfang der päpstlichen Unfehlbarkeit nach dem Lehrdecrete des vaticanischen Concils.

(Mit Zugrundelegung bisher nicht veröffentlichter Documente.)

Das vaticanische Concil definirt die päpstliche Unfehlbarkeit in folgenden Worten: „Unter Zustimmung des heiligen Concils lehren und erklären wir als ein von Gott geoffenbartes Dogma, daß der römische Papst, wenn er ex cathedra spricht, d. h. wenn er in Ausübung seines Amtes als Hirt und Lehrer aller Christen kraft seiner höchsten apostolischen Autorität eine den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre als von der gesammten Kirche festzuhalten entscheidet, vermöge des göttlichen, ihm im hl. Petrus versprochenen Beistandes mit jener Unfehlbarkeit ausgerüstet ist, womit der göttliche Erlöser seine Kirche in Entscheidung einer auf den Glauben oder die Sitten sich beziehenden Lehre ausgestattet wissen wollte; und daß daher derartige Entscheidungen des römischen Papstes aus sich, nicht

aber infolge der Zustimmung der Kirche unabänderlich sind" [1]. Wir werden durch diese Definition vor allem belehrt, wer unfehlbar sei; sodann aber auch, in welchem Acte, und ferner, durch wessen Hilfe er vor Irrthum bewahrt bleibe; endlich besagt das Decret, welches der Kreis der Lehren sei, in deren Feststellung der Papst nicht irre. Der hinzugefügte Schlußsatz enthält ausdrücklich eine, wegen der Gegner des Dogma's wichtige, aus dem Vorhergehenden sich leicht ergebende Folgerung.

Die Worte, welche sich auf den Gegenstand der päpstlichen Unfehlbarkeit [2] beziehen, sind gesperrt gedruckt. Berührt wird derselbe schon bei Beschreibung des Actes, in welchem der Papst als unfehlbar bezeichnet wird. Was aber das Concil über den Umfang des Gegenstandes definiren wollte, ist, wie wir im folgenden genauer sehen werden, in den Worten gesagt, in welchen die Unfehlbarkeit des Papstes als gleich oder identisch hingestellt wird mit jener, welche der Kirche überhaupt zukommt.

Mit der Fertigstellung des vom hochverdienten P. Schneemann unvollendet hinterlassenen siebenten Bandes der Collectio Lacensis betraut, welcher die Acten des vaticanischen Concils enthalten soll, waren wir in der Lage, uns aus vielen, größtentheils noch nicht veröffentlichten Documenten einen klaren Einblick in die Entstehung des Textes der Concilsdecrete und so auch ein genaueres Verständniß ihres Sinnes zu verschaffen. Die bloße Lectüre des Unfehlbarkeitsdecretes selbst läßt nicht ahnen, welche

---

[1] Sacro approbante Concilio docemus et divinitus revelatum dogma esse definimus: Romanum Pontificem, cum ex Cathedra loquitur, id est, quum omnium Christianorum Pastoris et Doctoris munere fungens pro suprema sua Apostolica auctoritate doctrinam de fide vel moribus ab universa Ecclesia tenendam definit, per assistentiam divinam, ipsi in beato Petro promissam, ea infallibilitate pollere, qua divinus Redemptor Ecclesiam suam in definienda doctrina de fide vel moribus instructam esse voluit; ideoque eiusmodi Romani Pontificis definitiones ex sese, non autem ex consensu Ecclesiae, irreformabiles esse.

[2] Die Ausdrücke Subject und Object oder Gegenstand der Unfehlbarkeit haben uns nie recht gefallen. Denn die Unfehlbarkeit inhärirt nicht gleich einer Gewalt oder Qualität einem Subjecte und bezieht sich nicht, wie eine Thätigkeit, auf ein Object. Was man Subject der Unfehlbarkeit nennt, ist das Subject der Lehrgewalt oder des Lehramtes, welches durch den Heiligen Geist vor Irrthum bewahrt wird, und das Object der Unfehlbarkeit ist der Gegenstand jener Lehrthätigkeit, bei welcher der Irrthum ausgeschlossen ist. Jene Ausdrücke dürften einen bekannten Irrthum über das Wesen der päpstlichen Unfehlbarkeit begünstigen, nämlich die irrige Auffassung derselben als einer der Person des Papstes inhärirenden Qualität. Doch sind sie einmal eingeführt und dienen der Kürze, weshalb wir sie beibehalten.

Mühe die Formulirung des anscheinend so einfachen Passus über den Gegenstand der Unfehlbarkeit gemacht hat. Ihre Geschichte ist einer der interessantesten Abschnitte in der Entstehungsgeschichte des ganzen Decretes und liefert zugleich den klarsten Nachweis, daß über den Umfang des Gegenstandes der Unfehlbarkeit nichts Neues vom Concil bestimmt worden ist. Die Definition beschäftigt sich bloß mit dem Subject der Unfehlbarkeit. Bezüglich des Objects sagt sie nur, daß dasjenige, was von der Unfehlbarkeit der Kirche gilt, auch von der päpstlichen Unfehlbarkeit gelten muß.

Gestützt auf die Documente, von denen eben die Rede war, wollen wir die Geschichte unserer Stelle in ihren Hauptpunkten vorführen. Zu diesen Documenten gehören außer einer großen Anzahl von Vorschlägen, in denen man unsern Passus zu formuliren versucht hat, die Acten der Generalcongregationen, die von den Concilsvätern zu den vorgelegten Schemata abgegebenen Bemerkungen, das Protokoll der Sitzungen der Glaubensdeputation, ein bestbeglaubigtes Tagebuch eines hervorragenden Mitgliedes dieser Deputation, sowie die Relationen, welche Mitglieder derselben im Namen der Deputation vor den im Plenum versammelten Vätern gehalten haben [1]. Wir werden uns im folgenden fast nur auf solche Documente berufen, welche in der Collectio Lacensis veröffentlicht werden, und da schon alle im Reindruck vorliegen, so können wir sie nach der Seitenzahl der Collectio citiren [2]. C. L. bedeutet in den Citaten den siebenten Band der Collectio.

Um es auch weiteren Kreisen zu erleichtern, dieser Untersuchung zu folgen, und um zugleich auf die Wichtigkeit derselben für die Erklärung

[1] Nach päpstlicher Anordnung („Multiplices inter“ C. L. c. 22 d sqq.) wurden in den ersten Generalcongregationen des Concils (Acta Congregationum generalium. C. L. c. 711 c sqq.) vier Deputationen — Deputatio de rebus ad fidem pertinentibus, de rebus disciplinae ecclesiasticae, de rebus Ordinum regularium, de rebus ritus orientalis — gewählt, für die der Papst je einen Cardinal zum Präfecten bestimmte. Die von den Vätern zu den vorgelegten Schemata gemachten Bemerkungen wurden je nach dem Inhalte einer der Deputationen zugestellt und von dieser discutirt. Darauf wurden die Schemata in die Discussion der Generalcongregationen mit einer Relation eingeführt, welche ein Mitglied der betreffenden Deputation über die stattgehabten Discussionen im Namen der Deputation hielt (Decretum 22. Febr. C. L. c. 68 a).

[2] Der siebente Band liegt bis auf die Indices nahezu vollendet vor und wir können sein baldiges Erscheinen zuversichtlich in Aussicht stellen. Er enthält nicht nur die conciliarischen und auf die Entstehung der Decrete und überhaupt auf den Verlauf des Concils bezüglichen Documente, sondern auch eine reiche Auswahl der die äußere Geschichte des Concils beleuchtenden Actenstücke. Die Documente bis zu den Indices füllen (meistens in Kleindruck) 110 Bogen in 4°.

unseres Lehrdecretes aufmerksam zu machen, schicken wir einige Bemerkungen voraus.

Da es eine Grundwahrheit der Kirche ist, daß dieselbe in Dingen des Glaubens und der Sitten nicht irre, so gehört es auch zu den Grundwahrheiten der Kirche, daß sie wenigstens dann unfehlbar ist, wenn sie die in sich geoffenbarten Wahrheiten lehrt. Die Läugnung dieses Satzes wäre eine Häresie. Aber es ist auch eine ganz allgemeine und unantastbare Lehre der Theologen, daß die Unfehlbarkeit der Kirche sich nicht nur auf die im Offenbarungsschatze formell enthaltenen Wahrheiten, sondern auch auf jene beziehe, welche zur Reinerhaltung, Verkündigung, Erklärung, Entwicklung und Vertheidigung der Offenbarungswahrheiten nothwendig sind [1]. Zum Zwecke der rechten Ausübung dieser Thätigkeit ist ja gerade das kirchliche Lehramt von Christus unter den besondern Schutz des Heiligen Geistes gestellt. So ist, um ein paar Beispiele anzuführen, die Kirche ebenso unfehlbar in Verkündigung der Lehre, daß die menschliche Seele nicht durch Zeugung entstehe, wie in Verkündigung der Offenbarungslehre, daß die Seele geistig sei, weil die eine mit der andern nothwendig steht und fällt; so ist sie unfehlbar in Verkündigung der Lehre, daß menschliches Zeugniß ausreicht, um sich volle Gewißheit über die Wirklichkeit übernatürlicher Thatsachen zu verschaffen, weil die Läugnung dieser Lehre nothwendig zur Behauptung führt, die Annahme des Christenthums sei unmöglich; sie ist nothwendig auch unfehlbar in der Erklärung, daß ein in bestimmter Fassung vorliegender Satz ein Dogma richtig ausdrückt oder eine Häresie enthält, weil sie ja ihre Lehre in Worten vorlegen und die Sätze, welche Häresien enthalten, als solche bezeichnen muß; sie ist unfehlbar in Bezug auf dogmatische Thatsachen.

Es ist also, wenn auch nicht ein Dogma, so doch eine wohlbegründete, über jeden Zweifel erhabene theologische Lehre, daß die Unfehlbarkeit der Kirche sich über den Kreis der geoffenbarten Wahrheiten hinaus erstreckt. Nun entsteht noch die Frage, ob die vaticanische Definition diese Wahrheit auch ausgesprochen hat.

Mehrere Verfasser dogmatischer Werke haben dies angenommen, so Andries, welcher in seinem trefflichen Werke über den apostolischen Lehr-

---

[1] Haec infallibilitatis extensio omnibus theologis consentientibus veritas est theologice ita certa, ut eius negatio error esset gravissimus vel ex plurium sententia etiam haeresis, quamvis hactenus explicite haereseos damnata non sit (Franzelin, Tractatus de Div. Traditione et Scriptura. Ed. altera. p. 123).

primat diesen Gegenstand mit besonderer Ausführlichkeit behandelt[1]. Er glaubt, das vaticanische Concil schließe in seiner Glaubensdefinition über die päpstliche Unfehlbarkeit die Entscheidung über die dogmatischen Thatsachen ein, und unter dogmatischen Thatsachen versteht er ziemlich alle nicht geoffenbarten Lehren, in deren Verkündigung die Kirche nach Lehre der Theologen unfehlbar ist. Daß das vaticanische Concil in seiner Definition die „dogmatischen Thatsachen" nicht nur nicht ausschließt, sondern in dieselbe auch einschließt, glaubt er schon daraus beweisen zu können, daß alle namhaften Theologen dieselben zum Gegenstande der Unfehlbarkeit rechnen. Bestärkt wird er aber in seiner Ansicht durch die termini, deren sich das Concil bedient. Es schreibt, so sagt er, dem Papste in jenem Acte Unfehlbarkeit zu, in welchem er „eine den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre als von der gesammten Kirche festzuhalten entscheidet (quum ... doctrinam de fide vel moribus ab universa Ecclesia tenendam definit)"; es wiederholt den damit bezeichneten Lehrgegenstand hinsichtlich des gesammten Lehrkörpers, indem es auch diesem Unfehlbarkeit zuspricht „in Entscheidung einer auf den Glauben oder die Sitten sich beziehenden Lehre (in definienda doctrina de fide vel moribus)". Das Wort fides, so sucht er nun zu zeigen, ist hier nicht im subjectiven Sinne von dem Glaubensacte oder der Tugend zu verstehen, sondern objectiv vom Gegenstande des Glaubens. Darum ist doctrina de fide et moribus nicht zu übersetzen „Glaubens- oder Sittenlehre", sondern „eine den Glauben [objectiv] oder die Sitten betreffende Lehre". Der Papst und die Kirche wäre also gemäß dem Decrete nicht nur unfehlbar bei Definition der Glaubens- oder Sittenlehren, sondern auch bei der Definition einer den Glaubensgegenstand betreffenden Lehre, einer dogmatischen Thatsache. Zu demselben Schluß glaubt sich Andries berechtigt wegen des Wortes „festzuhalten (tenendam)". Hätte das Concil die dogmatischen Thatsachen ausschließen, mithin nur die Glaubens- und Sittendogmen als Gegenstand der päpstlichen Lehrinfallibilität bezeichnen wollen, so hätte es die bezüglichen Entscheidungen speciell und genau als „zu glaubende, als credenda oder fide divina tenenda hinstellen müssen, da wir bei einer jeden Glaubensentscheidung von der Weisheit der Kirche den möglichst genauen theologischen Ausdruck erwarten dürfen"[2].

---

[1] Cathedra Romana oder Der Apostolische Lehrprimat. Nach Maßgabe der Lehrbestimmung des Concilium Vaticanum. S. 202 ff.

[2] Glauben (d. i. mit göttlichem Glauben) können wir nur, was Gott geoffenbart hat, festhalten können wir auch andere Lehren.

Endlich beruft sich Andries auf „eine andere authentische Erklärung des Vaticanischen Conciliums, welche dem kirchlichen Lehramte ausdrücklich das Recht und die Pflicht zuspricht, die Aufstellungen der menschlichen Wissenschaft zu verurtheilen, falls dieselben der geoffenbarten Wahrheit widerstreiten" [1]. So Andries.

Zur Verhütung von Mißverständnissen bemerken wir auch für das Folgende, daß drei Fragen hinsichtlich unseres Gegenstandes aufgeworfen werden könnten: erstens, ob das Concil die Lehre, daß die „dogmatischen Thatsachen" zum Gegenstande der päpstlichen Unfehlbarkeit gehören, definire oder darlege (d. i. „in seiner Definition nicht nur nicht ausschließt, sondern in dieselbe auch einschließt"); zweitens, ob das Concil über diese Lehre schweige und kein neues Beweismoment für dieselbe liefere; drittens endlich, ob es diese Lehre in Abrede stelle. Hätte Andries nur zeigen wollen, daß die letzte Frage zu verneinen ist (und so scheint es zuweilen), so wäre sein erster Beweis vollkommen genügend gewesen. Aber er will zeigen, daß die erste Frage zu bejahen sei, und hierfür genügt sein Beweis nicht. Denn, wenn auch alle namhaften Theologen die dogmatischen Thatsachen zum Gegenstande der Unfehlbarkeit rechnen, so brauchte doch das Concil diese Lehre nicht in seiner Definition auszusprechen. Es konnte Gründe haben, von der Ausdehnung des Gegenstandes der Unfehlbarkeit ganz zu schweigen. Daß aber der Wortlaut der Definition und die aus der Constitution über den Glauben angeführte Stelle für die Ansicht Andries' keine durchschlagenden Beweise liefern, wollen wir später zeigen. Zur Hauptaufgabe haben wir es uns gemacht, die Entstehung des Decretes geschichtlich zu verfolgen, und so zugleich zu ermitteln, was es in Bezug auf den Gegenstand der Unfehlbarkeit lehren will.

Verzeichnen wir noch, ehe wir an die Untersuchung selbst gehen, eine auf die Geschichte unserer Stelle sich beziehende Bemerkung des hochseligen Bischofs Martin von Paderborn, welcher als Mitglied der Glaubensdeputation einen hervorragenden Antheil an der Formulirung unseres Decretes genommen hat. Er erzählt, daß man sich nach vielen „mit unsäglichem Fleiße gepflogenen Berathungen und Untersuchungen endlich in der vom Concil adoptirten heutigen Formel einigte. Die Schwierigkeit, die zu überwinden war", so sagt er, „bestand eben darin, die Definition vom unfehlbaren päpstlichen Lehramte so zu formuliren, daß die Grenzen desselben weder über Gebühr verengt, noch über Gebühr erweitert würden.

---

[1] Constitutio dogmat. de fide Catholica I. cap. IV.

Ueber Gebühr verengt hätte man sie, wenn man die Lehre so formulirt hätte, daß nur die Entscheidung dessen, was der Katholik de fide divina zu glauben habe, in ihren Kreis gefallen wäre, indem dann die päpstlichen Entscheidungen z. B. über die dogmatischen Facta geradezu ausgeschlossen worden wären; über die Gebühr erweitert hätte man die Grenzen, wenn man in die Formel eine Bestimmung aufgenommen hätte, wodurch der ex cathedra redende Papst für unfehlbar erklärt worden wäre in Festsetzung solcher mit der Glaubens- und Sittenlehre zusammenhängenden Dinge, eben z. B. der dogmatischen Facta, worin selbst der auf einem allgemeinen Concil versammelten lehrenden Kirche die Unfehlbarkeit noch nicht als streng zu glaubende Wahrheit förmlich zuerkannt ist. Beide Klippen waren zu vermeiden, wie dieses in unserer heutigen vom Concil adoptirten Formel wirklich geschehen ist" [1]. Diese Bemerkung wird durch die uns vorliegenden Documente in allen Punkten bestätigt.

In dem ursprünglich den Vätern vorgelegten Schema einer dogmatischen Constitution über die Kirche [2] war bekanntlich nichts über die päpstliche Unfehlbarkeit enthalten. Erst auf den von der großen Majorität der Väter ausgesprochenen Wunsch [3] wurde dem elften Kapitel der genannten Constitution, welches über den Primat handelte, ein Kapitel über die päpstliche Unfehlbarkeit beigefügt, und mit der Ueberschrift „Caput addendum" [4] ward es den Vätern am 6. März zugestellt. Die Bemerkungen, welche sie zum elften Kapitel und zum Caput addendum machen zu müssen glaubten, sollten sie innerhalb zehn Tagen dem Secretär des Concils schriftlich übergeben [5]; doch wurde der Termin auf Bitten einiger Väter um eine Woche (bis zum 25. März) verlängert [6]. Die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit hatte in dem neuen Kapitel folgenden Wortlaut: „... unter Zustimmung des heiligen Concils lehren wir und erklären wir es als Glaubenslehre, durch göttlichen Beistand geschehe es, daß der römische Papst ..., wenn er in Ausübung seines Amtes als höchsten

---

[1] Der wahre Sinn der Vaticanischen Lehrentscheidung über das unfehlbare päpstliche Lehramt. S. 32.

[2] Schema Constitutionis dogmaticae de Ecclesia Christi Patrum Examini propositum. C. L. c. 567 sqq.

[3] Ex diurnis commentariis unius ex Patribus pro rebus fidei deputatis. C. L. c. 1696 sq. S. die Postulata ibid. c. 923 sqq.

[4] C. L. p. 641 a. b.

[5] Acta Congregationum generalium sacrosancti Concilii Vaticani. (Ex ipsis actis SS. Concilii Vaticani collecta.) C. L. c. 729 c.

[6] Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1697 c.

Lehrers aller Christen mit Autorität entscheidet, was in Dingen des Glaubens und der Sitten von der ganzen Kirche festzuhalten sei, nicht irren könne; und dieses Privilegium der Irrthumsfreiheit oder Unfehlbarkeit erstrecke sich auf denselben Gegenstand, auf welchen sich die Unfehlbarkeit der Kirche bezieht."[1] Diese erste Formel wurde indessen nie Gegenstand der Debatte in der Generalcongregation, wohl aber in der Glaubensdeputation.

Erst am 27. April in ihrer 34. Sitzung beginnt diese Deputation die Discussion des elften und des hinzugefügten Kapitels[2]. Ein Theologe referirt über die zu dem elften, ein anderer über die zu dem hinzugefügten Kapitel von den Vätern gemachten Bemerkungen[3]. Die beiden Relationen werden bis zur 37. Sitzung fortgesetzt. Aus der zweiten ersehen wir, daß in den von den Vätern eingereichten Bemerkungen die Bezeichnung des Gegenstandes als zu allgemein und zu wenig bestimmt (indefinita et vaga) getadelt wurde, worauf der Referent erwiedert, daß der allgemeine Satz: „was in Dingen des Glaubens und der Sitten festzuhalten sei", durch den Zusatz: „die päpstliche Unfehlbarkeit habe denselben Umfang, wie die der Kirche überhaupt", ganz genau erklärt und bestimmt (definita plane ac determinata) werde[4].

In der ersten von der Deputation über die beiden Kapitel gehaltenen Sitzung am 27. April theilt der Präsident derselben, Cardinal Bilio, mit, daß nach Beschluß der Präsidenten des Concils aus den beiden Kapiteln eine neue Constitution zu machen sei[5]. Das elfte Kapitel zerfiel in drei Theile, über die Einsetzung des Primates in Petrus, über seine Fortdauer

[1] . sacro approbante Concilio docemus et tamquam fidei dogma definimus. per divinam assistentiam fieri, ut Romanus Pontifex . . . cum supremi omnium Christianorum Doctoris munere fungens pro auctoritate definit, quid in rebus fidei et morum ab universa Ecclesia tenendum sit, errare non possit; et hanc Romani Pontificis inerrantiae seu infallibilitatis praerogativam ad idem obiectum porrigi, ad quod infallibilitas Ecclesiae extenditur.

[2] Quomodo electa sit Deputatio pro rebus ad fidem pertinentibus, quaeque in eius Sessionibus acta sint. C. L. c. 1679 c sqq. Ex diurnis commentariis etc. Ibid. c. 1699 a.

[3] Relatio de observationibus Reverendissimorum Concilii Patrum, in Schema de Romani Pontificis Primatu. C. L. c. 274 sqq. Diese Relation enthält die beiden oben erwähnten; nur wenige Veränderungen sind vorgenommen. Vgl. C. L. c. 1678. nota 8*.

[4] Relatio etc. C. L. c. 286 d.

[5] Quomodo electa sit Deputatio etc. C. L. c. 1678 c.

im römischen Bischofe und über seine Natur. Diese wurden die drei ersten Kapitel der neuen Constitution, und das Kapitel über die Unfehlbarkeit gesellte sich als viertes dazu. Nach Schluß der Discussion über die Relationen, in der 37. Sitzung am 2. Mai, beginnt die Discussion über die neue Constitution, welcher man die Ueberschrift gab: „Constitutio prima de Ecclesia Christi“ [1]. Der uns beschäftigende Passus des vierten Kapitels ist geblieben, wie er im Caput addendum war; nur steht anstatt „quid . . . tenendum“, „quid . . . tenendum vel reiiciendum sit“, und das Wort „inerrantiae“ ist weggefallen [2].

Schon in der 38. Sitzung (3. Mai) kommt man in der Discussion bis zum vierten Kapitel. In der folgenden, am 5. Mai morgens, beginnt die Discussion unseres Passus über das Object der Unfehlbarkeit, und eine Aenderung wird vorgeschlagen und angenommen, welche von nun an längere Zeit den Gegenstand heftiger Debatten bildet.

Cardinal Bilio war der Verfasser des Kapitels über die Unfehlbarkeit. Um so mehr fiel es auf, daß er selbst in der genannten Sitzung, als niemand Bedenken gegen das Schema aussprach, dasselbe angriff. In Betreff der Unfehlbarkeit des Papstes, so sagte er, dürfe nichts mehr definirt werden, als definirt sei hinsichtlich der Unfehlbarkeit der Kirche überhaupt. Hinsichtlich dieser sei aber nur definirt, daß sie sich auf die eigentlichen Dogmen, auf die in sich geoffenbarten Wahrheiten beziehe [3]. Es sei also die Frage in Erwägung zu ziehen, ob nicht das Schema in Bezug auf den Gegenstand der Unfehlbarkeit zu weit gehe. Der Cardinal läugnete nicht, sondern bezeichnete es als eine ganz und gar unantastbare Lehre, daß der Papst auch in Bezug auf dogmatische Thatsachen, die Canonisation der Heiligen und andere ähnliche Punkte, unfehlbar sei, wie es die Kirche ist; er fügte hinzu, daß er sehr wünsche, das Concil möchte die Unfehlbarkeit der Kirche in diesen Dingen zum Glaubenssatz erheben: aber, da jetzt die Rede sei von der Unfehlbarkeit des Papstes, bevor man über die Unfehlbarkeit der Kirche gehandelt, möchte wohl im vorliegenden Schema zuviel gesagt sein [4].

---

[1] Quomodo etc. C. L. c. 1680 a. Ex diurnis commentariis. C. L. c. 1699 a. — S. die der Deputation am 2. Mai vorgelegte Constitution ibid. c. 1640 sqq.

[2] Schema etc. C. L. c. 1642 b.

[3] Definirt ist, wie auch dem Cardinal entgegnet wurde (C. L. c. 1700 a), auch diese Wahrheit nicht; aber sie ist eine Fundamentallehre der Kirche, da wir ja alle bekennen: Ich glaube, was Gott geoffenbaret hat und durch die katholische Kirche zu glauben vorstellt.

[4] Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1699 c. d.

Wie dürftig auch diese Nachrichten über den Anfang jener Debatte sind, so genügen sie doch vollkommen, uns über die Bedenken des Cardinals zu orientiren. Er verstand nämlich die Worte des Schemas, „was in Dingen des Glaubens und der Sitten festzuhalten sei", dahin, daß sie als den Gegenstand der Unfehlbarkeit außer den in der Offenbarung formell enthaltenen Wahrheiten auch die anderen Wahrheiten bezeichneten, in deren Verkündigung die Theologen der Kirche Unfehlbarkeit beilegen. Da es nun, wenn auch gewiß, so doch nicht katholisches Dogma sei, daß die Unfehlbarkeit der Kirche sich über die formell geoffenbarten Wahrheiten hinaus auch auf diese natürlichen Wahrheiten erstrecke, so würde durch Annahme des Schemas in conciliarischer Definition der Unfehlbarkeit des Papstes ein größerer Umfang zuerkannt, als er streng dogmatisch der Unfehlbarkeit der Kirche überhaupt zugeschrieben werde.

Mit Recht wurde entgegnet, man könne ja, was von der Kirche dogmatisch feststehe, daß sie nämlich unfehlbar sei, auch einfach vom Papste behaupten und dies definiren [1]; und unter den Vorschlägen, welche gemacht wurden, betonte einer, man solle in die Definition von dem Umfange der Unfehlbarkeit gar nichts Neues aufnehmen [2]. Mehrere Deputationsmitglieder aber legten Formeln vor, in denen sie, auf die Bedenken des Cardinals eingehend, als Gegenstand der päpstlichen Unfehlbarkeit die rein geoffenbarten Wahrheiten ausdrücklich bezeichneten und von anderen Gegenständen ganz absahen. Am schärfsten tritt dies in folgender Formel hervor: „cum de quaestionibus fidei et morum iudicans, de iis definit, quid ab universali Ecclesia sub haeresis censura credendum vel reiiciendum sit" [3]. Dies kann sich nur auf die formell geoffenbarten Wahrheiten beziehen, da nur die Läugnung solcher Wahrheiten als Häresie bezeichnet werden kann. Wenn nun derjenige, welcher diese Formel vorschlägt, auch noch zu dem Satze, in welchem es heißt, daß die päpstliche Unfehlbarkeit sich gerade so weit erstrecke wie die der Kirche, hinzugefügt wissen will: „nempe ad depositum fidei, hoc est, Dei verbum scriptum vel traditum" [4], so beantragt er damit, ausschließlich und nur zu definiren, daß der Papst in Bezug auf die formell geoffenbarten Wahr-

[1] Ibid. C. L. c. 1700 a. [2] Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1683 b.

[3] Ibid. C. L. c. 1683 d.

[4] Ibid. C. L. c. 1684 a. Doch ist zu bemerken, daß dasselbe Deputationsmitglied später diesen Zusatz in erweiterter Form gibt: „ad fidei depositum sc. verbum Dei scriptum vel traditum fideliter custodiendum et exponendum." Ibid. c. 1688 b.

heiten unfehlbarer Lehrer sei. Damit wäre freilich nicht definirt, daß sich seine Unfehlbarkeit nur auf diese erstrecke. Aber die ausschließliche Hervorhebung dieses Gegenstandes hätte für manche die Veranlassung sein können, die Unfehlbarkeit des Papstes, wie auch der Kirche, in Bezug auf andere Gegenstände zu läugnen.

Gegen Ende der Sitzung legt der Cardinalpräsident die Frage vor, für welche der vorgelegten Formeln man sich entscheide. Man entschied sich, ohne eigentliche Abstimmung[1], für diejenige, welche der Bischof Konrad Martin von Paderborn vorgelegt[2]. Auch diese, für welche indessen dieser Oberhirt schon früher Vorliebe gezeigt zu haben scheint[3], trägt den Bedenken des Cardinals Rechnung. Sie lautet: „Wir erklären, daß der römische Papst ... wenn er ... entscheidet, was in Dingen des Glaubens und der Sitten von der ganzen Kirche mit katholischem Glauben für wahr zu halten (fide catholica credendum) sei ... nicht irren könne, und daß seine derartigen Glaubensvorschriften oder -Urtheile, als aus sich unabänderlich, von jedem Christgläubigen, sobald er von ihnen Kenntniß erhält, mit vollem Glaubensgehorsam anzunehmen und festzuhalten seien."[4] Während der hochwürdigste Bischof durch die unterstrichenen Worte als Gegenstand der Unfehlbarkeit ausdrücklich nur die formell geoffenbarten Wahrheiten nennt, behält er doch den erweiternden Zusatz bei: „Und zwar lehren wir, daß dieses unfehlbare Lehramt des römischen Papstes sich auf dieselben Lehren beziehe, welche wir als Gegenstand des unfehlbaren Lehramtes der ganzen Kirche, deren Haupt und Mund der römische Papst ist, anerkennen."[5]

Die folgende Sitzung war am Nachmittage desselben Tages (5. Mai). Ein Theologe liest das nun veränderte vierte Kapitel vor, in welchem die uns besonders interessirende Stelle heißt: „indem ... er feststellt, was in Dingen des Glaubens und der Sitten von der ganzen Kirche mit gött-

[1] Ex diurnis etc. C. L. c. 1700 a.

[2] Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1684 a.

[3] Ex diurnis etc. C. L. c. 1699 b. c.

[4] Declaramus, Romanum Pontificem ... cum ... definit, quid in rebus fidei et morum ab universa Ecclesia fide catholica credendum sit, ... errare non posse, taliaque eius fidei decreta seu iudicia per se irreformabilia a quovis Christiano, ut primum ei innotuerint, pleno fidei obsequio excipienda et tenenda esse. Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1683 d.

[5] Et hoc quidem Romani Pontificis infallibile magisterium ad eadem pertinere docemus, ad quae infallibile universae Ecclesiae magisterium, cuius ipse Rom. Pontifex caput et os est, sese extendere dignoscitur. Quomodo electa sit etc. Ibid.

lichem Glauben für wahr zu halten (fide divina credendum) und anzunehmen oder zu verwerfen sei" [1]. Der letzte Satz lautet wieder wie früher: „daß dieses Privilegium der Unfehlbarkeit sich auf denselben Gegenstand erstrecke, auf den sich die Unfehlbarkeit der Kirche bezieht" [2].

Der Präsident der Deputation kam abermals auf seine schon des Morgens vorgelegten Bedenken gegen die frühere Formel zurück. Die hervorragendsten Theologen, so sagte er, hätten vor den jansenistischen Streitigkeiten, während derselben und nachher die päpstliche Unfehlbarkeit nur gelehrt in Bezug auf die rein geoffenbarten Wahrheiten [3]. Cardinal Bilio war ein vorzüglicher Theologe; aber die Verantwortlichkeit seiner Stellung drückte schwer auf ihm, und bei dem innerhalb und außerhalb des Concils gegen die vorgeschlagene Definition entstandenen und stets wachsenden Widerstande stiegen bange Besorgnisse in ihm auf. Die Theologen, von denen er spricht, machen zwischen der päpstlichen Unfehlbarkeit und der Unfehlbarkeit der Kirche keinen Unterschied, und Bilio selbst will ja in dem Schema ausgedrückt wissen, daß kein Unterschied vorhanden ist. Nun machen die Theologen freilich einen Unterschied zwischen den verschiedenen Lehren, auf welche sich die Unfehlbarkeit bezieht. Die formell geoffenbarte Lehre ist nach ihnen der erste und vorzüglichste Gegenstand des kirchlichen Lehramtes, und ihretwegen ist der Kirche Unfehlbarkeit verheißen; daß sie in Bezug auf diese Lehre unfehlbar ist, vertheidigen sie als certum de fide catholica. Dabei tragen sie aber auch, wie oben gesagt, als ganz gewisse Lehre vor, daß die Kirche unfehlbar ist bei Verkündigung jener Wahrheiten, ohne deren Feststellung sie die geoffenbarten Wahrheiten nicht erklären und schützen könne [4]. In seinem ängstlichen Bestreben, den Inhalt der beantragten Definition auf das geringste Maß zu beschränken, erklärte Cardinal Bilio die Lehre der Theologen nicht ganz zutreffend, und mehrere Mitglieder der Deputation traten auf seine Seite. Beseelt vom Verlangen, die Gegner der Definition zu gewinnen, zeigten sich der Argumentation des Cardinals besonders günstig die Erzbischöfe Dechamps von Mecheln, Spalding von Baltimore, Steins S. J., apostolischer Vikar von Calcutta, und der Bischof Martin von Paderborn. Andere bekämpften

---

[1] Cum ... definit, quid in rebus fidei et morum ab universa Ecclesia fide divina credendum tenendumve vel reiiciendum sit. Ibid. C. L. c. 1684 b.

[2] Hanc Romani Pontificis infallibilitatis praerogativam ad idem obiectum porrigi, ad quod infallibilitas Ecclesiae extenditur. Ibid.

[3] Ex diurnis etc. C. L. c. 1700 a. [4] Ibid.

sie mit aller Entschiedenheit. Die Discussion wurde bis 9 Uhr Abends fortgesetzt, ohne zum Abschluß zu gelangen [1].

Am folgenden Tage (6. Mai) führte der Cardinalpräsident zwei Theologen in die Sitzung. Nachdem beide einen kurzen Vortrag gehalten hatten über den Umfang dessen, was definirt werden könne, legte plötzlich der Cardinal eine neue Formel [2] vor, welche ihm vor der Sitzung der Bischof von Paderborn übergeben hatte. Die uns beschäftigende Stelle [3] weist im übrigen keine wichtigen Veränderungen auf; nur ist dem Schlusse ein neuer Zusatz beigefügt, welcher auf großen Widerstand stieß: „Wir lehren, daß sich diese Unfehlbarkeit auf einen und denselben Gegenstand [wie die der Kirche] beziehe, nämlich auf die zu bewahrende und unverfälscht zu erklärende Hinterlage des Glaubens." Einer der beiden Theologen las die neue Formel vor, der andere empfahl sie, als geeignet, die Schwierigkeit, auf die man gestoßen sei, zu heben. Bei der Abstimmung ergaben sich manche „placet" und „placet juxta modum", d. i. placet unter Vorbehalt. Nicht weniger als vierzehn hätten den Schlußzusatz lieber gestrichen gesehen, während sieben ihn vertheidigten. Ein Mitglied konnte sich weder für noch gegen die Formel entscheiden. Zwei verwarfen die ganze Formel entschieden. Etwas eilig bemerkte Cardinal Bilio: „Also die Formel wird, mit Ausnahme von zwei Mitgliedern, von allen angenommen", und er gab sofort Befehl, sie zu drucken [4].

In der Sitzung des folgenden Tages (7. Mai) ward das nunmehr corrigirte Schema der ganzen Constitution vorgelesen, und es wurden noch kleine Veränderungen vorgenommen. Eine lebhafte Discussion entstand wieder über den Passus, den wir besprechen. Die beiden Väter, welche die zuletzt vorgelegte Formel bekämpft hatten, setzten von neuem ihre Gründe auseinander. Der Hauptgrund war dieser, daß nach dem nunmehr vor=

---

[1] Ex diurnis etc. C. L. c. 1700 a.

[2] Quomodo electa etc. C. L. c. 1684 d.

[3] Cum . . . definit, quid in rebus fidei et morum ab universa Ecclesia fide divina tenendum vel tamquam fidei contrarium reiiciendum sit. Et eiusmodi decreta sive iudicia per se irreformabilia a quovis Christiano, ut primum ei innotuerint, pleno fidei obsequio excipienda et tenenda esse. Porro cum una eademque sit Ecclesiae infallibilitas, sive spectetur in Capite Ecclesiae, sive in universa Ecclesia docente cum Capite unita, hanc infallibilitatem etiam ad unum idemque obiectum sese extendere docemus, nempe ad fidei depositum custodiendum intemerateque exponendum. Ibid.

[4] Ibid. C. L. c. 1685 a. — Ex diurnis etc. C. L. c. 1700 b.

liegenden Schema einzig und allein gelehrt werde, der Papst sei unfehlbar, wenn er definire, was mit göttlichem Glauben für wahr zu halten sei. Da die Gläubigen eine volle Darlegung der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit in dem Kapitel suchten, so sei zu fürchten, daß sie diese nur auf jene Definitionen bezögen, in denen göttlicher Glaube verlangt werde. Die Gegner der Unfehlbarkeitslehre aber würden eine solche ausschließliche Interpretation verbreiten.

Nachdem beide Väter gesprochen, legte einer der anwesenden Theologen seine Ansicht über die Formel dar. Er gab zu, daß sie zu Bedenken Anlaß gebe und daß die geltend gemachten Gründe ihr Gewicht hätten, glaubte aber, daß man durch einige wenige Veränderungen die Mängel beseitigen könne. Die Majorität stimmte bei, und die Veränderungen wurden sogleich vorgenommen. Der neue Schlußzusatz: „nempe ad fidei depositum etc.“ fiel dabei weg. Das Schema der ganzen Constitution wurde gedruckt [1]. Am folgenden Tage (8. Mai) wurden in denselben noch einige Veränderungen vorgenommen, und dann ward es nochmals gedruckt und am 9. Mai unter die Väter des Concils für die Discussion in der Generalcongregation vertheilt [2]. Da dieses in der Generalcongregation discutirte Schema besonders wichtig ist, lassen wir den Passus über den Gegenstand der Unfehlbarkeit hier folgen, obgleich er uns aus dem Vorhergehenden schon ziemlich bekannt ist. Er lautet: „Darum lehren wir und erklären wir es unter Zustimmung des heiligen Concils als Glaubensdogma, daß der römische Papst ... kraft des ihm verheißenen göttlichen Beistandes nicht irren könne, wenn er ... entscheidet, was in Dingen des Glaubens und der Sitten von der ganzen Kirche als Glaubenswahrheit festzuhalten (tamquam de fide tenendum), oder als gegen den Glauben verstoßend zu verwerfen sei; und daß solche Entscheidungen oder Urtheile, als aus sich unabänderlich, von jedem Christgläubigen, sobald sie ihm bekannt werden, mit vollem Glaubensgehorsame anzunehmen und festzuhalten seien. Da aber die Unfehlbarkeit dieselbe ist, mag sie im römischen Papste als im Haupte der Kirche, oder in der ganzen mit dem Haupte vereinten lehrenden Kirche betrachtet werden, so lehren wir außerdem, daß diese

[1] Quomodo electa etc. C. L. c. 1685 a. b. Cf. ibid. nota 2*. — Ex diurnis etc. C. L. c. 1700 c.

[2] Constitutio dogmatica prima de Ecclesia Christi Reverendissimorum Patrum examini proposita. C. L. c. 269 sqq. — Acta congregationum generalium etc. C. L. c. 742 b. — Cf. Quomodo electa etc. C. L. c. 1685 nota 2*.

Unfehlbarkeit sich auch auf einen und denselben Gegenstand beziehe." [1]

Am 13. Mai wurde in der 50. Generalcongregation die Discussion der neuen Constitution damit eingeleitet, daß Bischof Pie von Poitiers im Namen der Glaubensdeputation über die Arbeiten derselben und den Sinn der einzelnen Abschnitte des Schema's referirt [2]. In Bezug auf das Unfehlbarkeitsobject sagt er bloß, der Gegenstand der Unfehlbarkeit werde im Schema zuerst im allgemeinen angegeben, in den Worten: „in Dingen des Glaubens und der Sitten", dann im besondern, indem gesagt werde, der Umfang des Gegenstandes sei derselbe, wie für den Gegenstand der Unfehlbarkeit der Kirche [3].

Eine Formel aufzufinden, in welcher das Object nur allgemein ausgedrückt und als identisch mit dem Object der Unfehlbarkeit der Kirche hingestellt würde, war das Ziel aller Mitglieder der Glaubensdeputation, sowohl derjenigen, welche die an der frühern Formel vorgenommene Veränderung befürwortet, wie auch jener, welche sie bekämpft hatten. Die Relation sagt, was man angestrebt. Merkwürdigerweise berührt sie den neuen Zusatz nicht. Ohne ihn wäre freilich in den Worten „in Dingen des Glaubens und der Sitten" das Object nur allgemein angegeben. Aber mit dem Zusatze „als Glaubenswahrheit festzuhalten" beschränkt sich die Definition wenigstens in diesem ihrem ersten Theile darauf, dem Papste Unfehlbarkeit nur hinsichtlich der eigentlich geoffenbarten Wahrheiten zuzuerkennen, während doch der Umfang der Unfehlbarkeit, auch nach der Ansicht der Verfasser der Formel, ein weiterer ist.

---

[1] Hinc, sacro approbante Concilio, docemus et tamquam dogma fidei declaramus, Romanum Pontificem ... vi assistentiae divinae ipsi promissae errare non posse, quum . . . definit, quid in rebus fidei et morum ab universa Ecclesia tamquam de fide tenendum vel tamquam fidei contrarium reiiciendum sit; et eiusmodi decreta sive iudicia, per se irreformabilia, a quovis Christiano, ut primum ei innotuerint, pleno fidei obsequio excipienda et tenenda esse. Quoniam vero infallibilitas eadem est, sive spectetur in Romano Pontifice tamquam capite Ecclesiae, sive in universa Ecclesia docente cum capite unita, insuper definimus, hanc infallibilitatem etiam ad unum idemque obiectum sese extendere. Constitutio etc. C. L. c. 273 b.

[2] Relatio de schemate constitutionis dogmaticae primae de Ecclesia Christi. C. L. c. 290 d sqq. — Cf. Acta Congreg. etc. C. L. c. 743 b.

[3] Determinari illud infallibilitatis obiectum et quidem primum generatim, quod significet phrasis „in rebus fidei ac morum", deinde specifice verbis asserentibus eundem esse obiecti ambitum, qui assignatur obiecto infallibilitatis Ecclesiae. Relatio etc. C. L. c. 299 d.

Die bezüglich unseres Passus am Caput addendum in der Glaubensdeputation vorgenommenen Aenderungen wollten vielen Vätern nicht gefallen, und diese beschlossen, noch bevor die Stelle in den Generalcongregationen zur Discussion komme, gemeinschaftlich zu überlegen, wie man sie beseitigen könne. Demgemäß hielten sie fast während der ganzen Zeit, in welcher sich die Generalcongregationen mit dem Schema beschäftigten, Privatversammlungen in den Wohnungen des Erzbischofs von Bourges und des Bischofs von Carcassonne ab, um über eine bessere Formel zu berathen. Die leitende Idee war, daß über den Gegenstand der Unfehlbarkeit weiter nichts definirt werden solle, als dies, daß er derselbe sei mit dem Gegenstande der Unfehlbarkeit der Kirche [1].

Mehrere Formeln wurden in diesen Versammlungen vorgelegt [2] und discutirt; mancher schriftlich eingereichte Vorschlag, wie der erste in unserer Sammlung, der auch dem Cardinal Bilio zugestellt, aber nicht besonders gnädig aufgenommen wurde, enthält nicht nur eine neue Formel mit ihrer Begründung, sondern auch eine eingehende Kritik der den Vätern vorgelegten Formel. Eine Formel, so heißt es hier, muß, insoweit sie das Unfehlbarkeitsobject berührt, so abgefaßt sein, daß sie keinen Zweifel darüber gestattet, das Object der Unfehlbarkeit des Papstes erstrecke sich so weit, wie das Object der Unfehlbarkeit der Kirche überhaupt. So geartet ist aber die Formel, welche vorgelegt ist, nicht. Die Worte: „wenn er entscheidet, was ... als Glaubenswahrheit festzuhalten oder als gegen den Glauben verstoßend zu verwerfen sei (tamquam de fide tenendum, vel tamquam fidei contrarium reiiciendum)", enthalten eine Beschränkung. Denn mit diesen Ausdrücken pflegen die Theologen dasjenige zu bezeichnen, was formell geoffenbart und darum mit göttlichem Glauben für wahr zu halten (fide divina credendum), und was diesem als Häresie entgegengesetzt ist. Also bezeichnen sie nicht alles, worauf sich das unfehlbare Lehramt der Kirche bezieht [3]. Man erwiedere nicht, die Formel sage nur, der Papst sei in Bezug auf die geoffenbarten Wahrheiten unfehlbar, schließe aber nicht aus, daß er auch in anderen Lehren unfehlbar sei. Das schwebte ohne Zweifel der Deputation vor. Aber bei der Abneigung, welche manche der zu defi-

[1] Ex diurnis etc. C. L. c. 1700 d.

[2] Fasciculus emendationum Capitis IV. Constitutionis primae de Ecclesia Christi, quae in privatis plurium Patrum congressibus propositae sunt ante diem 26. Junii. C. L. c. 1704 sqq.

[3] Ibid. c. 1704 b.

nirenden Lehre entgegenbringen, werden nicht wenige behaupten, das Concil habe, da es die gewöhnlichen Ausdrücke, in denen die Theologen den Gegenstand der Unfehlbarkeit anzugeben pflegen, absichtlich verließ, den Umfang einschränken wollen. Dies sei um so mehr zu befürchten, als im vorigen und auch in diesem Jahrhunderte einige Theologen den Gegenstand der kirchlichen Lehrthätigkeit auf die formell geoffenbarten Wahrheiten zu beschränken versuchten. Solchen Gefahren würde man dadurch begegnen, daß man anstatt der Worte, die ausschließlich einen Theil des Lehrgegenstandes bezeichneten, andere wählte, welche denselben im allgemeinen ausdrückten [1]. Die Beschränkung, welche in den ersten Worten enthalten sei, würde nicht gehoben durch die weitere Definition, daß die Unfehlbarkeit des Papstes sich auf dasselbe Object beziehe, auf welches sich die der Kirche beziehe. Denn es werde nicht gesagt, daß die letztere sich über die formell geoffenbarten Wahrheiten hinaus erstrecke. Das Object der Unfehlbarkeit der Kirche bleibe unbestimmt; das Object der Unfehlbarkeit des Papstes aber sei bestimmt; nun sage man, für diese und für jene sei das Object dasselbe; mithin würde man gerade umgekehrt das Object der Unfehlbarkeit der Kirche nach dem genauer bestimmten Object der Unfehlbarkeit des Papstes bestimmen und sagen: die Kirche ist nur in Bezug auf die formell geoffenbarten Wahrheiten unfehlbar wie der Papst [2]. Man werde vielleicht erwiedern, daß später der Gegenstand der Unfehlbarkeit der Kirche genauer definirt und so die Schwierigkeit gehoben werde. Aber, wenn dieses auch geschähe, sei es erstens doch besser, schon jetzt solche Ausdrücke zu wählen, welche auch in dieser ersten Definition zu keiner falschen Deutung Veranlassung gäben. Zweitens würden dann später sich Stimmen von Gegnern erheben und sagen, das Concil sei nicht ehrlich vorangegangen, indem es zuerst den Gegenstand beschränkt und dann später erweitert habe. Doch abgesehen von allem bösen Willen, scheine die Ordnung, welche in der vorgelegten Formel innegehalten sei, nicht besonders logisch zu sein, da der Gegenstand zuerst mit einem beschränkenden Zusatze auftrete und dann unbestimmt vorgeführt werde, während man sonst umgekehrt dasjenige, was zuerst unbestimmt gesagt sei, nachher näher bestimme [3].

Bevor der Verfasser dieser Kritik seine eigene Formel vorlegt, erklärt er ausdrücklich, sein Vorschlag gehe nicht dahin, daß man an dieser

[1] Ibid. c. 1705 b sqq.

[2] Ibid. c. 1706 a. — Cf. ibid. c. 1711 b. [3] Ibid. c. 1706 c.

Stelle definire, die Unfehlbarkeit der Kirche erstrecke sich über die formell geoffenbarten Wahrheiten hinaus; es genüge, zu definiren, der Papst sei unfehlbar wie die Kirche [1].

Wir sehen also, daß die beiden sich bekämpfenden Parteien vollkommen einig waren **erstens** in Bezug auf den Gegenstand der päpstlichen Unfehlbarkeit und der Unfehlbarkeit der Kirche: beide haben denselben Umfang, und zwar erstreckt sich derselbe über die formell geoffenbarten Wahrheiten hinaus auch auf jene nicht geoffenbarten, deren Verkündigung nothwendig durch die Verkündigung der geoffenbarten gefordert ist. Sie waren **zweitens** auch darin einig, daß die Definition die Identität des Objectes aussprechen, aber nicht hervorheben solle, daß das Object über die formell geoffenbarten Wahrheiten hinausgehe. Uneinigkeit bestand nur in Bezug **auf die Formulirung** des zu Definirenden. Die einen wollten, daß man die Glaubenswahrheiten im strengen Sinne als Gegenstand der Unfehlbarkeit des Papstes eigens hervorhebe und dann hinzufüge, der Gegenstand seiner Unfehlbarkeit habe denselben Umfang, wie die Unfehlbarkeit der Kirche; die anderen, daß man den Gegenstand überhaupt nicht genauer bezeichne, sondern nur allgemein sage, der Papst sei in Definition der Glaubens- und Sittenlehren unfehlbar, und seine Unfehlbarkeit erstrecke sich so weit wie die der Kirche.

Es dürfte nun mancher Leser fragen, warum denn die Väter die Lehre über den Gegenstand der Unfehlbarkeit mit Stillschweigen übergehen wollten, und, sollten diese Zeilen in die Hände von Nichtkatholiken gelangen, werden sie sich vielleicht darüber wundern, daß das Concil, welches ja nach Lehre der Katholiken vom Irrthume bewahrt bleibe und nur die Wahrheit lehren könne, sein Privileg nicht besser ausnütze und sich nicht über alle Religionswahrheiten, über welche eine Frage entstehen könnte, sofort ausspreche. Aehnliche Bemerkungen erinnern wir uns in einer sehr bitter geschriebenen protestantischen Streitschrift gelesen zu haben.

Nun dann wäre es ja rathsam, daß uns die Kirche eine mehrbändige Dogmatik übergebe und auf einmal definire, alles, was sie enthalte, sei die lautere Wahrheit. Aber so verfährt mit Recht nicht unser bleibendes

---

[1] Ibid. c. 1706 d. — Die vorgeschlagene Formel lautet: „. . . declaramus Romanum Pontificem . . ., quum pro plena potestate docendi universam Ecclesiam quaestiones de fide et moribus suo iudicio definit, per Spiritus sancti assistentiam ab errore immunem servari. . . . Definimus insuper, hanc Romani Pontificis infallibilitatem ad idem obiectum porrigi, ad quod infallibilitas Ecclesiae extenditur.“

lebendiges Lehramt. Mit einem Buche wäre uns nicht gedient; über den Sinn vieler Stellen würde ja doch wieder Uneinigkeit entstehen, wie über den Sinn der Heiligen Schrift, und das Lehramt bliebe nothwendig, nach wie vor. Seine Aufgabe ist es nicht, durch höchsten Machtspruch ganze Bände zu canonisiren, sondern durch die naturgemäße, gewöhnliche Thätigkeit seiner über die ganze Welt sich erstreckenden Organe die Völker nach Christi Auftrag [1] zu lehren, die Lehrthätigkeit dieser so verschiedenartigen Organe zu überwachen, bei Auftauchen von Irrlehren einzuschreiten, und dann, wo es zur Reinerhaltung des Glaubens nothwendig ist, auch durch höchsten Richterspruch eine Frage endgiltig zu entscheiden.

Was nun speciell unsere Frage von dem Umfang des Gegenstandes der Unfehlbarkeit angeht, so lagen viele Gründe vor, sie in dem Decrete über die Unfehlbarkeit des Papstes nicht zur Sprache zu bringen. Zuerst deshalb nicht, weil eben schon eine andere, weit passendere Stelle für die Definition dieser Lehre in den vorgelegten Schemata bestimmt war, nämlich im Schema über die Kirche. Im neunten Kapitel, welches über die Unfehlbarkeit der Kirche handelt, war diese Lehre ausdrücklich enthalten [2]. Noch klarer und eingehender ist sie in einer mit Rücksicht auf die von den Vätern zum Schema gemachten Bemerkungen angefertigten Ueberarbeitung [3] behandelt. Hier, wo die Rede ist vom kirchlichen Lehramte überhaupt, ist auch der geeignete Platz für die Lehre über das Object seiner Unfehlbarkeit. In dem von uns besprochenen Schema handelt es sich nur um das Subject. Denn der Gegenstand des ganzen Schemas ist der Primat. Hierher gehört also die Lehre, daß der Primas der Kirche, wie er überhaupt Inhaber der höchsten Gewalt und Vorrechte in der Kirche ist, so auch durch den Vorzug der Unfehlbarkeit ausgezeichnet sei. Wie weit sich die Unfehlbarkeit erstreckt, gehört in die Lehre über die Kirche und über ihre Gewalt und Vorrechte überhaupt.

---

[1] Matth. 28, 19 f.; Marc. 16, 15.

[2] Schema Constitutionis dogmaticae de Ecclesia Christi. C. L. c. 570 b. c. Die Stelle lautet: „Obiectum ... infallibilitatis tantum patere docemus, quantum fidei patet depositum, et eius custodiendi officium postulat; adeoque praerogativam infallibilitatis, qua Christi Ecclesia pollet, ambitu suo complecti tum universum Dei verbum revelatum, tum id omne, quod, licet in se revelatum non sit, est tamen eiusmodi, sine quo illud tuto conservari, certo ac definitive ad credendum proponi et explicari aut contra errores hominum ac falsi nominis scientiae oppositiones valide asseri defendique non possit." Vgl. außerdem die 16. der Annotationes. C. L. c. 598 c. d.

[3] Dieses ist nicht in die C. L. aufgenommen, weil es den Vätern noch nicht vorgelegt war.

Dazu kam noch ein anderer sehr wichtiger Grund. Sehr große Stürme hatten sich in der christlichen Welt, besonders in Deutschland und Frankreich, gegen die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit erhoben. Eine große Verwirrung der Geister war entstanden und griff immer mehr um sich. Wenn jemals bei Streitigkeiten wegen einer Lehre und bei Gefahren der Verdunkelung einer Offenbarungswahrheit eine Entscheidung des höchsten Glaubenstribunals nothwendig war, so war sie hinsichtlich der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit zur Zeit des vaticanischen Concils nothwendig. Wegen dieser Nothwendigkeit drangen so viele Väter auf eine möglichst baldige Entscheidung [1]. Mit der Frage über den Gegenstand der Unfehlbarkeit eilte es nicht besonders, wohl aber mit der Frage über das Subject. Die Aufnahme der Lehre über den Gegenstand der Unfehlbarkeit in das Schema hätte die endgiltige Sanction desselben in unabsehbare Ferne hinausgeschoben. Neue Discussionen wären nothwendig gewesen. Freilich hätten dieselben, wenigstens rein theoretisch [2] betrachtet, keine großen Schwierigkeiten bieten können, wenn man nur gelehrt hätte, daß sich die Unfehlbarkeit auf die Offenbarungswahrheiten und die zu deren Schutz und Erklärung nothwendigen übrigen Wahrheiten beziehe. Aber wollte man einmal auf die Frage vom Gegenstande genauer eingehen, würden sich bei Umgrenzung desselben noch manche Schwierigkeiten eingestellt haben. So sehen wir z. B., daß, wenn bei den Verhandlungen die Rede auf den Gegenstand der Unfehlbarkeit kommt, auch oft die Rede ist von der Unfehlbarkeit bei Canonisation der Heiligen [3]. Diese Frage

[1] Vgl. hierzu die Postulata C. L. c. 969 d. 971 c. 972 b. 977 b.

[2] Wir sagen „theoretisch“, insoferne es leicht ist, den theologischen Beweis für diese Wahrheit zu erbringen. Welche Schwierigkeiten sich aber praktisch gegen die Definition erheben konnten, zeigt folgende Thatsache. Kaum war das Schema über die Kirche durch eine Verletzung des vom Papste vorgeschriebenen Geheimnisses in die Oeffentlichkeit gelangt, als der französische Minister des Aeußern, Graf Daru, an den französischen Botschafter in Rom, Marquis Banneville, ein der Curie mitzutheilendes Memorandum (C. L. c. 1553 a sqq.) zustellte, in welchem er verlangte, daß das Schema der französischen Regierung unterbreitet werde und die Sanction des Concils nicht erhalte, bevor die Regierung ihre Bemerkungen zu demselben eingesandt habe. Als Grund wird gerade die in dem Schema enthaltene Lehre angegeben, daß die Unfehlbarkeit der Kirche sich auch auf die nicht geoffenbarten, aber mit den geoffenbarten zusammenhängenden Lehren beziehe (C. L. c. 1554 a). Obgleich Cardinal Antonelli in seiner Antwort die Lehre trefflich erklärte (C. L. c. 1555 b sqq.), blieb Daru doch bei seiner Forderung (C. L. c. 1563 c sqq.; cf. c. 1561 d sqq.).

[3] Cf. Ex diurnis etc. C. L. c. 1699 d. — Fasciculus emendationum etc. C. L. c. 1704 c.

ist aber lange nicht so leicht, wie die Frage, ob die Kirche in Bezug auf die zur Vertheidigung und Erklärung der Glaubenswahrheiten nothwendigen Wahrheiten unfehlbar ist. Einige scheinen die bei der Canonisation der Heiligen vorkommenden Entscheidungen zu den Entscheidungen über die eben genannten Wahrheiten zu rechnen, aber, wie wir glauben, mit Unrecht. Die Unfehlbarkeit des Papstes bei Canonisationen scheint uns aus ganz anderen Principien hergeleitet werden zu müssen als die Unfehlbarkeit bei Entscheidung von Glaubenslehren und den hiermit nothwendig verbundenen Lehren. Auch hat jene nicht denselben Grad von Gewißheit wie diese. Jedenfalls wäre noch eine Menge nothwendig zu discutirender Fragen entstanden, wenn man die Frage über den Gegenstand der Unfehlbarkeit in die Definition aufgenommen hätte. Mit Recht wollten demnach alle, welche die baldige Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit wünschten, von dem nicht nothwendig zu erwähnenden Gegenstande der Unfehlbarkeit einstweilen absehen und die Lehre hierüber später unter den Lehren über die Kirche, wohin sie auch gehört, zur Sprache bringen.

(Schluß folgt.)

Th. Granderath S. J.

Ungedruckte Briefe von Joseph v. Eichendorff und Karl Ernst Jarcke an Lebrecht Dreves.

Mitgetheilt von W. Kreiten S. J.

Es dürfte wohl kaum zwei oder drei deutsche Literaturgeschichten geben, die den Namen des liebenswürdigen Dichters von „Auf den Bergen die Burgen" nicht mit dem zweifelhaften epitheton ornans: „Schüler oder Nachahmer Eichendorffs" verbrämten. Freilich hat C. Barthel wiederholt gegen diese Gewohnheitssünde seine gewichtige Stimme erhoben; aber was nützen die Worte eines Mannes gegen eingewurzelte Vorurtheile und stereotyp gewordene Phrasen? Dazu kommt noch, daß die verbreitetste Ausgabe der Gedichte Dreves' die sogen. Eichendorff'sche ist, d. h. daß eine Einleitung Eichendorffs dieselbe in die große Welt einführte. Ferner ist nicht zu läugnen, daß z. B. das so oft gesungene „Frühmorgens wenn

die Hähne kräh'n" mit seinem Schlußvers: „Der liebe Gott geht durch den Wald" eine durchaus täuschende Eichendorff'sche Färbung hat, und daß auch noch sonst das eine oder andere Lied, wie man zu sagen pflegt, „an Eichendorff erinnert". Als letzter Grund für die Meinung von der Schülerschaft Dreves' Eichendorff gegenüber dürfte wohl die Freundschaft gelten, welche beide Männer bis zum Tode des älteren verband. Es ist unsere Absicht an dieser Stelle nicht, auch unsererseits jenes Vorurtheil als das darzuthun, was es wirklich ist; dazu wird uns, so Gott will, Gelegenheit geboten in einer kleinen Lebensbeschreibung des Hamburger Dichters, zu der ein ziemlich reichhaltiges Material uns vorliegt. Wir möchten vielmehr aus diesem Material auf den folgenden Blättern die Briefe Eichendorffs an Dreves zum Abdruck bringen, weil sie nach der Meinung von Sachverständigen auf eine freundliche Aufnahme von seiten der Leser rechnen können.

Wenn die Briefe auch an sich — das ist unsere persönliche Ansicht — nicht gerade einen außergewöhnlichen literarhistorischen Werth haben, da sie mit zwei Ausnahmen kaum eine Berichtigung oder Erweiterung des bekannten Materials bieten, so sind sie doch vorzüglich geeignet, uns in kurzen Zügen den schlesischen Dichter als liebenswürdigen, herzlich frommen Menschen zu zeichnen.

Schon der Umstand, daß sie vielleicht die einzigen Freundesbriefe Eichendorffs sind, die auf uns gekommen, dürfte sie des Interesses der Literaturfreunde würdig erscheinen lassen. Es ist ja bekannt, daß Eichendorff vor seinem Tode den dringenden Wunsch äußerte, es möge der größte Theil seiner noch vorhandenen literarischen Arbeiten, sowie sein gesammter Briefwechsel verbrannt werden. Daß uns durch die Erfüllung dieses Wunsches mancher Einblick in die Charakterentwicklung und das Seelenleben des Dichters entzogen wurde, läßt sich nicht läugnen, wenn es auch andererseits nur zu begreiflich erscheint, daß Eichendorff im Hinblick auf so manchen literarischen und moralischen Mißbrauch mit hinterlassenen Papieren berühmter Männer sich vor der posthumen „Ausschlachtung" bewahren wollte. Da indes bei den vorliegenden Briefen von einem solchen Mißbrauch nicht die Rede sein kann, so glauben wir an dem Andenken Eichendorffs nicht zu sündigen, wenn wir sie hiermit dem Leser unter Beifügung einiger nöthigen Zwischenbemerkungen übergeben.

Der erste Brief ist vom 9. Februar 1848 von Berlin aus geschrieben.

Eichendorff war bis zum Herbst 1847 in Oesterreich gewesen und hatte dort die alten Bekanntschaften aus den Jahren 1811—1813 erneuert

und neue Freundschaften geschlossen. Der Kreis, in welchem er vorzüglich verkehrte, war derselbe, in welchem kurze Zeit vorher (Anfang 1846) auch Lebrecht Dreves so freundliche Aufnahme und thätige Beihilfe gefunden, als er behufs seiner Aufnahme in den Schoß der Kirche in Wien weilte. Besonders war es der bekannte Politiker Karl Ernst Jarcke, der beiden Dichtern nahetrat und später auch deren Freundschaft vermittelte. Dreves hatte eine Zeitlang gehofft und sich mit Hilfe der Freunde bemüht, in Oesterreich eine seinen Studien und Neigungen entsprechende Anstellung zu finden, die ihm gestattet hätte, mitten in einem katholischen Lande und unter katholischen Freunden zu leben, statt in das protestantische Hamburg zurückzukehren, wo er auf kein Entgegenkommen rechnen zu dürfen glaubte, sobald sein Uebertritt bekannt werde. Während sich aber die Verhandlungen in Wien immer mehr in die Länge zogen, hatte der Dichter in Hamburg seine Befürchtungen nicht bestätigt gefunden; im Gegentheil, man begegnete ihm von den meisten Seiten mit großem Zutrauen. Wenige Monate nach seiner Ankunft in der Heimat wurde er sogar zum öffentlichen Notar ernannt, wodurch sich nicht bloß seine gesellschaftliche, sondern auch seine finanzielle Stellung über alles Erwarten günstig gestaltete. Der Dichter konnte jetzt wieder bisweilen an seine Lieblingsarbeit, die Uebersetzung der Kirchenlieder, gehen, die denn auch noch im selben Jahre 1846 in Schaffhausen erschienen. Aber auch eigene Gedichte entstanden wieder, und es drängte Dreves, aus seinen bereits früher erschienenen Sammlungen ein Bändchen auszuwählen, das seinem damaligen reiferen Geschmack und religiösen Standpunkt entspräche. Es fehlte dem Anschein nach nicht an Material für ein solches Bändchen. 1837 hatte er „Lyrische Anklänge", 1839 „Vigilien", 1843 „Schlichte Lieder" herausgegeben. In dem für Dreves in mehrfacher Hinsicht so wichtigen Jahre 1845 waren dann noch manche Lieder entstanden, die den Wunsch nach einer neuen Ausgabe ausgewählter früherer Dichtungen, denen dann das Ungedruckte eingefügt werden sollte, schon damals rege machten. Allein als die Vorbereitungen zum Uebertritt diesem Wunsche Hindernisse entgegengestellt, kam Dreves, wie er einem Freunde schrieb, zu der Ueberzeugung, „er müsse erst etwas mehr Katholisches beigeben", ehe er jetzt an eine solche Sammlung gehen könne. Er scheint jedoch im Laufe des Jahres anderer Meinung geworden zu sein, und so wendet er sich denn Ende 1847 an den Freund Jarcke in Wien, um dessen Vermittlung bei Joseph v. Eichendorff zu erlangen. Bald genug traf dann auch wirklich aus Berlin der folgende Brief in Hamburg ein:

„Verehrtester Herr Doctor!

Soeben schreibt mir unser gemeinschaftlicher Freund Jarcke, daß Sie, verehrtester Herr, geneigt wären, die Sammlung Ihrer Gedichte mir im Manuscript zur Ansicht mitzutheilen. Dieser Beweis Ihres Vertrauens ist mir eben so überraschend als wohlthuend; es kann ja dem Dichter überhaupt, und zumal in diesen Zeiten hereinbrechender Barbarei, nichts Tröstlicheres begegnen, als bei den besten und wenigen Stimmberechtigten noch freudigen Anklang zu finden. Ueberdies hat mir Jarcke bei meiner letzten Anwesenheit in Wien schon so viel Gutes und Interessantes von Ihnen erzählt, daß ich mich recht herzlich auf Ihre Poesien freue. Ich bitte daher um deren baldgefällige Zusendung, mit dem innigsten Wunsche, daß sie eine Brücke werden mögen, uns auch persönlich zusammenzuführen. Mit aufrichtigster Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenster Joseph Baron von Eichendorff. Berlin, den 9. Februar 1848, Neue Friedrichsstraße, im königl. Cadettenhause."

Am 19. Februar meldet Dreves seinem „Kunz“:

„Die Poesie, dies göttliche Frauenzimmer, hat mich böslich verlassen. Ich habe daher ihre zurückgelassenen Kleinodien (εὐφημισμός) gesammelt, und Eichendorff, mit dem ich seit kurzem auf correspondirendem Fuße stehe, ist eben im Begriff, sie als beeidigter Taxator zu taxiren. Hält er die Steine für echt, so erscheinen sie, hält er sie für eitel Glas, so behalt' ich sie zum Angedenken an die schönen Stunden der Verblendung für mich."

Der „Taxator“ berichtet denn auch bereits unter dem 28. März 1848:

„Verehrter Herr und Freund! Erlauben Sie, daß ich Sie so nennen darf, da ja Gesinnung, Poesie und ein gemeinschaftlicher Freund uns so viele herzliche Berührungspunkte bieten. Vor allem nun die Poesie. Ich habe die Gedichte mit aller kritischen Besonnenheit, deren ich bei der Liebenswürdigkeit dieser Lieder fähig war, durchgelesen und mein unmaßgebliches Urtheil in wenige ostensibele Zeilen zusammengefaßt, welche ich mit dem Manuscript an Jarcke senden wollte, der eine solche Aeußerung darüber gewünscht, um sie als eine Art von Empfehlung an H e c k e n a s t zu schicken. Mancherlei zufällige Störungen verzögerten jedoch die Absendung; inzwischen ist der Umschwung der Dinge in ganz Deutschland erfolgt, und der gegenwärtige Aufenthalt von Jarcke, der wohl jedenfalls nicht mehr in Wien sein dürfte, ist mir leider bis heute völlig unbekannt. In dieser allgemeinen Verwirrung bleibt mir nichts anderes übrig, als das Manuscript nebst den beifolgenden Zeilen Ihnen mit dem ergebensten Anheimstellen zu senden, von den letzteren in der von Jarcke gewünschten Art, wenn Ihnen sein Aufenthalt vielleicht bekannt sein sollte, noch selbst Gebrauch zu machen.

„Die Anlage [1] spricht, wenngleich kurz und mangelhaft, meine innigste Ueberzeugung aus, Ihre seelenvollen Gedichte, die ich mit einer mir lange nicht

[1] Wir möchten bezweifeln, daß diese „Anlage“, d. h. der offene Brief Eichendorffs und die der spätern Ausgabe vorgedruckte Vorrede ein und dasselbe seien, da letztere aus „Dresden, October 1848“ datirt und sie auch nicht gerade einen Buchhändler berücksichtigt. Um so mehr ist der Verlust dieses offenen Empfehlungsbriefes zu bedauern.

gewordenen Freude gelesen und wieder gelesen habe, sind nicht nur des Druckes werth, sondern eine wahre Bereicherung unserer poesielosen Zeit, und so reiche ich denn aus Herzensgrunde dem Dichter die Hand. Dagegen scheint mir der gegenwärtige Augenblick am wenigsten geeignet, damit hervorzutreten. Der Lärm der Weltgeschichte muß erst einigermaßen wieder vertosen, damit die Klänge echter Poesie, die nicht auf den breiten Flügeln der Politik daherwüthet, hörbar und verständlich werden. Jedenfalls aber kommen Sie, ich bitte herzlich darum, sobald es Ihnen möglich, einmal nach Berlin herüber. Ich freue mich recht darauf, so vielerlei mit Ihnen im einzelnen zu besprechen, wozu ich in diesem Augenblick weder äußerlich noch innerlich die nöthige Ruhe zu finden vermag. Gott erhalte Sie frisch und muthig in dieser Zeit! Mit aufrichtigster Verehrung Ihr ergebenster Eichendorff. Berlin, 28. März 1848. Neue Friedrichsstraße im k. Cadettenhause. Wissen Sie vielleicht etwas Näheres von J[arcke], so bitte ich dringend um gütige Mittheilung."

Mit welcher Freude dieser Brief den Adressaten erfüllte, geht wohl am besten aus dem Entschluß desselben hervor, Eichendorff persönlich aufsuchen zu wollen. Auf die Meldung dieses Entschlusses erfolgte folgende Antwort:

„Verehrter Freund! Ihr lieber Brief vom 6. d. M. hat mich durch die liebevolle Freundlichkeit, womit Sie den meinigen aufgenommen, hoch erfreut, besonders aber durch die Aussicht, Sie, so Gott will, recht bald persönlich kennen zu lernen, wonach ich mich um so herzlicher sehne, da bei dem jetzigen babylonischen Thurmbau die wenigen immer seltener werden, die einander verstehen und noch die alte Heimatsprache reden. Möchte es Ihnen doch gelingen, sich zu Pfingsten wenigstens auf einige Tage dort loszumachen! Für diesen verhofften Fall aber muß ich Sie freilich bitten, mich nicht in Berlin, sondern in Dresden aufzusuchen, wohin ich mich vor der Berliner Wirthschaft einstweilen geflüchtet habe und erst im October wieder nach Berlin zurückzukehren gedenke.

„Eine Stelle in Ihrem Briefe hat mich fast wehmüthig berührt, wo Sie nämlich von der Nothwendigkeit sprechen, sich gegen einen ungelegenen poetisch[en] Rausch zu waffnen. Auch ich habe während meines langen Amtslebens beständig gegen diese Anfechtungen zu kämpfen gehabt. Aber es schadet eben nichts. Die prosaischen Gegensätze befestigen und concentriren nur die Poesie, und verwahren am besten vor der poetischen Zerfahrenheit, der gewöhnlichen Krankheit der Dichter von Profession.

„Von unserem Freund Jarcke erhielt ich, gleich nach Abgang meines Briefes an Sie, ebenfalls eine Zuschrift, worin er ungefähr dasselbe sagt, was er Ihnen geschrieben hat. Seitdem keine Zeile wieder. Das Schlimmste ist, daß ich mir unter den jetzigen Umständen nicht einmal denken kann, wo er, gerade er, sein Haupt hinlegen könnte. Sollten Sie etwas über sein Schicksal erfahren, so bitte ich recht dringend, es mir gütigst mittheilen zu wollen.

„Gottes Wege sind unerforschlich; das erfahren wir jetzt. Es bleibt daher nur übrig, nach bestem Wissen und Gewissen seine Schuldigkeit zu thun und das andere vertrauend Gott anheimzugeben. Er wird seine Kirche nicht ver-

lassen, und mehr brauchen wir doch eigentlich nicht. Fahren Sie also nur fort, mein lieber, verehrter Freund, getrost und unbefangen für eine stillere Zukunft zu dichten, kommen Sie bald und behalten Sie jedenfalls immerdar lieb Ihren treu ergebenen Eichendorff. Dresden den 25. Mai 1848. Im Linke'schen Bade."

Nach dem authentischen Datum dieses Briefes wäre also der kleine Irrthum der Biographie zu berichtigen, daß Eichendorff erst im Juli nach Dresden gekommen wäre. Am 18. März war nämlich in Berlin der Sturm losgebrochen und hatte namentlich in dem von Eichendorff und seiner Familie bewohnten Stadttheile und gegen das Cadettenhaus so heftig gewüthet, daß der Dichter und sein Schwiegersohn, der Hauptmann von Besserer-Dahlfingen, während der folgenden Nacht mehrmals genöthigt waren, in fremden Häusern Schutz zu suchen. Infolge dessen erkrankte seine Frau vor Schreck, und auch die Tochter war wegen ihrer Kinder in lebhaftester Besorgniß. So wurde denn am andern Morgen der Plan gefaßt und auch sofort ausgeführt, mit Gattin, Tochter und Enkeln vorerst nach Cöthen und von dort nach einer längeren Ruhepause nach Dresden in das an der Elbe gelegene Linke'sche Bad überzusiedeln. Aus einem Besuche Dreves' wurde indes wegen drängender Geschäfte um die Pfingstzeit und auch in den weiteren Sommermonaten noch nichts; zuletzt befiel ihn gar am 3. September ein schweres Fieber, das ihn mehrere Wochen auf das Krankenlager warf und schließlich die geplante Erholungsreise zu einer nothwendigen Badereise machte; erst am 24. September konnte er als Reconvalescent seine demnächstige Ankunft in Dresden ankündigen. Ehe wir jedoch weiter gehen, müssen wir nothwendigerweise einen Brief desjenigen Mannes einfügen, der so oft und liebevoll in den Briefen Eichendorffs erwähnt wird. Aus der reichen Correspondenz des k. k. Hof- und Staatsraths Ernst Jarcke mit L. Dreves sind uns leider nur vier Briefe erhalten. Sie sind indes hinreichend zu einer vollständigen Charakteristik ihres genialen Schreibers und werden mit höchstem Interesse gelesen werden. Das erste dieser Schreiben kommt noch aus Wien, wo Jarcke trotz der tobenden Revolution sich noch im Stillen aufhielt. Es lautet:

„Diesen Brief behalten Sie für sich. Heute läuft alles schwarz auf weiß gedruckt aus. Den 10. April 1848. Mein guter Dreves! Ihren Brief an F. habe ich gelesen und komme erst heute dazu, Ihnen zu antworten. Noch bin ich hier, wo wir zusammen lebten, da ich ohne eine ganz bestimmte Weisung der Vorsehung diese Stadt, wohin ich nicht aus eigenem Willen gekommen, auch nicht verlassen mag. Meine Frau und ich sind auch noch gesund; übrigens ist meine Zukunft die allerungewisseste, ebenso mein künftiger Aufent-

halt; daß hier jedweder Boden für mich verloren ist — obgleich dies noch nicht ausgesprochen wurde — nehme ich als eine entschiedene Sache an, absonderlich seit hier die Revolution das Stadium der alleringrimmigsten und brutalsten Kirchen- und Religionsverhetzung erreicht hat. Sie wird und muß jetzt ohne Rettung auch die übrigen Stufen der Leiter durchlaufen — Gott gebe, rasch! Die Anarchie ist immer nur ein kurz vorübergehender Moment. Wo das Ende sein wird oder der Anhaltspunkt, weiß Gott der Herr allein.

„Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich die absolute Unhaltbarkeit und Jämmerlichkeit des vorigen Zustandes Ihnen, wenn auch nicht klar ausgesprochen, so doch wenigstens sehr entschieden angedeutet habe. Danken Sie Gott und seinen Heiligen auf Ihren Knieen, daß er Sie nicht hierher, sondern einen andern Weg geführt hat.

„Mein Vertrauen auf Gott und die Unerschütterlichkeit der Kirche ist fester wie je, mein guter Dreves! Wenn aber Christus der Herr am Oelberge, seiner menschlichen Natur nach, sich vor dem ihm bevorstehenden grausigen Geschick entsetzte, so durfte auch der schwache Sterbliche angesichts der entsetzlichen Katastrophe, der wir entgegengingen, zu Gott beten: daß er unsere Prüfung abkürzen möge. Das war der Sinn meines letzten, mehrere Wochen (?)[1] vor dem Ausbruch der Pariser Februar-Revolution geschriebenen Briefes. Jetzt sind wir mitten in dem Strudel drin, auf welchen ich seit Jahren Europas Geschick zutreiben sah. Ich bin dafür von allen gescheuten Leuten als Schwarzseher geschmäht und verlacht; jetzt hätte ich einige Ursache, eitel zu sein auf meine Gabe des Vorschauens — aber die Zeit ist zu gräßlich, als daß sie solche Regungen der Eigenliebe aufkommen ließe.

„Gibt Gott mir noch einmal in meinem Leben ein ruhiges Plätzchen in irgend einem Winkel von Europa oder Amerika, wo ich Zeit zum Schreiben habe, so werde ich mich damit beschäftigen, die Erinnerungen meines Lebens niederzuschreiben; da ich keinen Bruder oder Sohn habe, werde ich Sie zum Herausgeber des Manuscriptes bestimmen — wenigstens bin ich sicher, daß Sie sich für den Inhalt interessiren. Einstweilen beten Sie für mich! — Meine Frau grüßt herzlichst. Noch eins: Es ist ihr Doctordiplom in meinen Händen; ich schicke es mit nächster Gelegenheit nach Hamburg. — Schreiben Sie nur unter meiner eigenen Adresse an mich; aber nichts, was mich dem Terrorismus gegenüber compromittiren könnte. Immer der Ihrige." [Unterschrift fehlt.]

Einen ähnlichen Brief hatte also auch um dieselbe Zeit wohl Eichendorff von Wien erhalten. Dem Freund in Hamburg schreibt der Dichter hocherfreut über die Aussicht des angekündigten nahen Besuches:

„Dresden den 26. September 1848. Im Linke'schen Bade. Verehrtester Freund! Mit großer Freude habe ich Ihr liebes Schreiben vom 24. d. Mts., wonach ich Sie recht bald hier sehen soll, soeben erhalten, und bedaure nur, daß die Veranlassung zu dieser Reise eine so betrübte ist. Doch

[1] Das Fragezeichen steht im Original.

hoffentlich ist nun alles Uebel glücklich überwunden und kein Hinderniß mehr zu befürchten. Von der Cholera ist in Dresden noch keine Spur, und ich selbst bleibe mit den Meinigen noch bis gegen Ende October hier. Kommen Sie daher nur recht bald, bevor die Jahreszeit allzu rauh wird. Ich freue mich herzlich darauf.

„Ihren vorletzten Brief habe ich richtig empfangen, und die mir damit gütigst mitgetheilte gediegene und geistvolle Schrift mit dem lebhaftesten Interesse gelesen[1]. Um so unverantwortlicher daher, daß ich Ihnen jetzt erst dafür meinen innigsten Dank abstatte. Aber ich wollte mit der Antwort eine irgend zuverlässige Nachricht von Jarcke's Aufenthalt abwarten, um Ihnen zugleich die gewünschte Absendung der Schrift an denselben melden zu können. Vergeben Sie daher die Versäumniß.

„Von allem andern mündlich. In der freudigsten Erwartung Ihrer persönlichen Bekanntschaft hochachtungsvoll Ihr treu ergebener Eichendorff."

Die „zuverlässigen Nachrichten von Jarcke's Aufenthalt" waren inzwischen in Hamburg bereits eingetroffen. Der von Wien abgereiste Hofrath schreibt aus Schäftlarn an Dreves:

„Den 9. August 1848. Mein guter Dreves! Nach langer Unterbrechung jedweder Communication mit meinem sehr lieben Freunde an der Elbe muß ich endlich mich entschließen, das zu thun, was ich seit dem Ausbruch der Revolution überaus ungern thue: ich muß einen Brief schreiben. Das Bedürfniß, von Ihnen wieder etwas zu sehen, zu lesen, zu erfahren, ist zu lebhaft.

„Zuerst also von mir in möglichster Kürze das Thatsächliche. Nachdem ich zwei Monate in Wien in einem Zustande zugebracht, wie ich ihn in meinem Erdenleben nicht wieder durchzumachen wünsche, nahm und erhielt ich 24 Stunden nach der Flucht des kaiserlichen Hofes Urlaub und ging mit dem Dampfschiffe nach Linz, von dort über Passau nach Alt-Oetting, wo ich vier Wochen lang mich wieder geistig restauriren konnte. Der Anblick von mehr als hunderttausend Pilgern, welche die dort verehrte wunderthätige Mutter Gottes in den Nöthen des Leibes und der Seele um Hilfe anriefen, hat auf mich wie ein schmerzstillender Balsam gewirkt. Ich ging in den letzten Tagen des Juni nach München, blieb dort bei sehr lieben Freunden acht Tage und zog (mich) dann nach Schäftlarn, einem Bade und resp. Kloster der Englischen Fräulein, $2^1/_2$ Fahrstunden von München, wo ich zur Stunde noch weile und mich, wenn Gott es nicht anders fügt, bis Ende des Sommers und tief in den Herbst hinein aufhalten werde. — Gottlob sind wir beide, meine Frau und ich, frisch und gesund, und innerlich ruhiger und heiterer, als wenigstens ich es seit vielen Jahren gewesen.

„Was die Zukunft angeht, so liegt diese auch in Beziehung auf meine eigene Person dunkler vor mir, wie je. — Hurter ist seines Dienstes entlassen,

[1] Höchst wahrscheinlich die in Hamburg 1848 von L. Dreves veröffentlichte Broschüre: „Die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat."

als ‚Abfindung‘ ist ihm ein einjähriger Gehalt zuerkannt worden. Mir hat man bis jetzt (in Banknoten) meinen Gehalt in Wien noch immer bezahlt — aber Sie begreifen, daß ich den meine dortige Stellung gänzlich, d. h. auch finanziell zermalmenden Schlag stündlich zu erwarten alle Ursache habe. Wie Gott will! Ich bin nichts weniger als ängstlich wegen meiner Zukunft; auch hat mich von Wien nicht die Furcht wegen meiner Person, sondern ein Ekel! — nicht bloß ein moralischer, sondern ein förmlich auf meinen Magen und meine Verdauung wirkender physischer — hinweggetrieben.

„Mein Gesammturtheil über die Vergangenheit und warum alles so kommen mußte, werden Sie sich schon aus den Histor.-polit. Blättern herausgelesen haben. — Wir müssen unsere und die Sünden unserer Väter tragen. In dem ungeheuren Chaos der Gegenwart ist, was Deutschland betrifft, meines Erachtens bis jetzt noch kein politischer Krystallisationspunkt zu bemerken, an dem eine neue Ordnung der Dinge anschließen könnte. — Halten wir inzwischen an der Kirche und an der Ueberzeugung fest, daß alles, was geschieht, zu ihrem Wohle sei. — Wir müssen eben, passiv oder activ, zu diesem Zwecke mitarbeiten, wir mögen wollen oder nicht. Bis jetzt bewegt sich alles kunterbunt und confus durcheinander; was die Menschen wollen und beabsichtigen, ist verrückt, unmöglich oder schlecht; das Gute wird und kann nur wider ihren Willen geschehen. Dies ist meine Auffassung des gegenwärtigen Zustandes. Das Urtheil über die Zukunft hängt von einer Vorfrage ab, über die es erlaubt ist, verschiedener Meinung zu sein. — Gehen wir schon jetzt direct auf den Antichrist los, oder wird vorher noch eine Wiedererhebung der Menschheit, eine Rückkehr zum Glauben, eine Pause der Erholung eintreten? — Wir wissen weder das eine oder das andere. Für unser praktisches Verhalten ist beides auch ziemlich gleichgiltig, denn in beiden Fällen sollen und müssen wir doch, jeder auf dem Punkte, wo er gerade steht, unsere Pflicht thun.

„Sie können sich hieraus, mein guter Dreves, ziemlich vollständig meinen ganzen Standpunkt abstrahiren. Einen Enthusiasmus für das, was geschieht, werden Sie in mir nicht suchen, und eine sanguinische Schwärmerei ‚für die Errungenschaften‘ der Gegenwart mir nicht zumuthen. Im Gegentheil: mir macht die heutige deutsche (tonangebende) Welt ungefähr den Eindruck einer Gesellschaft, der Oberon zum Tanze aufspielt, oder jener lustigen Cumpanei in Auerbachs Keller, die der stets verneinende Geist so unbarmherzig in den April schickt. Möchte der Irrthum von ihren Augen weichen, ehe sie, was sie just zu thun im Begriffe stehen, sich wirklich und wahrhaftig die Nase abgeschnitten haben. — Der politische Diefenbach, der sie ihnen wieder anheilen könnte, ist leider noch nicht erschienen. — Andererseits ist mein Standpunkt auch nichts weniger als identisch mit dem der französischen Legitimisten. Ich habe kein Normaljahr in petto, auf welches die Welt oder Deutschland wieder zurückgestellt werden könnte oder sollte. Der Gedanke einer Restauration in jenem französischen Sinne ist mir völlig fremd, vielleicht deshalb, weil ich tiefere Blicke in die grenzenlose Erbärmlichkeit des Zustandes gethan, den unsere Revolution gestürzt hat, als vielleicht viele heutige Matadore der letz-

teren. — L'un vaut l'autre. Ich kann also auch für die Vergangenheit nicht schwärmen. Unter diesen Umständen muß ich mit jenem Türken ruhig abwarten: ‚wie lange Allah dieses Haus noch wird brennen lassen.'

„Vergessen Sie hierbei jedoch nicht, daß ich diesen Ausspruch nur für mich thue, als einer, den die Fügung der Vorsehung hors de combat gesetzt und auf das bloße Zusehen angewiesen hat. Wer zum Handeln berufen (vielleicht kann man heute auch sagen: verurtheilt) ist, soll nach seinem besten Wissen und Gewissen thun, was er für wahr und recht hält. Aber einen Plan der Rettung und Heilung Deutschlands zu entwerfen — ich meine einen praktischen, wirklich durchführbaren —, dies steigt (ich) über meine Kräfte. Ich bin, wie heute die Dinge stehen, mit meinem (praktisch-politischen) Latein am Ende, und warte rein und lediglich, bis die Vorsehung uns den Weg zeigen wird: wohinaus? Nur in Beziehung auf die Kirche scheint mir der Gang, den wir zu nehmen haben, sehr klar angezeigt. Freiheit, d. h. möglichste Unabhängigkeit von der Staatsgewalt für jede Religionspartei, dies muß unsere Losung sein!

„Ich habe absichtlich, mein guter Dreves, Sie über meinen heutigen Standpunkt so vollständig, als es in einem Briefe geschehen kann, unterrichten wollen. — Nun habe ich eine doppelte Bitte. Erstens denken Sie an mich, wenn Sie eine heilige Messe hören, was ich Ihnen möglichst oft zu thun rathe, sintemal der Einzige, der in diesem Zeitensturme Stich hält, unser Herrgott ist —, und zweitens schreiben Sie mir bald und viel; wenn Sie Ihren Brief namentlich in Bezug auf skandinavisch-holsteinisch-dänisch-norddeutsche Verhältnisse einrichten können, daß daraus etwas für die h. p. Blätter zu brauchen ist, so thun Sie mir einen doppelten Gefallen. Alles Herzliche von meiner Frau. Gott sei mit Ihnen. Der Ihrige. E. J. Nehmen Sie um Ihren Brief ein Couvert mit folgender Adresse: An Frl. Maria Steingaß, München, Schönfelder Straße Nr. 16."

Gegen Anfang October langte Dreves in Dresden an, und es folgten nun in Elbflorenz für die beiden Dichter einige Wochen freundschaftlichsten und anregendsten Verkehrs. Wie lieb die ganze Eichendorff'sche Familie den Hamburger gewonnen, geht aus allen nun folgenden Briefen hervor. Das erste Schreiben nach der Heimkehr Dreves' ist vom 26. November 1848 aus Dresden, aber nicht mehr aus dem Linke'schen Bade, sondern Johannesgasse 12 datirt:

„Verehrtester Freund! Mit großer Freude haben wir Ihren Brief vom 22. d. gelesen (in pleno) mit der guten Botschaft, daß Sie wohlbehalten in Ihrer Heimat angelangt und dort alles möglichst nach Wunsch und in Ordnung gefunden haben. Schade nur, daß die Reise wieder durch die fatalen Anfälle getrübt worden; allein eine Winterreise kann wohl auch den Gesundesten unwohl machen und kleine Nachwehen hinterlassen. Also nur Muth und Vertrauen, mein lieber, verehrter Freund! Mit der gewohnten Ruhe und Thätigkeit wird sicherlich auch das alte Wohlbehagen wieder einziehen. Das hoffen und wünschen wir alle recht von Herzen!

„Unsere Reise von Wien nach der Johannesgasse ist, gleichfalls nach vielfachen Abschiedscomplimenten von seiten des Herrn von Pietsch, resp. per Droschke et pedes Apostolorum glücklich vollbracht worden[1]. Meine Frau ist, gottlob! fast gänzlich wiederhergestellt und macht schon fleißig Spaziergänge, und auch die neue Wohnung ist uns allen bis auf einige Rauchexperimente der lange nicht geheizten Oefen sehr behaglich. Nur vermissen wir Sie, lieber Freund, zumal an den einsamen Abenden, immerfort gar sehr, und es war uns recht wehmüthig, als nach Ihrer Abreise der schwarze Lehnstuhl wie eine Ruine so verlassen im Winkel stand, und der kleine Max öfters nach dem Herrn Doctor und nach Dreves fragte. Nun, ich hoffe, wir sitzen recht bald wieder einander gegenüber, nicht in der Stadt Wien, aber auf dänischem Gebiet und Helgoland!

„Also Brockhaus wollte sich nicht vereinbaren [wegen der Uebernahme des Verlags der Gedichte Dreves']. ... Es ist ein Zeichen, daß Sie damit noch höher hinaus sollen. Also nur recht bald an Cotta, und im voraus gut Glück dazu!

„Daß von Jarcke auch gar nichts verlautet, ist mir wirklich ganz unerklärlich. Sollte er in der That in England sein? Wenn Sie etwas von ihm erfahren, bitte ich doch dringend, es mich wissen zu lassen, auch ihn in Ihrem Briefe von mir herzlich grüßen zu wollen.

„Die Berliner Friedensfrucht scheint noch immer nicht reif genug, um so aufs Gerathewohl in den sauren Apfel zu beißen. Wir wollen daher noch etwas temporisiren und werden wohl wahrscheinlich das Weihnachtsfest noch in der Johannesgasse feiern. Vielleicht kommen dann auch meine beiden Söhne aus Potsdam und Liegnitz auf ein paar Tage, sowie Besserer, der übrigens seit einigen Tagen auch bereits mit sämmtlichen Cadetten wieder in Berlin eingezogen ist. Könnten Sie dann nur auch bei uns sein! Wir wollen wenigstens fleißig Ihrer gedenken.

„Sie sehen, mein lieber, theurer Freund, die ganze Façon meines Briefes bedarf stark Ihrer Nachsicht. Aber ich denke, wir beide bleiben fürder bei diesem Ton, wie er sich unter Freunden am besten schickt und gebührt, und ich glaube nicht, daß dabei, trotz meiner Schreibfaulheit, mein ‚fleißiger Secretär' mich wird zu vertreten brauchen.

„Meine Frau und Tochter grüßen schönstens. Schreiben Sie nur recht bald wieder einmal, wie es mit Ihrer Gesundheit und sonst geht. Und somit nochmals ein herzliches Vale von Ihrem treuen Eichendorff. Dresden den 26. November 1848. Johannesgasse 12."

Es folgen in unserer Sammlung jetzt zwei Briefe, die zwar nicht von Eichendorff selbst herrühren, die uns aber doch wegen der Beziehungen zu Dreves der Mittheilung werth scheinen. Sie sind von der Tochter des Dichters, Therese von Besserer, die bis Anfang December in Dresden geblieben, dann aber nach Berlin zu ihrem Manne gekommen war.

---

[1] Unter dieser Reise „von Wien" ist der Umzug aus dem Hotel „Zur Stadt Wien" in die neue Wohnung zu verstehen.

„Sie erlauben mir, Herr Doctor, da ich am vorigen Montage nach Berlin zurückgekehrt bin, Ihnen beiliegend die von den Eltern versprochenen Bücher zuzusenden, mit Ausnahme der Beschreibung des Schlosses Marienburg, von der ich leider kein Exemplar mehr finden kann.

„Die, meiner Ansicht nach, große Nützlichkeit der Bekanntmachung der Gottesdienst-Ordnung in unserer Kirche hier veranlaßt mich, das kleine Heftchen, das dieselbe enthält, beizulegen, denn Sie äußerten, daß der vielen Fremden wegen in Hamburg Ihnen etwas dem Aehnliches zweckmäßig schiene.

„Des Vaters Lied, das der jetzt regierende Herzog, damaliger Prinz von Coburg, in Musik gesetzt hat und das Sie zu besitzen wünschten, macht eben in seiner Composition keine Ansprüche auf Genialität, ist aber, wie Sie sehen oder richtiger hören werden, durchaus nicht schlecht. Hinreichend schlecht geschrieben ist es; da es aber in großer Eile geschah, bitte ich, die Unleserlichkeit zu entschuldigen.

„Sollte ich etwas vergessen haben mitzuschicken, so bitte ich Sie recht sehr, mich offen daran zu erinnern.

„Unter meinen Noten habe ich eine Composition Ihres so schönen Liedes: ‚Wär' ich ein Stern' u. s. w. gefunden. Es ist offenbar aus einer Sammlung herausgerissen und ich kann nun nicht klug daraus werden, von wem es ist. Auf demselben Blatte ist ein Lied von Bohlen. Doch gerade dieses Lied ist gerade so oft in Musik gesetzt, daß auch Sie mir keine Auskunft werden geben können. Ist denn Ihre Muse immer noch nicht lebendig geworden, nun Sie wieder gesund (denn daß Sie das bis heute sind, setze ich voraus) und in Ihrer gewohnten Ruhe leben? Die Novelle, wegen der Sie in Dresden so vielfach geplagt wurden, ist fertig[1]. Sehen Sie, das weiß ich ganz gewiß! Ich kenne sie sogar schon und finde sie sehr gelungen. Ich träumte nämlich vor einiger Zeit, daß Sie, von dem wohlbekannten schwarzen Lehngute aus, uns dieselbe vorlasen und vielen Beifall ernteten.

„Am 21. d. gedenken wir, mein Mann und ich, sowie meine beiden Brüder uns bei den Eltern zusammenzufinden, wo ich auch die Kinder vorläufig noch gelassen habe, um, so Gott will, ein fröhliches Weihnachtsfest zu feiern; und im Januar denke ich, sollen die Eltern mit uns hier nach Berlin ziehen; denn es scheint doch wohl, als wolle sich die Ruhe nun befestigen; die von dem Könige gegebene Verfassung soll ja von dem größten Theile der Bevölkerung mit Freude begrüßt werden. Ob die Republikaner danach für Monate oder Jahre das Terrain verloren haben, wollen wir Gott anheimstellen, und selbst für Monate der Ruhe will ich sehr dankbar sein.

„Mit dem Wunsche, daß es Ihnen immer gut gehen möge, unterzeichne ich mit Achtung Therese von Besserer. Berlin, 9. December 1848. — Vergnügte Feiertage und ein fröhliches Neujahr! B. v. D." [Besserer von Dahlfingen].

[1] Von dieser Novelle hat sich im Nachlaß von Dreves keine Silbe vorgefunden; höchstens könnten dahin einige Sonette gehören, die mit dem Vermerk: „Aus einem ungedruckten Roman" sich noch erhalten haben. Sie stammen indes laut ausdrücklichem Vermerk des Dichters aus 1838.

Der zweite Brief derselben an Dreves lautet:

„Berlin den 21. Januar 1849. Den herzlichsten Dank, Herr Doctor, für die übersendeten Notenhefte, die mir eine große Freude machen. Die Compositionen Ihrer Lieder gefallen mir sehr gut; sie sind so ohne alle Affectation, dem Texte vollkommen angemessen. Den Text-Verfasser aber, den muß ich auszanken! Wie können Sie nur sagen: ‚Alles poetische Selbstgefühl, das Sie und die Ihrigen mir in Dresden eingeflößt, ist schon wieder gänzlich verflogen.' Wie ist es möglich, daß ein Dichter (ein echter Dichter) so bescheiden sein kann! Glauben Sie denn, daß wir die einzige[n] sind, die Ihr poetisches Talent anerkennen und bewundern? — Ist es nicht ein Beweis der Schönheit Ihrer Lieder, daß Sie von verschiedenen guten Musikern gut componirt sind? Ich meine jetzt auch, es ist die höchste Zeit, daß Sie Ihre Gedichte herausgeben und Muth bekommen zu einem zweiten Bande. Es freut mich Ihr Plan, sich durch Jarcke bei Cotta vertreten zu lassen; auch Papa, dem ich Ihren Brief mittheilte, ist der Meinung, daß dieser Gedanke sehr zweckmäßig sei, aber nun auch frisch ans Werk und recht viel Glück dazu! — Jarcke's Aufenthalt ist übrigens kein Geheimniß mehr; denn daß er sich in München aufhält, sehr eingezogen lebt und mit literarischen Arbeiten beschäftigt, macht die Runde in allen Zeitungen. Ob er aber sobald oder überhaupt nach Wien zurückkehren kann? Das scheint mir doch noch sehr zweifelhaft. Ich fürchte, er sieht in diesen Angelegenheiten etwas zu rosenfarben. Die Meinigen sind alle noch in Dresden geblieben und ich habe wieder allein hierher müssen. Es war aber auch in der Zeit so sehr kalt, daß ich nicht einmal den Muth hatte, viel zuzureden, die Reise jetzt zu unternehmen; ob die Eltern nun später noch herkommen, oder bis zum nächsten Herbst in Dresden bleiben, steht noch alles nicht fest, und hängt wohl hauptsächlich davon ab, wie sich der neue Landtag hier gestaltet, ob er Ruhe über das Land bringt oder eine zweite Revolution. Er tritt im Februar zusammen. Die Hamburger Verfassung ist ja nun fertig und, Sie haben recht gehabt, ohne Revolution; ich gratulire dazu, wenn sie Ihnen nicht in Ihrer Stellung geschadet? Sie sprachen öfter Befürchtungen deswegen aus. Für den nächsten Monat habe ich von meinem Manne, der sich Ihnen bestens empfiehlt, Urlaub nach Dresden bekommen, und in der Hoffnung, daß Sie uns dahin recht bald Nachricht von sich geben, hauptsächlich in Betreff Ihrer Gesundheit, unterzeichne ich mich als Ihre ergebene Therese v. Besserer."

Am 7. März schreibt Eichendorff selbst aus Dresden:

„Mein lieber, verehrter Freund! Es hat mich recht herzlich gefreut, wieder Nachricht von Ihnen zu erhalten. Wenn Sie nur in Betreff Ihrer Gesundheit tröstlicher lauteten! Denn so sehr ich auch Ihre Geduld und Ergebung ehre, so bleibt doch Krankheit immerhin unter allen Himmelsleitern, die Gott uns hinstellt, die beschwerlichste. Ich hoffe aber zuversichtlich, daß der Frühling, der sich hier bei uns schon anmeldet, auch Ihnen frisches Leben und neue Lieder bringen wird. Wie wäre es denn, wenn Sie wieder einmal procul negotiis ein Luftbad im Linke'schen Bade versuchten! Sie sehen wohl,

ich bin ein sehr eigennütziger Arzt. Denn wir selbst, wie Sie ganz richtig vermuthet, beabsichtigen allerdings, uns den nächsten Sommer wieder dort anzusiedeln, und es könnte uns daher nichts Erfreulicheres begegnen, als auch Sie, wenigstens auf einige Wochen, für die Kolonie zu werben, da wir uns leider der sehr lockenden Aussicht auf Ihre tägliche freundliche Nähe in einer Hamburger Villa aus allerlei beachtungswerthen Gründen für diesmal noch entschlagen müssen. Also überlegen Sie das recht reiflich, theuerster Freund! Daß Ihre herrlichen Gedichte noch immer nicht untergebracht sind, ist recht verdrießlich, aber freilich keineswegs überraschend. Schrieben Sie ordinäres Leihbibliothekenfutter für jedes ungewaschene Maul, so fänden Sie Verleger dutzendweis auf allen Straßen. Ich kenne meine Pappenheimer! Vielleicht ist denn doch Vieweg ein wenig weniger eselhaft und die Sache bis heut schon in erwünschtem Gange. Das wünsche ich recht von Herzen! Frau Libertas dankt verbindlichst für gütige Nachfrage. Sie ist noch immer in den Geburtswehen begriffen, d. h. ungefähr über die Hälfte fertig. Das dafür projectirte Drama hat sich mir aber unter den Händen unversehends in ein Märchen in Prosa verwandelt, zu klein, um selbständig zu erscheinen, und etwa für die Brockhausische Urania passend. Nun, wir wollen ja sehen, jedenfalls sollen Sie zu seiner Zeit weitere Nachricht davon haben. Von Jarcke erhielt ich vor einiger Zeit im eigentlichen Sinne des Wortes nur ein paar Zeilen aus München, ohne alle weitere Auskunft über Vergangenheit oder Zukunft. Meine Frau und Tochter, die jetzt wieder bei uns ist und wohl auch den Sommer über hier bleiben wird, grüßen auf das Herzlichste, sowie auch der kleine Max, der noch immer häufig vom Herrn Doctor Dreves plaudert. Und nun, mein lieber, theurer Freund, werden Sie vor allen Dingen vollkommen gesund, halten Sie den fröhlichen Sinn und das schöne Talent herzhaft über dem Strome, und vergessen Sie niemals Ihren Sie innigst verehrenden, treu ergebenen Freund Eichendorff. Dresden den 7. März 1849, bis zum 21. d. Mts. Johannisgasse 12, sodann, will's Gott, im Linke'schen Bad."

Der kurze Weg von der Johannisgasse zum Linke'schen Bade sollte aber diesmal nicht ganz so einfach zurückgelegt werden. Dresden wollte, wenn auch ein Jahr zu spät, dennoch ebenfalls seine März-Revolution haben:

„Mein lieber, verehrtester Freund! Endlich komme ich vor lauter Rebellion, Flucht und Confusion dazu, Ihre beiden Briefe (denn ich habe allerdings beide erhalten) zu beantworten und für Ihre freundliche Theilnahme herzlichst zu danken. Wenn das Letztere so spät geschieht, so werden mich hoffentlich bei Ihnen die außerordentlichen Umstände entschuldigen, da wir soeben erst von einer kleinen Emigration zurückkehren. Doch ich muß ausführlicher berichten. Glücklicherweise hatten wir schon im April unser Winterquartier in der Johannesgasse verlassen und uns nicht wieder im Linke'schen Bade, sondern in der Königsbrückerstraße in der Neustadt angesiedelt, als die Revolution ausbrach. Die ersten zwei Tage hielten wir tapfer aus. Da aber der Kampf in der Altstadt immer ernster und bedenklicher wurde, und ein unglück-

licher Ausgang desselben auch für die bisher ruhige Neustadt das Aeußerste befürchten ließ, so zogen wir auf Anrathen und in Gesellschaft unserer Hausgenossen uns auf einen Weinberg bei Meyssen zurück, von dessen sehr hochgelegener Villa wir den Kanonendonner deutlich hören konnten und bei Tag und Nacht die Feuer in Dresden aufgehen sahen; ein äußerst poetischer Aufenthalt, wenn ihn nur nicht die Sorge um so manchen uns liebgewordenen Bekannten in Dresden peinlich gemacht hätte. Indes wurde auch dieser stille Platz durch die beständigen Zuzüge bewaffneter Freischaaren gar bald unsicher; wir verließen daher nach einigen Tagen den Weinberg, um in Cöthen, wo wir Verwandte haben, das Fallen der tosenden Wasser in möglichster Nähe abzuwarten, und sind nun von Cöthen, wie gesagt, soeben nach Dresden wieder zurückgekehrt. Sie sehen also, theuerster Freund, wir sind, gottlob! ziemlich unangefochten durchgekommen. Nicht so gut aber erging es der Familie von Zobel, die Sie bei dem Mittagessen im Linke'schen Bade kennen gelernt. In ihrem Gehöft auf dem Lande wurde hartnäckig gefochten, und sie mußten, um sich vor den in die Fenster fliegenden Kugeln zu retten, mit einem todtkranken Kinde im feuchten Keller campiren. — Von Cöthen ist meine Tochter mit meinem ältesten Sohne, der uns dort besuchte, auf ein paar Wochen nach Berlin gereist und würde sich sehr freuen, Sie dort zu sehen, da Sie zu meiner Ueberraschung jetzt eine Reise nach Berlin projectiren. Doch bin ich so egoistisch, hieran einen Plan zu knüpfen, die dringende Bitte nämlich, den geringen und wenig kostspieligen Umweg über Dresden nicht zu scheuen und uns die große Freude zu machen, Sie, wenn auch nur auf ein paar Tage, bei uns zu sehen, d. h. wirklich bei uns, indem unsere jetzige Wohnung geräumig genug ist, um Sie zu beherbergen. Also, lieber Freund, ich bitte herzlich, thun Sie das, wenn es irgend möglich ist. Denn so überaus verlockend auch Ihre gütige Einladung nach Hamburg ist, und so herzlich dankbar ich dafür bin, so verbietet mir doch leider mein Finanzetat einen nochmaligen Umzug in diesem Sommer. Sie können sich denken, wie sehr ich mich auf Ihre Gedichte freue und auf den geheimnißvollen Verleger neugierig bin. Doch darüber hoffentlich mündlich ein Mehreres. Meine Frau und die Kleinen grüßen herzlich, alle laden mit mir nach Dresden ein. Immerdar Ihr treu ergebener Eichendorff. Dresden den 1. Juni 1849, Königsbrückerstraße Nr. 13. Von Jarcke seit undenklicher Zeit keine Silbe, er scheint uns ganz vergessen zu haben." — „Erfüllen Sie die Bitte Eichendorffs, ich bitte recht dringend darum. L. v. Eichendorff."

(Schluß folgt.)

Amsterdam und seine Neubauten.

Ueber dem Wappenschild der Stadt Amsterdam prangt seit dem Jahre 1490 die kaiserliche Krone des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Maximilian, der letzte Ritter, hat ihr diese Auszeichnung verliehen, und sie hat derselben Ehre gemacht. Lange wetteifernd mit den anderen gewerbfleißigen Städten der Niederlande, hat sie dieselben durch ihren Handel nach und nach alle überflügelt und trat im 17. Jahrhundert an die Spitze der Vereinigten Niederlande, nunmehr Europa's erste Handelsmetropole. Peter der Große nahm sie zum Vorbild für den von ihm geplanten neuen Czarensitz; unter Napoleon ward sie die dritte Stadt des kurzlebigen französischen Kaiserreiches. Einer wackern Bürgerfamilie gleich, die ohne Ehrgeiz, in treuer ernster Arbeit ihr wohlerworbenes Besitzthum wahrt und mehrt, während schwindelhaftes Millionenglück neben ihr aufblüht und ebenso rasch wieder verschwindet, trat die Stadt aus ihrem zeitweiligen Ruhmesglanze wieder in ihre bescheidene Stellung zurück, reich, glücklich, wohlhabend, voll soliden Bürgersinns und besonnenen Unternehmungsgeistes, wie ehedem, noch immer die erste Stadt, wenn auch nicht die Residenz eines kleineren Reiches, in geistiger Regsamkeit wetteifernd mit den anderen Städten desselben, auf dem Gebiete der materiellen Interessen allen voraus.

Amsterdam ist eine schöne, merkwürdige, eigenartige Stadt. Sie besitzt noch, was sich in den meisten neueren Großstädten immer mehr verwischt, einen individuellen geschichtlichen Charakter. Da ist nicht alles über einen Kamm geschoren, da ist noch Abwechslung, alte Gemüthlichkeit und Poesie. Vom modernen Militarismus ist die Stadt noch kaum berührt, wie in Holland überhaupt der Bürger noch nicht um der Soldaten willen da ist, sondern der Soldat um des Bürgers willen. Der Industrialismus tritt noch sehr gegen den Handel zurück und hält sich auf äußere Stadttheile beschränkt, wo er nicht alles Leben und Weben mit Kohlendampf zu umfluten im Stande ist. Die moderne Gleichmacherei in Bauart und Sitte ist noch wenig durchgedrungen. Gebäude aus den verschiedensten Zeiten mischen sich bunt durcheinander, und beim Erneuern wird das Alte nicht lieblos gegen neue und langweilige polytechnische Schablonen ausgetauscht. Die vornehme Welt, der Mittelstand und die kleinen Leute sind nicht so schroff geschieden wie anderswo, wenn es auch Quartiere gibt, wo der eine oder andere Stand mehr vorherrscht. Die vielen Wasserstraßen fordern zum Vergleich mit Venedig heraus. Allein Amsterdam ist keine gestürzte Meereskönigin; es sendet heute noch seine Schiffe in alle Welt. Wohl hat es keine so malerischen und berühmten Kirchen, Paläste, Kanäle wie die Lagunenstadt; dafür sind aber seine Herrlichkeiten nicht trümmerhaft, noch durch Schmutz entstellt. Amsterdam ist vielmehr die bestgescheuerte Stadt von Europa. Ein ganzes Heer von Frauen und Mädchen in weißen Häubchen und hellen Kleidern ist den ganzen Tag am Fegen und Waschen,

in den Fenstern der obersten „Verdiepingen" oder Stockwerke wie unten an der Hausthüre und dem zu ihr gehörigen Theil der Straße, in den Gängen, auf den Treppen, in den Zimmern, an allen Ecken und Enden. Ueberall begegnen einem diese Genien der städtischen Reinlichkeit, die sogenannten „Schoonmaaksters", die mit den schwarzumflorten Leichenbittern und den seltsam uniformirten Waisenkindern zu den specifisch amsterdamischen Typen gehören. Πρῶτον τὸ ὕδωρ. Mit Wasser fängt alles an und mit Wasser hört alles auf, und das reinigende, erquickende Element läßt Haus und Bewohner, Stadt und Straße, Gesicht und Kleider in frischer, freundlicher Sonntäglichkeit erstrahlen. Rächen sich diese Reinlichkeitsbemühungen auch etwas an dem Wasser, das die vielen Kanäle füllt, so sind dieselben meist so von Lastschiffen belebt und werden so oft gesäubert, daß sie den angenehmen Eindruck kaum zu stören vermögen. Wo man sie aufgefüllt hat, ist das frühere malerische Bild verschwunden oder zerstört und moderne Einförmigkeit und Langweile an ihre Stelle getreten. Zum Glück ist das bis jetzt nur in sehr geringem Umfang geschehen. Die großen Hauptgrachten sind alle erhalten, und aus dem Herzen der Stadt fahren kleine Dampfboote alle halbe Stunden an die Amstel, wo der regste Schiffsverkehr herrscht, und dann den Fluß hinauf weit zur Stadt hinaus. Am Ij (Ei) aber, dem Meeresarm, an dessen Südufer Amsterdam sich in Form eines Halbkreises entwickelt, starrt ein Mastenwald und ist ein Gewimmel von Menschen und Fahrzeugen aller Art, wie nur in den größten Seehäfen der Welt. Von hier aus bietet die Stadt den herrlichsten Anblick dar.

Hinter und zwischen den zahllosen Masten und dem Takelwerk der Schiffe breiten sich lange, stattliche Häuserreihen mit imposanten Bauwerken aus; über sie ragen stolze Thürme und Kuppeln, bald gedrängt, bald in weiten Zwischenräumen; die letzten verschwinden in weiter, dämmeriger Ferne. Die gotischen Thurmspitzen nach Westen hin gehören der neuen Liebfrauenkirche von der Unbefleckten Empfängniß, ein Bau der neuesten Zeit. Der Rococo-Thurm, der ferner und höher die Kaiserkrone hoch in die Lüfte trägt, bezeichnet die Westerkirche mit Rembrandts Grab. Eine kleine Kuppel über einem breiten, massigen Dach deutet das alte Rathhaus an, das seine Vollendung zur Zeit des Westfälischen Friedens erhielt. Hart an den Mastenwald des Hafens drängt sich die neue katholische St. Nicolauskirche, mit byzantinisch-romanischen Formen prunkvoll, aber phantastisch-willkürlich geschmückt. Oestlich von ihr verkündet wieder ein Renaissance-Thurm die Oude Kerk, das älteste Gotteshaus der Stadt. Dann folgen die hohen Giebel der Prinz Hendrikskade, in der einst der Admiral de Ruyter gewohnt, der Thurm der Zuiderkerk, der Montalbaansthurm, die Seemannsschule und das alte weiße Marine-Arsenal von Kattenburg, einst der Hauptstolz der seefahrenden Nation, noch jetzt umgeben von einer Kriegswerft, in der mitunter gegen 2000 Arbeiter beschäftigt werden. Im Vordergrund dieses Bildes, durch die Umgebung allerdings sehr herabgedrückt, steht noch der älteste Thurm der Stadt, der Schrijerstoren, der „Thurm der Weinenden", wo in den alten Zeiten die Seeleute von Weib und Kind Abschied nahmen und wo die Verlassenen stunden- und tagelang auf die Rückkehr des Gatten und Vaters harrten. Denn alles Große und Herrliche kostet

Thränensold auf dieser Welt. Wie anderswo, ist auch die Pracht und Herrlichkeit dieser Stadt um den Preis zahlloser Thränen erkauft.

Es ist der niedrigste aller Thürme, der Schrijerstoren, ein alter, runder Befestigungsthurm, dick und schwerfällig, nur durch seine Zinnen etwas kriegerisch geschmückt; doch Tausende haben im fernsten Indien und Amerika an dieses Wahrzeichen der lieben Heimatstadt gedacht und sich gesehnt, ihn einmal wieder zu schauen. Er hat schon gestanden, ehe Vasco de Gama um das Cap der guten Hoffnung und ehe Columbus nach Amerika fuhr. Kaiser Maximilian und Karl V. haben ihn gesehen, und all die gewaltigen Seehelden, denen die niederländische Republik Macht und Ruhm verdankt, haben ihn von fern mit ihrem Blicke gegrüßt.

Dieser denkwürdige Thurm ist fast geometrisch der Mittelpunkt, um den sich heute die Stadt in concentrischen Halbkreisen südlich vom Ij entwickelt. Hier beginnt das Gewirre der kleineren winkligen Straßen, Stege und Grachten, das den ersten Ansatz der Stadt bildete; von hier gehen die ersten größeren Verkehrsadern nach Süden aus, die Warmoesstraat, der Oude Zijds Burgwal, der Oude Zijds achter Burgwal, die Geldersche Kade und der Kloveniers Burgwal, an die sich dann westwärts der Nieuwendijk, die Kalverstraat und andere Quartiere anschlossen, bis endlich der Singel eine bereits stattliche Häusermasse umfing.

Die zwei älteren Hauptkirchen der Stadt, die Oude Kerk, dem hl. Nicolaus geweiht, und die Nieuwe Kerk, Unserer Lieben Frauen gewidmet, jene vor dem Bildersturm mit 33 prächtigen Altären geschmückt, diese mit 34, bezeichnen noch heute das Herz der Altstadt. Neben die letztere pflanzte die Republik in ihrer Glanzzeit ihr gewaltiges Stadthaus am Dam, das seit den napoleonischen Zeiten zum „Paleis“ geworden ist, ein sprechendes Denkmal der Macht und Prachtliebe wie des regen Kunstfleißes jener Zeit. Die St. Anthonies Waag, von 1488—1585 noch Stadtthor, erinnert an den engen Umfang der ältesten Stadt, der Montalbaansthurm an die Kämpfe des 16. Jahrhunderts, der stattliche Admiralitätshof, jetzt zum Stadthaus geworden, an die Seeherrlichkeit der Republik, der Beguinenhof am Nieuwe Zijds Vorburgswal an das religiöse Leben der Kirche, das schon im 14. Jahrhundert hier seinen Sitz aufschlug, der Münzthurm am Vereinigungspunkt von Amstel und Singel endlich ebensowohl an die frühere Begrenzung der Stadt als an das älteste, 1395 gestiftete Augustinerkloster. So tritt mitten im bunten Leben und Treiben der Gegenwart noch die Zeit vor uns, da ganz Amsterdam noch katholisch war und Kaiser Maximilian mit den Bürgern der Stadt die wunderbare Hostie der „heiligen Stätte“ verehrte, aber auch die Zeit, wo die Stadt, durch die Glaubenstrennung zu voller politischer Unabhängigkeit gelangt, in allen wichtigen Fragen Europa's ihr Wort mitzusprechen hatte, die Seeherrschaft der Spanier brach und mit der Flotte Englands um die Hegemonie des Welthandels kämpfte.

Um diesen würdigen Kern, welcher dem alten Stamm von Amsterdam schon an sich die Bedeutung einer merkwürdigen, historischen Stadt sichern würde, ziehen sich nun, gleich den Jahresringen eines gewaltigen Baumes, in

immer wachsendem Halbkreis fünf große Wasserstraßen, welche jede ebenso viele Häusergürtel der Stadt mit dem Ij in Verbindung setzen und, von zahlreichen Straßen und Brücken radienartig gekreuzt, gewissermaßen den Grundriß der äußern Stadt bilden: der Singel, die Heeren-Gracht, die Kejzers-Gracht, die Prinsen-Gracht und der Buiten- (Außen-) Singel. Es sind aber keine bloßen Kanäle, es sind gleichsam Boulevards, deren Mittelraum zwischen zwei Alleen allezeit ein breiter Kanal füllt, während die Straßen zu beiden Seiten meist von hochgiebeligen, in Bauart und Schmuck ungemein verschiedenartigen Häusern, Kirchen und öffentlichen Bauten umrahmt werden. Da die Gracht in weitem Bogen läuft, die Straßen nicht immer in gleicher Ebene ihr folgen, so wechselt die Sicht von Brücke zu Brücke. Jetzt tritt eine neue hübsche Kirche an die Straße vor, jetzt ein palastartiges öffentliches Gebäude; jetzt ragt ein ehrwürdiger alter Thurm über die nächsten Häuser, jetzt öffnet sich der Blick über eine steilgewölbte Brücke in eine breite, belebte Querstraße hinein; jetzt deuten einfache, fast schmucklose und eintönige, aber vornehme Häuser mit ungeheuern Fensterscheiben Wohnungen an, die im Innern fürstliche Pracht entfalten; jetzt treibt die altholländische Giebelarchitektur an schlichten Bürgershäusern das unerschöpfliche Spiel ihrer Variationen. Bald herrschen graue, dunkle Farbentöne vor, bald glänzen ganze Häuserreihen in schimmernder Weiße, bald bringen schöne Backsteinbauten mit Profilirung in grauem Stein die angenehmste Abwechslung hervor. Immer aber bricht das Grün freundlicher Bäume die steifen architektonischen Linien, und zwischen den belebtesten wie stillsten Straßen gleiten langsam schwerbelastete Schiffe dahin oder löschen ihre Fracht oder liegen gemüthlich zwischen den Alleen am Ufer.

Der Umfang des äußersten Halbkreises, des Buiten-Singel, vom Haarlemer Thor bis an die Ostseite der Entrepot-Docks, beträgt etwa 7,5 km. Auch dieser mächtige Umfang genügte aber der anwachsenden Stadt nicht mehr. Sie drang hinaus in das herrliche Weideland, das sie im Süden und Westen umgab. Je mehr sie sich aber von ihrem alten Kern entfernte, desto mehr wuchs die Versuchung und die Lust, ihrem alten, ehrenfesten Charakter untreu zu werden und ihre Eigenart gegen die fabrikmäßigen Schablonen der meisten modernen Großstädte zu vertauschen, das alte heimliche Bürgerhaus gegen das gewinnbringende Etagenhaus moderner Speculation, die baumumsäumte Gracht mit der regelmäßigen, nach der Schnur gezogenen Straße, die Erinnerung der großen poetischen Vorzeit gegen die prosaische Verherrlichung des Kapitals, der Industrie und der modernen Genußsucht.

Ganz ist die Stadt dieser Gefahr nicht entgangen, und niemand wird mit besonderer poetischer Anregung die Peter-Corneliszon-Hooft-Straße durchwandern oder die einförmigen Häuserzeilen, welche den Namen des ehrenwerthen Baumeisters J. van Kampen, des Bildhauers Quellijn und des Malers Gerhard Dou führen. Es ist indes doch immer schön, daß diese Namen auf solche Weise lebendig bleiben und daß der junge Amsterdamer schon mit seiner ersten Stadtgeographie die alten Poeten und Künstler seiner Heimat kennen lernt. Weit fruchtreicher war es aber, daß sich bei jener Erweiterung der Stadt auch Männer fanden, welche den geschichtlichen und idealen Sinn der höheren Klassen

neu belebten und durch diese Anregung bewirkten, daß die charaktervolle Eigenart und die künstlerische Schönheit des alten Amsterdam auch in diese neuen Regionen überging und sie harmonisch mit der Altstadt verknüpften. Es waren vorzugsweise Katholiken; doch sie hätten der Stadt diesen schönen Dienst nicht leisten können, hätten nicht einsichtige, vorurtheilsfreie Protestanten ihre Anregungen freundlich aufgenommen und gemeinsam mit ihnen zur Durchführung gebracht.

An der Spitze dieser kunstverständigen und warmpatriotischen Männer stand der geniale Dichter und Schriftsteller Joseph Albert Alberdingk Thijm, bei dessen Leichenzug am Benedictustag (21. März) 1889 sich Mitglieder aller Bekenntnisse und aller Stände in gleich herzlicher Theilnahme zusammen fanden. Er war oft des Jesuitismus verdächtigt worden. Welchem wackern Katholiken bliebe dieser Vorwurf erspart? Als aber seine 46jährige literarische Thätigkeit ihren Abschluß gefunden, da war dieser Vorwurf längst verstummt. Alle kamen in dem Geständniß überein, daß er ein echter Niederländer, ein echter Amsterdamer, ein wackerer Mann, ein großer Gelehrter und ein gottbegabter Dichter, eine wahre Zierde seiner Heimatstadt gewesen. Es schadete ihm nichts in den Augen seiner protestantischen Mitbürger, daß er treu bis zum Tode alle Pflichten eines Katholiken erfüllt hatte, daß einer seiner Söhne als Jesuit seiner Bahre folgte, daß katholische Priester zu seinen Freunden zählten. Die angesehensten protestantischen Gelehrten brachten ihm nichtsdestoweniger ihre innigste Huldigung dar, und einer derselben verglich ihn mit dem Ritter St. Georg, wie ihn Donatello an der Kirche von St. Michele zu Florenz dargestellt, liebenswürdig, in jugendlicher Kraft, ungebeugt, kampfesmuthig im Streit wider das Böse. „Auf der vollen Länge und Breite seines Schildes steht das Kreuz; dahinter steht er ruhig: so stand auch Alberdingk Thijm gewappnet mit seinem Lebensspruch: Nil nisi per Christum.“ Das Schwert kriegerischer oder politischer Gewalt hat dieser ausgezeichnete Mann allerdings nie geführt, aber mit den Waffen des Geistes, der Wissenschaft und Kunst ist er für die mißkannten, verachteten, verfehmten Ideale des Katholicismus tapfer und erfolgreich eingetreten. Wenn die Wiederherstellung der katholischen Hierarchie vielen protestantischen Holländern ganz natürlich schien, weil sie Achtung vor den Katholiken und vor dem Katholicismus hegten, hat Alberdingk Thijm keinen geringen Antheil daran. Er hat sie daran gewöhnt, in ihren katholischen Mitbürgern nicht engherzige Feinde der Freiheit und des Fortschrittes zu sehen, sondern vernünftige, freie, treue, wackere Männer, die aus wahrer Ueberzeugung sich zu dem Glauben der alten Kirche bekannten und deshalb Vaterland und Vaterstadt, Wissenschaft und Kunst, alle idealen Güter mit nicht geringerer Liebe umfingen. Während andere ebenso hochverdiente Männer das religiöse, politische und wissenschaftliche Leben der Katholiken hoben und organisirten, eine katholische Presse, ein katholisches Vereinsleben, katholische Schulen und Anstalten begründeten, hat er den Katholiken Ansehen in der Literatur, Achtung in der öffentlichen Discussion und im geselligen Verkehr erobert und durch seine persönliche Liebenswürdigkeit uralte Vorurtheile überwunden.

Nur kurze Zeit hat er sich in jungen Jahren dem Kaufmannsstande gewidmet. Sein Talent trieb ihn zur Poesie. An Bilderdijk und Vondel sich bildend, hat er den Geist, die Bilderfülle und Sprachgewalt beider sich in seltenem Grade zu eigen gemacht. Von Bilderdijk ausgehend, der den Lebenden noch nahe stand und vielfach den Geschmack beherrschte, wandte er sich in die glorreichste Zeit der Vergangenheit zurück, wo Vondel die schönsten Erinnerungen der Niederlande in seiner unübertroffenen Sprache zusammenfaßte, dann noch weiter zurück in das ältere niederdeutsche Geistesleben, in seine Sagen, seine Legenden, seine Geschichte, seine Baukunst, seine Malerei, sein von Poesie überströmendes Volksleben. Wie er sich hieran zu eigenem dichterischen Schaffen begeisterte, so lebte er sich auch als Gelehrter immer mehr in die große Vergangenheit hinein, erschloß ihr Verständniß den Mitlebenden und rief das allgemeine Interesse für sie wach. Da er durchaus nicht einseitig die Gegenwart in das Mittelalter zurückschrauben wollte, sondern in demselben nur einen Lebensquell suchte, dem die heutige Bildung einst entstammt war und der noch heute erleuchtend, leitend und befruchtend auf sie wirken konnte, da er gleich Vondel Auge und Herz offen hielt für alles Große und Schöne, was auch eine spätere, vom Protestantismus weniger belebte, als äußerlich politisch beherrschte Zeit hervorgebracht, so fanden seine Ideen auch unter den Protestanten lebhaften Wiederhall. Jacob van Lennep hatte ihm durch seine Romantik den Pfad geebnet. Potgieter und andere hochbegabte Schriftsteller gingen mit Begeisterung auf das Studium Vondels ein. Eine Prachtausgabe Vondels, durch Lennep veranstaltet, gab dem halb verschollenen Dichter wieder den vollen Reiz der Gegenwart. In der „Dietsche Warande" schuf sich Alberdingk 1855 ein eigenes Organ, das in erster Linie das Studium Vondels förderte, um die holländische Literatur aus ihren früheren Schätzen neu zu beleben. Sein katholischer Volksalmanach verpflanzte diese gesunde, echt nationale Literaturbewegung in die breiten Schichten des katholischen Volkes. Der berühmte Convertit, unbestritten Hollands erster Dichter, durch seinen Bildungsgang dem protestantischen Holland angehörig, durch seine trefflichsten Werke aber dem katholischen, in seinem Leben ein Musterbild von Ueberzeugungstreue und wahrer Duldung, kirchlichem Gehorsam und bürgerlichem Freisinn, religiösem Ernst und künstlerischer Lebensfreudigkeit, schufen einen Vereinigungspunkt, in welchem sich das katholische und das protestantische Geistesleben freundschaftlichst begegnete.

So stand Vondel nach jahrhundertlanger Vergessenheit wieder von den Todten auf. Die niederländischen Dichter erkoren ihn zu ihrem Bannerführer, und Amsterdam war stolz auf ihn. Der 1864 angeregte Gedanke, ihm ein Standbild zu errichten, fand überall begeisterten Wiederhall und verschmolz sich mit dem Wunsche, der immer mehr wachsenden Stadt einen ihrer würdigen Park zu geben. Das Gefilde jenseits des Leidschen Plein wurde dazu auserkoren, und nach drei Jahren schon waren die einförmigen Wiesengründe in reizende Parkanlagen umgeschaffen, und an ihrem schönsten Punkte ragte die Statue des Dichters, aus Erz gegossen, auf einem prächtigen Steinsockel, vom lieblichsten Blumenflor umrankt. Vor zwei Jahrhunderten hatten rohe, zelotische

Prädicanten Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um den „frechen Poeten" danieder zu halten; sie hatten die schönste seiner Dichtungen, den „Lucifer", in Acht und Bann gethan und mit Hilfe des weltlichen Armes von der Bühne verbannt. Jetzt, an dem dreitägigen Vondel-Feste, 17.—19. October 1867, strömte ganz Amsterdam zu dem prächtigen Denkmal hinaus, um die nationale Dichtkunst in ihrem ersten Vertreter zu ehren. Kein Mißton störte die erhebende, für das gesammte Geistesleben fruchtbare Feier. Die weit überwiegende protestantische Bevölkerung war gebildet und edel genug, den Katholiken ein solches Freudenfest nicht zu mißgönnen, sondern gemeinsam mit ihnen einen Mann zu feiern, der ihr nicht weniger zum Ruhme gereicht, als Rembrandt van Rhijn.

Wie die Erinnerung an Vondel dem neuen Amsterdam seinen schönen Park gab, so schenkte sie ihm auch eine seiner schönsten neuen Straßen, die Vondelstraat. An der Westseite des Parkes erhoben sich rasch eine Reihe der geschmackvollsten villenartigen Privathäuser, jedes von neuer Zeichnung, vielfach gemahnend an altholländische Eigenart, aber sich anpassend dem Bedürfniß und Geschmack der neuen Zeit, von zierlichen Gärten umgeben. Nach dem Buiten-Singel hin erweitern sich die Häuserreihen zum Kreis, um in der Mitte einer schmucken gotischen Kirche Platz zu machen, die dem heiligsten Herzen Jesu geweiht ist, aber im Volksmunde gewöhnlich die Vondelkirche heißt. Festlich schaut ihr Thurm zwischen prächtigen Bäumen hernieder in den Vondelspark und auf das Standbild des Dichters, während er oben noch schöner über die Mitte der reichprofilirten Kirche emporragt und die an sich schon malerische Straße krönt. Die Kirche ist das Werk eines Baumeisters, der sich um die Amstelstadt und um Holland überhaupt wohl ebenso große Verdienste erworben hat, als Alberdingk Thijm auf literarischem Gebiete. Mit ihm durch freundliche Familienbande verknüpft, von denselben religiös-künstlerischen Ideen geleitet, mit echter Schaffenskraft begabt, in treuem, langjährigem Studium zum Meister herangereift, ein umfassender Kenner mittelalterlicher und neuerer Kunstgeschichte, hat Dr. P. J. H. Cuypers in ganz Holland die kirchliche Gotik neu aufleben lassen und durch seine unermüdliche Thätigkeit sowohl andere Künstler auf dieselbe Bahn geführt, als auch die kirchliche Kleinkunst und das Kunstgewerbe in allen seinen Zweigen auf die herrlichen Vorbilder des Mittelalters zurückgeführt. Ueber ein halbes Hundert Kirchen hat er selbst gebaut, von denen manche der Schönheit der alten Dome nahe kommen, wenn auch die Beschränkung der Mittel ebenso große Raumverhältnisse nicht verstattete. In Amsterdam selbst hat er die Kirche Unserer Lieben Frau von der Unbefleckten Empfängniß gebaut, eine der prächtigsten neuen Kirchen der Stadt. Leider steht sie nicht frei; wer aber aus der unschönen Umgebung und dem unruhigen Gewühl der nächsten Straßen in das Innere tritt, wird sich von der Schönheit der Verhältnisse, dem Reichthum der Architektur und der erhabenen Weihe des ganzen Baues mächtig ergriffen fühlen. Das ist jedoch nur eine der 20 katholischen Kirchen, welche Amsterdam heute zählt, nur eine von den vielen, welche dieser Künstler ins Leben rief. Wie Alberdingk Thijm als Professor der Aesthetik, so erhielt auch Cuypers

als Professor der Kunstgeschichte einen Lehrstuhl an der Akademie der bildenden Künste zu Amsterdam, so daß sie beide in der glücklichen Lage waren, ihre Ideen, ihre Richtung, ihr reiches Wissen auch für die heranwachsenden Generationen fruchtbar zu machen.

Unmittelbar aber kam der Stadt die anregende Thätigkeit der beiden Männer zu gute, als sie dazu ausersehen wurde, der Sitz der größten holländischen Kunstsammlung, des Rijksmuseums, zu werden, und als nach einer zweimaligen Wettbewerbung 1876 der Plan des Dr. Cuypers den Sieg errang. Damit wurde der Neustadt an dem äußern Singel ein ähnlicher Monumentalbau gesichert, wie ihn die Altstadt in ihrem majestätischen Rathhaus auf dem Dam besaß.

Die Aufgabe war eine ebenso umfangreiche als schwierige. Es galt nicht bloß, die alte Bildergallerie im sogen. Trippenhuis, die größte Gemäldesammlung Hollands, und das Museum van der Hoop, das allein 200 Bilder zählte, in einem passenden Kunstpalast unterzubringen, sondern die durch verschiedene Beiträge auf 1700 Gemälde angewachsene Sammlung mit einer alle übrigen Kunstzweige (Kupferstich, Sculptur, Baukunst, Goldschmiedekunst, Elfenbein- und Holzschnitzerei, Schmiedekunst, Keramik u. s. w.) umfassenden Reihe von Sammlungen, einer Bibliothek und zwei Zeichenschulen zu verbinden, und aus all diesen Räumen einen Bau zu schaffen, der, selbst ein Kunstwerk, die niederländische Kunst als Ganzes wie im einzelnen zur wirkungsvollsten Darstellung brächte. Im Sinne des Künstlers gesellten sich noch die weiteren Aufgaben hinzu, in der Anordnung die geschichtliche Entwicklung der Künste bedeutsam hervortreten zu lassen, die Architektur in ihrem organischen Zusammenhang mit den übrigen Künsten durch sprechende Beispiele zu vergegenwärtigen, durch Anordnung und sinnigen Schmuck auf die höchsten Ideen und Ideale der Kunst hinzuweisen und so eine Ruhmeshalle zu gestalten, welche die früheste Vergangenheit mit der Gegenwart lebendig verbinden sollte.

Selbst solche, welche die Kunstrichtung des Meisters nicht theilen, haben zugestanden, daß er die große Aufgabe nach allen ihren Seiten hin aufs glücklichste gelöst hat. Schon die Front (135 m lang) macht einen ernsten majestätischen Eindruck. Zwei kräftige Thürme, die an alte Belfriede erinnern, erheben sich rechts und links von dem höheren Mittelgiebel und treten mit diesem aus der Hauptlinie hervor; schwerere Thürme schließen diese ab. Der stattlichere Mittelbau kündet schon nach außen die sogen. Ehrengalerie an, welche die großen Bildersäle verbindet, während unter derselben eine gewölbte Durchfahrt nach der andern Seite des Gebäudes führt. Von den Eckthürmen laufen zwei andere Flügel in südwestlicher Richtung, an dem andern Ende wieder mit einem zweiten Längsflügel verbunden, welche mit der Hauptfront parallel läuft. So entstehen zwei mit Glas gedeckte Binnenhöfe, welche größeren Ausstellungsgegenständen dienen können. Die größeren Räume der Gemäldegalerie im ersten Stock haben sämmtlich Oberlicht, während die kleineren Cabinette von den Fenstern der Hauptfront ihr Licht erhalten. Die Eingänge befinden sich an den zwei Eckgebäuden, ganz passend, da das Erdgeschoß zwei sachlich getrennte Sammlungen enthält, erst im obern Geschoß sich der ganze Bau zur Gemäldegalerie vereinigt.

Die Gliederung des Baues durch die kräftigen, spitz zulaufenden Thürme, die reichen Hauptgiebel und die zierlichen kleineren Giebel, die prachtvollen Rundbogenfenster des Mittelbaues und die nach altholländischen Motiven ebenfalls mit Rundbogen gezierten Fenster der übrigen Façade, der maßvoll vertheilte, nur im Mittelbau reich sich entfaltende Schmuck, das alles vereinigt sich zu einem Gesammtbilde voll festlicher, weihevoller Würde. Die Grundgedanken sind gotisch, aber der holländischen Renaissance, die sich im Anschluß an die Gotik entwickelte, ist in manchen Anklängen Rechnung getragen. Der Bau stimmt zu den Schätzen, die er birgt, wenn er auch zugleich daran erinnert, daß die niederländische Kunst unter anderen religiösen und politischen Bedingungen sich in anderer Weise entfaltet haben würde.

Den östlichen Eingang schmücken die allegorischen Gestalten der Architektur und der Bildhauerei; denn die Sammlung im untern Ostflügel ist vorzugsweise diesen Künsten geweiht; am westlichen Eingang bedeuten Malerei und Gravirkunst den Eintritt zur Gemäldesammlung und dem Kupferstichcabinet. Ueber der Durchfahrt symbolisirt ein figurenreiches Hautrelief den Grundgedanken des Baues: den Triumph Hollands in seinen Künsten. In der Mitte thront die „Nederlandsche Maagd“ (entsprechend der deutschen Germania oder der schweizerischen Helvetia), zu ihren Füßen lagern Schönheit und Wahrheit, zu ihrer Seite Weisheit und Gerechtigkeit; von rechts und links nahen die berühmtesten Künstler der Niederlande, die Architekten, Bildhauer und Maler des Mittelalters, dann Rembrandt und all die übrigen gefeierten Maler späterer Zeit, um die Ruhmeskränze in Empfang zu nehmen, die das dankbare Vaterland hoch erhoben hält. Links und rechts von diesem Hautrelief vergegenwärtigen zwei Fresken die künstlerische Thätigkeit in einer Malerwerkstatt und in einer Bauhütte. Zwischen den drei Reliefs etwas höher treten Kunst und Geschichte als Statuen aus der Front hervor, das große Mittelfenster von zwei kleineren trennend. Ueber letzteren stellen wieder zwei Reliefs die Stiftung und feierliche Eröffnung des Museums vor. An den unteren Ecken des Giebels sitzen „Begeisterung“ und „Arbeit“, die Grundbedingungen alles künstlerischen Schaffens; auf der Spitze des Giebels aber schwebt die friedliche Victoria, um die Kunst zu krönen. Das Giebelfeld selbst und die ihm entsprechenden Felder der Mittelthürme sind mit farbigen, in Thon gebrannten Bildern geschmückt, welche die um die Kunst am meisten verdienten Landschaften und Städte bedeuten; in der Mitte: Amsterdam, Haarlem, Leiden, Haag, Delft, Dordrecht, Rotterdam, Gouda; am Ostthurm: Utrecht, Deventer, Zwolle, Kampen und Groningen, die Städte von Brabant, Friesland; am Westthurm: die Städte von Gelderland, Westfriesland und Zeeland. Jedes Fenster der Front ist endlich im Medaillon seines Rundbogens mit der Büste oder dem Bildniß eines berühmten Künstlers geschmückt. So kommt der Grundgedanke des Baues, die Verherrlichung der vaterländischen Kunst, sehr mannigfaltig und doch sehr einheitlich zur Anschauung.

Wie sich derselbe in zahlreichen Darstellungen an den übrigen Façaden weiterspinnt, so beherrscht er wieder in neuer, glänzender Form die Vorhalle des Ehrensaals, zu welcher die breiten Treppen von beiden Sälen hinaufführen,

eine wahrhaft monumentale, rundgewölbte Halle, leicht und reich verziert, von den fünf Fenstern der Mittelfront erleuchtet, die mit ihren Glasmalereien fast die weihevolle Stimmung eines kirchlichen Bauwerkes hervorbringen. Von den drei großen Fenstern ist eines der Baukunst, die zwei anderen der Malerei und Sculptur zugetheilt. Die Baukunst ist durch vier Frauengestalten versinnbildet, von denen die eine einen altclassischen Tempel trägt, die zweite eine romanische Kirche, die dritte eine gotische Kirche, die vierte ein Renaissance-Gebäude. Als Repräsentanten der Malerei sind Apelles, Willem van Heerle, Lucas van Leyden und Rembrandt gewählt, als solche der Bildhauerkunst Phidias, Jan Sluter, Jan Terwen und H. de Keyser. Dieser untersten Bilderreihe der Glasmalerei entsprechen in den zwei kleineren Fenstern die Vertreter der Philosophie und Theologie: Plato und Thomas von Kempis, die Vertreter der Dichtkunst und Musik: Vondel und Sweelinck. Eine zweite Bilderreihe dieser Fenster vergegenwärtigt die Ausübung der bezüglichen Künste: die Baukunst in Holz, Stein, Metall, den Schiffsbau, die Bildhauerei mit ihrem verschiedenen Material, die Malerei auf Tafeln, Handschriften, Glas und Tuch u. s. w. In einer dritten Bilderreihe erscheinen die verschiedenen Stände: König und Priester in der Mitte, dann Krieger und Gelehrter, Künstler, Kaufmann, Bauer, Fischer, Baumeister, Weber, Töpfer, Schmied. In den Medaillons der Bogen prangen die zwölf Monate und darüber die Portraits der namhaftesten Glasmaler.

Mit geistreicher Symbolik versinnbildet die Mosaik der Flur die sichtbare Schöpfung, deren Ursprung und Ziel in dem ewigen Alpha und Omega, die Pflanzenwelt, die Thierwelt, das Meer, die Paradiesesströme, den Planetenkreis; dann wieder die vier Zeiten des Tages und die vier Lebensalter, die vier Elemente und die vier Jahreszeiten. Das Gewölbe dagegen erinnert an den Zusammenhang der Künste; in ihrer Mitte die Poesie, die bildenden Künste mit jenen vermittelnd, die das Ohr erfreuen. In der Wahl der berühmten Namen ist dabei auch auf den Antheil hingewiesen, den andere Völker auf die Kunst der Niederlande ausgeübt, an David, Homer, Dante, Shakespeare, Racine, Göthe, an Raffael, Michelangelo, Lucca della Robbia, Albrecht Dürer, an Gregorius den Großen, Palestrina, Bach und Richard Wagner. Rings an den Wänden aber gemahnen trefflich gewählte Bibeltexte an Ursprung und Ziel des Menschen, an die idealen Aufgaben der Kunst, an ihren gottesdienstlichen Charakter, an den Jubel und die Freude, den das Lob Gottes über das menschliche Leben ausgießt.

Von der Mitte dieser Halle betreten wir die Ehrengalerie, eine zweite noch glänzender decorirte Halle, an deren Ende uns schon der Rembrandtsaal und an dessen Rückwand sein berühmtes Bild „Die Nachtwache“ entgegenstrahlt. Es ist so lebendig gemalt, so frisch, so gut beleuchtet, daß die Figuren aus dem Rahmen hervorzutreten, auf uns zuzuschreiten scheinen. In dem Schmuck der Wände, Friese, Consolen sind lebhafte Farben und reiche Zeichnung angewandt, das Gold nicht gespart. Auf den besondern Freund mittelalterlicher Schilderei oder religiöser Historienmalerei mag es fast etwas ernüchternd wirken, wenn er in den Compartiments rechts und links fast nur

Portraits, Regentenstücke, Landschaften, Thierstücke, nur wenige biblische Stoffe findet. Man muß sich indes aus den mittelalterlichen Anwandlungen der Vorhalle in die Glanzzeit der Republik versetzen, wo die Kunst mit den religiösen Ueberlieferungen der Vergangenheit gebrochen hatte und mehr oder weniger, selbst in der Auffassung der Bibel, auf das Bürgerliche angewiesen war, allerdings ein kräftiges, tüchtiges, im Grunde des Herzens nicht irreligiöses, wenn auch mehr der Erde als dem Himmel zugewandtes Bürgerthum. Man muß es nehmen, wie es war. An Fleiß, Gediegenheit, ernstem künstlerischen Streben hat es ihm nicht gefehlt. Wer Vondels Leben und Poesie sorgfältig studirt, der wird finden, daß die Rückkehr zum alten Glauben eben noch nicht die Rückkehr zum frühern Kunstgeschmack einschloß oder gebieterisch forderte. In Rembrandts „Nachtwache" haben wir aber ein Bild vor uns, das in Vondels Tagen, in seiner Nachbarschaft, im selben Amsterdam gemalt worden ist, das noch lebt und strahlt, als hätte es erst gestern des Malers Werkstatt verlassen. Es stellt nur dar, wie eine Schützencompagnie ihre Doelen am Kloveniers Burgwal verläßt, aus tiefem Schatten in helles Licht tritt. Aber welches Leben! welches Colorit! welche Lichteffecte! Niemand wird sich dem Zauber dieser Kunst entziehen können, die, gleich der Natur, das Allergewöhnlichste wunderbar verklärt.

Wer dieses Bild geschaut, der wird es den Holländern nicht verargen, wenn sie Rembrandt den Fürsten, den König des Lichts nennen, wenn „Morgen, Abend, Tag und Nacht" als Karyatiden den Fries dieses Saales tragen müssen und seine schlichte Lebensskizze in goldenen Lettern über seinem Meisterwerke prangt. Das prächtige Schützenmahl von van der Helst und die Corporalschaft des Capitän Bas von G. Flinck treten weit zurück gegen Rembrandts Gemälde, obwohl ein liebevolles Studium auch für sie Interesse erwecken wird. Wie viele Beschauer kennen die Zeitgeschichte dieser Bilder genau? Ich möchte jedem rathen, erst Vondels Lyrik zu studiren, bevor er an sie hintritt.

Rechts und links vom Rembrandtsaal hat der Architekt zwei Durchgangsräume benützt, um in einer Nachbildung des Karolingischen Saales (im Narthex der Servatiuskirche zu Maastricht) und der eines vornehmen holländischen Regentensaales die seltsamsten Contraste niederländischer Kunstgeschichte nebeneinander zu rücken, Kaiserthum und Handelsaristokratie, Mittelalter und Neuzeit, die schlichte Größe karolingischer Baukunst und den verschwenderischen Prunk niederländischer Renaissance.

Nun folgen sich die übrigen Bildersäle in ununterbrochener Reihe. der internationale Saal, die Niederländer des 15. und 16. Jahrhunderts, der Duppersaal und der Saal van der Poll (zwei werthvolle Privatsammlungen), der Saal der Anatomie, der überreiche Portrettensaal mit Rembrandts „Stalmeesters", zehn Cabinette mit den schönsten Werken der holländischen Kleinmalerei, das an vorzüglichen Werken reiche Museum van der Hoop und fünf Säle moderner Kunst. Da die verschiedenen an das Museum gestifteten früheren Privatsammlungen (van der Hoop, Dupper, van der Pott, Vicker, de Witte van Citters, Liotard) zusammengehalten wurden, für die übrige Theilung meist Art und Größe der Gemälde maßgebend waren, so muß man

wiederholt die verschiedenen Säle durchmessen, wenn man die Werke eines einzelnen Meisters verfolgen will. Außer Rembrandt sind Jan Steen, Franz Hals, B. van der Helst, Paul Potter, Hobbema, Everdingen, Ruysdael, van der Velde, Wouwerman, Nic. Maes, Gerhard Dou, Metsu, Netscher, Adr. van Ostade und viele andere durch Werke ersten Ranges vertreten. Die vlämische und altholländische Schildereisammlung ist klein, weil der Bildersturm das meiste unglückseligerweise vernichtet hat; auch die internationale Sammlung ist eine bescheidene. Dagegen drängt sich die neuere Kunst in vielen, umfangreichen Werken vor und mag vielleicht manchen blenden, der die classische Meisterschaft der kleinen, alten Bilder nicht zu schätzen gelernt hat.

Die Ausstattung der Säle ist eine vornehm-glänzende. Der einfache graue, bräunliche oder grünliche Ton der Wände läßt die Bilder selbst in ihrer ganzen Wirkungskraft hervortreten; auch die Gewölbe sind mit großer Maßhaltung decorirt. In dem ornamentalen Schmuck der Friese entfaltet sich die reichste Fülle der Zeichnung und Farbe. Herrscht auch in den zierlichen Kranzgewinden der Ornamentik die stilgerechte Gotik des spätern Mittelalters vor, so geht sie doch in den Sälen der Renaissance-Malerei in freiere Formen dieser Periode über und gönnt sich in den modernen Sälen ein noch leichteres Phantasiespiel. Prachtvolle Thüreinfassungen, dem übrigen Schmuck entsprechend, vollenden den harmonischen Eindruck in Zeichnung und Farbe. Bei der reizenden Mannigfaltigkeit gewährt jeder der Räume eine neue Ueberraschung, kein schriller, schreiender Uebergang stört den Eindruck der Harmonie; schon das Wandeln durch die Säle wird zu einem erhebenden Kunstgenuß und bietet eine erquickende Rast in der fast ermüdenden Fülle der zahllosen Bilder.

Von den zwei großen Abtheilungen des Erdgeschosses umfaßt die östliche Architektur, Kleinkunst und eine geschichtliche Alterthums- und Raritätensammlung, wie man sie fast in jeder der holländischen Städte findet. Aus derselben hat Dr. Cuypers gleichsam eine Wanderung durch die ganze holländische Kunstgeschichte gestaltet, wie sie nur ein hervorragender Künstler und zugleich ein Kenner von umfassendstem Wissen zusammenstellen und einheitlich verbinden konnte. In der prächtigen gotischen Halle des östlichen Binnenhofes werden wir allerdings zunächst aus den idealen Regionen der Kunst in den bunten Realismus des Alltagslebens im 16. und 17. Jahrhundert versetzt. Trachtengruppen, Schiffsmodelle, Seetrophäen, alte Waffen, Möbel, Musikinstrumente, Prachtwagen und Prachtschlitten, ganze Bauernhäuser mit ihrer Einrichtung, wie die sogen. „Hindeloper Kamer", Modelle von vornehmen Bürgerhäusern und Palästen und unzählige andere Raritäten führen uns die Zeit vor, in welcher die Niederlande von der Höhe ihres Glanzes langsam zur Unselbständigkeit einer napoleonischen Provinz herabsanken. Aber eine Treppe führt uns rasch aus dem Realismus zum Idealismus, aus der neuern Volksgeschichte in die älteste Kunstgeschichte zurück.

Wir sind wieder in einer karolingischen Halle, die der Galerie des Aachener Kaiserdomes nachgebildet ist. Es umgeben uns Statuen, Altäre, Wandmalereien, Grabmonumente jener ältesten Zeit, aus der Abtei Egmont,

der Servatiuskirche von Maastricht, die ersten Anfänge der kirchlichen Baukunst vom 8.—10. Jahrhundert. Ein Thürbogen aus Rolduc (vom Jahre 1108) führt uns in die Servatiuskirche von Maastricht über. Erinnerungen aus Goslar und Chartres ergänzen, was der Bildersturm einst an holländischen Denkmälern des 11. und 12. Jahrhunderts hinweggeräumt. Den Hauptschmuck bildet der prachtvolle spätromanische Reliquienschrein des hl. Servatius, sorgfältig und kunstreich nachgebildet. Ein drittes Gemach bringt uns in die Liebfrauenkirche von Roermond und zeigt uns das Grabmal Gerards III. von Gelre und seiner Gemahlin Margaretha von Brabant. Details aus den Kathedralen von Tournay und Chartres ergänzen das kunstgeschichtliche Bild. Fenster, Profilirung und Säulen des nächsten Saales vergegenwärtigen die Kathedrale von Utrecht; dann folgen die Kirchen von Kampen (14. Jahrhundert) und Zwolle (15. Jahrhundert); ein siebenter Saal vereinigt die merkwürdigsten Details aus den Kirchen von Nymwegen, Wouw, Venlo, Blitterswijk, der Dominikanerkirche von Maastricht. Von hier führt eine Seitenthür in die Kapelle der Abtei von Aduard in der Provinz Groningen, eine der schönsten Backsteinbauten des 13. Jahrhunderts. Sie ist so bis ins einzelnste vollendet, so fromm und lieblich, daß man die Nachbildung fast für Wirklichkeit nehmen möchte. In dem Raum, in den wir zurücktreten, ist zu viel Verschiedenes zusammengestellt, als daß ein so weihevoller Eindruck entstehen könnte; aber das Herz jubelt auf beim Anblick des Reichthums, den das ausgehende Mittelalter in Architektur, Sculptur, Wandmalerei, Glasmalerei, Kirchenschmuck entfaltet hat. Domine, dilexi decorum domus tuae! hallt es wie ein Festgesang von diesen Gewölben herab. Und nun? — —

Nie ist mir der Riß so drastisch vor Augen gestanden, den das 16. Jahrhundert in die Kunstgeschichte gebracht hat, wie hier. Aus diesem Jubel von Farben und Formen, aus dieser lebendigen Harmonie von Architektur und Sculptur, aus dieser Ueberfülle schöpferischer Kraft in allen Zweigen der Kunst treten wir hinüber in die kahlen, glattgeweißten Wände des neuen Evangeliums — Vondel würde sagen, des Decretum horribile. Die zehn Gebote und das Evangelium zeigen sich uns nicht mehr erfüllt und lebendig in den Gestalten der Heiligen, sondern als todter Buchstabe, als Polizeigesetz, mit staatlicher Bewilligung auf große schwarze Holztafeln gemalt, vergoldet und lackirt. Aus den Glasgemälden grüßt uns nicht die Jungfrau-Mutter mit dem Jesuskinde, da kniet der Statthalter Moritz von Nassau vor dem bloßen hebräischen Namenszug Jehovah, gleich als ob Gott nicht Mensch geworden und seinen neuen Bund mit der Menschheit geschlossen hätte. Statt lebendigen, organischen Schmuckes zieren die Halle nur frostige Decorationen, aus antiken Tempelbauten entlehnt. Und damit schließt die Wanderung durch die kirchliche Baukunst: sie ist in Holland erst durch Cuypers und andere katholische Künstler neu aufgelebt.

Weniger tragisch ist die Wanderung durch die 15 Gemächer, welche den Verlauf der bürgerlichen Baukunst zur Anschauung bringen. Wohl entfaltet das Mittelalter auch hier in seinen Rathhäusern, Schlössern und Wohnungen mehr künstlerische Phantasiefülle, Einheit, Ideenreichthum, Kraft, Durcharbei-

tung; aber auch die Renaissance hat Großes und Bedeutendes zu Tage gefördert, und in reichlichem Prunk, behaglicher Zier und bequemer Nutzbarkeit sind ihre Leistungen in der Privatarchitektur und der ganzen mit ihr zusammenhängenden Kleinkunst unerschöpflich. Mit feinem Geschmack ist auch hier wieder das Verwandte zusammengestellt. Eine vollständige Wiedergabe ganzer Wohnräume war hier möglich, während die kirchliche Baukunst sich nur in einzelnen Theilen wiedergeben und andeuten ließ.

Im westlichen Binnenhof finden sich die Gipsnachbildungen zahlreicher, zum Theil sehr umfangreicher Kunstwerke übersichtlich vereinigt: das Südportal der Maastrichter Servatiuskirche, das Grabdenkmal Engelbrechts II. von Nassau in Breda, das prächtige Chorgestühl der Kirchen von Bolsward und Dordrecht, ein Taufstein aus Breda, Säulen und Kapitäle der Kirchen zu Rolduc, Maastricht u. s. w. Durch ein gemüthliches, altholländisches Wohnzimmer gelangt man dann in den sogen. „Zaal der Admiralen“, eine nummernreiche Sammlung von Gemälden, welche sich auf die einstige Meeresherrlichkeit der niederländischen Republik beziehen, Darstellungen von Seeschlachten, Flottenschaustellungen, Belagerungen zur See, Portraits berühmter Admirale und Seehelden. Der Kunstwerth dieser Sammlung steht nicht sehr hoch, aber geschichtlich ist sie sehr interessant. Eine ganze Reihe von Gedichten Vondels sind hier in Farbe illustrirt; überhaupt bekommt man nach und nach seine Zeit in all ihren Erscheinungen vollständig vor Augen.

Die ganze Länge des westlichen Seitenflügels nimmt die überaus werthvolle Kupferstichsammlung, das „Prentencabinet“, ein, von sechs starken Pfeilern getragen und von beiden Seiten erhellt. An sie stößt südlich die ungemein geschmackvoll ausgestattete Bibliothek, nach der Nord- und Hauptfront hin eine größere Halle mit doppelten Säulenreihen, in welcher das Kunstgewerbe (besonders Töpferarbeiten und Porzellan) Unterkunft gefunden hat.

Durch die glückliche Vertheilung der Räume und Gegenstände und durch die geschmackvolle Ausstattung, die sich beiden anschmiegt, bieten auch diese Räume einen Kunstgenuß und erhöhen denselben, wo die Gegenstände selbst, wie die zahlreichen Zeichnungen und Kupferstiche, stundenlang den Beschauer fesseln können.

Zum vollen Abschluß ist die äußere Ausschmückung des herrlichen Baues noch nicht gelangt; im Innern dürfte durch neue Erwerbungen noch diese und jene Abänderung nöthig werden. Schon jetzt besitzt Amsterdam aber ein Museum, das sich als Bauwerk mit den schönsten der Welt messen kann. Der Bau ist aus jahrelangem Studium, aus dem innigsten Verständniß der niederländischen Kunst hervorgegangen, umfaßt und krönt ihre erlesensten Werke mit monumentaler Würde und belebt ihre Ruhmeshalle mit einer Poesie, die, aus ihrem ureigenen Stamme erwachsen, ihr eine neue Blüte der Entwicklung verheißt.

An den Baumeister des Rijksmuseums ist inzwischen der Ruf ergangen, vereint mit einem andern Architekten, A. L. van Gendt, Amsterdam mit einem zweiten monumentalen Bauwerk zu verschönern, einem großen Centralbahnhof am Ij. Auch dieses große Werk wurde im letzten October im wesentlichen

vollendet und verleiht der Nordseite der Altstadt eine ähnliche Zierde, wie sie die Neustadt an dem Museum besitzt. Das Damrack, früher eine sehr belebte Gracht, wurde ausgefüllt und in einen breiten Boulevard verwandelt, der vom Dam, dem Hauptplatz der Stadt, d. h. von dem alten Stadthaus und der Börse, geradeaus auf das Ij zuläuft. Da dehnt sich das prächtige Hauptgebäude (180 m, mit den Seitenflügeln 306 m lang) aus. Der Mittelbau mit seinen stattlichen Flankthürmen, voll Anklängen an ein altholländisches Schloß oder Rathhaus, die malerische Theilung und Profilirung der Façade, die durch verschiedenartiges Material erreichte Farbenwirkung, die Zeichnung der Portale und Fenster, der nicht bloß reiche, sondern auch geistreiche, poetische Schmuck im Aeußern und Innern gemahnen alsbald an das Rijksmuseum und dessen Meister, wenn auch das Ganze und Einzelne, dem Zweck entsprechend, durchaus neu gedacht und in bezaubernder Mannigfaltigkeit ausgeführt ist.

Auch hier begegnen uns wieder die allegorischen Gestalten der Tageszeiten, aber in völlig neuer Fassung. Die „Maagd van Holland" thront hier auf dem Weltmarkt ihrer Stadt, umringt von den Vertretern der fünf Welttheile. Lebensgroße Figuren an dem Fries der Thürme stellen Landbau, Viehzucht, Handel, Schifffahrt, Fischfang, Seehandel dar. Da walten Apollo, Ceres und Vulkan, Merkur, Minerva und Neptun, Dampf, Elektricität, Industrie, Wohlfahrt, Völkerverbrüderung, Rechtsschutz. Neben dem niederländischen Wappen prangen da diejenigen aller Hauptstädte Europa's. Die Thüre des Stationschefs trägt die Devise: Flug en zeeker — rasch und sicher! Ueber dem Wartesaal dritter Klasse steht:

„Wo du auch bist, denk, was du thust,
Und was du thust, bedenk das Ende."

Im Innern des Wartesaals:

„Wer einen Pfennig gewinnt und ihn bewahrt,
Hat 'was für die alten Tage gespart.
Hätt' ich's bedacht in jungen Tagen,
Braucht' ich im Alter nicht zu klagen."

Ueber dem Buffet:

„Der Mensch muß dann und wann erquicken sich und kühlen,
Es stocken ohne Oel die Wagen, Pressen, Mühlen,
Und wenig braucht es nur, und alles steht in Brand,
Das Lämpchen auch bedarf der Nahrung deiner Hand.
So gönn' dir deinen Schluck; trink nur, um nachzugießen,
Doch glasweis laß den Trunk, nicht flaschenweise fließen!"

Der mit reichster Decoration ausgestattete Königspavillon hat zwei größere Thore; über dem einen (Süden) ist die Abreise und der Abschied dargestellt, über dem andern (Osten) die Rückkehr und der Willkomm. Am Fries des Südthores stehen folgende Verse von Alberdingk Thijm:

„Das Glück sucht manchmal auch den Mann, der friedlich ruht;
Doch freie Schwungkraft treibt den Geist nach fernen Landen,
Zu fesseln Volk an Volk in heil'gen Bruderbanden;
‚In Ruh' verrostest du!' Der Spruch ist alt und gut."

Die Gegenverse am Ostportal lauten:

„Ein wohlig Feuer glüht im eig'nen Haus und Herd:
Entflieht man ihm mit kühn gespannten Flügeln,
Der Weise weiß den Flug zu stärken und zu zügeln,
‚Willkomm zu Haus!' Kein Ruf klingt ihm so süß und werth."

Spricht sich in diesen und anderen Versen und Sprüchen die herzlichste niederländische Gemüthlichkeit aus, so umspinnen die Arabesken, Bilder, Karyatiden, Wappen und Fresken alle Beziehungen des Eisenbahnwesens zu Handel, zur Industrie und zum bunten Alltagsleben mit einem halb ernsten, halb spielenden Kranzgewinde von Poesie. Die sonst so prosaischen Räume einer Bahnstation sind hier wirklich poetisch geworden. Dieses Spiel der Künstlerphantasie hat aber den Meister nicht abgehalten, für die praktischen Ziele des Baues bis in die kleinsten Einzelheiten ein offenes Auge zu bewahren und alle Erfindungen moderner Technik dafür auszunützen. Die geräumige Vorhalle, die Wartesäle, die Gepäckräume, die verschiedenen Bureaus, der gewaltige Perron, alles ist so einfach und praktisch angeordnet, daß jeder sich leicht zurechtfinden kann und alle gerechten Wünsche auf Bequemlichkeit ihre Erfüllung finden. Auch für die dritte Klasse ist ein besonderer Wartesaal für Frauen und Nicht-Raucher hergestellt, so daß auch die unteren Stände der Belästigung entgehen können, in einem Rauchfang der verschiedensten Tabake sich durchräuchern zu lassen. Tunnels mit Treppen vermitteln den gefahrlosen Uebergang von einer Linie zur andern; ein großer durchlaufender Tunnel dient der Gepäck-Communication, die mit hydraulischen Vorrichtungen besorgt wird. Der gesammte überdeckte Raum beträgt 25 000 qm. Prächtige breite Treppen führen zu den Haupträumen hinauf, welche, in gleicher Höhe mit dem Perron, vier Meter über der Straße liegen. Nordwärts von der Station breitet sich längs des Ij ein langer neuer Quai aus: die de Ruyter Kade, von Kanälen unterbrochen, welche west- und nordwärts den Zugang zu den verschiedenen Docks vermitteln.

Ganz nahe am Bahnhof öffnen sich die weiten östlichen Docks, wo sich stets das belebteste Bild des Meerverkehrs entfaltet. An diese schließt sich die Reichswerft mit ihren Kriegsschiffen, Docks, Fabriken und Grachten, die „Nieuwe Vaart" und die alten Entrepot-Docks mit ihren hochgiebeligen Lagerhäusern. Ein Spaziergang von hier durch den östlichen Theil der Stadt führt nicht weniger bunte, anziehende Bilder vor. Da ist der prachtvolle Thiergarten, einer der ansehnlichsten von Europa, das stattliche alte Muidener Thor, das merkwürdige Judenquartier mit den zwei Synagogen, der portugiesischen und der „hoogduitschen", die malerische Moses- und Aaronskirche, das kleine Rembrandtssquare mit dem Standbild des Malers, das Frederiksplein mit dem Industriepalast, der gar artig „Paleis voor Volksvlijt", Palast für Volksfleiß

heißt, die schmucke obere Amstelbrücke und das palastähnliche Amstelhotel; hier, wo die Amstel breiter wird, eröffnen sich nach allen Seiten die anziehendsten und belebtesten Scenerien. An der Amstel hinauf sind wieder ganz neue Stadttheile im Entstehen begriffen. Eine neue katholische Kirche, dem hl. Willibrord geweiht, verräth auch hier die unermüdliche Thätigkeit des Künstlers, dem die Stadt ihren glänzenden Bahnhof, ihr Reichsmuseum, die Kirche der Unbefleckten Empfängniß, die Vondelkirche und einige ihrer schönsten Privatbauten dankt. An das vollendete Chor, das vorläufig als Kirche dient, soll sich bald das entsprechende Langhaus reihen und den jetzt schon ansehnlichen Bau zu einem der größten Gotteshäuser der Stadt gestalten, ein neues Denkmal des religiösen Eifers und der Opferwilligkeit, der die Katholiken Amsterdams beseelt, aber auch des Freisinns und der Duldung, mit welcher ihnen ihre andersgläubigen Mitbürger entgegenkommen. Die Kirche und all ihre Orden, selbst die verhaßten Jesuiten, können hier ungestört ihre Thätigkeit entfalten, ohne daß Haß und Vorurtheil dieselbe auf Schritt und Tritt durchkreuzen. Die alten Schreckbilder und Popanze aus der Geusenzeit, welche Göthe in seinem „Egmont", Schiller in seinem niederländischen Geschichtsroman verewigt hat und welche der deutschen Schuljugend noch immer als Poesie und als Geschichte eingetrichtert werden, haben in den Niederlanden selbst ihre Zugkraft verloren. Diese kirchenpolitische Kinderkrankheit ist überwunden. Die schöne gotische Kirche, welche die Jesuiten an einem der belebtesten Punkte des Singel dem hl. Franz Xaver zu Ehren gebaut, stört mit ihren zwei zierlichen Thürmchen den confessionellen Frieden ebenso wenig, als die alte reformirte Kirche oder die Freimaurerloge, die ihr gegenüberstehen, oder die zwei Synagogen am Jonas Daniel Meijer Plein. Die Protestanten wissen, daß sie an den Katholiken treue, rechtliche Mitbürger haben, die König und Vaterland nicht weniger zugethan sind als sie, und lassen sich nicht von jedem zeternden Prediger, von jedem alten Schnurrmärchen in Harnisch jagen. Friede und Wohlstand, Kunst und Bildung, patriotische Gesinnung und bürgerlicher Rechtssinn haben dabei nur gewonnen, und bei mehr als einer Gelegenheit hat es sich gezeigt, daß freier, echter Bürgersinn einen besseren Wall gegen den Sozialismus bildet, als alle Zwangsgesetze.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Das Hohe Lied. Ausgelegt für Theologiestudirende und Theologen, von P. **Fr. Sales Tiefenthal** O. S. B., Professor der Theologie im Stift Einsiedeln. Kempten, Kösel, 1889. Preis: *M.* 4.50.

In einer Zeit, „wo die irdische Liebe die göttliche zu ersticken droht", beabsichtigt P. Tiefenthal eine Erklärung des Liedes von der reinen Gottesliebe in „echt katholischer und wissenschaftlicher Auffassung" zu bieten. Er bezeichnet damit selbst den katholischen, den wissenschaftlichen und den mystisch-erbaulichen Gesichtspunkt als maßgebend für die Beurtheilung seines Werkes.

Die Grundlinien der Auslegung findet der Verfasser in der kirchlichen und jüdischen Tradition vorgezeichnet und bekennt sich, mit Ausschluß der sogen. historischen Deutung, welche unter den Protestanten herrscht, und der typischen, welche theils offen, theils verstohlen in die katholische Exegese eingedrungen ist, ganz entschieden zur reinen Allegorie. Er führt aus, wie nach dem weitaus überwiegenden Zeugniß der Geschichte weder die Synagoge ein Lied weltlicher Liebe im Canticum erkannt, noch die Kirche je eine profane Auffassung geduldet hat, bis von wenigen in jenem typischen Sinne ein Ausgleich der früher unversöhnlichen Anschauungen gesucht wurde. Mit vollem Rechte verwirft er auch diesen und stellt sich wieder auf jenen Standpunkt, den die Exegeten bis in die letzten Jahrhunderte fast ausschließlich einnahmen. Zum Beweis für die letztere Thatsache wird aus amtlichen und nicht amtlichen Quellen ein reiches, vielfach ganz neues Material zusammengetragen; wir haben Grund, zu glauben, daß es bis tief ins zwölfte Jahrhundert vollständig ist. Ueberhaupt zeugt der ganze bibliographische Theil des Buches (gegen 60 Seiten) von bewunderungswürdigem Fleiße und Verständniß. Indem nun P. Tiefenthal der strengen Allegorie, die er als echt kirchlich nachgewiesen, auch selber treu bleibt, arbeitet er auf dem von Professor Bernh. Schäfer und Le Hir-Grandvaux mit Erfolg bebauten Felde weiter. Nichtsdestoweniger macht er von dem Rechte Gebrauch, innerhalb des Kreises der allegorischen Schriftauslegung sich seinen Weg selbständig zu bahnen, und hier möchten wir es bedauern, daß er in der Braut des Hohen Liedes nicht unmittelbar, sondern erst mittelbar die neutestamentliche Kirche erkennt. Man darf beinahe sagen, diese Auslegung sei in ihrer Eigenart ohne Grundlage in der katholischen Ueberlieferung, während bereits in den ersten vier Jahrhunderten

die Anwendung des Canticums auf die Kirche durch ein Dutzend Zeugen verbürgt wird. Alt ist nur die Deutung des Anfangs auf die Sehnsucht der Synagoge nach dem Erlöser; doch hier erscheint die Synagoge im Grunde nur als werdende Kirche, welche den ersehnten Bräutigam sofort vor Augen schaut. Ziemlich spät bezog man den Schluß des Liedes (8, 5 ff., oder schon 6, 9 ff.) auf die Bekehrung der Synagoge in der Endzeit, ohne daß indessen die Kirche aus ihrer Rolle als Hauptperson verdrängt wurde. Wir glauben nicht, daß der Verfasser mit Recht eine Stelle der sogen. athanasianischen Synopsis in dem gleichen Sinne auslegt; das S. 13 aus Origenes Beigebrachte trifft gewiß nicht zu. Dennoch bestreiten wir ungern die Berechtigung des Exegeten, in seiner Weise sich mit dem Zeugniß der Tradition abzufinden (vgl. die Rechtfertigung S. 78 und 79); verwandt ist seiner Methode die Auffassung des Nicolaus von Lyra und des Targum, nur daß diese beiden weiter über Salomons Zeit in die Geschichte Israels zurückgreifen, und letzterer die beiden Schlußkapitel von der christlichen Kirche versteht.

Die Auslegung im einzelnen kennzeichnet sich durch echte Wissenschaftlichkeit, indem die vorhandenen Hilfsmittel zum Verständniß des lateinischen, des hebräischen und des griechischen Textes ausgiebig und verständig benützt sind. Sollte die Heranziehung andersgläubiger Autoritäten hie oder da auffallen, so darf der Verfasser die Tadler auf die traurige Thatsache hinweisen, daß in unserem Jahrhundert katholischerseits verhältnißmäßig so wenig für die Schriftauslegung, zumal hinsichtlich des Alten Testamentes, geschehen ist. Die Selbständigkeit unseres Interpreten in der endgültigen Auffassung des Textes macht einen wohlthuenden Eindruck; seine Führung ist zielbewußt und fest. Den Mangel der ältern Exegese, besonders in der vorscholastischen Periode, daß man zu wenig Gewicht auf Zusammenhang und Einheitlichkeit der Erklärung legte, beklagt P. Tiefenthal nicht ohne den energischen Versuch der Abhilfe. Den einheitlichen Faden erkennt er aber mit gutem Grund nicht so fast in einem historischen Fortschritt des Liedes, als vielmehr in der innern Stimmungsentwicklung. Die Tochter Sions erharrt die Ankunft des verheißenen Erlösers (bis 3, 5), wird ihm als Braut vermählt (bis 5, 1), verschmäht die Liebe des Bräutigams und gewinnt dieselbe nach langer Frist (am Weltende) wieder: dies die Ausgestaltung der oben erwähnten Grundanschauung. Wir stimmen in dem mittlern Theile zu, beziehen aber das Voraufgehende auf die Anfänge der Kirche (die Erziehung der Braut) und das Nachfolgende auf die Weiterentwicklung der Kirche (die Schicksale und die Fruchtbarkeit der angetrauten Gottesbraut). Dem geschätzten Verfasser des vorliegenden Commentars, der sich gewiß am wenigsten verwundern wird, wenn ein anderer eine abweichende Ansicht über ein so überaus schwieriges Buch äußert, möchten wir hier drei Bedenken gegen seine Auffassung zur Erwägung anheimgeben: 1) stellt sich die Begegnung der Hauptpersonen im ersten und zweiten Kapitel durchaus nicht so dar, als ob dieselbe bloß im Geiste vor sich gehe (wie es sein müßte, vgl. auch S. 106), sondern gar nicht anders als in der Folge, wo jener persönlich gegenwärtig ist; 2) darf das später abfallende Israel schwerlich mit jenem identificirt werden,

welches thatsächlich mit dem Erlöser den Brautbund eingeht; uns will bedünken, daß so die Einheit der Braut nicht bestehen bleibt: anfangs war sie ganz Israel, das sich nach dem Erlöser sehnte, dann jener Bruchtheil des Volkes, welcher an den Heiland glaubte, endlich derselbe, diesen Glauben wieder verläugnende Theil und zugleich jene Masse, welche sich am Ende der Zeiten bekehren wird; besonders mißlich ist, daß Anfang des fünften Kapitels dieselbe Braut zugleich als die Getreue und die Ungetreue erscheint; 3) wird an derselben Stelle in der gleichen poetischen Scene eine Kluft von Jahrtausenden übersprungen, ohne daß Abfall und Rückkehr auch nur bestimmt genug auseinander gehalten würden.

Das erbauliche Moment ist vornehmlich in den „Anwendungen" vertreten, welche der wissenschaftlichen Erklärung des nächsten und wahren Textsinnes nachfolgen. Es verdient großes Lob, daß die Accommodationen, die theils in naher, theils in entfernter Beziehung zum Schriftworte stehen, aber nicht eigentlich zu dessen Erklärung gehören, scharf abgesondert werden; dadurch wird die leidige Willkür in Auslegung und Anwendung in die gebührenden Schranken gewiesen. Im übrigen findet man hier eine reiche Blütenlese des Schönsten beisammen, was die fromme Betrachtung im Lied der Lieder gefunden oder an dasselbe angeknüpft hat, und indem die genauen Nachweise der Quellen beigegeben werden, offenbart sich eine staunenswerthe Belesenheit, so würdig eines Sohnes des hl. Benedikt. Der Leser wird mit uns die Ueberzeugung gewinnen, daß hier die Frucht langer und gediegener Studien vorliegt. G. Gietmann S. J.

1. **F. de Vyré, Marie-Antoinette, sa Vie — sa Mort. 1755—1793.** 484 p. 8⁰. Paris, librairie Plon (Rue Garancière 10), 1889.

2. **Bilder aus der französischen Revolution.** Mit besonderer Berücksichtigung der Schicksale Ludwigs XVI. und seiner Familie. Nach gedruckten Quellen zusammengestellt von **E. M. Höfler.** IV, 404 u. 319 S. 8⁰. Münster, Aschendorff, 1889.

1. Es ist ein Rest von der Ritterlichkeit unserer Ahnen und ein Zug, der die Menschheit ehrt, daß es auch heute noch edle Männer gibt, die jahrelanges Studium, all ihren Geist und ihre beste Kraft einsetzen zur Rettung der Ehre einer unglücklichen Frau; dies um so mehr, wenn die Gefeierte mit jenem Zauber der Erscheinung, jenen Gaben des Geistes geziert war, die auf das Menschenherz so machtvoll wirken. Denn pflegt jene Hülle der Schönheit, mit der Gottes Güte als mit würdigem Gewande zuweilen die Seelen großer Frauen umkleidet hat, mehr die Theilnahme für dieselben zu wecken, so spricht sie auch von selbst schon zu Gunsten derer, deren Antheil sie war, da sie zeugt von der größern Gefahr ihrer Tugend, von dem leichtern Zutritt und der größern Macht der Verleumdung. Der Römer aus dem Volke steht noch heute ein für die Unschuld der Beatrice Cenci [1], — nicht weil sie unschuldig war, son-

[1] Nach einer furchtbaren Familientragödie zu Rom als Mörderin hingerichtet unter Clemens VIII.

dern weil sie unglücklich war und schön. Lucrezia Borgia, die Herzogin von Ferrara, deren Andenken verschüttet liegt unter einem Schmutz der Verleumdung, wie niemals das einer andern Frau, auch sie hat endlich bei einem W. Roscoe, V. Gilbert, A. v. Reumont ein Wort der Vertheidigung und der — Besonnenheit gefunden.

Unvergleichlich mehr aber haben die zwei großen Martyrerköniginnen im Glanz ihrer Schönheit und ihres Unglücks die Geister zur Verfechtung ihrer Ehre aufgerufen: Maria Stuart und Marie-Antoinette. Aber sind beide sich ähnlich durch ihren Rang, ihre Schönheit, ihre Kämpfe, ihren hohen königlichen Sinn und die Seelengröße im Leiden, so übertrifft Marie-Antoinette ihr gekröntes Vorbild noch bei weitem an Glück wie an Unglück, die Geschichte ihres Lebens ist einzig durch Liebreiz wie durch Tragik. Sie, „die Königin alles Zaubers und alles Heldenmuthes“ (S. 240), man möchte fast sagen, das Ideal einer Königin, muß von der Höhe des schönsten Thrones der Erde hinabsinken in einen Abgrund von Erniedrigung, Schmach und Elend, währenddeß ihre Seele von der Harmlosigkeit des lebenslustigen Kindes sich läutert und erstarkt zum Heldensinn des christlichen Martyriums.

Man darf zufrieden sein, daß die große Tochter der großen Maria Theresia einen Lebensbeschreiber gefunden hat, der mit so viel Geist und Forschung so viel Belesenheit und Weltkenntniß, zugleich so viel Verständniß mitbringt für das Herz einer Frau; aber auch die Zeit, in der sie gelebt hat, die Geschichte der französischen Revolution, wie viel man sich sonst mit ihr befaßt haben mag, lernt man hier von einer ganz andern Seite kennen, neu und lehrreich in vielem, und man versteht zum voraus die Schwächen der spätern Restauration. Man durchlebt mit der Königin die letzten 20 Jahre am Hofe von Versailles, man beginnt ihn zu durchschauen, diesen Hof, und das königliche Haus der Bourbonen und den unruhigen Sinn des französischen Volkes, wahrlich nicht zu ihrem Vortheil, welch warme Vaterlandsliebe auch bei diesen Schilderungen die Feder geführt hat. Mehr als einmal ist man versucht, die Worte, die Maria Theresia einst in erregter Stunde aus der Feder geflossen, zu den seinigen zu machen: „Es erfüllt mein Herz mit tiefster Verachtung für diese religionslose, sittenlose, herzlose Nation“ (S. 111).

Als vierzehnjähriges Mädchen erscheint das verwöhnte Lieblingskind der großen Kaiserin an dem Hofe, der damals das große Aergerniß von Europa. Nichts bringt sie mit als ihren Liebreiz, ihren angeborenen Tact, ihr tapferes Herz und ihren frommen, reinen Sinn, und zwischen Bergen von Thorheit und Abgründen von Lastern wandelt dieses Kind, einzig auf sich selbst gestellt, seine fleckenlose Bahn. Nationaler und politischer Haß, persönliche Eifersucht und der sittliche Gegensatz verworfener Naturen zu dieser reinen, starken Seele sperren ihr überall den Weg, selbst zum Herzen ihres Gatten. Stellung, Liebe, Einfluß muß sie sich erst mit Mühe und Geduld erkämpfen. Endlich steht sie da als die gefeierte Königin, die Sonne, um die sich alles dreht, die dem Hof seinen Glanz, der Hauptstadt ihre Anziehung, dem Reiche sein Leben verleiht. Unermüdlich, zu fördern und anzuregen, was nützlich, schön und gut, unerschöpflich in Wohlthätigkeit, Güte und Versöhnlichkeit, steht sie da als

leuchtendes Vorbild der Ehrfurcht und Liebe zum Gatten, als Muster für ein schönes Familienleben im Gegensatz zu den bisher gewohnten Aergernissen des königlichen Hauses, inmitten der zahlreichen Ehescandale des lasterhaftesten aller Höfe (S. 97). Wenn sie irrt, so ist es, weil sie zu zärtlich und zu großmüthig ihre Freundinnen liebt, ihre Lamballe, ihre Polignac, oder weil sie, ahnungslos gegenüber dem furchtbaren Abgrund finanziellen Bankerottes, über dem Frankreich schwebte, dem Hof seinen Glanz, der eigenen Erscheinung jenen Reichthum des Schmuckes zu geben bestrebt war, welche ihren Vorstellungen von der Würde des Königthums entsprachen. „Wenn ich mich nur einfach kleiden will," sagt sie zu Joseph II., ihrem kaiserlichen Bruder, „so werden 200 Handelshäuser ihre Geschäfte schließen" (S. 156). War sie nicht frei von den Schwächen ihres Geschlechtes, so sind dieselben erklärt oder entschuldigt durch die Umgebung und die Traditionen, in welchen sie lebte, und reichlich aufgewogen durch die schönsten Frauentugenden; blieb sie nicht frei von politischen Mißgriffen, so sind dieselben erklärt durch die Verworrenheit und Schwierigkeit der Verhältnisse beim Anbruch einer ganz neuen Zeit.

Sie war Königin, und man hat sie entthront; sie war Gattin: man hat ihr den Gatten getödtet; sie war Mutter: man hat ihr ihre Kinder entrissen; sie war Frankreichs gefeiertste Schönheit: Uebermaß des Leidens und der Thränen hat ihre Reize zerstört — dies alles innerhalb weniger als eines Jahres. Es blieb ihr noch ihr Blut und die Majestät der persönlichen Würde. Das eine sollte ihr bald auch noch entrissen werden, das andere niemals. „Heraustretend aus dem ihr abgestrittenen Königthum, beginnt die Königin ein anderes Königthum, ein unverletzliches . . . sie tritt ein in den Besitz einer höchsten Souveränität, deren Ansehen ihren Ursprung hat in der persönlichen Größe, der Kraft der Tugend, des Willens, der sittlichen Vollendung; an Stelle des königlichen Scepters umfaßt die Königin das Kreuz Christi und gibt sich hin an dieses Kreuz und bietet die Stirne jener geistigen Krone, deren freiwillige Hinnahme sie unsterblich machen sollte. Jene Krone, die man nicht sieht, die wir aber stets wahrnehmen an unserem Haupte, jene Krone hat sie getragen und hat sie bewahrt" (S. 421).

Ringsumher um diese starke Frau eines schwachen Königs begegnen wir nur wenig Menschen, die uns Interesse oder Sympathie einzuflößen vermöchten. Mirabeau sagt: „Es gibt nur einen Mann in der Umgebung des Königs, und dieser Mann ist die Königin" (S. 361). Der König, der „zu gut war für diese Welt", steigt erst allmählich in unserer Achtung und enthüllt nur langsam seinen innern Werth, und spät erst entfaltet sich die zarte Freundschaft und der christliche Heldenmuth seiner Schwester, der heiligmäßigen Elisabeth. Wohl sind es einige wackere Gardeofficiere, die sich in Stücke hauen lassen, um ihre Königin zu retten; wohl setzt der furchtbare Mirabeau die letzte Kraft seines Genies ein, den Thron wieder aufzurichten, den er gestürzt, opfert der glühende Republikaner Barnave seine revolutionären Träume, um seiner zu spät verstandenen Königin zu nützen: aber im ganzen ist die Rolle der Männer Frankreichs, vor allem des französischen Adels, gegenüber dieser Königin in den Tagen der Noth keine dem Herzen wohlthuende. Der edle Graf von der

Mark, der treue Schwede Axel von Fersen, beide Ausländer, und ein muthiger Priester im Soldatenrock, der in den Tuilerien die Gelegenheit zur Flucht, in der Conciergerie aber unter Lebensgefahr der verurtheilten Fürstin die letzten Tröstungen der Religion bietet, sind fast die einzigen, die in den Unglücksstunden der letzten Königin die Ehre der Mannheit retten. Von den Frauen ist es neben der vortrefflichen Marquise de Tourzel nur die Prinzessin Lamballe, verhältnißmäßig eine der achtbarsten Erscheinungen am Hofe, welche die freigeistigen Liebhabereien ihrer früheren Tage durch ihre Treue bis in den Tod gesühnt hat.

De Vyré versteht es gut, den Leser alles mit durchleben zu lassen, oft in wenig Worten viel zu sagen, in kurzen Kapiteln reiche Belehrung zu bergen. Fast immer geistreich, edel und ansprechend, verbindet er mit umfassender Kenntniß des gedruckten Materials die Früchte eigener Forschung. Nur die wiederholte Anpreisung des unseligen Choiseul, eines der bittersten und schuldbarsten Feinde der Religion in Frankreich, verdient entschiedene Mißbilligung. Der Excurs über Maria Theresia's „Prophezeiung", bezw. Preußens politische Entwicklung, mag französischen Lesern zusagen, ist wenigstens verzeihlich; geschmackvoller wäre es gewesen, auf ihn zu verzichten. Aehnlich übt die durch viele Kapitel sich hinziehende Schilderung des Heldenmuthes, den die französischen Heere im Kriege gegen England entwickelt haben sollen, auf den nüchternen Ausländer nicht die gewünschte Wirkung. Auch das zu starke Hervortreten der Stimmung, Begeisterung, Erregung des Verfassers, seine Soliloquien, würde man tadeln können, wenn sie ihm nicht so natürlich wären und so gut anständen.

Etwas hätte vielleicht die christliche Liebe von einem Verfasser erwartet, der die Religion achtet und ihr aufrichtig ergeben scheint. Bei der schmachvoll lächerlichen und verwerflichen Rolle, die er dem Cardinal Rohan freilich nicht ersparen konnte, wäre es edel gewesen, wenigstens in einer Anmerkung beizufügen, in welcher Weise dieser unwürdige Kirchenfürst später seine Aergernisse zu sühnen sich redlich bemüht hat. Auch der elenden Du Barry hat ja der Verfasser, soweit es möglich war, solche Gerechtigkeit nicht versagt.

2. Auch das andere Werk ist ausschließlich den Schicksalen Marie-Antoinette's und ihrer Familie gewidmet, geht aber nur vom Ausbruch der Revolution bis zur Befreiung der königlichen Prinzessin Therese. Die übrigen Ereignisse werden, abgesehen vom Sturze Robespierre's, nur soweit berührt, als es für die Erzählung unerläßlich ist. Der Titel „Bilder aus der französischen Revolution" war insofern nicht ganz glücklich gewählt; er läßt etwas anderes erwarten, als wirklich geboten wird.

Aber was geboten wird, ist gut. In fließender, anmuthiger Erzählung ziehen die Leidenstage der königlichen Familie an uns vorüber; alles, was an diesen liebenswürdigen Personen Interesse bieten kann, bis ins Kleinste hinein, wird aus den verlässigsten Quellen geschmackvoll zusammengestellt, und dabei weiß der Verfasser — oder die Verfasserin? denn manches scheint die Damenhand zu verrathen — gerade das Erhebende und Trostreiche, die Beispiele der Treue, der Frömmigkeit, des Edelmuthes mehr hervortreten zu lassen, das

Schlechte und Gemeine mehr im Hintergrund zu halten. Einem Gegenstand von ergreifender Erhabenheit gesellt sich ein entschiedenes Erzählertalent, und so liest sich das Buch fesselnd wie ein Roman, erschütternd wie ein Drama, lehrreich, wie nur die Weltgeschichte in ihren bewegtesten Augenblicken es sein kann, erhebend wie eine ernste, eindringliche Predigt. Es ist eine gute Lectüre für alt und jung, mehr werth als ein Dutzend Novellen oder Romane vom gewöhnlichen Schlag.

Da ist der fromme Ludwig XVI., wie er beim letzten Abschied sein zehnjähriges Söhnlein feierlich schwören läßt, niemals seinen Tod rächen, sondern verzeihen zu wollen; die edle Königin, die ihrerseits beim letzten Abschied, wie noch im Testament, dieses Versprechen dem Kinde einschärft, ein christliches Gegenstück zum Schwur des Knaben Hannibal. Dann sehen wir den König in seiner Treue gegen das kirchliche Gesetz auch noch im Kerker, seine christliche Vorbereitung zum Tod, wie er alles aufbietet, noch einmal die heiligen Sacramente empfangen zu können; wir hören ihn sprechen vom Glück, das Glaube und Religion ihm bieten, die allein ihn aufrecht halten können, noch wenige Tage vor seinem Tod seinen treuen Minister Malesherbes, einen Freidenker, ermahnen, der Religion sich zuzuwenden. Dann wieder erweckt aus der Reihe der Revolutionsmänner selbst der muthige Toulan, aus der der Aristokratie der ritterliche Baron von Batz, „eines der Wunder der damaligen Zeit“, mit seinen hundert Versuchen und Anschlägen zur Rettung der Königin unser Interesse; es rührt uns die Treue der Diener des königlichen Hauses und die Reue der verrätherischen Familie Tison, von welcher der Mann durch Gewissensbisse bekehrt wird, die Frau dem Wahnsinn verfällt.

Wiewohl die Darstellung gewissenhaft aus den Memoiren der Zeitgenossen schöpft und auch nicht ohne Vorsicht und Kritik verfährt, darf man doch Belehrung über die Entwicklung der Revolution oder über die historische Bedeutung der geschilderten Persönlichkeiten nicht erwarten wollen. Manchmal sogar vermißt man etwas den historischen Hintergrund, wie z. B. beim tragischen Ende der Lamballe. Man muß die Geschichte dieser Frau, der einst Ludwig XV. Hand und Krone angeboten hatte, ihre Freundschaft zu Marie-Antoinette, ihre Treue und ihre Schwäche gekannt haben, um den Schauder ihres gräßlichen Endes ganz zu empfinden. Aehnlich geht es mit den Anklagen gegen die Königin u. a. m. Es wird, wie es scheint, eine ziemliche Kenntniß der Hauptereignisse und Hauptpersonen beim Leser bereits vorausgesetzt.

Zu anderen Malen reizt der historische Hintergrund, von dem die geschilderten Personen sich abheben sollen, etwas zum Widerspruch. Wenn z. B. zur Erklärung der Auflehnung des Volkes (I, 21) gesagt wird, nach altem Grundsatz habe bei der Besteuerung Frankreichs der Adel mit seinem Blut, die Geistlichkeit durch ihr Gebet, der Bürgerstand mit Geld bezahlt, so ist dabei vieles vergessen. Wohl nie hat es einen großmüthigeren, vaterlandsliebenderen Clerus gegeben, als den die französische Revolution hingemordet oder verjagt hat. Erst zehn Jahre waren es her, daß er aus freien Stücken 16 Millionen zum Kriege beigesteuert hatte, und dies war nur eine Wiederholung dessen, was die Geschichte Frankreichs so häufig zu verzeichnen hat,

und es ging zur Seite einer geradezu staunenswerthen Wohlthätigkeit gegenüber allen Arten des öffentlichen Unglücks. Im Geben war die Geistlichkeit hinter dem Bürgerstand in Frankreich nie zurückgeblieben. — Auch dem Tadel auf die 120 Edelleute, die beim Sturm auf die Tuilerien am 10. August 1792 sich gesammelt hatten (I, 400), dürfte man kaum beipflichten. Alle diese Männer, manche von ihnen im Greisenalter stehend, waren gekommen in der sichern Voraussicht, mit ihrem König zu sterben. Ehre diesen Männern! — auch wenn sie mit den Abzeichen ihrer Würde sterben wollten —; sie haben besser erkannt, wo die Stelle ihrer Pflicht war, als das Heer der Emigranten. — Wenn dagegen Lafayette „ein braver Mann" genannt wird, so muß man schon sagen, daß er weder brav noch als Mann, am allerwenigsten als Edelmann sich benommen hat.

Was an der Erzählung selbst hie und da unliebsam hervortritt, ist eine gewisse Ueberschwenglichkeit im Ausdruck und ein häufiges Ueberströmen des Gefühls in lyrischen Ergüssen und bewegten Ausrufen. Der Ausrufesätze mit „Ach!" — abgesehen von solchen, die bloß citirt werden — habe ich allein zwölf gezählt, derer mit „O!", mit „Ja!", mit „Wie!" u. s. w. gar nicht zu gedenken. Es ist ja meistens ganz gut und hübsch, aber nicht nach jedermanns Geschmack und mindestens überflüssig. Soll man gerührt werden, so muß das die Sache selbst thun, und sie wird es thun, wenn nur E. M. Höfler der eigenen Erzählungsgabe mehr vertraut. Otto Pfülf S. J.

La Poésie religieuse dans les cloîtres des IX^e—XI^e siècles par **Léon Gautier,** membre de l'Institut, professeur à l'école des chartes. 47 p. 8⁰. Paris, Palmé, 1887.

Gautier ist einer jener französischen Gelehrten neuerer Schule, die mit ausgebreitetem Wissen die Gabe bestechender Darstellung verbinden; dieser doppelte Vorzug zeigt sich gerade in dieser jüngsten Schrift des Meisters wieder in schönstem Lichte. Er beherrscht sein ausgebreitetes Material, an dem er fast ein Menschenalter hindurch in unverdrossenem Fleiße gesammelt, so vollkommen, daß es trotz seiner Massigkeit nicht einen Augenblick die Durchsichtigkeit und Anmuth der Darstellung beeinträchtigt. Sehr gerne hätte Referent dies kleine Meisterwerk in deutscher Gewandung diesseits des Rheines eingeführt, und schwerlich hätte er der wiederholten Versuchung widerstanden, schreckte ihn nicht der von unserem so grundverschiedene Genius der französischen Sprache ab. Eine Uebersetzung braucht weder sklavisch noch linkisch zu sein und kann doch — oder in unserem Falle: und wird doch eine mehr oder minder empfindliche Vergewaltigung des Originals bedeuten. Es ist daher wohl angezeigter, kurz den Inhalt dieser Schrift zu skizziren, damit jene, denen ähnliche Studien keine terra incognita sind, nicht verabsäumen, dieselbe, lauter wie sie der Quelle entströmt, zu kosten.

Der Verfasser gliedert seine Abhandlung in vier Abschnitte. Einen Titel tragen dieselben der Kürze des Ganzen halber nicht. Man könnte denselben sonst füglich folgende Ueberschriften geben: I. Einleitung; II. Theologie und Ideenkreis der Tropisten; III. Mängel, IV. Vorzüge ihrer Darstellung.

Die Einleitung zieht in kurzen Strichen eine Parallele zwischen den religiösen Ideen, wie sie sich in den altfranzösischen Heldenliedern und wie sie sich in der mönchischen Tropen- und Sequenzendichtung spiegeln: dort in der Laienwelt die nothwendigsten Stücke des Glaubens in naivster und urwüchsigster Form, hier ein bei aller Rauheit der Form höchst subtiler Inhalt; dort religiöses Volkslied in seinen Keimen, hier ces séquences pieuses, quintessenciées, savantes: voilà les deux sociétés, voilà les deux mondes.

Der zweite Paragraph, das eigentliche Corpus der Abhandlung, ist naturgemäß der längste; er behandelt die in der Tropendichtung vorherrschenden Ideen, Auffassungen, Bilder, unter denen die Prosatoren reden von Gott, Schöpfung, Vorsehung, Dreifaltigkeit; von der Menschwerdung, dem Leiden, der Auferstehung Christi; vom Heiligen Geist, von der Kirche, den Sacramenten; von den Engeln, Menschen, von Maria, den Heiligen, dem Himmel. All die zahlreichen, um nicht zu sagen zahllosen Bilder, Vergleiche, Wendungen, Beiwörter, Titel stehen aber bei Gautier nicht leblos und steif neben- und hintereinander; er webt vielmehr aus all dem einen bunten Teppich, auf dem ein Muster in das andere eingreift, eine Ranke sich in die andere verschlingt und alles in mannigfaltigem Wechsel das Auge erfreut. Keine leichte Aufgabe für den Stilisten!

Nachdem der Verfasser also den Ideenkreis der Dichtermönche gezeichnet, kommt er auf die Mängel der Tropendichtung zu sprechen. Cette littérature des séquences et des tropes, cette singulière littérature a des défauts considérables, et je ne pense pas être téméraire en affirmant que, sauf d'assez rares exceptions, elle n'a jamais franchi les limites de la médiocrité. Dies Urtheil ist in solcher Allgemeinheit auch für das 9. bis 11. Jahrhundert zu hart. Wie in jeder andern Literatur, geistlich wie weltlich, alt oder jung, so ist auch hier die Mittelmäßigkeit der breite Landrücken, auf dem eine verhältnißmäßig kleine Anzahl geistiger Größen gleich Hügeln, Bergen und Firnen sich erheben. An solchen hat es auch der ältern Tropendichtung nicht gefehlt. Und hätte sie nur den einzigen Notker hervorgebracht, es könnte sie füglich ein Tadel nicht treffen. Dagegen sei bereitwillig zugegeben, daß die Sequenzen des weiten gallo-anglikanischen Kreises denen Notkers und seiner Nachahmer inhaltlich und formell weit nachstehen und vermuthlich dies scharfe Verdikt hervorgerufen haben [1]. Unter den Gründen, welche diesen Dichtern hinderlich wurden, stellt Gautier in erste Linie deren Metrik, die mit ihrem System von parallelen clausulae und Pausen um so mehr zum Prokrustesbett wurde, je mehr die Endassonanz in a Fortschritte macht, zum Gesetze wird. Der zweite Grund ist ihm der Mangel an Einfachheit. Ce qu'il y a d'épouvantable en cette littérature c'est le manque de simplicité. Toujours roide, toujours tendu, toujours énigmatique. Unglückliche

[1] In der That bemerkt Gautier selbst: Il convient aussi d'observer que tous les monastères où l'on a écrit des séquences n'ont pas été au même degré atteints de la même maladie. A ce point de vue comme à tous les autres Saint-Gall s'est montré plus sage et de meilleur goût que Saint-Martial.

Häufung der Epitheta, Adverbien, die Vorliebe für Diminutiva einer=, für Superlative andererseits, gesuchte Ausdrucksweise — naturas lympheas hodie mutavit in saporiferos haustus — sind charakteristische Eigenthümlichkeiten. Pour un poète, bemerkt der Verfasser mit Recht, le plus grand malheur c'est de se croire érudit et de vouloir le paraître. L'érudition et la poésie s'excluent. Das aber war gerade der Fehler der Tropisten. Le mot rare, le mot que ne comprennent pas les esprits vulgaires, voilà ce que ces „précieux" cherchent avant tout. Die ewige Weisheit irrecitabiliter manans de corde parentis hat Knechtsgestalt angenommen velata choica trabea. Man kann allerdings jede beliebige Sequenz zur Erhärtung dieses Satzes anführen, z. B. Castrorum proles dedicativa jam epithalamia reciprocata recolat solemnia, dulcorata recinat orthodoxorum soboles euphonia. Griechische Brocken spicken das Ganze — ὁδὸν ad ἀνθρώπων corda parat Deo —, Wortspiele sind die leckerste Zukost: Lauream tenet Laurentius, manat manna, Suevia suavis u. s. w. Am schärfsten verurtheilt Gautier die Reste und Nachklänge der alten Mythologie. Je m'indigne fort candidement, qu'un liturgiste ait eu l'audace de jeter ce cri en un chant d'église: Psalle ludens Thalia. Je demande pardon à qui de droit d'avoir ici l'indignation si facile; mais je l'ai et je la garde. Man kann dem nur beipflichten, wird aber dann gut thun — wenn es erlaubt ist, kleine Sünden mit großen zusammenzustellen —, seine Hauptentrüstung für die Hymnopoeten der Renaissance aufzubewahren.

Den Schattenseiten der Tropendichtung stehen indes ebenso bedeutende Lichtseiten gegenüber. Da ist vor allem die Tiefe der Gedanken zu bewundern. Von den ausgebreiteten biblischen Kenntnissen, die aus jeder Zeile sprechen, bemerkt Gautier vielleicht nicht mit Unrecht: Nous nous demandons, si aujourd'hui nos plus grands clercs comprendraient aisément les séquences et les tropes du X^e^ siècle. Es ist diese Gedankentiefe zum Theil dieselbe Eigenschaft, die weiter oben Gautiers Tadel herausforderte und der er hier, freilich unter anderer Rücksicht, seine Bewunderung nicht versagt. Deshalb nennt er denn auch diese Poesie eine Gattung, que vous prendrez dans le même temps à haïr et à admirer ... C'est un des plus étonnants et des plus rares mélanges. Mit dem Gesagten verwandt ist die herrliche Symbolik, die sich durch diese Dichtungen hinzieht, ähnlich dem ebenso verschwenderischen als räthselhaften Pflanzen= und Thierornament, das dem karolingischen und romanischen Stile ein so eigenartiges Gepräge verleiht. Was schließlich mit allen Schwächen versöhnt, das ist der Puls wahrer Begeisterung, jener lyrische Schwung, der selbst diese schwerfälligen Massen in Bewegung setzt; diese Tiefe, dieser Ernst des Glaubens, dies Vorahnen des Jenseits, diese Flamme des Gebetes, dies Jubeln in Gott, dies Alleluja perenne, das dem Mönche seine Basilika zum Vorsaal des Himmels macht.

Möge das Werkchen, wir wiederholen es, die Beachtung aller derer finden, die sich für die Geschichte der Liturgie unserer lateinischen Kirche interessiren.

G. M. Dreves S. J.

Ueber Kosmogonie vom Standpunkte christlicher Wissenschaft, mit einer Theorie der Sonne und einigen darauf bezüglichen philosophischen Betrachtungen, von **Karl Braun** S. J. 315 S. Lex.-8⁰. Münster, Aschendorff, 1889. Preis: *M.* 4.50.

Die Nebularhypothese oder die Geschichte der Entstehung unseres Planetensystems, wie sie von Kant und Laplace zuerst angeregt wurde, hat von Anfang an das Interesse der gebildeten Welt auf sich gezogen und ist seither vielfach der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geworden. Leider wurde sie nicht selten dazu verwerthet, den christlichen Glauben zu untergraben, indem man hoffte, durch sie entweder einige Glaubenswahrheiten direct zu vernichten, oder doch wenigstens die philosophische Grundlage des Glaubens zu zerstören. An Entgegnungen auf derartige Angriffe hat es freilich niemals gefehlt, doch vermißte man bis jetzt noch ein Werk, das von Grund aus die ganze Entstehung des Fixsternhimmels und insbesondere unseres Planetensystems umfaßte und vom Standpunkte christlicher Wissenschaft aus ausführlich behandelte. Diese Aufgabe hat P. Braun sich gestellt, und er hat dieselbe auch glücklich gelöst.

Wir brauchen wohl nicht besonders darauf hinzuweisen, daß vorliegendes Werk seine Grundlagen in fest begründeten Naturgesetzen hat, nicht aber den Leser mit kühnen, wenn auch geistreichen Phantasien abspeist. Dafür bürgt schon des Verfassers durchaus praktischer Sinn, wie sich derselbe in einem andern, hochgeschätzten Werke, dem „Bericht von dem erzbischöflich Haynaldschen Observatorium und über die daselbst in den ersten fünf Jahren ausgeführten Arbeiten", bereits hinreichend bekundet hat.

Der Inhalt des vorliegenden Werkes vertheilt sich auf zwölf Abschnitte. Im ersten Abschnitte, „Allererster Anfang", legt der Verfasser seinen Standpunkt insbesondere dem Unglauben gegenüber klar: „Wir halten", sagt er, „den Ungläubigen gegenüber fest an dem unerschütterlichen Princip, daß der Urstoff, aus welchem die Welt gebildet worden, nur durch die unendliche Macht Gottes, nach dessen freiem Entschluß, am Anfang aller Zeit, aber nicht von Ewigkeit her, geschaffen worden ist. Allein wir gehen auch nicht so weit, daß wir dann auch in der successiven Entwicklung und Ausgestaltung der materiellen (unbelebten) Welt immer wieder directe oder unmittelbare Eingriffe Gottes sehen zu müssen glauben."

Im zweiten Abschnitte, „Der Urstoff", stellt sich der Verfasser die Frage: „Wie gelangen wir zu der Annahme eines gleichförmigen, höchst subtilen Urstoffes, des sogen. Urnebels?" Bei der Beantwortung bereiten die gesicherten Kenntnisse über unsere Erde, die Planeten überhaupt und unsere Sonne den Weg; darauf machen die vielfach am Himmel aufgefundenen wirklichen Nebelflecke eine ehemalige Existenz eines alles umfassenden Urnebels mehr als annehmbar, falls überhaupt von einem allmählichen Ausbau des Weltalls die Rede sein soll.

Der dritte Abschnitt belehrt uns über die Bildung der einzelnen Sonnen aus dem Urnebel, worauf dann der vierte Abschnitt die eigentliche

Hauptaufgabe, „Die Entstehung der Planetensysteme“, angreift. Wir wollen es versuchen, die Hauptphasen dieses Processes kurz wiederzugeben.

1. Im Urnebel bildeten sich viele Verdichtungscentra, die zum größten Theil ineinanderflossen und so einzelne Gasbälle formten, deren Mittelpunkte schon Entfernungen voneinander hatten, wie die aus ihnen gewordenen Fixsterne.

2. Mit dieser Entstehungsweise besonders in einem mehr fortgeschrittenen Stadium waren nothwendig starke seitliche Stöße verbunden, wodurch der Gasball, wenn auch nicht bis zu den innersten Theilen, doch in den weiteren Schichten zu einer energischen Rotation veranlaßt wurde.

3. Infolge des bisherigen Verlaufs wird z. B. unser Sonnenball im Centrum eine stark condensirte Masse erlangt haben, aber dabei von einer gegen 100 Erdweiten im Halbmesser haltenden und stark abgeplatteten Nebelhülle, die um den dichtern Kern rotirte, umgeben gewesen sein. In diesem Nebel bildeten sich analog wie beim Gesammtnebel Condensationscentra, und zwar etwa als Hauptkerne so viele, als Planeten gebildet werden sollten, in einer Distanz vom Sonnencentrum, die für die einzelnen Planeten wohl mehr als das Fünffache betrug von der jetzigen der Erddistanz.

4. Unter Einwirkung der Schwerkraft, Flugkraft und dem aërostatischen Auftrieb näherten sich die Planetenembryone in engen Spiralwindungen der Sonne, indem sie unterwegs den in dem Zwischenraume enthaltenen Stoff sich aneigneten und so zur gegenwärtigen Masse anwuchsen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß der Proceß jetzt noch anhält. Das schließliche Resultat mußte offenbar sein, daß die Planeten sich der Sonne so weit näherten, bis die Flugkraft allein und ohne allen Auftrieb (weil der Stoff vom Planeten aufgesaugt war) der Schwerkraft gleich wurde.

5. Die rechtläufige Rotation (von West nach Ost) der einzelnen Bälle wird dann in folgender Weise erklärt: „Indem nun die kleineren Gasbälle jenen Nebel durchzogen mit einer etwas größern Geschwindigkeit, als dieser selbst besaß, mußten sie auch einen ungleichmäßigen Widerstand erleiden. Auf der der Sonne zugewendeten Seite war der Widerstand größer, auf der abgewendeten kleiner. Es resultirte somit eine retardirende Kraft, welche nicht durch das Centrum des Gasballs gerichtet war, sondern an einer der Sonne näher gelegenen Stelle desselben ihren Angriffspunkt hatte. Da diese Ursache viele Millionen Jahre beständig in gleichem Sinne wirksam war, so mußte nothwendig ein starker Antrieb zur Rotation erfolgen, und zwar in derselben Richtung, in welcher der Umlauf um die Sonne geschah.“

6. Für die Bildung des Neptun läßt der Verfasser eine Ringabsetzung zu. Der Ring, sagt er, hatte Zeit, sich zu bilden, und Neptun entstand erst später als er. Der Verlauf entsprach ganz der (corrigirten) Laplace'schen Auffassung, und Neptun rotirt deshalb und sein Mond bewegt sich rückläufig.

7. Die weitere Entwicklung des Planetensystems bietet keine Schwierigkeit. Die Systeme zweiter Ordnung, d. i. der Satelliten, entstanden in gleicher Weise, wie das Sonnensystem im großen sich gebildet hatte. Die Erscheinung der Uranus-Trabanten, deren Bahn fast senkrecht zur Bahnebene des Planeten steht, kann keine ernste Schwierigkeit bilden. Denn da der Neptuns-

mond rückläufig ist, und die Monde von Saturn und Jupiter rechtläufig, so ist einleuchtend, daß zwischen diesen beiden Erscheinungen eine Stelle sein mußte, wo ein gewisser mittlerer Zustand herrschte und keiner von beiden zur vollen Durchbildung gelangen konnte. Es wird dort eine schwache Ringbildung stattgefunden haben, welche aus sich eine rückläufige Bewegung bewirken würde; aber der Ring wird vermuthlich etwas spät entstanden oder bald zerstört worden sein, so daß dann die Ursachen einer rechtläufigen Rotation vorherrschten.

In diesem Kapitel wird auch des Referenten „Kreislauf im Kosmos" berücksichtigt. Der hochw. Verfasser glaubt, daß daselbst in Bezug auf die anfängliche Drehbeschleunigung des Urgasballs unseres Systems eine von der seinigen verschiedene Auffassung vorgetragen werde. Hätte er mit der ersten mehr hypothetischen Fassung auf S. 33 diejenige verglichen, welche auf S. 60 und 61 als dem wirklichen Thatbestande entsprechend gegeben wird, so hätte er sich wohl überzeugt, daß unsere Ansichten wesentlich nicht differiren. Der „Kreislauf im Kosmos" fordert zur Entstehung der Rotation nur eine Oberflächen-Strömung, am kräftigsten natürlich bewirkt durch das seitliche Hineinfahren eines andern kleinern Balles; alles übrige wird dann dem Wirken der Schwerkraft überlassen. Die vorliegende Kosmogonie zieht dasselbe Phänomen heran, aber in einem großartigen Maßstabe; und das ist jedenfalls vorzuziehen, weil man dann aus dem Princip von der Erhaltung der Flächen keine Schwierigkeit herleiten kann.

Der hochw. Verfasser hat in seiner neuen und gewiß originellen Theorie zur Erklärung der Bildung unseres Planetensystems mit der Ringhypothese fast ganz aufgeräumt. Das ist ein bemerkenswerther Fortschritt. Nur sind uns beim Durchlesen zwei Punkte dunkel geblieben. Erstens sehen wir nicht ein, wie Neptun aus einem Ringe sich bilden konnte, da doch Saturn bei seiner Anfangslage über zehn Sonnenweiten hinter dem Neptunring hätte stehen sollen, also entweder, falls Neptun schon ausgebildet war, von letzterem annectirt worden wäre, oder aber, falls Neptun noch nicht entstanden war, das Material des Ringes aufgezehrt hätte. Zweitens will uns auch die Erklärung für die rechtläufige Rotation der Planeten nicht ganz befriedigen, da nur die verschiedene Dichte der Nebelstreifen, worin der Planet eingetaucht sich bewegte, berücksichtigt wird, nicht aber die geringere Geschwindigkeit, welche die höher gelegenen Streifen gegen die tieferen hatten. Letzteres mußte ein starkes Anprallen mit dem der Sonne abgewandten Theile des Balles zur Folge haben und daher die entgegengesetzte Drehung des Balles zu bewirken streben.

Da im fünften Abschnitte weitere Bestätigungen und Einwendungen der aufgestellten Theorie behandelt werden, so dürfen wir wohl hoffen, daß bei einer neuen Auflage an dieser Stelle eine Aufklärung über die beiden Punkte gegeben werde.

Im sechsten Abschnitte „Beziehungen zur Entwicklung der einzelnen Körper" verdient besonders unsere Aufmerksamkeit die Geogonie und die Sonnentheorie. In der Geogonie sehen wir vielfach dieselben Resultate, wie sie uns von den Geologen vom entgegengesetzten Standpunkte aus geboten werden. Wir finden hier eine treffliche Bemerkung über die

Eiszeit, insofern die Geologen erwiesen haben, daß das Menschengeschlecht gleichzeitig mit der Eiszeit existirt habe. Darüber sagt der Verfasser: „Man hat dies ausgebeutet in dem Sinne, als ob dies Ergebniß der Wissenschaft ganz unvereinbar sei mit den Berichten der Heiligen Schrift, da die Eiszeit vor einigen hunderttausend Jahren bestanden habe, das Menschengeschlecht nach der Bibel aber seit etwa 6000 Jahren existiren solle. Nun, wir sehen, daß dieser pomphafte Einwurf gegen die Wahrheit der Offenbarung, wie alle anderen, auf eine ganz geringe Schwierigkeit zusammenschrumpft, welche gar nicht werth ist, daß man so viel Aufsehens davon macht. Die Mitte der letzten Eiszeit war (wie oben nachgewiesen) vor 9000 oder etwa 7100 Jahren vor Christi Geburt. Da nun aber die Dauer derselben 21 000 : 4 = 5250 Jahre betrug, so war das Ende der Eisperiode 4480 v. Chr. Nun ist die Zeit, in welcher das Menschengeschlecht geschaffen wurde, in der Heiligen Schrift keineswegs so genau bezeichnet, daß nicht starke Meinungsverschiedenheiten bestehen könnten."

Die nun folgende Theorie der Sonne hat unser Wissen über die Erscheinungen auf der Sonne wenn auch nicht erweitert, so doch entschieden vertieft. Auf gut 20 Seiten finden wir auf Grund und in Einklang mit der vorhergehenden Kosmogonie alle bemerkenswerthen Erscheinungen erklärt, ja es wird sogar versucht, eine recht annehmbare Hypothese über die Periodicität der Sonnenflecke und ihre Uebereinstimmung mit der der Polarlichter aufzustellen.

Nachdem so der hochw. Verfasser die naturwissenschaftliche Seite der Weltenentwicklung als exacter Forscher dargestellt hat, führt er in den folgenden fünf Abschnitten als christlicher Denker den Leser zu allgemeineren kosmogonischen Betrachtungen, als da sind: über die langen Zeiträume in der Vergangenheit, über die behauptete Ewigkeit des Stoffes, über das Verhältniß der wissenschaftlichen Kosmogonie zur biblischen Schöpfungsgeschichte, über den zukünftigen Endzustand. Unser christliches Bewußtsein wird hier wundersam gestärkt. Wir können es gleichsam mit Händen greifen, wie die wahre Wissenschaft und die christlichen Lehren nicht, wie die Gegner wollen, in Widerspruch mit einander stehen, sondern in der schönsten Harmonie zu einem Ganzen sich vereinigen.

Die Schlußbetrachtung dürfen wir nicht skizziren, die will gelesen sein, damit man von Herzen mit dem Verfasser aufjubele: „Die Himmel verkünden die Herrlichkeit Gottes, und seiner Hände Werk zeigt an das Firmament" (Ps. 18, 1).

Wir danken dem Verfasser, daß er vorliegendes Werk, welches zunächst in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung" in Form von Einzelabhandlungen erschienen, jetzt auch einem größern Leserkreis zugänglich gemacht hat. Bei einer neuen Auflage dürfte es sich wohl empfehlen, den wissenschaftlichen Ton, wie ihn eine gelehrte Zeitschrift selbstverständlich erheischt, etwas herabzustimmen. Auch dürfte es nicht überflüssig sein, die physikalischen Gesetze, welche den kosmogonischen Vorgängen als Grundlage dienen, unter Umständen näher zu erklären. Größere Rechnungen wären wohl besser in einem Anhange zusammenzustellen. So würde das Buch auch dem gebildeten Laien näher gerückt, was bei der großen Verbreitung des modernen Unglaubens gewiß wünschenswerth wäre.

J. Epping S. J.

De C. Plinii Caec. Sec. et Imper. Trajani epistulis mutuis disputatio. Scripsit **C. G. J. Wilde** S. J. 123 p. et 11 p. 8⁰. Lugd. Bat., Van Leeuwen, 1889.

Mit dem in so mancher Beziehung höchst wichtigen Briefwechsel zwischen Kaiser Trajan und dem jüngern Plinius hat es eine eigene Bewandtniß. Den ersten Herausgebern der Briefe des Plinius war noch keine handschriftliche Aufzeichnung dieser Correspondenz bekannt. Erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts fand man eine solche in der königlichen Bibliothek zu Paris; und kaum war die Sammlung (1502—1508) durch den Druck veröffentlicht, so ging der dem Druck zu Grunde gelegte Pariser Codex wieder verloren, und bis zur Stunde ist weder dieser wieder zum Vorschein gekommen, noch irgend eine andere alte Handschrift, welche den erwähnten Briefwechsel enthielte, aufgefunden worden. Um so begreiflicher ist es, daß schon bald nach den ersten Drucken Zweifel an der wirklichen Existenz des Pariser Codex und an der Echtheit des veröffentlichten Briefwechsels auftauchten, und daß bis in die neueste Zeit hinein verschiedene Gelehrte die ganze Sammlung oder doch einen Theil, namentlich aber die allerwichtigsten Stücke derselben, nämlich die beiden Schreiben, welche die Christen betreffen, für unecht oder wenigstens zweifelhaft erklärt haben.

Allen derartigen Zweifeln und Einwürfen nun tritt neuerdings die uns vorliegende Dissertation entgegen, und zwar mit so vielen und in ihrer Gesammtheit so überzeugenden Gegengründen, daß die Echtheit der in Frage stehenden Briefsammlung und insbesondere der beiden auf die Christen bezüglichen Briefe vernünftigerweise nicht mehr bezweifelt werden kann.

Dieses Hauptergebniß der in allen Theilen solid durchgeführten Untersuchung wird nicht im geringsten dadurch gefährdet, daß eine der von den Gegnern am nachdrücklichsten urgirten Fragen eine Lösung erhält, mit der vielleicht nicht jeder mehr zufrieden sein wird. Plinius ward im Jahre 111 nach Bithynien als legatus pro praetore consulari potestate gesandt. Da er nun erst im zweiten Jahre seiner Amtszeit die Christen zu verfolgen begann, so drängt sich die Frage auf, warum er das nicht früher gethan habe.

Nach Mommsen bereiste Plinius im ersten Jahre seiner Statthalterschaft die westlichen, erst im zweiten die östlichen Theile seiner Provinz. Hier (im Pontus), in der Gegend von Amasea, Komana, Zela, wurde die Göttin Enyo (bez. Ma) besonders feierlich verehrt; hier auch mag das Christenthum sich ausnehmend rasch verbreitet, dem Dienste jener Göttin starken Eintrag gethan und eben dadurch deren Priester und andere erbittert und angetrieben haben, die von Plinius erwähnte anonyme Anklageschrift gegen die Christen einzureichen, was dann den Vorsteher der Provinz zum Verhöre der Christen und zum Schreiben an Trajan veranlassen mußte. Dieser an sich wohlannehmbaren Erklärung Frankl. Arnolds (Studien zur Gesch. der Plin. Christenverfolgung, Königsberg 1887) schließt auch P. Wilde (S. 93 f.) sich an.

Eine andere Lösung derselben Frage indes gibt die ihm leider noch nicht bekannte Abhandlung von Dr. J. Thill: La critique moderne et les deux

lettres de Pline le jeune sur les Chrétiens (Luxembourg, Breithof, 1886), welche sich hauptsächlich gegen den Rationalisten Ern. Havet (Le Christianisme et ses origines, t. IV. 1884) richtet. Solange man die Statthalterschaft des Plinius in die allerersten Jahre des 2. Jahrhunderts verlegte, konnte man mit der Frage, ob er oder der Kaiser die Initiative in der Verfolgung der Christen ergriffen habe, nicht wohl ins Reine kommen. Dr. Thill sucht nun mit guten Gründen nachzuweisen, daß nicht Plinius aus eigenem Antrieb die cognitiones de Christianis begonnen, sondern daß Trajan solche, wie bereits 107, so auch wieder 112 angeordnet habe.

Welche Ansicht den Vorzug verdiene, will und kann Referent nicht entscheiden. Das ist Sache der Fachmänner, denen er lediglich die beiden hier angezeigten sehr gediegenen Abhandlungen angelegentlich empfehlen zu sollen glaubt. W. Fox S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Medicina Pastoralis. Edidit Dr. C. Capellmann, medicus Aquisgranensis. Editio septima, latinarum altera. VIII et 240 p. 8°. Aquisgrani, sumptibus Rud. Barth, 1890. Preis: *M.* 4.

Die Pastoralmedicin Dr. Capellmanns hat unter den Büchern dieser Gattung in jüngster Zeit wohl den ersten Rang behauptet. Wir dürfen sagen, mit Recht. Diejenigen Fragen, und nur diese, welche Priester und Arzt in einer Pastoral-Medicin suchen, kommen hier zur Behandlung. Wenn auch hie und da bei einer Folgerung oder bei der moralischen Abwägung einer zur Sprache gebrachten Handlung der Theologe anders urtheilen wird, so muß doch jeder zugeben, daß der Herr Verfasser mit großer Gewissenhaftigkeit und ärztlicher Genauigkeit die einschlägigen Daten angibt und die Gründe für und wider abwägt. Durch neue Zusätze und Verbesserungen, welche der Fortschritt der ärztlichen Wissenschaft oder etwaige unterdessen laut gewordene gegnerische Meinungen veranlaßten, hat der Verfasser sorgfältigst sich bemüht, dieser neuen Auflage erhöhten Werth zu verleihen: eine vergleichende Einsichtnahme in die verschiedenen Auflagen bekundet dies vollauf. Auch in Deutschland würden wir die lateinische Ausgabe vor der deutschen empfehlen, ja überhaupt wünschen, daß gewisse Partien des Werkes nur in lateinischer Sprache erschienen.

Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus nach den vier Evangelisten. Eine Evangelienharmonie mit erklärenden Anmerkungen von Joh. Bapt. Lohmann S. J. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit kirchlicher Approbation. Mit einer Karte von Palästina. 315 S. 8°. Paderborn, Junfermann, 1889. Preis: *M.* 2.40.

Diese Evangelienharmonie fand in ihrer ersten Auflage solchen Anklang, daß neben der deutschen eine lateinische Ausgabe wünschenswerth erschien und verwirklicht

wurde. Die hier vorliegende zweite deutsche Auflage nennt sich mit Grund eine verbesserte und vermehrte. Sprachliche und sachliche Verbesserungen waren zwar nur unerhebliche vorzunehmen; Erweiterungen aber hat das Werk durch viele werthvolle Anmerkungen erfahren. In geschichtlicher, archäologischer und exegetischer Hinsicht hat es daher bedeutend gewonnen und ist vor allem zum Studium und Verständniß der heiligen Evangelien weit nützlicher geworden.

Isaias. De Profetieën van Amos' Zoon in Nederlandsche verzen vertolkt met ophelderende aanteekeningen door G. Jonckbloet S. J. Amsterdam, Theo Kervel & Co. I. Prachtausgabe in 4°. 1888. XXXII u. 510 S. Preis: *fl.* 6.50. II. Handausgabe in 8°. 1889. XXIV u. 246 S. Preis: *fl.* 1.50.

Den Freunden niederländischer Literatur und biblischer Poesie ist in diesem Werke ein wahrer Genuß geboten. Was immer für Spott die seichten Literaturjuden unserer Tage über die heiligen Bücher des Alten und Neuen Testamentes ergossen haben mögen, um die Welt dann mit den Träbern des verlorenen Sohnes abzuspeisen: jene Bücher sind und bleiben nicht bloß eine Grundlage der Religion, sondern auch das ehrwürdigste Denkmal der gesammten Weltliteratur, eine unerschöpfliche Quelle fruchtbarer Anregung für die Poesie aller christlichen Völker. Die größten Genies haben aus ihren Wahrheiten, ihrer Spruchweisheit, ihrer erhabenen Bilderfülle, ihrer religiösen Lyrik ihren grandiosen Stoffen geschöpft. An der Uebersetzung der Psalmen hat Vondel, der größte niederländische Dichter, sich zu seinen erhabensten Kunstschöpfungen herangeschult, von denen wieder die meisten aus biblischen Stoffen herausgewachsen. Diese Ehrfurcht für die Bibel hat auf die niederländische Literatur mächtig eingewirkt und sie vor dem Unheil bewahrt, das Erhabene in der Poesie geringzuschätzen und nur glatten Renaissance-Künsten, den Göttern Ovids und seichtem modernen Modeflitter nachzujagen. Es gehört freilich etwas mehr Bescheidenheit dazu, als unsere 30000 deutschen Prometheuse besitzen, die eigene Individualität hinter einem großen, durch die Ueberlieferung von Jahrtausenden geheiligten Stoff zurücktreten zu lassen, alle Innigkeit des Gefühls, alle Kraft der Phantasie, alle Eigenschaften eines tüchtigen Dichtertalents an diesen hinzugeben und so eine herrliche, von Gott selbst inspirirte Dichtung der im Glauben wankenden Mitwelt wieder näher zu rücken. Das hat hier P. Jonckbloet gethan. Durch seine meisterhafte Bearbeitung ist der „Evangelist unter den Propheten" auch nach der dichterischen Seite hin denjenigen zugänglich gemacht, welche ihn nicht im hebräischen Urtext oder in der kraftvollen Sprache der Vulgata genießen können. Man braucht nur etwa Stücke wie „Das Strafgericht über Jerusalem" (c. 3), „Die Klage Jehovahs über seinen Weingarten" (c. 5), „Das Bild des leidenden Messias" (c. 53), „Das Jubellied des triumphirenden Messiasreiches" (c. 54) zu lesen, um zu fühlen, daß ein hochbegabter Dichter, ein Meister in poetischer Form und Sprache die göttlich gewaltige Poesie des Propheten in die Sprache der Neuzeit umgewandelt und dadurch gleichsam neubelebt hat. Dieser Perlenkranz abgerundeter Dichtungen aber ist keine willkürliche Umdichtung, er ist eine treue Spiegelung des kirchlich beglaubigten Textes, aufgefaßt und erklärt und wiedergegeben nach den besten katholischen Exegeten, besonders nach den zwei Bänden des P. J. Knabenbauer, die der Uebersetzer (Vorrede XX) als Standardwerke bezeichnet und denen er das Hauptverdienst seiner eigenen Arbeit beimißt. Ein hohes Verdienst hat er sich indes auch selbst erworben. Erst durch die dichterische Form erlangt der gründlich erforschte Text jenen vollen Zauber der Schönheit, der nicht nur den Verstand befriedigt, sondern auch das Herz zur Begeisterung mit sich fortreißt.

Das junge Mädchen im Verkehr mit der Welt. Fingerzeige und Rathschläge von S. F. Peters, Priester der Congregation des Allerheiligsten Erlösers. Mit kirchlicher Genehmigung. 168 S. kl. 8°. Mainz, Kirchheim, 1889. Preis: *M.* 1.20.

An der Hand jahrelanger Erfahrung erklärt der hochwürdige Verfasser in leichtverständlicher Weise, welche Gefahren einem jungen Mädchen in dem weltlichen Verkehr drohen, wie es Gelehrigkeit, Demuth und Wachsamkeit als Schutzmittel benützen und wie es sich prüfen soll, zu welchem Lebensstande es von Gott berufen sei, zum ehelichen, klösterlichen oder jungfräulichen. Das Buch stellt keine zu strengen Anforderungen, behandelt aber den wichtigen Stoff sowohl mit Wohlwollen, als auch mit dem nöthigen Ernst. Möchten viele Eltern das brauchbare Schriftchen ihren heranwachsenden Töchtern in die Hand geben, damit dessen gute Rathschläge an der rechten Stelle gehört und mit Gottes Hilfe befolgt werden.

Des kleinen Mannes Sparpfennig, oder: Sparst du was, so hast du was. Das Sparen ein Haupt- und Kunststück für Handwerker und Arbeiter, für Meister und Gesellen. Von Joseph Auffenberg, Präses des Gesellenvereines in Lippstadt. Mit einem Vorwort des Herrn Centralpräses der bayerischen Gesellenvereine, Geistl. Rath Mayer in München. 53 S. 16°. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1889. Preis: geb. 40 *Pf.*; Hundert *M.* 25.

Ein volksthümliches Büchlein der Form und dem Inhalt nach. In kurzen Abschnitten, in kerniger und packender, aber nie unedler Sprache wird Nutzen und Nothwendigkeit des Sparens beleuchtet und praktische Anleitung zum Sparen ertheilt. Mit Recht betont das Vorwort: „Das Büchlein wird so viel Segen stiften, als es weit verbreitet wird."

Die Schutzheiligen. Ein Beitrag zur Heiligen-Legende und zur Cultur- und Kunstgeschichte von Dr. Heinrich Samson, Vikar. IV u. 345 S. 8°. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1889. Preis: *M.* 4.

„Den Leitern von Arbeiter- und Gesellenvereinen wollte der Verfasser einen Dienst erweisen", indem er die in der Christenheit als Schutzpatrone einzelner Länder, Stände, Handwerkerzünfte oder Genossenschaften verehrten Schutzpatrone durchgeht, und unter Voraussetzung der Kenntniß ihrer Legenden erklärt, warum die Betreffenden in dieser oder jener Weise als Patrone gelten und durch welche Beizeichen ihr Schützeramt augenfällig gemacht wird. In dem Buche findet man manche recht bemerkenswerthe Züge, welche darthun, wie in der Heiligenverehrung der Zusammenhang zwischen dem bürgerlichen und dem kirchlichen Leben im Mittelalter und auch noch später überall da hervortrat, wo das katholische Leben blühte. Es wird nicht nur zu Vorträgen in Arbeiter- und Gesellenvereinen, sondern auch zur Belehrung und Erbauung anderer frommen Leser, sowie zur Belehrung der Künstler, welche Heiligenbilder anzufertigen haben, gute Dienste leisten.

Officium parvum Beatae Mariae Virginis. Das kleine Officium der seligsten Jungfrau Maria, übersetzt und erklärt. Von Dr. B. Schäfer. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. I. Bändchen: Lateinischer und deutscher Text. 213 S. 12°. II. Bändchen: Erklärung des Textes. 432 S. 12°. Münster, Theissing, 1889. Preis: *M.* 3.

Officium Defunctorum. Das Officium für die Verstorbenen und andere liturgische Gebete, lateinisch und deutsch. Ergänzungsbändchen zum Officium parvum B. M. V. Von Dr. B. Schäfer. 243 S. 12°. Ebenda, 1889. Preis: *M.* 1.

Ueber das kleine Officium der seligsten Jungfrau verweisen wir auf das empfehlende Referat in Bd. XXXV S. 556 dieser Zeitschrift. Die neue Auflage verdient diese Empfehlung um so mehr, da an verschiedenen Stellen die verbessernde Hand des hochw. Herrn Verfassers sichtbar ist. Das dritte Bändchen ist eine neue Zugabe. Wenn schon die beiden ersten Bändchen, obwohl vorzugsweise für religiöse Genossenschaften geschrieben, doch auch für andere Kreise Empfehlung verdienten, so darf dieses vom dritten Bändchen noch mehr gesagt werden. Es enthält den lateinischen Text und eine getreue, fließende Uebersetzung nicht nur der kirchlichen Tagzeiten für die Verstorbenen, sondern eine Reihe anderer liturgischer Gebete, besonders der Sterbegebete, der gebräuchlicheren Psalmen, Kirchenhymnen und Litaneien. Jedem gebildeten Laien wird es sehr erwünscht sein, eine sachlich genaue und sprachlich gute Uebersetzung neben dem lateinischen Texte dieser so überaus anziehenden Gebete zur Hand zu haben. Gerade in die Sterbegebete hat die Kirche so recht die ganze Innigkeit und Salbung ihrer Bitten hineingelegt; sie sind, wie kaum andere, geeignet, die wahren Gefühle der Andacht zu erwecken. — Wenn wir etwas aussetzen sollen, so ist es der eine Punkt, daß der Herr Verfasser nicht genau auf die jüngeren römischen Erlasse Rücksicht genommen hat: in der Litanei für die Sterbenden hätten die jüngst hinzugefügten Anrufungen der hll. Camillus von Lellis und Johannes von Gott Aufnahme finden sollen; die Litanei vom heiligen Namen Jesu wäre besser nach der römisch approbirten und mit Ablaß versehenen kürzern Form gegeben.

De Justitia secundum doctrinam theologicam et principia juris recentioris, speciatim vero Neerlandici, auctore P. H. Marres, Canonico ecclesiae cathedralis, in seminario Ruraemundensi s. theologiae professore. Editio altera, correcta et aucta. 480 p. 8°. Ruraemundae, typis J. J. Romen et Fil., 1889.

Im vorigen Jahre wurde in dieser Zeitschrift auf den zweiten Band des genannten Werkes aufmerksam gemacht, welcher die Lehre von den Verträgen für Theologen darstellt. Er wurde als ein Werk von allgemeinem Interesse bezeichnet, wenn auch das holländische Recht die positive Grundlage bildet, sowohl weil dieses mit den meisten neueren Rechten beinahe sich deckt, als auch weil im Werke selbst stets auf die von den Theologen vor allem und überall zu beachtenden Forderungen des natürlichen Rechtes zurückgegriffen wird. Dasselbe können wir vom vorliegenden Bande, dessen erste Auflage in Bd. XVIII. dieser Zeitschrift S. 124 ff. eine eingehendere Besprechung fand, vollauf behaupten. Wir stehen nicht an, das Lob, welches über den zweiten Band ausgesprochen wurde, selbst in noch erhöhtem Maße auf diesen zu übertragen. Der in ihm behandelte Stoff ist für den Theologen und Beichtvater zweifelsohne mehr noch von weittragender Bedeutung und von häufiger Anwendung. Er theilt sich in zwei Hälften: 1. Recht und Rechtserwerb, 2. Rechtsverletzung und Ersatzpflicht. Besonders die zweite Hälfte bringt alle die für den Beichtvater so nothwendigen Gewissensfragen über die Restitutionspflicht zur Sprache, welche durch Verletzung fremden Rechts, sei es an Leib und Leben, sei es an Glücksgütern oder an Ehre und gutem Namen, erwachsen kann. Daß auf einem so weiten

und so dornigen Gebiete ein paar Fälle vorkommen, wo mancher die Meinung des Verfassers nicht theilen wird, ist kaum anders zu erwarten. Das kann und darf uns aber nicht abhalten, dem Werke volles Lob zu spenden. Reichhaltigkeit des Inhalts, Schärfe im Urtheil, Klarheit in der Behandlung, Mäßigung und Gründlichkeit in den Winken für den praktischen Gebrauch im Gewissensforum, sind kurz gesagt die Vorzüge, welche den vorliegenden Band auszeichnen.

Geschichte der katholischen Kirche und Gemeinden in Hannover und Celle. Ein weiterer Beitrag zur Kirchengeschichte Norddeutschlands nach der Reformation von Dr. theol. Franz Wilhelm Woker, Dechant und Pfarrer zu Halle a. d. S. 264 S. 8°. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1889. Preis: *M.* 7.

Ein wechselvolles Bild tritt uns in dieser neuen Arbeit des unseren Lesern schon durch verschiedene tüchtige Schriften bekannten Verfassers entgegen. Das erste Kapitel zeigt in kurzen Zügen die frühere Blüte der katholischen Kirche in den hannoverischen Ländern und dann deren so starkes Zurücktreten bei der Reformation, daß in der Stadt Hannover keine Seele dem alten Glauben treu blieb und ein Statut der Stadt 1536 bestimmen konnte, Katholiken und Zwinglianer sollten mit Ruthen gezüchtigt und auf ewige Zeiten aus der Stadt verbannt werden. Der Blick auf die früheren katholischen Zeiten scheint uns aus vielen Gründen höchst zeitgemäß. Die Bekehrung des Herzogs Johann Friedrich († 1679) ermöglichte die Bildung einer neuen Gemeinde, die aber nach dem kinderlosen Tode ihres Wohlthäters und Schützers von dessen protestantischen Nachfolgern je nach den politischen Verhältnissen, besonders je nachdem die Fürsten mehr oder weniger des Kaisers bedurften, beschützt, ertragen oder verfolgt, ja um 1715 ihrer Hirten beraubt ward, weil letztere einen mit der katholischen Religion unvereinbaren Eid nicht schwören wollten. Schwere innere Kämpfe störten leider allezeit das Leben der schon von außen so hart bedrängten Gemeinde, die sich aus Leuten zusammensetzte, welche durch Abstammung, Sprache und Stellung geschieden waren. Dazu kamen noch traurige Mißhelligkeiten unter den geistlichen Leitern. Diese hatten freilich einen harten Stand gegen Katholiken, welche „durch den Umbgang mit denen Lutheranern und Vermeidung unserer Predigt und christlich Lehre noch lauer gemacht und in der Geringschätzung unserer Religion gestärkt werden". Möge das trefflich geschriebene Buch trotz seines verhältnißmäßig hohen Preises weite Verbreitung finden. Die Geschichte ist eine gute Lehrerin. Aehnlich wie der Verfasser in der Vorrede von sich sagen konnte, die Vorstudien zu seinem Werk „sind ein gut Stück Pastoraltheologie für mich geworden", so wird jeder katholische Leser aus der Geschichte der trotz aller inneren und äußeren Kämpfe doch zuletzt siegreich aufblühenden Gemeinden zu Hannover und Celle Muth im Kampfe schöpfen, aber auch die Ueberzeugung, wie nothwendig Einheit seien und Friedfertigkeit.

Eichstätt im Schwedenkriege. Tagebuch der Augustinernonne Clara Staiger, Priorin des Klosters Mariastein, über die Kriegsjahre 1631—1650. Nach dem Originale der k. b. Hof- und Staatsbibliothek zu München, von Joseph Schlecht, Caplan zu St. Walburg, Secretär des historischen Vereins Eichstätt. Mit der Ansicht Eichstätts vom Jahre 1627. XXVIII u. 374 S. 8°. Eichstätt, Brönner, 1889. Preis: *M.* 7.

Treffend bemerkt der Herausgeber, Clara Staiger erinnere vielfach an Charitas Pirkheimer. „Fein gebildet, wie diese, trotzte auch sie mit männlichem Muthe den

Stürmen der Zeit. Was Clara als Priorin gewirkt, auf welcher geistigen Höhe sie ihre Mitschwestern einer wilden verrohten Zeit zum Trotz zu erhalten gewußt und wie sie dabei verständig und umsichtig das zeitliche Besitzthum des Klosters zu wahren, seine Existenz zu retten verstand, das bekunden ihre Tagesblätter. Anschaulich tritt aus demselben im Rahmen der Zeitgeschichte das klösterliche Stillleben entgegen mit seinen Freuden und Leiden, mit seiner friedlich stillen Häuslichkeit und den entsetzlichen Störungen, denen dieselbe Tag und Nacht durch feindliche Ueberfälle ausgesetzt war. Wir sehen, wie Gottesdienst und Arbeit sich ablösen, wie die sinnigen Uebungen kindlich frommer Andacht nicht ein träges Nichtsthun fördern, sondern jene Beschäftigungen segnen, welche von Alters her der deutschen Frauenwelt zustanden: weben, nähen, sticken, ‚Wachs spinnen, Lichtlein gießen‘ und ähnliche.“ Für die Kenntniß der Cultur des katholischen Volkes im 17. Jahrhundert ist das Tagebuch eine Quelle ersten Ranges, welche jeder, der sich mit der Geschichte des deutschen Volkes in jener Periode beschäftigt, zu Rathe ziehen muß; für die Eichstätter Lokalgeschichte ist es überdies so wichtig, daß die Veröffentlichung mit hohem Dank und warmer Anerkennung begrüßt werden muß.

P. Pierling, Papes et Tsars (1547—1597). 514 S. 8°. Paris, Retaux-Bray, 1890. Preis: *M.* 6.75.

Das päpstliche Schiedsgericht, dessen actenmäßige Geschichte einen beträchtlichen Theil dieses Bandes (S. 143—374) einnimmt, ist den Lesern dieser Blätter schon durch die in Bd. XXXI, S. 240 ff., 370 ff., 480 ff. mitgetheilten Artikel bekannt. Ueber die von P. Pierling unter dem Titel „Bathori et Possevino“ 1887 weiter über diesen Gegenstand veröffentlichten Actenstücke wurde in Bd. XXXIII, S. 324 ff. berichtet. In dem vorliegenden Band hat P. Pierling selbst nicht bloß seine früheren Einzelstudien über Possevins Sendung nach Moskau und den Waffenstillstand von Jam Zapolski zu einer noch viel eingehenderen Gesammtdarstellung erweitert, sondern derselben auch die Geschichte der zwischen Rom und Moskau geführten Unterhandlungen hinzugefügt, welche jener allerdings denkwürdigsten theils vorausgingen, theils folgten. So haben wir nunmehr ein vollständiges Bild der sämmtlichen diplomatischen Sendungen und Verhandlungen vor uns, welche von 1547 bis 1597 behufs gegenseitiger politischer und religiöser Annäherung zwischen den Päpsten und Czaren stattgefunden haben, von dem selbstimprovisirten Unionsplan des Goslarer Abenteurers Hans Schlitte und seines österreichischen Freundes Johann Steinberg (1547 bis 1553) bis auf die mißglückte Gesandtschaft des päpstlichen Delegaten Alexander Komulowitsch nach Moskau in den Jahren 1595 bis 1597. Auf den Werth, den eine so umfassende, auf ein so reiches neues Material sich stützende Monographie an sich und für die damalige Zeitgeschichte besitzt, brauchen wir nicht hinzuweisen. Mit aller nur erwünschten Klarheit zeichnet sich darin die auf kirchliche Union und gemeinsame Abwehr des Islam zielende Politik der Päpste, die nur auf Stärkung der eigenen absoluten Macht gerichtete Politik der Czaren und endlich die schwierige Stellung der Polenkönige im stetigen Widerstreit der religiösen und politischen Interessen. Wie die einsichtige Kritik und unparteiische Objectivität des Verfassers alle gerechten wissenschaftlichen Anforderungen befriedigt, so wird die fesselnd-schöne Darstellung dem Werke auch viele Leser gewinnen, die sich nicht ex professo mit dem Studium der Geschichte beschäftigen.

Dr. Johann Martin Henni, Erster Bischof und Erzbischof von Milwaukee. Ein Lebensbild aus der Pionierzeit von Ohio und Wisconsin. Von

Martin Marty, O. S. B., Apostol. Vikar von Dakota und Bischof von Tiberias. 321 S. 8°. New-York, Cincinnati und Chicago, Benziger, 1888.

Geboren den 15. Juni 1805 auf dem Bauernhofe Misanenga in der Pfarrei Obersaxen in Graubünden, herangebildet an der Kantonsschule zu St. Gallen, am Lyceum zu Luzern und an der Sapienza zu Rom, wurde J. M. Henni von Christian Brentano, dem Bruder des Dichters, in der Hauptstadt der Christenheit zu dem Gedanken angeregt, dem eben anwesenden Generalvikar von Cincinnati, Friedrich Rese, der apostolische Arbeiter für seinen Sprengel suchte, nach Amerika zu folgen. Nach sorgfältiger Selbstprüfung und einer Wallfahrt nach Loreto entsprach er, zugleich mit seinem Jugendfreund Martin Kündig, diesem Rufe, reiste im Frühling 1828 nach Amerika, und empfing, nach rascher Vollendung seiner theologischen Studien, am 2. Februar 1829 zu Cincinnati die heilige Priesterweihe. Als Hilfspriester in Cincinnati, das damals unter 24 000 Einwohnern 3000 Katholiken zählte, begann er seine Thätigkeit; dann wurde er dazu ausersehen, die verstreuten katholischen Ansiedler im Urwald zu pastoriren, und schon 1834 zum ersten Pfarrer und Generalvikar in Cincinnati ernannt. Als solcher gründete er (27. Jan. 1837) den katholischen Verein für die Erziehung deutscher Waisenkinder, und bald darauf die erste katholische Zeitung in deutscher Sprache, den „Wahrheitsfreund", dessen Prospect- und Probenummer am 20. Juli 1837 erschien. Mit dem Blatt, das für katholisches Leben, Wirken und Wissen die ausgedehnteste Bedeutung erlangte, wurde zugleich die Verbreitung der besten katholischen Volksliteratur gefördert. Als Theologe des Bischofs Purcell wohnte Henni dem V. Amerikanischen Provincialconcil bei, das am 14. Mai 1843 zu Baltimore eröffnet wurde und das u. a. die Errichtung von fünf neuen Bisthümern beantragte, darunter eines in Milwaukee für das weite Territorium Wisconsin. Schon am 18. September genehmigte Gregor XVI. diesen Vorschlag, und am 19. März 1844 wurde Henni zum ersten Bischof von Milwaukee consecrirt. Dreißig Jahre stand der neue Oberhirt der stets wachsenden Diöcese mit unermüdlichem Eifer vor, das katholische Leben nach allen Seiten hin anregend, leitend, verbreitend und durch unzählige Stiftungen organisirend. Das Wachsthum der Kirche war hier, wie in anderen Theilen Amerika's ein so großartiges, daß 1875 eine neue Diöcesaneintheilung vorgenommen werden mußte. Pius IX. erhob Milwaukee zum erzbischöflichen Sitz, und Dr. Henni ward erster Erzbischof für die vier Suffraganbisthümer La Crosse, Green Bay, St. Paul und Nord-Minnesota. Noch sechs Jahre leitete der „Patriarch des Nordwestens" die große Erzdiöcese. In Wisconsin, wo er bei seiner Ankunft etwa 8000 verstreute Katholiken angetroffen, hinterließ er bei seinem Tode (am 7. Sept. 1881) 312 800 Katholiken mit 471 Kirchen, 337 Priestern, 162 Pfarrschulen, 14 höheren Schulen und 15 bedeutenden Wohlthätigkeitsanstalten. Ein solches Leben, in vollster Anschaulichkeit, historischer Treue und fesselnder Darstellung beschrieben, von einem Missionsbischof, der das große Werk selbst thatkräftig nach dem weiten Westen hin fortsetzt, bedarf einer weitern Empfehlung nicht. Mit seinen vielen Illustrationen ist es ein prächtiges Volksbuch; es hat aber auch einen weitern, wissenschaftlichen Werth als Grundlage für die Geschichte der katholischen Deutschen in den Vereinigten Staaten.

The Life of St. Alonso Rodriguez by Francis Goldie of the Society of Jesus XXIV u. 419 S. 8°. London, Burns and Oates, 1889.

Dieser 70. Band der englischen Sammlung erbaulicher katholischer Schriften bietet das Leben des jüngst heilig gesprochenen Laienbruders Alphons. In beschei-

denen Verhältnissen als Kaufmann, Gatte, Wittwer und dann lange Jahre hindurch als Pförtner zu Montesion im Colleg der Gesellschaft Jesu zu Palma auf Mallorka hat er unter vielfachen Prüfungen, aber auch in wunderbarer Weise von Gott erleuchtet und getröstet, den steilen Gipfel der Vollkommenheit erreicht. Sein neuester Lebensbeschreiber nahm die vorliegende Arbeit nicht leicht; hat er doch die Orte, an welchen der Heilige lebte, selbst besucht und viele handschriftliche Quellen neu durchforscht und verwerthet. Mit dem Ernst des Geschichtsforschers hat er den leichten Vortrag des Erzählers zu vereinen gewußt. Auch die Darlegung des Seelenlebens ist ebenso zutreffend wie leichtverständlich. So besitzen wir in dieser Biographie ein durchaus empfehlenswerthes, einer deutschen Uebersetzung oder Bearbeitung würdiges Buch.

Durch Asien. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Von Joseph Spillmann S. J. Erste Hälfte: Die mohammedanischen und die russischen Länder (West- und Nordasien). Mit einer großen colorirten Karte von Asien. XII u. 388 S. 4°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 7; geb. *M.* 8.

Anschließend an das frühere Werk „Rund um Afrika“ führt der Verfasser diesmal seine jungen Leser von den Mündungen des Nil durch Arabien, Palästina, Syrien, die Kaukasusländer, Armenien, Mesopotamien, Persien, Afghanistan, Turan und Sibirien bis an die Mündung des Amurflusses in das Ochotskische Meer. Schon der reiche, wahrhaft glänzende Bilderatlas gibt von den verschiedenen Ländern und Völkern ein so anschauliches und vollständiges Bild, wie man es kaum in einem andern Werke vereinigt finden wird. Dieses prächtige Bilderbuch, das auch ältere Beschauer fesseln wird, ist aber nur begleitende Beigabe zu einer eingehenden geographischen und ethnographischen Schilderung, welche, auf die verläßlichsten Quellen gestützt, frisch, munter, voll Leben und Abwechslung, das belehrende Element in schönster Harmonie mit dem unterhaltenden verbindet und beide zwanglos und ungesucht auf den höchsten Gesichtspunkt, den religiösen, hinlenkt. Der Gedanke an Gott, an seinen Heilsplan, an das Walten seiner Kirche beherrscht und durchdringt heiligend das bunte Schauspiel, das am Auge vorüberzieht, und gewährt dem reichen, belehrenden Inhalt einen noch höhern Werth, gerade denjenigen, welchen heute die meisten Jugendschriften nicht besitzen. Ist auch Stoff, Darstellung und Illustration zum Theil aus den „Katholischen Missionen“ herübergenommen, so ist das Neuhinzugekommene fast ebenso beträchtlich und hat sich durch einheitliche Durcharbeitung zu einem Ganzen vereinigt, das in hohem Grade den Reiz der Neuheit besitzt. Genügte der Reichthum und die sorgfältige Auswahl der Bilder schon, das Buch zu einem der schönsten Festgeschenke des diesjährigen Christmarktes zu machen, so wird der gediegene Text wohl jung und alt weit über die Festzeit hinaus die angenehmsten und fruchtreichsten Mußestunden verschaffen.

Madonna di Tirano. Eine Veltliner Geschichte aus der Reformationszeit, von Philipp Laicus. 567 S. 12°. Mainz, Kirchheim, 1888. Preis: *M.* 4.50.

Jahrzehnte lang von protestantischen Landvögten, Beamten und Söldnern gequält und ausgesogen, verloren die katholischen Bewohner des Veltlin im Jahre 1620 endlich ihre Geduld, erhoben sich zu bewaffnetem Aufstande, machten einen Theil ihrer ungerechten Bedränger nieder und jagten die anderen zu ihrem Thale hinaus. In den protestantischen Schweizer Geschichtsbüchern heißt man das gewöhnlich den

„Veltlinermord". Nachdem derselbe schon hundertmal als Schauermäre hat herhalten müssen, um das protestantische Bewußtsein und den bewaffneten confessionellen Frieden zu stärken, kann billigerweise keine Klage erhoben werden, wenn einmal ein tüchtiger katholischer Novellist die Sache nicht von hinten, sondern von vorn betrachtet und erzählt, wie und auf welche Weise die heißblütigen Veltliner zu jener gewaltsamen Abwehr getrieben wurden. Das ist lehrreich für Katholiken wie Protestanten. Für einen Roman aber ist eine solche Verwicklung überaus spannend und interessant. Was die katholischen Theologen über einen solchen bewaffneten Aufstand lehren, ist allbekannt. Wie auch unser trefflicher Erzähler hierüber denkt, hat er verständlich genug dadurch angedeutet, daß er, mit einiger Abweichung von der Chronologie, das apostolische Leben und den Martyrtod des hl. Fidelis von Sigmaringen in seinen Roman hineinspielen läßt. „Die Kämpfe um das Reich Gottes werden nicht mit solchen Waffen geführt", mahnt der Heilige die zu seiner Vertheidigung sich rüstenden Katholiken. „Die Kirche kämpft mit dem Wort, mit der Liebe, mit der Treue, mit der Standhaftigkeit!" (S. 79.) Trotzdem wird sich wohl niemand wundern, wenn der feurige junge Edgardo Robustello, durch die Vergewaltigungen der Graubündner aus den Träumen seiner ersten Liebe aufgescheucht, in Besitz, Recht und Leben seiner Angehörigen bedroht, sich aufbäumt gegen den Bedränger und verzweifelt zum Schwerte greift, wenn auch reifere Männer, wie die Travers und die Plantas, von Hetzpredigern und fanatisirten Pöbelhorden geplündert und bis auf den Tod verfolgt, an Nothwehr denken, wenn endlich ein ganzes Volk, in seinen heiligsten Gefühlen und Rechten gekränkt, der Gewalt Gewalt entgegensetzt. Das lawinenartige Anwachsen des Aufstandes ist äußerst fesselnd geschildert. Der eherne Prädicant Jenatsch, ein zweiter Zwingli und Calvin, der trunksüchtige Prediger Blasius, der blutsaugerische Landvogt Fernitsch sind in ihren wesentlichen Zügen geschichtliche Typen, wie sie jene Zeit in reicher Fülle aufweist. Der tölpelhafte Humanist und Pedant Dr. Willibaldus Fernitsch ist etwas kräftig aufgetragen, aber nicht übertrieben. Die Bräutigamswahl der schönen Bianca Travers und ihre Minne zu Edgardo ist in anziehendster Weise mit der politischen Verwicklung verflochten, und das Wirrsal der bündnerischen Gebirgsthäler führt Abenteuer über Abenteuer herbei. Das landschaftliche Moment und die Specialgeschichte hätten künstlerisch mehr Verwerthung finden können; in allen Charakteren aber pulsirt warmes Leben, und der Roman hat wirklich fesselnde Gewalt. Wenn man einmal zu lesen angefangen, wird man ihn ungern aus der Hand legen.

Ein Gralbuch. Von **Gerhard Gietmann** S. J. (Klassische Dichter und Dichtungen III.) LV u. 648 S. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 6; geb. *M.* 8.

Den Kern dieses umfangreichen Bandes (S. 1—386) bildet ein altfranzösischer Gral- oder Parzivalroman, muthmaßlich gegen Ende des 12. Jahrhunderts verfaßt, 1866 zum erstenmal nach einer Handschrift zu Mons von Chr. Potvin herausgegeben, 1876 dann von R. Williams nach zwei gälischen Handschriften veröffentlicht (die aber jünger als der französische Text sind) und mit englischer Uebersetzung versehen, hier zum ersten Male ins Deutsche übersetzt. Wiewohl dieser Roman nicht näher mit Wolframs Parzival zusammenhängt, den größeren Theil der Artussage, die Merlinsage und andere Theile des weiten Sagengebietes nicht berührt, das bunte Weltbild des Ritterlebens nur in gedämpften Farben schildert, so bietet er doch für das Studium der Gralsage, wie der Ritterpoesie überhaupt sehr reichhaltigen Stoff und die anregendsten Untersuchungspunkte. Er beginnt mit dem Verfall der Tafelrunde unter

König Artus und schildert dann die Neubelebung des Gralritterthums durch Artus selbst (I), durch die Abenteuer Gawans (II), durch die Ritterfahrten Lanzelots (III), durch den siegreichen Sturm Parzivals auf die Gralsburg (IV). Damit ist aber nur ein vorläufiger Abschluß gewonnen; auf eine wunderbare Mahnung hin zieht Artus selbst auf eine Pilgerfahrt zum Gral aus, um „den Dienst des Erlösers" weiter auszubreiten, daran knüpft sich nun eine weitere Kette von Abenteuern (V). Im Kampf mit Briant von Eilanden erweist sich Lanzelot, früher wegen seiner sündigen Minne zu Königin Ginevra hart getadelt, als ein Musterbild ritterlicher Diensttreue, die aber mit schwarzem Undank belohnt wird (VI). Endlich erscheint wieder „Gutritter" Parzival auf dem Plan, in dieser Dichtung als der höchste Ausbund aller ritterlichen Tugenden, ohne Fehl und Schwäche, als ein Musterbild der keuschesten Jungfräulichkeit aufgefaßt. Nach vielen neuen Heldenthaten widmet er sich zuletzt ganz dem beschaulichen Leben, und wird, wie der Gral selbst, nach unbekannten Landen entrückt (VII). Wie andere Gralromane leidet auch dieser an der „verwirrenden Menge willkürlich ersonnener Abenteuer" (S. 486), und der Uebersetzer gibt selbst zu, daß „die Darstellung etwas zerstückelt und stellenweise ermüdend ist" (S. 449); dagegen hebt er aber auch lobend „die jungfräuliche Reinheit, die kräftige Gesundheit und die anspruchslose, edle Würde der Darstellung" hervor (S. 491). Wegen des letzteren Umstandes eignet sich dieser Roman sehr, jüngere Leser ohne Gefahr in das Studium der Gralliteratur einzuführen, und das Buch kann als passendes Festgeschenk für Studenten Verwendung finden. Der ausführliche ästhetisch-literarische Commentar (S. V—LV, 387—648) verweilt am eingehendsten bei den mystisch-ascetischen Grundgedanken, welche, an die Nikodemus-Legende anknüpfend, in dieser Bearbeitung der Gralsage hervortreten und verbindet damit eine Fülle erhebender Erwägungen. Mit Rücksicht hierauf werden auch die übrigen mittelalterlichen Graldichtungen analysirt, mit Ausnahme des Wolfram'schen Parzival, den der Verfasser schon früher erklärt hat. Auf die verwickelte Frage über Alter und Werth der Dichtung u. s. w. können wir hier natürlich nicht näher eingehen.

Der Gotenfürst. Historischer Roman von **Ad. Jos. Cüppers.** VI u. 230 S. 8°. Düsseldorf, Bagel (ohne Jahr). Preis: *M.* 2.50.

„Duo si faciunt idem, non est idem", zu deutsch: der Name thuts — nicht die Sache. Wenn G. Freytag oder Felix Dahn alterthümeln, so ist das etwas sehr Lesenswerthes — glückt einem Katholiken etwas Aehnliches, so kräht kein Hahn darnach. Und daß dem Herrn A. J. Cüppers etwas geglückt ist, bezeugt kein Minderer als F. Dahn selbst: „Ich finde die Dichtung (Der Gotenfürst) ganz vortrefflich und bitte, das dem Herrn Verfasser mit meinem herzlichen Glückwunsch zu sagen. Die Kenntniß der Zeit und Zustände ist eine ganz gründliche, wahrhaft Hochachtung einflößende: ich habe nicht Einen Verstoß entdeckt; besonders gelungen ist die Redeweise in Bildern und Gleichnissen aus dem Thier- und Waldleben. *Ein höchst erfreuliches Buch.*" So der Fachmann Felix Dahn. Während aber Dahns dümmste Bücher (vgl. *diese* Zeitschrift Bd. XXXIV. S. 329 ff. 443 ff.) bewundert und gelesen werden, wird dieses „höchst erfreuliche Buch" höchst wahrscheinlich bei seinem Verleger (es soll der dritte sein!) vergilben. Und doch hat F. Dahn in Betreff der äußern Einkleidung, also desjenigen, was die Mode verlangt, durchaus nur das als Fachmann ausgesprochen, was jeder Leser instinktiv fühlt. Sein Lob ist in der That, soweit das culturhistorische Element in Betracht kommt, durchaus nicht übertrieben. Was nun die „Geschichte" selbst anbelangt, so ist auch diese keineswegs ohne Verdienst, wenn sie auch mehr durch die Charaktere als durch die Verwickelung der

Handlung wirkt. Wir halten es übrigens für ein wirkliches Verdienst, daß der Autor in jene einfachen Zeiten keine moderne Spannung hinübertrug, sondern mit den wenigen Motiven seine Handlung zu weben verstand, dafür dann aber sein Hauptaugenmerk auf das Herausarbeiten der Charaktere richtete, von denen er uns wirklich eine schöne Galerie vorführt. Daß dieselben theilweise etwas typisch sind, liegt wieder in der Natur der Sache; allein auch hier macht sich des Dichters Streben nach Vertiefung und Originalität bemerklich, z. B. in dem schönen Portrait der Trude. Die Zeit der Erzählung liegt vor der Einführung des Christenthums, indem sich der Dichter an die von Tacitus (Annalen B. II. Kap. 62 u. 63) erzählten Thatsachen anlehnt. Vielleicht ist es eben der Abgang jedes christlichen Anklanges, der das verdienstvolle Buch in katholischen Kreisen so wenig Leser finden ließ. Oder sollte es die Einführung des „Divica-Motives“ sein? Dieses Motiv freilich schadet dem Buch insofern, als es ihm die jugendlichen Leserkreise verschließt, während bei der sorgfältigen und höchst vorsichtigen Behandlung wohl kein Erwachsener Anstoß daran nehmen kann, weshalb wir dem Verfasser auch keinen Vorwurf aus dessen Verwerthung machen dürfen. Daß, wie alle die altdeutschthümelnden Bücher, auch das vorliegende einzelne Stellen aufweist, wo die „Wald- und Feldsprache“ etwas zum falschen Pathos wird, ist nach den vielerlei Bemerkungen in Bezug auf Freytag und Dahn zu selbstredend und natürlich, als daß wir es bei Cüppers eigens hervorzuheben brauchten. Wohl aber möchten wir bemerken, daß solche Uebergriffe bei ihm nie den Grad unfreiwilliger Komik erreichen und auch beim flotten Lesen sich kaum bemerklich machen. Ob wir ähnliche Studien aus späterer Geschichte vom sehr talentvollen Verfasser zu erwarten haben?

Der tolle Christian in Paderborn. Historische Erzählung von Heinrich Keiter. 287 S. 8°. Paderborn, Schöningh'sche Buchhandlung (Esser), 1890. Preis: *M.* 3.60.

Bereits einmal fand der unglückliche Braunschweiger, das wilde Meteor des 30jährigen Krieges, eine poetische, man möchte sagen classische Behandlung in dem Gedicht der Annette von Droste-Hülshoff: „Die Schlacht im Lohner Bruch“. Was die Münsteranerin für das Münster'sche Treiben des Räubers, das möchte — wenn auch in Prosa — der Paderborner Heinrich Keiter für die Paderborn'sche Episode aus Christians Leben in dem vorliegenden Büchlein thun. Er hatte hierbei unserer Meinung nach einen viel glücklicheren Stoff als die Droste; denn gerade an den Aufenthalt des Braunschweigers in der Paderstadt knüpfen sich mancherlei Erzählungen, die auch draußen im Reich bekannt und fast populär sind. Somit kann Keiter auf einen weiten Leserkreis rechnen, wenn wir auch gerne gestehen, daß der feine Hautgout dieser Erzählung nur von einem eingebornen Paderborner ganz ausgekostet werden kann. Daß wir dies hier nur gleich bemerken: gerade die Charakterbilder aus dem Volke, die feinen Nüancen zwischen den Bewohnern der verschiedenen Straßen und Vororte haben uns an dem Buche das Beste und Werthvollste geschienen. Hier erweist sich der Dichter als feinen Beobachter der Volksseele und als gewandten Künstler in Wiedergabe der Farbentöne. Eine komische Ader kommt dabei zum Vorschein, die ganz originell anmuthet und ein besonderes Talent für solche Art Studien verräth. Daß die übrige Erzählung nicht ohne Werth ist, versteht sich von selbst, wenn sie auch nicht durch weitere Charaktereigenthümlichkeiten als die genannten sich auszeichnet. Keiter hat sichtlich ein Volksbuch im edleren Sinne schreiben wollen, so eine Art typischer Erzählung, die alles umfassen und verewigen sollte, was sich an geschichtlichen Thatsachen und volksthümlichen Ueberlieferungen

aus jener Zeit noch erhalten hat. Wären jene Tage nicht reich an Wundern, so würden wir in dem Wiederfinden der Verwandten Neuhoffs, seines Bruders und seiner Nichte, des Guten etwas zu viel gethan finden, jetzt gehört es fast zur Lokalfarbe jener fahrenden Zeiten. Bedenklicher macht uns die Schilderung verschiedener Scenen, die zwar in jenem, aus Blut und Koth gemischten Leben nicht fehlen durften, sollte das Gemälde Anspruch auf historische Treue haben, die aber doch, bei aller Vorsicht des Verfassers, das Buch für den gemischten Familienkreis nicht mehr geeignet erscheinen lassen dürften. Noch einmal, der Verfasser hat zwar diese Seite seines Helden mit ziemendem Rückhalt behandelt, aber er glaubte ihn doch behandeln zu sollen, und er war vom künstlerischen Standpunkt im Rechte, hat dieses Recht auch nur mit Vorsicht ausgeübt und kann sich im übrigen sagen, daß der tolle Christian überhaupt kein „Held" für die Jugend ist.

Kleine Geschichten. Erzählt von Gisbert Frhr. Vincke, Mitglied des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 2 Bände. 222 u. 198 S. 12°. Regensburg, Verlagsanstalt, 1889. Preis: *M.* 4.

Diese Erzählungen tragen ihren Titel „Kleine Geschichten" nicht bloß des geringen Umfanges wegen — meistens knapp zwei Bogen —, sondern auch wegen ihres innern Charakters. Durchschnittlich behandeln sie irgend ein anekdotenhaftes Ereigniß, ein Geschehniß, das man kurz erzählt unter das Vermischte unserer Tagesblätter setzen würde. Der Geist hat mehr Antheil an ihnen als das Herz, der Witz mehr als die Poesie des Gemüthes. Nur die eine oder andere „Geschichte" ist zu einem kleinen Charakterbild vertieft. Alle aber lesen sich angenehm, etwas Anstößiges ist uns nirgends begegnet. Wer sich ein Viertelstündchen leicht abspannen will, wird gern eine der kleinen Geschichten lesen oder vielmehr sich von einem ausnehmend feinen Salonmann, als welchen der Freiburger Regierungsrath sich hier erweist, unterhalten lassen. Eine Eigenthümlichkeit der beiden Bände kommt dem Leser zuerst gar nicht klar zum Bewußtsein, trotzdem er sie unbestimmt empfindet. Dann fällt ihm das „Mitglied des allgemeinen deutschen Sprachvereins" ein, das sich auf dem Titel hinter dem Namen des Verfassers findet, und nun ergibt sich bald, daß die Eigenthümlichkeit eine seltene Tugend ist — die Vermeidung aller Fremdwörter. Und wirklich, man ist bisweilen erstaunt, daß „es auch so ganz gut geht". Wie bereits angedeutet, ist auch sonst die Sprache eine außerordentlich gewählte, ja das „gewählt" steigert sich bisweilen förmlich zum „gesucht". Besonders im ersten Band finden sich Ausdrücke und Wendungen, die vor einem gesunden Schönheitsgefühl nicht bestehen können. Ein Vergeßlicher z. B. findet einen Knoten im Taschentuch, dessen Bedeutung er nicht mehr weiß: „Wieder so ein wildgewachsener Knoten, der als Findelkind durch die Welt läuft! Was soll der gordische Ableger bedeuten?" u. s. w. Von einer alten Magd heißt es: „Sie war die verkörperte Wohlthat . . . ihr verblichener Gatte war seiner Zeit Nachtwächter und zugleich dem Trunke ergeben, wie denn jener Lebensberuf diesen Lebenswandel leicht nach sich zieht" u. s. w. Einer Professorsfrau wird nachgesagt, „daß sie sich eines wohlgegründeten Rufes erfreue als mündlicher Verbreiterin aller Abfallsstoffe, welche auf der Woge des Lebens zu schwimmen pflegen". Einmal werden „Blicke gesät, um Liebe zu ernten, — ein Geschäft, bei dem gute Jahre vom Mißwachs überragt werden, weil das Saatkorn unrein ist"; ein ander Mal gestaltet sich ein Verhältniß leichter „durch ausgebildete Zeichensprache, welche die Liebe erfindet und lehrt, eine Reinschrift des Herzens zu liefern". — Die Ausstattung des Buches ist sehr schön.

Auf hoher See. Erzählung von Ernst Lingen. 227 S. 12°. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1889. Preis: *M.* 3; geb. *M.* 4.

Die Verfasserin der preisgekrönten Erzählung „Vergieb und Vergiß" kehrt mit der vorliegenden Novelle wieder zu den reinen Phantasieschöpfungen zurück, welche sie einen Augenblick und zwar, wie wir glauben, nicht mit Glück gegen historische Erzählungen vertauscht hatte. „Auf hoher See" ist weit und ziemlich verzweigt und verwickelt angelegt, die Endfäden des Gewebes reichen von London und Berlin bis nach Calcutta, spinnen sich durch Salons, Klöster und Schiffe, und kreuzen und wirren sich ziemlich bunt, um sich schließlich wieder recht glatt zu spannen und zu vereinen. Man könnte den Roman einen synthetischen nennen, indem von der anscheinend unorganischen Vielheit angehoben wird, um zur Einheit und dem ursächlichen Zusammenhang der Dinge und Personen zu gelangen. Wir wollen nicht verhehlen, daß die Vielheit der redenden, nicht genugsam unterschiedenen Personen uns beim ersten Lesen verwirrt hat, und daß uns dieses häufige Herbeiholen neuer Motive nicht sehr künstlerisch vorkam; allein am Ende muß man doch zugeben, daß die Verfasserin ihre Aufgabe glücklich gelöst hat. Die Handlung ist ziemlich spannend, der Dialog natürlich, die Charaktere mannigfaltig und gut herausgearbeitet, die Sprache fleißig besorgt, ohne irgend welche besondere Originalität zu beweisen. Mädchen und Frauen ist das Buch sehr zu empfehlen.

Tante Lorchen. — Die Feldbergs. Original-Novellen von A. Freiin v. L. 196 S. 12°. Paderborn, Junfermann, 1889.

Ein neuer Name zu den vielen Namen weiblicher Novellisten. Freilich ist diese Neuheit dem Büchlein selbst nicht anzusehen — nach der guten wie minder guten Seite reiht es sich, wenn auch nicht den besten, so doch den guten und besseren Hervorbringungen weiblicher Erzählungskunst ebenwerthig an. Die Erfindungen sind ganz natürlich und wahrscheinlich, die Composition recht gut gegliedert, die Darstellung und Entwicklung flott und klar, die Schilderungen anschaulich, ohne breit und langweilig zu sein, die Charaktere recht verschieden, innerlich wahr und einheitlich durchgeführt, die Sprache im großen und ganzen richtig und natürlich (bis auf eine oder die andere Flüchtigkeit und die vielen Fremdwörter). Als Charakterbild hat uns die erste Novelle am besten gefallen; jedoch müssen wir gestehen, daß in der zweiten mehr Ansätze für kräftigere Originalgestaltung vorhanden sind, welche für die Zukunft noch Besseres erhoffen lassen. Sehr gelungen ist z. B. die ebenso kurze als schlagende Charakteristik des Lebemanns Feldberg durch dessen Antwort auf das Billet seines Sohnes, der ihn fragt, ob es wahr sei, daß er einen Wechsel gefälscht: „Gefälscht — ein unpassendes Wort — im übrigen Ja." Solche Worte werden wohl kaum erfunden, sie schafft nur das Leben, und wir glauben auch aus anderen Zügen zu sehen, daß die Erzählerin ein gutes Auge für das Leben hat, und daß dieses Leben ihr die besten Gedanken liefert. In der zweiten Erzählung ist auch ein Ueberschuß an Motiven, die nicht zur vollen Ausbeute gelangen. Das ist für das Stück selbst von Nachtheil, für die Zukunft aber verspricht es eine reifere Entfaltung des eigenen Talentes. Ob Max wirklich die Ehe eingehen mußte, ja nur durfte? So einfach wie die Erzählerin den Fall löst, scheint uns derselbe doch nicht zu liegen. Zu tadeln ist die in Aussicht genommene und als Ideal bedauerte Verwandtenheirat.

Im Bann der Schlange. Novelle von A. Velbenz. 206 S. 8°. Köln, Bachem, 1890. Preis: *M.* 2.50; geb. *M.* 3.75.

In vornehmer Ausstattung bietet uns hier die Bachem'sche Verlagshandlung eine werthvolle Erzählung, wahrscheinlich aus Damenhand, die durch den Umstand noch gewinnt, daß sie eine Erstlingsgabe zu sein scheint. Nach Lesung der Novelle ruft der geplagte Kritiker erleichtert aus: endlich wieder einmal eine wirkliche, ernste Arbeit, wieder einmal ein Name, der sich in seiner Art denen der Brackel und Herbert anschließt. Zuerst erfreut der Gegenstand der Geschichte — eine wirklich brennende Gesellschaftsfrage. Wie kommt es, daß so viele junge Leute, Jünglinge wie Jungfrauen, nach einer trefflichen Erziehung in einer religiösen, durchaus tüchtigen, ja vorzüglichen Anstalt, nach einigen Jahren der Rückkehr ins Vaterhaus gleichgiltig, ja ungläubig werden? Ob die Verfasserin bei ihrer Erzählung gerade dieses allgemeine Problem behandeln wollte, wissen wir nicht; es ist dies für die Lösung desselben aber auch gleichgiltig, da jedenfalls, ob beabsichtigt oder nicht, der zur Darstellung gelangte Einzelfall ein durchaus typischer ist. Wir begleiten die aus dem Pensionate heimkehrende junge Dame in das Haus ihres Oheims, lernen sie als eine nur nach dem endgiltigen Eintritt ins Kloster verlangende Seele kennen, bemerken jedoch zu unserer Furcht recht bald ein gewisses Gefühl der Ueberlegenheit, der Unverwundbarkeit und Selbstgefälligkeit an ihr, das gerade in der Umgebung am wenigsten angebracht ist. Sehr glücklich ist das allmähliche Erkalten, das Spielen mit der Gefahr, schließlich der vollständige innere und dann auch äußere Abfall — die gemischte Ehe und all der Jammer eines sich von Gott lossagenden Herzens geschildert. Hier hat nicht bloß die dichterische Phantasie, sondern auch das alltägliche Leben in gewissen Gesellschaftskreisen der Dichterin die richtigen Töne und Farben geliehen. Wie die Heldin dann wieder zum Glauben gelangt, bildet den von der Aesthetik und dem Charakter geforderten wohlthuenden Abschluß. Neben der Hauptheldin sind es besonders die Personen des Oheims, der Tante und vorzüglich der Cousine Agnes, welche den Leser in der verschiedensten Weise anmuthen. Die Lichtgestalt der Agnes besitzt etwas von dem Zauber, der in so großartig eigenthümlicher Weise von der gleichnamigen jungfräulichen Idealgestalt in der Fabiola ausfließt. Die Form des Buches ist der nicht ungefährliche Brief, den aber die Verfasserin vielleicht deshalb so glücklich handhabt, weil ihrer auf das Thatsächliche, Reale gerichteten Art die Hauptgefahr desselben, die Weitschweifigkeit und Gefühlsduselei, fern liegt. Sehr gut drückt der Titel „Im Bann der Schlange" das ganze Wesen der Novelle aus, indem diese uns in den Selbstbekenntnissen der Heldin das Flattern und Zappeln und schließlich das Zum-Opfer-fallen unter dem blendenden oder verblüffenden, dann verlockenden und verführenden Einfluß der neuen Welt vor das Auge führt. Die Novelle ist unseres Erachtens ein nicht bloß literarisch, sondern auch sittlich gutes Buch, dem wir nur eine weite Verbreitung wünschen können. Deshalb bedauern wir auch, daß gerade sie nicht einen Theil der bekannten Novellensammlung bildet.

Miscellen.

Oxford und seine Professoren. Unter diesem Titel bringt eines der letzten Hefte der Edinburg Review interessante Aufschlüsse über die Resultate der 1852 durch kgl. Commission versuchten Reform dieser berühmten Universität. Es ist, als ob man durch den jähen Bruch mit der katholischen Vergangenheit das rechte Geleise für das Universitätswesen in Europa verloren habe. Während in Deutschland einsichtsvolle Beobachter die Köpfe schütteln über die fast jeder Schranke entbehrende Freiheit von Jünglingen, die diese Freiheit noch nicht zu gebrauchen gelernt haben und hundert Gelegenheiten finden, sie zu mißbrauchen, über die Ungebundenheit von Professoren im Vortrag auch der umstürzendsten und im Grunde unsittlichsten Theorien, über den Mangel an Controle der Studien wie des Collegienbesuches, über Mangel an Contact der Schüler mit den Lehrern, an eigentlicher Lehr- und Erziehungsthätigkeit von seiten der letzteren, während all diese Uebelstände offen zu Tage liegen, blickt man anderswo, vom entgegengesetzten System bis zum Ersticken eingeengt, mit Neid und Bewunderung auf diese wenig bewunderungswerthe akademische Freiheit Deutschlands. Noch nicht zwei Jahre sind es her, daß der Irish Ecclesiastical Record, auf Grund einer Vorarbeit aus französischer Feder in mehreren überschwenglichen Artikeln die Zustände der deutschen Universität fast als das höchst Erreichbare darzustellen sich bemühte, und jetzt richtet auch die Edinb. Rev. dahin die Blicke ihrer Sehnsucht. Aber mit weit mehr Nachdruck und weit mehr Ursache schaut sie zugleich klagend zurück in die Vergangenheit: „Was von mittelalterlichen Institutionen das unwandelbarste Interesse einflößt, das ist die Universität, und mit Recht; denn durch sie wird das edelste Element des mittelalterlichen Lebens zusammengefaßt und zum Ausdruck gebracht, zugleich aber auch ein andauernder Protest gegen die schlimmsten seiner Schattenseiten.“ Und nun fährt der Artikel fort, wenn auch mit einem Seitenhieb gegen die Kirche, seine Bewunderung auszusprechen für die Freiheit der geistigen Bewegung, die Trefflichkeit der Organisation und die einzige Geltung wahren geistigen Verdienstes, wie sie an der Universität des Mittelalters geherrscht haben.

Als das große Uebel für die jetzige englische Universität und das unübersteigliche Hinderniß jeder Reform erscheint dem Verfasser des Artikels das Collegiatsystem, auch heute noch „so mächtig nach innen, so populär nach außen“.

Die vielen reich dotirten Collegien, meist gegen Ausgang des Mittelalters gegründet, wurden hauptsächlich von katholischen Kirchenfürsten ins Leben gerufen, um mittellosen Studenten das Studium zu erleichtern, aber auch um der überschäumenden Kraft der Jugend, die damals urwüchsiger als heute, jedoch zu Ausschreitungen nicht minder geneigt war, einen weisen Zügel anzulegen, und auch unter einer Schaar junger Berserker Zucht und Sitte kräftig aufrecht zu halten.

Aber mit der Regierung Eduards VI. und Elisabeths, wo es galt, jede unabhängige geistige Macht und jede selbständige Körperschaft im Lande zu beseitigen, wurden die Vorstände der Collegien und damit diese selbst von der Universität unabhängig gemacht; ihr Einfluß ward allein maßgebend im akademischen Senat, sie selbst aber wurden nur um so mehr unterthänig der Beeinflussung von außen, vor allem den Launen des königlichen Hofes. Die unmittelbare Folge war einerseits die allmähliche Ausschließung der Unbemittelten von den Collegien und die Verleihung der Bursen (Freiplätze) und der einträglichen Aemter in den Collegien an die Günstlinge der Großen. „Oxford unbotirt, erzog die Armen, Oxford reich botirt, erzog die Reichen." Auf der andern Seite war eine Reaction dieser verwöhnten Jugend gegen eine in manchem kleinliche Einschränkung unvermeidlich, und wo dieselbe nicht auf Schlimmeres verfiel oder in wilde Roheit ausartete, gab sie sich kund in einer fast bis zur Manie gesteigerten Leidenschaft für Leibesübungen, wie Rudern, Wettfahrten u. dgl. Endlich folgte aus diesen Verhältnissen fast mit Nothwendigkeit die Unterdrückung der öffentlichen Vorlesungen. Die Scholaren fanden es zweckmäßiger, die Lehrer ihres Collegs zu hören, die ihre Examinatoren waren und unter deren Einfluß sie standen, zumal die öffentlichen Professoren, deren Stellung mehr als Sinecure betrachtet wurde, sich selten durch größere Gelehrsamkeit oder Lehrfähigkeit auszeichneten. Die Folgen waren für Lehrer und Schüler gleich verderblich. Die Lehrer im Colleg (die „Tutors"), ihrer Stellung wie ihres Auditoriums gewiß, waren ohne wissenschaftlichen Trieb und außer Stand, ihre Schüler zu begeistern. Die Schüler lernten gerade so viel, als nöthig war für Erlangung der akademischen Grade oder der Fellowships. Die etwas größere Freiheit abgerechnet, unterschied sich das Universitätscolleg sehr wenig von den großen Lateinschulen Eton, Winchester 2c. Der Unterricht war elementär an beiden Universitäten. Tieferes Einbringen in irgend einen Zweig des Wissens, Anregung zu selbständiger Forschung waren unbekannt. Viele Fellows blieben nur an der Universität, bis eine einträgliche Pfarrstelle vacant wurde, nur wenige hatten eine Vorstellung von der Aufgabe eines akademischen Lehrers.

Dazu kam, daß später die in der Nähe der beiden Universitäten liegende Landeshauptstadt mit ihren weit überlegenen Schulen für Jurisprudenz und Medicin viele Schüler an sich zog und deshalb auch der Zufluß strebsamer Geister zu den beiden Universitäten stark vermindert wurde trotz aller Anstrengungen in Oxford und Cambridge, wenigstens für die naturwissenschaftlichen Fächer angesehene Gelehrte zu gewinnen.

Wie hat nun die kgl. Commission von 1852 abgeholfen? Manche thörichten Mißbräuche wurden allerdings durch eine neue Studienordnung abgestellt, zum Studiren von Specialfächern wurde Ermuthigung gegeben. Vor allem aber dachte man, die öffentlichen Vorlesungen wieder zu Ehren zu bringen dadurch, daß man neben den bereits bestehenden Professuren eine Reihe neuer Lehrstühle schuf. Durch reiche Dotirung derselben dachte man tüchtige Lehrkräfte, durch den Ruf dieser Lehrer zahlreiche Schüler herbeizuziehen, und durch diese Ansammlung so vieler jungen Geister um hervorragende Gelehrte

ein wissenschaftliches Streben zu wecken. Man kann nicht sagen, daß man in Bezug auf die Höhe der Gehälter oder die Zahl der Professoren das Maß überschritten habe. Manche weiteren Lehrstühle wären für England wünschenswerth gewesen, so z. B. für asiatische und amerikanische Sprachen, für Geschichte und Literatur der England unterworfenen fremden Nationen. Ein Lehrstuhl für Rhetorik und solche für neuere Sprachen und die Literatur Deutschlands, Frankreichs, Spaniens und Italiens wären nahezu ein Bedürfniß. Aber immerhin hat man sehr beträchtliche Summen und große Mühe aufgewendet, die öffentlichen Vorlesungen wieder in Flor zu bringen.

Hätte man nun die Studenten zum Besuch dieser Vorlesungen verpflichtet, die Fellows, welche nicht Professoren sind, auf die Repetition des von jenen vorgetragenen Lehrstoffes beschränkt, die Erlangung der akademischen Grade für die außerhalb der Universitäten privatim Studirenden erschwert, dagegen, wie dies seitens der Londoner Universität geschieht, Provinzialcollegien, welche die für eine akademische Erziehung nothwendigen Bedingungen erfüllen, den Universitäten affiliirt, so wäre man wohl dem Ziele näher gekommen.

Aber die Fellows der Collegien fahren nach wie vor fort zu dociren; die Hörsäle der splendid bezahlten Professoren bleiben leer; sie selbst, wollen sie nicht in Unthätigkeit ihr Gehalt verzehren, sind angewiesen, in Schriftstellerei ihren Trost zu suchen, oder, wie dies zum Theil geschah, in Oxford und anderswo für ein gemischtes Publikum populär-wissenschaftliche Vorträge zu halten.

Dabei jammern Männer wie der frühere Regius Professor der neueren Geschichte, Bischof Stubbs, oder wie der gegenwärtige, Mr. Freeman, daß die Studiencommission den Professoren in der Auswahl und Behandlung des Stoffes die nöthige Freiheit versage, und sie seufzen nach der Lehrfreiheit in Deutschland.

Nicht minder jammern die Schüler, denen für die Examina die Bewältigung eines so unverhältnißmäßig weiten Lehrstoffes zugemuthet wird, daß sie sich genöthigt glauben, zu den sogen. coachers oder crammers (Vollpfropfern) ihre Zuflucht zu nehmen. Diese nämlich bekennen sich zu der seltenen Kunst, das Gedächtniß ihrer Schüler so vollzupfropfen, daß sie im Stande sind, die von den Examinatoren gestellten Fragen zu beantworten. Sie haben durch das Glück, welches ihre Erziehungsexperimente begleitet, manche der besten Talente nicht nur den Universitäten, sondern auch den Mittelschulen entzogen, und das Publikum, das ja stets nur auf den äußeren Erfolg sieht, so verwöhnt, daß man sich um gründliche Kenntniß und wissenschaftliche Erfassung eines Gegenstandes kaum mehr kümmert. Dressur ist fast überall an die Stelle von Bildung getreten. Privatstudium wird dem öffentlichen Unterricht vorgezogen, sofern der Privatlehrer nur das lehrt, was voraussichtlich in der Prüfung gefragt werden wird.

Das Resultat der von so großen Hoffnungen begleiteten Universitätsreform von 1852 ist also bei bedeutend erhöhten Staatsleistungen Sinken der Universität, Mißmuth der Professoren, systematisch hervorgerufene Flüchtigkeit, Oberflächlichkeit, Dilettantismus bei den Schülern, deren naturgemäße Frucht, der Agnosticismus, bei Lehrern und Schülern in Oxford immer mehr zur herrschenden Philosophie wird.

Die Bevölkerungsabnahme in Frankreich und ihre Ursachen. Wiederholt haben wir in diesen Blättern darauf hingewiesen, wie der Code civil mit seinem erbrechtlichen Theilungszwang nicht bloß der sittliche und materielle Ruin eines Landes ist, sondern sogar auf den Rückgang der Bevölkerungsziffer Einfluß übt. Einen neuen Beleg bietet uns folgende Statistik, welche die „Revue socialiste" auf Grund der Zählungen von 1888 entwirft und mit den Worten einleitet: „Wenn die durch die officiellen Zählungen constatirte Abnahme unserer Nationalität fortdauert, so werden unsere Enkel in ihrem Greisenalter Zeugen des unvermeidlichen Todeskampfes von Frankreich sein können." Die Abnahme der französischen Bevölkerung begann mit der großen Revolution.

Bevölkerungsstand der europäischen Großmächte im Jahre 1789:

Frankreich	26 000 000
England	12 000 000
Rußland	25 000 000
Deutsches Reich	28 000 000
Oesterreich	18 000 000.

In dieser Gesammtzahl von 96 Millionen hat die französische Großmacht nur die Verhältnißzahl von 27 % aufzuweisen, während im Jahre 1700 die entsprechende Bevölkerungsziffer im Verhältnisse zu den Großmächten Europa's sich auf 38 % belief.

Bevölkerungsstand der europäischen Großmächte im Jahre 1815:

Frankreich	29 500 000
England	19 000 000
Oesterreich	30 000 000
Preußen	10 000 000
Rußland	45 000 000
Deutscher Bund	30 000 000.

Bei dieser Gesammtzahl von 139 Millionen (nach Abzug der auf den Deutschen Bund treffenden Bevölkerungsziffer Oesterreichs und Preußens) hat Frankreich bereits nicht mehr als 20 % zu verzeichnen, d. h. nur halb soviel als unter Ludwig XIV.

Bevölkerungsstand der europäischen Großmächte im Jahre 1880:

Frankreich	37 200 000
England	34 800 000
Oesterreich	39 000 000
Deutsches Reich	45 600 000
Europäisches Rußland	84 500 000
Italien	28 600 000.

Heute ist also die Verhältnißzahl noch viel geringer; denn zur Gesammtbevölkerung der europäischen Großmächte von 270 Millionen trägt Frankreich nur mehr 13 % bei. Im Verlauf zweier Jahrhunderte hat sich demnach die französische Bevölkerungsziffer im Vergleich mit der der übrigen Großmächte um zwei Drittel vermindert. Wo haben wir den Grund dieser Abnahme zu suchen? Etwa in der Heiratsziffer? Diese steht aber im entsprechenden Ver-

hältniß zu den anderen Staaten. Auch nicht in der allgemeinen Sterbeziffer, welche normal geblieben ist. Wir finden den Grund nur in der allgemeinen Geburtsziffer, die seit 100 Jahren in steter Abnahme begriffen ist: Frankreich geht zu Grunde aus Mangel an Nachkommenschaft.

Für die Regierungszeit Ludwigs XIV. schätzte Moreau de Jonnès die jährliche Geburtsziffer ungefähr auf eine Million. Seitdem aber wird trotz der an sich größeren Bevölkerungszahl beinahe immer eine niedrigere Zahl angegeben. Um sich hiervon zu überzeugen, genügt ein Blick auf folgende Statistik, welche der „France économique de M. de Foville" entnommen ist:

Zählungen von 1801—1885.

Perioden	Jährliche Geburtsziffer: Maximalzahl	Minimalzahl	Auf je 1000 Einw. fielen durchschnittlich Geburten
1801—1810 . .	919 000	903 700	32,3
1811—1820 . .	994 100	883 950	31,6
1821—1830 . .	992 300	963 300	30,8
1831—1840 . .	993 850	937 450	29,0
1841—1850 . .	985 850	901 350	27,4
1851—1860 . .	1 018 000	902 350	26,3
1861—1870 . .	1 012 800	943 500	26,3
1871—1880 . .	966 700	826 100	25,4
1881—1885 . .	937 950	924 350	24,5.

Von 1801—1885 ist also die Durchschnittszahl der Geburten ununterbrochen gesunken, von 32,3 auf 24,5. Seit 1885 ist sie noch stets im Sinken Jahr für Jahr; denn 1888 steht sie bereits auf 22,2.

„Wir sind", betont die ‚Revue socialiste', „an der äußersten Grenze angelangt, wo die allgemeine Geburtsziffer gemäß der officiell constatirten Abnahme von 1801—1888 unter die allgemeine Sterbeziffer herabzusinken im Begriffe steht. Im Jahre 1881 überstieg die Geburtsziffer die Zahl der Verstorbenen um 108 229, dagegen im Jahre 1888 nur mehr um 44 772, wobei noch 29 101 Geburten von Ausländern mitgerechnet sind. Nach zwei oder drei Jahren wird die Ueberzahl der Gestorbenen das Sterbeglöcklein der französischen Rasse läuten . . ."

248 188	Familien	haben	je	7	Kinder
313 400	„	„	„	6	„
549 693	„	„	„	5	„
936 853	„	„	„	4	„
1 512 054	„	„	„	3	„
2 265 317	„	„	„	2	„
2 512 611	„	„	„	1	Kind
2 073 205	„	„	„	0	Kinder.

Im Jahre 1888 kommen auf je 1000 Einwohner in Deutschland doppelt so viel Geburten als in Frankreich.

Wer ist nun für diese auffallende Abnahme in Frankreich verantwortlich? Der Socialist M. Rouanet antwortet: „Unsere socialen und ökonomischen Verhältnisse . . . die gegenwärtige Organisation des Eigenthums und

die Erbrechtsgesetze einerseits und die Vertheilung der socialen Lasten andererseits erschweren die natürliche Fruchtbarkeit des Volkes und steuern auf seine stete Abnahme los." Mit Recht bemerkt dazu die „Gazette de France", indem sie auf die letzten Ursachen der grauenhafte Zustände hinweist: „Suchen wir die Gründe der Unfruchtbarkeit Frankreichs tiefer. Seitdem Frankreich die Grundsätze der Religion verlassen und nach Ausweis der Ziffern gerade seit der Revolution, zeigen die Zahlen, daß seine Geburtsziffer herabsinkt. Das christliche Frankreich achtete das Gebot Gottes: Wachset und mehret euch! Das glaubenslose Frankreich kümmert sich nicht darum."

Soviel über die Thatsache und deren Gründe. Möge bei der heute überall zunehmenden Gottlosigkeit unser deutsches Reich vor einer ähnlichen Gefahr bewahrt bleiben! Möge aber auch das neue bürgerliche Gesetzbuch das Seinige thun und noch mehr, als es im Entwurf bereits geschehen ist, sich lossagen von der Zwangstheilung des Code civil.

Ein Leidener Professor über den hl. Thomas von Aquin. Wie das Studium der Werke des hl. Thomas den Göttinger Professor von Ihering mit Hochachtung gegen ihn erfüllte, so wurde auf dem gleichen Wege Herr W. van der Vlugt, Professor der Rechtsencyklopädie und der Rechtsphilosophie an der Leidener Universität, ein begeisterter Verehrer des englischen Lehrers. Er veröffentlichte unlängst im „Gids" einige Artikel über den „Kampf um das Recht". Auch von der Rechtslehre des hl. Thomas gibt er darin eine eingehende Darlegung (Septemberheft, S. 390—396), die er mit einer sehr anerkennenden Charakterisirung des großen Denkers einleitet. Anknüpfend an die Erzählung, daß Albertus Magnus einst bei einer Disputation seinem bis dahin verkannten Schüler vorherverkündete, seine Stimme werde noch einmal in der ganzen Welt gehört werden, sagt er (S. 386): „Mehr als 600 Jahre sind nun verflossen, seit jener Mund, in der Kraft des Lebens, sich auf immer schloß. Aber das prophetische Wort, welches ihm eine so mächtige Stimme verkündete, ist wie wenige in Erfüllung gegangen. Der Aquinate, gestern noch der Spott seiner Studiengenossen, von nun an ihr Stolz, wurde bald ‚Definitor' an der Pariser Universität, die Liebe und Verehrung der Tausende, die sich in der ‚Sorbonne' zusammendrängten, um auf das Wort des ‚Engels der Schule' zu horchen, und nach seinem frühen Tode sprach die dankbare Kirche ihn heilig. Aber das ist nicht alles. Die Vorhersagung des Meisters Albertus geht bis auf den heutigen Tag in Erfüllung. Noch ist kein Decennium verflossen, seit einer, dessen Worte man wohl in den Wind schlagen, aber nie todtschweigen kann, der Papst selbst, eine denkwürdige Aufforderung an alle Fürsten der Kirche richtete . . . ."

An einer andern Stelle (S. 388) heißt es: „Welch eine Ueberraschung für jene, die diesen Mann nur aus einer übelwollenden Ueberlieferung kannten, wenn sie endlich einmal ihm selbst in seinem Werke begegnen! Nein, wahrhaftig, kein Finsterling war jener Denker, der, nun ja, dem Denken seine Schranken zog, aber auch innerhalb derselben ihm eine Ehrfurcht bekundete, wie es sie vorher selten gefunden. Kein Sophist war jener Arbeiter, dessen Durst nach

Wissenschaft, mochte er sie auch selbst nicht bis in den Himmel erheben, noch zu jedem spricht, der ein Riesenwerk, so solid, wie es bei den Mitteln jener Zeit nur möglich war, zu verstehen vermag. Kein Stümper war jener Stilist, der freilich nie durch rhetorische Floskeln die Aufmerksamkeit seiner Leser von der Sache selbst ablenkte, aber dessen Kürze Streben nach Schärfe, dessen bis zur Eintönigkeit gleichmäßige Methode gewissenhafter Ernst, dessen Einfachheit, in einem Wort, Selbstverläugnung war. Kein Ketzerjäger war jener ‚katholische' Geist im besten Sinne des Wortes, der stets suchte, was zu versöhnen, nicht, was zu trennen geeignet war, im täglichen Streit seiner Sache zu sicher, als daß er an unritterliche Waffen nur hätte denken können, beim Zeichnen der Lehre des Gegners durchaus ehrlich, und sowohl bei der Abwehr als beim Angriff frei von aller Bitterkeit und Leidenschaft. Ehre, wem Ehre gebührt! In mehr als einer Weise kann, vielleicht, die Verbreitung seiner ‚goldenen Weisheit' der menschlichen Gesellschaft zum Heile dienen. Aber sicher steht der edle Ton, den dieser Lehrer der ‚ecclesia triumphans' selbst gegen Irrende und Ketzer wählte, als beschämendes Vorbild da sowohl für die Parteigenossen als für die Gegner in unseren Tagen."

„Keinem Sterblichen", fügt er (S. 396) bei, „ist es gegeben, sich ganz den Einflüssen seiner Zeit zu entziehen, auch einem hl. Thomas nicht. Tief wurzelte er in der Anschauungsweise des christlichen Mittelalters: eine Anschauungsweise, die uns so fremd ist, daß man glauben möchte, wenn man ihn hört, eine Stimme aus einer andern Welt zu vernehmen. Und dennoch, nirgends tritt es einem so überraschend entgegen: ein wahrhaft großer Geist ist nimmermehr ein Kind seiner Zeit allein. Wenn ein Thomas seine ‚Summa' vor uns entfaltet, auf so weiter Grundlage, in so feiner, mit Ausdauer durchgeführter Ausarbeitung, ... dann sehen wir doch zwischen ihnen (Thomas und Dante) und uns noch etwas anderes als eine scheidende Kluft; ja dann vor allem begreifen wir das bekannte Wort, daß solche Männer nicht einem Geschlecht gehören, sondern allen insgesammt. Ehre jenen Baumeistern! Ehre ihrem Werk!" Und Ehre, so darf man wohl beifügen, den Forschern, die unbefangen und frei genug sind, die Vorzüge jener Geistesheroen zu erkennen und offen und laut anzuerkennen!

Uebrigens ist Herr van der Vlugt unter den holländischen Professoren nicht der einzige Verehrer des hl. Thomas. Auch die Herren Pierson und van der Wyck sprachen sich noch unlängst anerkennend über ihn aus. Letzterer z. B. nannte ihn in einer Rede „den vernünftigsten und sanftmüthigsten aller Katholiken des Mittelalters ..., den großen Thomas von Aquino".

Die Verehrung des hl. Joseph in der Geschichte.

„Wir haben aber noch einen andern Wunsch ... Wir halten es für sehr ersprießlich, daß das katholische Volk neben der allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria auch ihren reinsten Gemahl, den hl. Joseph, in ganz besonderer Weise und mit großem Vertrauen anrufe ... Da Uns so viel daran liegt, daß diese Andacht in den Sitten und Gewohnheiten der Gläubigen tiefe Wurzeln schlage, (wollen Wir,) daß das katholische Volk auch durch Unser Wort und durch Unsere Autorität dazu angetrieben werde."

Das war die schlichte Mahnung, die am 15. August 1889 der erhabene Priestergreis von dem Throne des hl. Petrus aus an die Gläubigen richtete, indem er die Mahnung daran knüpfte, den Monat März zu Ehren des hl. Joseph besonders zu heiligen. Das war es, was er im Augenblick, wo ringsumher Stürme das Schifflein Petri umtosen, seinen Kindern zurufen zu sollen glaubte, zu einer Zeit, wo, wie er sagt, der Glaube schwindet, die Liebe erkaltet, die Hoffnung der Kirche, die Jugend, planmäßig verderbt, die Kirche selbst mit List und Gewalt bestürmt, das Papstthum bekämpft, an die Grundlagen aller Religion die Frevlerhand gelegt wird. Es ist wie der stumme Aufblick, den im Augenblick der höchsten Noth der Vater zum Himmel emporsendet, beredter für das Kind als alle Klage, aber auch ermuthigender als alle schönen Hoffnungsträume.

Allein es ist auch nicht von ungefähr, daß in dieser sich überstürzenden, ruhelosen Zeit der maßlosen Selbstsucht, der schrankenlosen Gier nach Genuß, des sich selbst vergötternden Dünkels und der Auflehnung gegen Gott und alle rechtmäßige Autorität das Bild des stillen, arbeitsamen Mannes von Nazareth im Glorienschein uns vor die Seele geführt wird, des Mannes, welcher unbeachtet und vergessen von der Welt, doch in Wahrheit groß war, weil gerecht in den Augen Gottes, des Herzenserforschers,

des Mannes, welcher Größe, Glück und Werth des Lebens nur darin gesehen, ganz seine Pflicht zu thun, seinem Schöpfer unterthänig zu sein, wie alltäglich oder wie außerordentlich auch dessen heiliger Wille an ihn herantrat.

Doch darin liegt zumeist die Bedeutung dieser Andacht für unsere Zeit, daß der Nährvater des Sohnes Gottes, zu dem die katholische Welt mit Liebe und Bewunderung emporblickt, ein armer Arbeiter war, der mit seiner Hände Arbeit sich und den Seinigen das karge Brod verdienen mußte, und die Seinigen waren Jesus und Maria. Aber er war ein Arbeiter, wie der Heilige Vater sagt, „welcher mit dem wenigen zufrieden war, das ihm gehörte, welcher die Beschwerden seines Standes mit Muth und Ergebung trug nach dem Beispiele seines Sohnes, der Knechtsgestalt annahm, obgleich er der Herr aller Dinge war". Das, betont Leo XIII., müsse den Armen und den Arbeiter aufrichten und beruhigen, indem es sie lehrt, wie Arbeit, die mit Tugend verbunden, hochgeadelt ist; es müsse sie abhalten von thörichtem und verderblichem Anstürmen gegen die bestehende Ordnung, indem es sie lehrt, auf Beispiel und Schutz des hl. Joseph und auf die mütterlich thätige Sorgfalt der Kirche zu vertrauen.

Kaum hätte man erwarten sollen, eine Mahnung dieser Art und in dieser Zeit vom Oberhaupt der Kirche an seine Heerde gerichtet, die niemanden verletzen, edle Christen nur erbauen konnte, würde das Signal zu neuen heftigen Angriffen von seiten öffentlicher Blätter sein, die sich als Vorkämpfer des reinen Evangeliums aufzuspielen lieben. Doch so harmlos und dem Wesen der christlichen Religion entsprechend es ist, wenn der Katholik mit Verehrung und Vertrauen aufblickt zu dem, der einst der Kindheit des menschgewordenen Gottes gewartet, wir sind längst gewohnt, daß dies als Ausartung und Mißbrauch, oft in gehässigster Weise, der Kirche entgegengehalten wird. So geschah es im protestantischen Skandinavien, so im religionsverworrenen England, so in dem stets mehr zu einem Herde der Unduldsamkeit umgewandelten Deutschland. Ein Erlaß des Heiligen Vaters, der nichts anderes war als ein Aufruf zu demüthigem Gebet, gerichtet an die allein, die aus freier Ueberzeugung in ihm den Statthalter Christi verehren und sich mit ihm zur Lehre der katholischen Kirche bekennen, hat auf der Generalversammlung des „evangelischen" Bundes zu Eisenach die Erklärung hervorgerufen, daß dieser Bund „nicht allein das selbstverständliche Recht, sondern auch die Pflicht habe, dagegen als gegen ein neues Heidenthum abwehrend und protestirend aufzutreten". Derselbe Erlaß hat der confessionellen Hetzpresse (so man sie nicht richtiger als die

anticonfessionelle bezeichnen sollte) einen neuen geistreichen Gedanken eingegeben, der seitdem in Zeitungen und Flugschriften emsig verbreitet worden ist, nämlich der Papst habe sich durch denselben auch nach römisch-katholischen Begriffen einer Ketzerei schuldig gemacht, weil er den Grundsatz der katholischen Kirche verletzt habe, daß nur das als Wahrheit gelte, was immer, überall und von allen geglaubt worden ist.

Nie hat es in der Kirche einem Zweifel unterlegen, daß ihre Heiligen, die verklärten Freunde Gottes, von der Glorie des Himmels aus an unseren Kämpfen Antheil nehmen und für uns und mit uns beten. Sie hat es gefolgert aus der Vergleichung von klaren Stellen der Heiligen Schrift, und die Werke der heiligen Väter bezeugen uns noch heute die allgemeine Ueberzeugung aus den frühesten Jahrhunderten der Christenheit.

Nie auch hat es in der Kirche an Erkenntniß gefehlt für die erhabene Stellung und das wundervolle Tugendbeispiel des Gemahls der Jungfrau und Nährvaters des Erlösers, schon deshalb nicht, weil diese in der Heiligen Schrift selbst den sprechendsten Ausdruck gefunden hatten. So heißt es so schön in einem Südwestdeutschland angehörigen Heiligenverzeichniß (Hagenauer Martyrolog), das am 16. Juni 1412 Veit Krentzelin zu Ende geschrieben hat, zum 18. März: „Zu Bethlehem im Lande Juda der Heimgang des hl. Joseph, des Bräutigams der seligsten Jungfrau Maria, der Mutter unseres Herrn Jesus Christus dem Fleische nach, und Nährvaters des Herrn, der von den Evangelisten im Evangelium so hoch gepriesen wird. Dieser heilige Mann übte große Sorgfalt für Christus und dessen Mutter. Durch welche Todesart aber und zu welcher Zeit der Heilige starb und wo er begraben, ist völlig unbekannt.“ [1]

Man kann ruhig zugeben, daß die Andacht zum hl. Joseph zu der heutigen Ausdehnung mit seinen Festen und Festofficien, seinen Kirchen, Kapellen, Altären und Bruderschaften sich erst später entfaltet habe: aber darin liegt nicht Wechsel und Aenderung im katholischen Glauben, es offenbart vielmehr gerade dies recht schlagend die Bedeutung unserer kirchlichen Andachten und den wesentlichen Unterschied derselben von den Dogmen des Glaubens. Die Andachten sind nichts anderes als freie Uebungen der Frömmigkeit, deren Grundlage unmittelbar oder mittelbar eine Wahrheit unseres Glaubens bildet, etwa ein Geheimniß aus dem Leben des Erlösers oder die Tugenden und Wunder eines Heiligen. Ihr letzter Zweck ist immer, Eifer und Liebe in Erfüllung unserer religiösen Pflichten und die Lebendig-

[1] Act. SS. Jun. VI p. 147; vgl. p. LIV. n. 234 (3. Aufl., Paris 1860).

keit des Glaubens in uns zu nähren. Die Grundlagen, die Wahrheiten der Religion, die Vorzüge der Heiligen, bleiben unverändert dieselben, die Andachten, d. h. die besondere Art, Eifer und Liebe aus jenen zu schöpfen, sind verschieden, wechseln unter dem Einfluß des Geistes von oben, der die Kirche lenkt, lassen jeden frei wählen, was gerade sein Herz anspricht, seiner Seele wohlthut. Sie werden nicht von der kirchlichen Behörde ersonnen oder anbefohlen, sie haben ihren Ursprung hauptsächlich im christlichen Gemüth des Volkes. Fast wie von ungefähr lenkt Gottes Geist, der in der Kirche waltet, Blick und Herz der Gläubigen mit besonderer Klarheit und Innigkeit auf irgend einen Punkt innerhalb des Schatzes der Glaubenswahrheiten, der, obschon längst bekannt, nie mit solcher Schönheit und solchem Reichthum ihrem Auge entgegenstrahlte. Das Volk fühlt sich angezogen, es betrachtet, bewundert, beginnt Vorliebe zu empfinden; einer wirkt auf den andern ein, belehrt ihn, reißt ihn mit sich fort; die Kirche prüft, — duldet mit Wachsamkeit, — bestätigt, — empfiehlt; auf solche Weise hat sich eine kirchliche Andacht gebildet. Die Andacht ist also nur der Ausdruck dessen, was für eine bestimmte Zeit das Volk in der Uebung seiner Frömmigkeit besonders liebt, meist auch dessen, was es gerade jetzt für das Leben der Seele besonders b e d a r f. Denn weit mehr noch, als zuweilen im physischen Leben, macht sich im geistigen Organismus der Kirche jenes geheime Gesetz geltend, daß, wo starkes Verlangen nach einer ungewohnten Nahrung oder Bewegung sich zeigt, meist ein berechtigtes Bedürfniß des Organismus zu Grunde liegt.

So ist es mit der Andacht zum hl. Joseph gegangen. Alle Voraussetzungen waren für sie von Anfang gegeben; aber es entsprach nicht dem Wohl der Gesammtkirche, daß sie hervortrete, an Stelle des geistigen Bedürfnisses trat das Gegentheil. E i n e Nothwendigkeit drängte alles andere zurück: die gottmenschliche Person mußte klar erkannt werden, und dies von einer Menschheit, deren Geist vom Heidenthum stumpf, für Höheres und Uebernatürliches schwer empfänglich war. Des Gottmenschen wunderbare und jungfräuliche Geburt mußte vor allem betont werden, und deshalb sollte der Nährvater zurücktreten.

Aber er hatte dies in den ersten Jahrhunderten überhaupt mit allen jenen Heiligen gemein, die nicht durch ihr Blut für Christus Zeugniß abgelegt hatten. Im Zeitalter der blutigen Verfolgung trat fast jede andere menschliche Größe zurück vor dem Heroismus des Martyrers. Die Martyrer mußten versprechen, zu beten für die, welche sie zurückließen; ihr Name wurde in die kirchlichen Kalendarien eingetragen, ihr Gedächtniß

durch das heilige Opfer gefeiert. Und obgleich es schon von den ältesten Kirchenvätern, wie z. B. Cyprian, aufs klarste ausgesprochen wurde, daß es auch ein unblutiges Martyrium gebe, das an Werth vor Gott dem blutigen nicht nachstehe, so wurden doch den heiligen Bekennern und Büßern erst später die gleichen kirchlichen Ehren wie den Martyrern zu theil.

Heute ist die Sache anders geworden. Dieselbe Rücksicht auf die Gottheit des Erlösers, die einst die Person Josephs in den Hintergrund drängte, verlangt heute seine Verehrung. Denn gerade die freudige Verehrung der Hüter der heiligen Menschheit Christi ist die Schutzwehr, wie das stete Bekenntniß des festen Glaubens an seine Gottheit. Aehnlich wie einst die beiden Cherubim mit ausgebreiteten, goldstrahlenden Flügeln zu den Seiten der Bundeslade, so stehen jetzt im Heiligthum der katholischen Kirche Maria und Joseph mit der sie umstrahlenden Andacht der Christenheit schützend und wachend neben dem Heiligsten, was der Christ hat, seinem Glauben an die Gottheit seines Erlösers. „Es scheint nicht geziemend zu sein," so schreibt 1522 der Dominikaner Isidor Isolani [1], einer der glühendsten Verfechter dieser Andacht, „daß der eine niedere Stelle einnehme, dem der Erlöser die Stelle über sich eingeräumt, noch darf der Name dessen unter einen andern herabgedrückt werden, dem Christus selbst sich unterworfen. Denn eben wegen Christus und seiner Mutter, der seligsten Jungfrau, sollte die Ehre, die man Joseph erweist, eine ganz ausgesuchte und erhabene sein." Mußte ferner zur Zeit der Martyrer der blutige Heldenmuth der Heiligen die Zurückbleibenden entflammen, so ist es heute, in der Zeit des krassen Egoismus und der Auflehnung, am Platze, die selbstlose Pflichterfüllung, die Unterwerfung gegen Gott und gottgesetzte Autorität, die vollständige Hingabe an die von Gott übertragene Aufgabe in dem gerechten Manne von Nazareth auf dem Altare zu sehen.

„Es hat Heilige gegeben", schreibt von einem andern Gesichtspunkte aus Cardinal Newman [2], „die unserm Herrn näher standen, denn Martyrer oder Apostel. Doch da eben diese heiligen Personen ganz aufgingen in dem Strahlenglanz seiner Glorie und in ihm sich ganz verloren, und da sie während ihres irdischen Wandels sich nach außen nicht hervorthaten durch Werke, die nicht auf ihn Bezug hatten, so geschah es, daß man ihnen lange Zeit weniger Aufmerksamkeit schenkte. Als aber verhältnißmäßig ruhigere Tage kamen, übte die fromme Betrachtung heiliger Männer

[1] Summa de don. S. J. c. VII.

[2] Anglican Difficulties.

und ihr stiller Verkehr mit dem Himmel allmählich einen Einfluß auf andere und durchdrang das christliche Volk vermittelst der Predigt und der Liturgie der Kirche. So stiegen allmählich jene leuchtenden Gestirne am kirchlichen Himmel empor, von erhabenerer Würde als die, so ihnen vorangegangen, die eben deshalb so spät erst aufsteigen mußten, weil sie so ganz besonders herrlich waren. Ich spreche von jenen Namen, von denen man im ersten Augenblick erwarten konnte, daß sie sehr bald in der Andacht der Gläubigen einen Platz finden, mit weit besseren Gründen aber voraussehen mußte, daß sie erst in späterer Zeit emporkommen würden, und die in der That erst spät emporgekommen. Der hl. Joseph bietet das treffendste Beispiel für das Gesagte; hier ist das klarste aller Beispiele für den Unterschied zwischen Glaubenslehre und Andacht. Wer hatte durch die Vorzüge seiner Stellung und das Gewicht der Zeugnisse, durch welche sie zu unserer Kenntniß kamen, einen größeren Anspruch, schon frühzeitig unter den Gläubigen eine Anerkennung zu finden als er? Ein Heiliger der Heiligen Schrift, der Pflegevater unseres Herrn, war er der Gegenstand allgemeinen und unbedingten Glaubens für die ganze christliche Welt von Anfang an, und doch ist die Andacht zu ihm verhältnißmäßig späten Datums."

Aber bei all diesem bleibt es wahr, daß die Verehrung des hl. Joseph nie etwas Neues war in der Kirche, sondern zugleich mit ihr groß geworden ist. Man darf behaupten:

1. Die Verehrung des hl. Joseph, d. h. das Anerkenntniß seiner bevorzugten Stellung und die Bewunderung und Nacheiferung seiner in der Heiligen Schrift uns verbürgten Tugenden, ist so alt als die Kirche selbst und war vorhanden, solange es denkende, glaubende, liebende Christen gab.

2. Die Andacht zum hl. Joseph, d. h. die Feier seines Gedächtnisses durch besondere Feste und Gebete, durch Weihe von Kirchen und Altären u. s. w. hat sich in der orientalischen Kirche schon sehr früh entwickelt und war im neunten Jahrhundert allgemein und vollständig ausgebildet. Im Abendland erscheinen um dieselbe Zeit ihre ersten, freilich schwachen Spuren; im zwölften Jahrhundert kann man sie zuerst mit Bestimmtheit nachweisen, und sie hat sich seitdem in ununterbrochener Entwicklung glänzend entfaltet.

„Es ist eines der vielen Wunder der heiligen Schriften, welche ihr inspirirter Charakter allein erklären kann, daß wir in so wenigen und einfachen Zeilen das ganze Wesen des hl. Joseph so vollständig für unsere

Betrachtung dargestellt finden, ohne daß auch nur ein Wort von seinen Lippen uns berichtet wurde." [1] Man kann sagen, daß mit der Heiligen Schrift die Andacht zum hl. Joseph gegeben, ja eine Nothwendigkeit geworden war. „Als endlich die Andacht begann," sagt Cardinal Newman in seiner geistreichen Besprechung dieser Frage, „schien alles erstaunt, daß man nicht längst zuvor soweit gedacht habe, und jetzt hielten sie ihn in ihrer frommen Liebe und Verehrung zunächst nach der seligsten Jungfrau."

St. Lucas, der Historiker unter den Evangelisten, zeigt den Heiligen in der Größe seiner historischen Stellung, als Haupt der Familie, der überall als Vater Jesu und Gatte der Jungfrau mit dem ihm gebührenden Ansehen hervortritt. St. Johannes, der Evangelist der Gottheit Christi, zeichnet den Nährvater in seiner Niedrigkeit, die Verdunkelung der göttlichen Person durch ihre Zugehörigkeit zur Familie von Nazareth. Marcus, der für den stolzen Römer schrieb, nennt den Pflegevater nie, nur einmal deutet er ihn an, wo die Juden den Erlöser „den Zimmermann" nennen und an seiner niedrigen Herkunft sich ärgern. Matthäus aber, der sich an das noch gläubige Judenvolk, die Abkommen der Patriarchen, wendet, schildert eingehender Josephs Tugendleben, seine inneren Kämpfe und Siege, seine Glaubens- und Gehorsamsproben, seine umsichtige Sorge für die heilige Familie. Nicht umsonst stellt er ihn gleich zu Anfang neben Abraham und David und berichtet das Engelswort: „Joseph, Sohn Davids", und zeichnet ihn als den wahren Davidssohn, im Gegensatz zu Achaz, dem ungläubigen König [2], der die große Verheißung des Hauses David durch Unglauben von sich gestoßen: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen." Haben wir bei Lucas den Heiligen der hypostatischen Ordnung, der beim großen Werke der Menschwerdung seine demüthigen Dienste bieten durfte als „Diener bei Ausführung des großen Rathschlusses", den Heiligen, umstrahlt vom Glanze, der von dem göttlichen Kinde ausgeht, so haben wir bei Matthäus einen Mann in der schlichten, ernsten Größe, dem tiefen Glauben, der rührenden Gottesfurcht des wahren Patriarchen, aber auch einen auserwählten Gottesfreund, der, glücklicher als Abraham, welchem der segenbringende Same, größer als David, welchem der große König aus seinen Lenden verheißen worden, vom Himmel den Auftrag

[1] W. B. Ullathorne, Bischof von Birmingham, in der Vorrede zu The Month of St. Joseph (transl. from the French), London 1871.

[2] 4 Kön. 16, 2; 2 Paral. 28, 1; Js. 7, 14; vgl. die schönen Ausführungen bei Grinne, Gesch. der Kindheit Jesu. I, 226 ff.

erhält, als Vater dem Neugebornen den Namen des Welterlösers beizulegen [1].

Es konnten natürlich diese Züge eines so großen Freundes Gottes, wie sie der Heilige Geist in das Buch der Bücher eingezeichnet hatte, den erleuchteten Geistesmännern und großen Lehrern, welche die ersten Jahrhunderte der Kirche geziert haben, nicht verborgen bleiben. Seit Justin dem Martyrer († 167), und Origenes († 254), also seit dem Beginn unserer kirchlichen Literatur, hat auch die Person des Nährvaters Christi Beachtung gefunden. Origenes sucht zu ergründen, was darin liege, wenn Gott einen Menschen einen „Gerechten" nenne; er sieht die besondere Absicht des Heiligen Geistes darin, Joseph zu ehren und zu belohnen, daß er ihn in der Schrift so ohne Einschränkung den „Vater Jesu" nenne [2]. Ephräm, der Syrer [3] († 379), staunt des Heiligen Würde an und vereinigt sich im Geiste mit Joseph und Maria zur Anbetung des Kindes. Chrysostomus [4] († 407) sieht in der himmlischen Milde und Seelengröße, die der Bräutigam der Jungfrau in der schwersten Stunde seines Lebens bewiesen, bereits die Wirkungen der Sonne der Gerechtigkeit, die, noch bevor sie aufgegangen, durch vorausgesandte Strahlen die Gipfel der Berge erleuchte; er läßt den Engel mit dem Troste zögern, damit Josephs Heiligkeit noch schöner und größer hervortrete. Hieronymus († 420) [5] verficht dessen stete Jungfräulichkeit. Augustin [6] († 430) weist mit wundervoller Zartheit nach, wie der jungfräuliche Gemahl Maria's gerade kraft der Jungfräulichkeit ihrer Ehe im wahren Sinne der Vater Jesu sei. „Nicht also aus dem Samen Josephs ist der Herr geboren, obgleich er dafür gehalten wurde, aber dennoch ist der Frömmigkeit und Gottesliebe Josephs von der Jungfrau Maria der als Sohn geboren worden, der zugleich der Sohn Gottes ist." Einer der größten Lobredner Josephs aus der Väterzeit ist endlich der hl. Petrus Chrysologus [7], Erzbischof von Ravenna († 450), damals einer der angesehensten Männer

[1] Josephs Name wird im Evangelium 14mal genannt: 7mal bei Matthäus, 5mal bei Lucas, 2mal bei Johannes; fast ebenso oft wird er erwähnt unter Ausdrücken, wie „sein Vater", „seine Eltern", „der Zimmermann", „ihr Gatte". Mehrere Stellen bei Johannes, wie 7, 27; 8, 19; 9, 29, werden als Hinweis auf die niedrige Stellung Josephs angesehen, obgleich dieser daselbst nicht genannt wird.

[2] Hom. 17. in Luc.

[3] Dom Ceillier, Script. VI. 464 u. 484 (Paris 1860).

[4] Hom. 4. in Matth. n. 3—5. [5] Contra Helvid. n. 19.

[6] De nupt. et concup. I, 11; serm. 51, 9. 16—19. 26. 30.

[7] Serm. 145.

der gesammten Kirche. Dieser bewundert bald Josephs Jungfräulichkeit, bald seine mit Himmelsmilde gepaarte Gerechtigkeit, bald seine erhabene Auserwählung und großartige Stellung als Vertreter des Davidischen Hauses und seiner Hoffnung. „Weshalb anders wird er, da er erst der 28. Generation entstammt, ‚Sohn Davids' genannt, als weil jetzt das Geheimniß dieses Geschlechtes erschlossen, die Verheißung erfüllt ward?"

Begreift es sich von selbst, daß solche Lobsprüche aus dem Munde dieser, wie vieler anderer der gefeiertsten Lehrer ihrer Zeit, wie sie in Wort und Schrift über die ganze Kirche ausgingen, im Morgen- wie im Abendland nicht ohne Einwirkung auf das Volk bleiben konnten, so steht es andererseits fest, daß das gläubige Volk einer solchen Erinnerung an den hl. Joseph nicht erst bedurfte. Schon der Geschichtschreiber Sozomenos [1] im fünften Jahrhundert weist darauf hin, mit welcher Zähigkeit in Palästina wie in Aegypten von Alters her fromme Ueberlieferungen über das Verweilen und die Erlebnisse der heiligen Familie vom Volke festgehalten würden. Er erwähnt insbesondere der alten Sage, die sich an den Einzug des hl. Joseph in Hermopolis knüpfte, und die auch schon der hl. Athanasius [2] († 373) als eine uralte Ueberlieferung kannte. Zu verschiedenen Zeiten ist von späteren Reisenden das gleiche Festhalten an diesen alten Sagen beobachtet worden. Noch P. Claudius Siccard [3], ein nicht zu verachtender Forscher über das ägyptische Alterthum († 1726), berichtet: Nicht weit von dem Orte, der heute Kasser und Chama heißt, „und zwar in der Kirche des hl. Sergii, steigt man hinab in eine unterirdische Kapelle, von welcher alle Inwohner sammt ihren Voreltern von unvordenklichen Zeiten her festiglich glauben und bezeugen, daß Jesus, Maria und Joseph, solange sich dieselben in Aegypten aufhielten, in dieser Gruft beständig verblieben seien. Derowegen kommen die Christen von allen Orten und Enden aus Andacht dahin".

Wir können nicht nachweisen, wann solche Ueberlieferungen sich gebildet haben, aber sie müssen in den frühesten Jahrhunderten entstanden sein. Ganz ähnlich war es in Palästina. Adamnan, der Abt von Hy († 704), weiß aus der zuverlässigen Erzählung des 680—690 aus Palästina zurückgekehrten gallischen Bischofs Arculf, daß im Thale Josaphat in einer Felsenhöhle am Josaphatsthurme, neben dem Grabe Simeons des Gerechten, das Grabmal des „gerechten Joseph, des Bräutigams

[1] H. e. V, 21.
[2] De Incarn. verb. 36; auch Cyrill. H. († 386) Catech. X, 10.
[3] Sein Bericht bei J. Stöcklein, Der neue Weltbott XIX, 142 (Nr. 422).

Maria's und Nährvaters unseres Herrn Jesu Christi", bewahrt werde. Da nun aber diesem eine gleichfalls alte Ueberlieferung entgegensteht, welche das Grabmal Josephs an einer andern Stelle suchte, so zeigt dies, wie eifrig man sich schon in sehr früher Zeit mit der Person des Heiligen beschäftigt hat. In Nazareth standen damals, wie Arculf selbst gesehen, zwei große und schöne Kirchen, die eine (wohl die von Nicephorus VIII, 30 der hl. Helena zugeschriebene) zu Ehren der Jungfrau über dem Hause, wo sie den Gruß des Engels empfangen, die andere über dem Platze, wo einst die Wohnstätte stand, „in der unser Erlöser auferzogen wurde". Es scheint das die Kirche zu sein, die seit Jahrhunderten in Trümmern liegend durch die Ueberlieferung bezeichnet wird als errichtet zu Ehren des hl. Joseph über seiner ehemaligen Werkstätte, an deren Stelle sich heute wieder eine bescheidene Kapelle befindet.

So unbestimmt auch unsere Kenntniß von diesen lokalen Traditionen und der Zeit ihres Entstehens sein mag, gewinnen dieselben doch an Bedeutung, da es sonst feststeht, daß wirklich in Aegypten und Palästina von früheren Zeiten an der hl. Joseph Gegenstand besonderer Verherrlichung war. Der Name des Heiligen findet sich im alten ägyptischen Heiligenkalender und zwar, wie es scheint, schon vor der Zeit, da unter Athanasius das Christenthum auch nach Abessynien gebracht wurde [1]. In Aegypten entstand um dieselbe Zeit, wenn nicht schon früher, die durch ihre schlichte Einfalt eigenthümlich schöne legendarische Erzählung „Geschichte Josephs des Zimmermanns", die bald auch in arabischer, syrischer, hebräischer Sprache, freilich mit schwülstigen und unpassenden Zuthaten, im ganzen Orient verbreitet und nach dem Urtheil von Sachverständigen wenigstens mit ihrer späteren Ausschmückung bestimmt war, am Feste des hl. Joseph als fromme Lesung zu dienen. Nahm sie doch sogar in ihrer Einleitung für das Fest des Heiligen göttliche Einsetzung in Anspruch, und wußte demselben so eine Art von Verbindlichkeit beizulegen, vermuthlich bevor es noch im Orient allgemein eingeführt war.

Lange vor dem Entstehen dieser Legende schon hatte das Proto-Evangelium Jacobus des Jüngeren, die älteste und vielleicht liebenswürdigste aller bekannten Apokryphen, das christliche Volk des Orients mit dem Wunder des blühenden Stabes und der ganzen Größe der Auserwählung Josephs bekannt gemacht; spätere Apokryphen, wie das Evangelium des Apostels Thomas oder die Geschichte der Kindheit (im fünften Jahrhundert) oder

[1] Act. Boll. vindic. p. 344. n. 24.

die fälschlich Theophilus von Alexandrien zugeschriebene „Geschichte der Flucht der Gottesgebärerin und des hl. Joseph nach Aegypten“ mit allem, was sie vom hl. Joseph zu erzählen wissen, zeigen genugsam, wie lebhaft die Erinnerung an den hl. Joseph im Volke lebte. Es konnte daher gar nicht ausbleiben, daß dem Heiligen, der bereits in den Lauren Palästina's, wie in den frommen Einöden Aegyptens solche Verehrung und Andacht erfuhr, bald in der ganzen orientalischen Kirche ein Fest eingeräumt wurde. Der hl. Joseph der Hymnograph, ein Sicilier von Geburt, der, aus der Heimat flüchtig und in Thessalonich Mönch geworden, später unter dem hl. Patriarchen Ignatius in Constantinopel ein kirchliches Amt erhielt († 883), hat das Festofficium des Nährvaters Christi verfaßt, das von da an in der orientalischen Kirche gebetet wurde. Ob damit das Fest zuerst im Orient allgemein eingeführt wurde, ist nicht gewiß, sondern nur, daß es wenigstens von da an allgemein war.

Die Orientalen feierten ehedem das Fest des Heiligen am 20. Juli[1], der auch jetzt noch in einigen Kirchen Italiens als Todestag desselben angesehen wird. Gegenwärtig wird am Sonntag vor Weihnachten ein besonderes Fest zu Ehren aller Vorfahren Christi, „von Adam bis Joseph, dem Bräutigam der heiligsten Gottesgebärerin“, am Sonntag in der Weihnachtsoktav ein abermaliges zu Ehren des hl. Nährvaters Joseph, König Davids und Jacobus' des Jüngeren begangen. An diesem Tage, als dem eigentlichen Fest, wird das vom Hymnographen verfaßte Festofficium gebetet. Viele griechische Festkalender bezeichnen außer diesem letztern Tag auch noch den zweiten Weihnachtsfeiertag als „Fest der heiligen Gottesgebärerin und des hl. Joseph, ihres Bräutigams“[2]. Es ist nämlich dem griechischen Ritus eigenthümlich, am Tag nach den größeren Festen des Herrn, wie auch der seligsten Jungfrau, das Gedächtniß derjenigen Heiligen zu begehen, die bei dem Geheimniß eine wichtige Rolle gespielt haben[3]. Das Menologium Basilius' des Jüngeren aus dem zehnten Jahrhundert feiert zugleich mit dem Weihnachtsfest selbst eine Erinnerung an den hl. Joseph, am zweiten Weihnachtsfeiertag aber das Fest der Flucht nach Aegypten[4].

---

[1] Die lateinische Kirche verzeichnet für diesen Tag seit dem sogen. kleinen römischen Martyrologium, das im 7. oder 8. Jahrhundert entstand und Ado als Vorlage diente, die Erinnerung an Joseph den Gerechten, dessen die Apostelgeschichte 1, 23 erwähnt.

[2] Acta SS. Mai. I, LIX. Eph. Graec. Mose.

[3] Nilles, Calendarium Manuale utriusque Ecclesiae I, 63.

[4] L. c. I. 365.

Während so bei den Orientalen dem Nährvater des Erlösers die Fülle kirchlicher Ehrenerweisungen dargebracht wurde, waren über die abendländische Christenheit die Stürme und Verheerungen der Völkerwanderung hereingebrochen. Die großen Geisteslehrer, die einst mit so hinreißender Kraft von den Kanzeln herab das Volk in alle Schönheiten und in die tiefsten Geheimnisse der Heiligen Schrift eingeführt hatten, schienen seltener zu werden. Wo kräftiges Leben war, galt es der großen Aufgabe, die germanischen Barbaren zu Christen und gesitteten Menschen zu machen, die besiegten und gedemüthigten Romanen vor dem äußersten Versinken zu bewahren, im allgemeinen Umsturz zu retten, was sich retten ließ. Päpstliche Verbote, wie das Gelasianische Decret, suchten die apokryphen Schriften sorgfältig dem Abendlande fernzuhalten. Das Fest des Heiligen ward nicht aufgenommen, die Dichtung des Hymnographen blieb für die Lateiner ein Buch mit sieben Siegeln. War er doch auch ein Freund des Photius, des Urhebers des Schismas, und erschien sein Festofficium gerade in dieser schlimmen Zeit.

Aber kaum ein Jahrhundert zuvor war auch die Bilderstürmerei der Griechen zum Ausbruch gekommen und hatte die Liebe und Verehrung der Heiligen bei allen treuen Kindern der Kirche nur noch lebhafter angeregt. Es zeigt sich dies erhöhte Interesse vor allem an dem Eifer, mit dem man allenthalben begann, aus den alten Kalendarien der verschiedenen Kirchen, sowie aus sonst zugänglichen Quellen große Heiligenkalender für die verschiedenen Tage des Jahres zusammenzustellen. Der ehrwürdige Beda, dessen Werk erst der Diakon Florus von Lyon 830 der Oeffentlichkeit geschenkt zu haben scheint, Ado von Vienne 875 und der Benediktiner Usuard 875 schrieben ihre Heiligenverzeichnisse (Martyrologien), und die Kirchen und Klöster beeilten sich, davon Abschriften zu nehmen und sie nach den eigenen Bedürfnissen oder Neigungen durch Zusätze zu vermehren. Ado und Usuard nennen Joseph noch nicht; aber lange vor diesen war ein Heiligenkalender vorhanden, den man irrthümlich Bischof Eusebius von Cäsarea (bezw. die Uebersetzung dem hl. Hieronymus) zuzuschreiben pflegte, und dem, wer immer der ungeschickte Compilator gewesen sein mag, sehr hohes Alter und hoher geschichtlicher Werth nicht abzusprechen ist. Dort fand man am 19. März die einfache Angabe, die auch Beda aufgenommen: „Zu Antiochien Joseph“, wohl auch nur „Joseph“. Mag dies nun auf ein Fest hindeuten, das schon in frühester Zeit zu Antiochien zu Ehren des hl. Joseph gefeiert wurde, wie dies Papebroch früher vermuthet hatte, oder sollte damit ursprünglich nur ein Martyrer

Joseph bezeichnet werden, der mit mehreren anderen zu Antiochien für den Glauben gestorben, wie dies derselbe große Gelehrte später für das wahrscheinlichere hielt, — für die frommen Benediktiner und Canoniker, die aus den alten Manuscripten ihre Martyrologien herzustellen hatten, genügte es, den Namen Joseph zu sehen, um ein Erinnerungsfest des Nährvaters Christi darin zu erkennen. Schon in ganz alten Abschriften des Hieronymianischen Martyrologiums, wie dem von Reichenau aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts, und in einer Reihe anderer von kaum geringerem Alter, die Trier, Fulda u. s. w. oder auch Italien angehören, tritt an die Stelle des bloßen Namens das „Fest des hl. Joseph, des Bräutigams der hl. Maria", allerdings bald am 18., bald am 19. März, je nachdem man den Antiochenischen Joseph vom Nährvater Christi unterschied oder nicht. Auch das uralte Bruchstück einer für den Gebrauch des Klosters Dungall in Irland bearbeiteten Version des Hieronymianischen Martyrologiums, das den Bollandisten zur Einsicht vorlag, enthält das Fest des hl. Joseph. Die Abschriften von Ado's und Usuards Festkalendern konnten sich nun der Aufnahme dieses so sehr bevorzugten Heiligen auch nicht mehr lange verschließen, und die Bollandisten besitzen oder kennen eine stattliche Zahl solcher Bearbeitungen aus dem 13. und 14. Jahrhundert, die mehr oder minder feierlich zum 18. oder 19. März das Fest des hl. Joseph ankündigen.

Unterdessen hatten Männer, wie der ehrwürdige Beda († 735) in seinen Homilien, Rhabanus Maurus († 853) in seinem Matthäuskommentar, Walafrid Strabo († 840) in seiner hochberühmten Glosse und noch mancher andere, die Aussprüche der großen Kirchenväter auch über den hl. Joseph wiederholt und bald mit der Frucht der eigenen Betrachtung, bald mit dem gewichtigen Wort der hl. Väter die hohen Vorzüge des jungfräulichen Nährvaters Jesu, des vor Gott gerechten Mannes, den Gläubigen vorgeführt. Aber sei es, daß jede Kirche zu eifrig auf die eigenen einheimischen Heiligen, die durch Geburt, Wirksamkeit oder auch durch ihre Reliquien ihr besonders zugehörten, alle Verehrung hinlenken wollte — mußte ja doch noch im 17. Jahrhundert Karl II. von Spanien den Act, wodurch der hl. Joseph zum besondern Patron dieses Landes erhoben wurde, aus Rücksicht auf die Verehrer des hl. Jacobus von Compostella wieder rückgängig machen —, sei es, daß Gottes Vorsehung es mit Absicht so lenkte, auch für die nächsten zwei Jahrhunderte sind uns kaum Spuren der Andacht zum hl. Joseph erhalten. Selbst die hohe Verehrung, die jener Reliquie zu theil wurde, in welcher der

Glaube des Volkes den Brautring Maria's erblickt, und welche man seit Ende des zehnten Jahrhunderts in Clusium besaß, hat keine Nachrichten von einer besondern Andacht zu Ehren des Bräutigams Maria's, mit wie viel Recht man sie auch voraussetzen mag, auf uns gelangen lassen.

Auf den altchristlichen Monumenten[1] des vierten bis sechsten Jahrhunderts war der hl. Joseph noch häufig abgebildet worden (wahrscheinlich auch auf einigen Katakombenbildern des dritten Jahrhunderts), wenigstens als historische Person bei Darstellung der Geburt des Herrn oder der Ankunft der drei Könige, und zwar als kräftiger, blühender Mann, als Verkörperung der freiwilligen Jungfräulichkeit. Mit Recht hat man auf das Verständniß aufmerksam gemacht, mit dem mehr als einer der kirchlichen Künstler in jener Zeit die erhabene Stellung des Heiligen zum Ausdruck zu bringen wußte. Eines der dem fünften Jahrhundert angehörenden Mosaikbilder in Maria Maggiore, von denen mehrere zu den schönsten alten Josephsdarstellungen gerechnet werden, zeigt ihn, wie er die Jungfrau zur Darstellung in den Tempel führt, ihr aber als Haupt der Familie voranschreitet. Die Ueberreste eines aus dem gleichen Jahrhundert stammenden Sarkophags zu Le Puy weisen ein schönes Marmorrelief der Vermählung Josephs mit Maria auf und, nebenan zur Linken, Joseph, wie er im Schlummer vom Engel getröstet wird. Eine andere Darstellung, die sich in mehreren antiken Elfenbeinschnitzereien wiederholt, gehört Ravenna an und ist aus dem sechsten Jahrhundert; es ist die, welche die Bedeutung Josephs vielleicht am meisten hervortreten läßt[2]. Auf dem Hauptbild sieht man Maria auf dem Lastthier reitend, das von einem Engel geführt wird. Sie scheint ermüdet und wie ohnmächtig; aber Joseph, der ihr rüstig zur Seite schreitet, stützt sie liebevoll, doch mit unverkennbarer Ehrfurcht, während die Jungfrau an seinem Nacken sich festhält. Ueber diesem Bild der Reise nach Bethlehem erblickt man ein anderes: Joseph auf seinem Lager in tiefem und augenscheinlich süßem Schlummer, denn zur Seite des Lagers schwebt der Engel, der mit erhobener Rechten die Rathschlüsse des Himmels ihm ankündigt. Noch

---

[1] Vgl. Grimouard de Saint-Laurent, Guide de l'Art Chrétien (Paris 1873), III, 174 ss.; Rohault de Fleury, La Sainte Vierge, Études Archéolog. (Paris 1878), I, 61—63; am eingehendsten J. Didiot, Saint Joseph et l'Art chrétien primitif in der Revue de l'Art Chrétien 1866. X, 225.

[2] Eine Abbildung davon bei Martigny, Dictionnaire des Antiquités Chrétiennes, Paris 1877, p. 400; vgl. Grimouard l. c. p. 176; Bandini, In antiquam tabulam eburneam observationes, Florentiae 1746.

manche ähnlich würdevolle Darstellungen des Heiligen aus jenen Jahrhunderten ließen sich namhaft machen, die sicherlich beweisen, daß auch damals schon der Nährvater des Herrn dem christlichen Volke etwas galt. Nach dem sechsten Jahrhundert aber begann, soweit wir heute urtheilen können, dieser Heilige auch in den Erzeugnissen der bildenden Kunst mehr und mehr zurückzutreten und auch in historischen Darstellungen, in denen eine Rolle ihm zukam, bedeutungslos im Hintergrund zu bleiben.

Erst mit dem zwölften Jahrhundert steht die Geschichte der Andacht zum hl. Joseph auch im Abendland auf festerem Boden. Zwei der größten Männer des Jahrhunderts, der tiefsten und frömmsten Denker der Christenheit, treten auf als die Verkündiger seiner Größe. Rupert von Deutz († 1135) und Bernhard von Clairvaux († 1153), die beide ihre Begeisterung und Ehrfurcht für den Nährvater Christi aus der ernsten Betrachtung und geistvollen Durchdringung der heiligen Schriften geschöpft haben[1]. St. Bernhards herrliche Lobsprüche sind bekannt: „Wahrlich ‚aus dem Hause David‘, wahrlich aus königlichem Geblüt stammte Joseph, dieser Mann, edel an Geschlecht, edler an Sinnesart. Ganz ‚Sohn Davids‘, von seinem Vater David nicht entartet, völlig der ‚Sohn Davids‘, nicht nur dem Fleische nach, auch dem Glauben nach, der Heiligkeit nach, der Hingabe nach, den wie einen zweiten David der Herr als nach seinem Herzen befunden hat, dem er getrost das heiligste und heimlichste Geheimniß seines Herzens anvertrauen konnte, dem er wie einem zweiten David das Dunkle und Verborgene seiner Weisheit geoffenbart und vergönnt hat, das Geheimniß zu erkennen, das keiner der Großen dieser Welt erkannt hat.“[2] Aber im Lob des hl. Joseph steht unser einst so berühmter Landsmann Rupert dem heiligen Prediger von Clairvaux in nichts nach. In vielen seiner Schriften kommt er auf Joseph zu sprechen und verweilt bei ihm mit sichtbarer Vorliebe. Er nennt ihn „diesen einzigen und herrlichen Nährvater Jesu“, der „nicht durch den Zug des Fleisches, sondern den der Liebe und der Pflicht der Vater unseres Herrn gewesen“. Die Parallele zwischen Abraham, David, Joseph, so be-

---

[1] Auch von protestantischer Seite wird dies nicht geläugnet; so z. B. schreibt Mangold in Herzogs Real-Encyklopädie XIII, 119: „Sodann aber — und das ist ein evangelischer Zug in der Denkungsart Ruperts — ist Rupert derjenige unter allen mittelalterlichen Theologen, der am lautesten und freudigsten die Heilige Schrift als den beherrschenden Mittelpunkt des christlichen Lebens und aller christlichen Theologie anerkennt.“

[2] Hom. 2. super Missus est.

deutungsvoll in der Heiligen Schrift angedeutet, führt er des näheren aus [1]; die Stammtafel der Patriarchen ist ihm gleich der Himmelsleiter [2]; die oberste Stufe, welche an den Himmel stößt, ist Joseph, und gestützt auf diese oberste Stufe steht das Jesuskind. Dann wieder gleicht ihm die Reihe der Patriarchen einer Angelschnur. An ihrem Ende ist die heilige Menschheit Christi, mit der Gott den Leviathan fangen will; der Haken aber, treu und fest wie Stahl, der die heilige Menschheit hält, ist Joseph. Auch die einzelnen Aussprüche der Schrift über Joseph, alle Namen, mit denen sie ihn nennt, werden erwogen; insbesondere aber wird betont [3], jene Prüfung, die dem Engelstroste voranging, habe Gott über ihn verhängt, damit den Engeln, aber auch uns Menschen die Größe der Tugend dessen kund werde, der würdig sein sollte, das Wort zu vernehmen: „Joseph, Sohn Davids".

Bei der Stellung und dem Einfluß dieser beiden Geistesmänner auf ihre Zeit kann es nicht zweifelhaft sein, daß schon damals auch die Andacht zum hl. Joseph gepflegt und durch ihre Schriften noch gefördert wurde. Wir lesen denn auch [4], daß schon 1129 zu Bologna eine Kirche dem hl. Joseph geweiht war. Wann sie ihm geweiht wurde, ist nicht bekannt; später (bis 1300) ist sie in den Händen der Benediktiner und war es vielleicht von Anfang an; in einem Testamente wird sie 1289 als Pfarrkirche bezeichnet. Als 1141 in derselben Stadt in der Stephanskirche der Leichnam des berühmten hl. Bischofs Petronius [5] und mit demselben ein außerordentlich reicher Reliquienschatz wieder aufgefunden wurde, war unter anderen Heiligthümern, die auf die heilige Familie Bezug hatten, auch eine Reliquie des hl. Joseph, wenn auch nicht gesagt wird, worin sie bestand. Der Augenzeuge, welcher die Auffindung eingehend beschreibt, ist der Meinung, alle diese Reliquien seien 430 vom hl. Petronius aus Constantinopel gebracht und noch von ihm selbst in der Stephanskirche verborgen worden. Richtiger vermuthen die Bollandisten, daß es Reliquien waren, die, vielleicht zum Theil von St. Petronius her, in den Händen der Benediktiner sich angesammelt hatten und von diesen anfangs des zehnten Jahrhunderts beim bevorstehenden Einfall der Ungarn seien

[1] De div. Offic. III, 19.

[2] Ib. III, 18; Comment. in Jo. II, 117; de Trinit. 7, 22 (Migne CLXVII, 467). [3] In Matth. I. (Migne CLXVIII, 1323).

[4] Benedict. XIV. de Can. sanct. IV, P. II. Appendix 2. p. 471 nach Masinus, Bononia perlustrata. I, 166.

[5] Acta SS. Oct. II, 435. n. 56 sqq.

vergraben worden. Die wirklich erfolgte Verwüstung des Klosters läßt begreiflich erscheinen, daß sie nicht sogleich wieder erhoben wurden. Wie immer es sich mit dieser Reliquie und dem Alter ihrer Verehrung verhalten mag, sie beweist wenigstens, daß die Verehrung des hl. Joseph in Bologna damals nichts Ungewöhnliches und nicht völlig neu war. Um dieselbe Zeit (1140) weihten die Benediktiner von Worcester-Cathedral in England eine Priorei und Kirche zu Alcester in Warwikshire Maria und Joseph [1].

Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, in der Geschichte des sel. Hermann Joseph [2] († 1236) dessen vorzügliche Hochachtung für unsern Heiligen wahrzunehmen, so daß er sich über die Maßen beschämt fühlte, als einige Mitbrüder ihm scherzweise den Namen Joseph beilegten, „der zwei so ganz ausgezeichneten Männern angehört habe, jenem trefflichen Patriarchen, der der heiligste gewesen unter seinen Brüdern, und jenem heiligsten, der dazu auserwählt war unter allen, daß ihm die Mutter des Herrn anverlobt werde". Nicht minder bezeichnend ist die Art, wie in den nun folgenden Visionen Hermann sowohl den Engel, als Maria selbst von ihrem jungfräulichen Gemahle sprechen hört und von dem hohen Vorzug, der darin liege, seinen Namen zu tragen. Solche Worte, vom Seligen selbst vertrauten Mitbrüdern erzählt, von Zeitgenossen aufgezeichnet und mit Ehrfurcht gelesen, setzen die Andacht zum hl. Joseph entweder schon voraus, oder konnten nicht ermangeln, sie anzubahnen. 1297 endete die sel. Margaretha von Cortona [3] aus dem dritten Orden des hl. Franciscus ihr tugendreiches und hochbegnadetes Leben. Unter ihren vielen Andachtsübungen finden sich auch täglich 100 Vaterunser zu Ehren des hl. Joseph und abermals 100 zu Ehren des Gehorsams des göttlichen Kindes gegen Maria und seinen Pflegevater (bajulo suo) Joseph. In einer ihrer bedeutungsvollsten Visionen spricht zu ihr der Herr: „Ich wünsche von dir, daß du jeden Tag durch Gebet besondere Ehre erweisest der sel. Jungfrau und meinem aufopferndsten Nährvater Joseph; denn ‚selig, die reinen Herzens sind, sie werden Gott anschauen'." Solche Züge, vom Beichtvater der Verstorbenen, einem Franziskaner, aufgezeichnet in einer Lebensbeschreibung, die von hervorragenden Mitgliedern des Ordens, welche alle sie persönlich gekannt hatten, sorgfältig geprüft und von mehreren mit Namensunterschrift bestätigt wurde, hätten bei dem

[1] The Tablet 1888, p. 442. [2] Acta SS. Mart. I. p. 683 sqq.
[3] Acta SS. Febr. III. p. 352. n. 244 u. p. 333. n. 149.

Ansehen, welches die Selige nach ihrem Tode im Orden genoß, nicht ohne Einfluß bleiben können. Indessen zeigen sie klar, daß in dem Orden, dessen Söhnen Margaretha ihre geistliche Leitung verdankte, die Verehrung des hl. Joseph bereits heimisch gewesen sein muß.

In der königlichen Bibliothek zu Brüssel[1] finden sich in einem aus mehreren Stücken zusammengesetzten Codex zwölf Blätter, die durch ihre Schrift sich deutlich als dem 13. Jahrhundert angehörig ausweisen. Sie stammen aus jenem selben Benediktinerkloster St. Laurentius in Lüttich, dem während des größten Theiles seines Lebens Rupert von Deutz angehört, wo er seine ganze Ausbildung erhalten und die meisten seiner Werke verfaßt hatte. Diese Blätter aus dem 13. Jahrhundert enthalten eine Lobrede auf den hl. Joseph und ein Festofficium zu seiner Ehre zugleich mit dem Briefe eines Frater Albert, der Adrian, den Cantor in St. Laurentius, aufmerksam macht, es werde in seinem Kloster ein anderes Festofficium des hl. Joseph gebetet als in St. Laurentius, und ihm die Gebete zur Messe und zwei Hymnen übersendet.

Um die Mitte desselben Jahrhunderts war ein Ereigniß eingetreten, das für die Geschichte unserer Andacht nicht ganz ohne Bedeutung ist. Mit dem heiligen König Ludwig IX. war um 1254 aus dem heiligen Land auch der Seneschal der Champagne, Herr von Joinville, zurückgekehrt und hatte eine kostbare Reliquie mit in die Heimat gebracht. Es war nichts Geringeres als der Gürtel des hl. Joseph[2], der in der vom Schlosse Joinville abhängigen Collegiatkirche von St. Laurentius mit den höchsten Ehren aufbewahrt wurde. Das Kästchen, das er brachte, trug die Aufschrift: Hic est cingulus quo cingebatur Joseph sponsus Mariae. Wie hoch die Chorherren von St. Laurentius dieses Kleinod zu schätzen wußten, erhellt schon daraus, daß sie es noch auf der Grabschrift jenes in so vieler Hinsicht preiswürdigen Helden verewigten: „Wir wurden durch ihn mit dem Gürtel des hl. Joseph, den er aus dem heiligen Lande gebracht hatte, beglückt.“ Abgesehen von jeder Untersuchung oder Vermuthung in Betreff dieser Reliquie, deren spätere Geschichte noch interessant genug ist, zeigen doch diese Vorgänge, daß die Andacht zum hl. Joseph ganz im heutigen Sinne bereits vorhanden war und zwar bei einem so wackeren Ritter und hochgestellten Mann wie Joinville.

---

[1] Analect. Boll. Catalog. Codd. hag. II, 342 (Bibl. Reg. Brux. Cod. 9598—606).

[2] Didron, Annales archéologiques 1845. II, 122—124.

Sichtlicher noch ist das Fortschreiten der Andacht im folgenden Jahrhundert. 1320 starb die sel. Margaretha von Citta di Castello aus dem dritten Orden des hl. Dominicus[1]. Ihre Lebensbeschreiber, die aus zeitgenössischen Manuscripten schöpfen, berichten von dieser blindgeborenen, aber nur um so liebenswürdigeren Heiligen, es habe zu ihren bevorzugtesten Betrachtungen gehört, sich während der heiligen Messe die liebende Sorgfalt des hl. Joseph um die Mutter und das Kind vorzustellen, und gerne habe sie auch mit ihren geistlichen Führern aus dem Orden des hl. Dominicus sich über den hl. Joseph unterhalten. Nach ihrem Tode soll man im Inneren ihres Leibes drei Steinchen gefunden haben, von denen eines das Bild Maria's, das andere das des Kindes in der Krippe, das dritte aber das des hl. Joseph aufgeprägt hatte, vor dem eben wie zu einem Weiheact eine Dominikanernonne kniet. Es beweist dies, daß auch im Dominikanerorden schon zu jener Zeit die Andacht zum hl. Joseph gepflegt wurde[2]. Dafür scheint übrigens auch das Werk Ludolfs von Sachsen über das Leben Christi einigen Anhaltspunkt zu geben, das ungefähr um dieselbe Zeit geschrieben wurde; denn wenn auch Ludolf zuletzt in den Karthäuserorden übertrat, hatte er doch über 36 Jahre dem des hl. Dominicus angehört und dort seine ganze geistliche Schulung erhalten. Wie es bei einem denkenden und frommen Erklärer der Heiligen Schrift kaum anders sein kann, bringt er zahlreiche schöne und andächtige Aussprüche über den hl. Joseph, bald aus der Fülle des eigenen Herzens, bald aus dem Munde der Väter.

Weit bedeutender indessen als Ludolfs Leben Christi mußten in dieser Beziehung die nur wenige Jahrzehnte später niedergeschriebenen Offenbarungen der hl. Birgitta, der großen Seherin des Nordens, wirken, in denen dem hl. Joseph, und zwar durch die Worte Maria's selbst, eine ganz hervorragende Stellung zugewiesen wird. Diese Schriften aber

[1] Acta SS. April. II, 189 sqq. (zum 13. A.).

[2] Oft wird als Beweis hiefür das Officium angeführt, das der sel. Albertus Magnus († 1280) verfaßt haben soll. Leider ist es mehr als wahrscheinlich, daß dieser nicht der Verfasser war. Nicht nur unterscheidet es sich in der Sprache bedeutend von den übrigen Schriften Alberts, es fehlen auch ältere Zeugnisse dafür. 1483 wurde es zuerst zu Mainz gedruckt. Isolani, der doch sonst alles zusammenfaßt, was für die Andacht zum hl. Joseph von Bedeutung sein kann, weiß nichts von einem solch bedeutsamen Werke seines großen Ordensgenossen; auch bei der Anfertigung des neuen Joseph-Officiums unter dem Ordensgeneral Thomas de Vio blieb es ganz unbeachtet. Es wird also wohl die Andachtsfrucht eines späteren Bruder Albert aus dem Predigerorden im 15. Jahrhundert sein.

wurden im christlichen Europa viel und mit großer Ehrfurcht gelesen, und man darf nicht vergessen, daß Birgitta auf viele Zeitgenossen großen Einfluß geübt und als Ordensstifterin eine Schule hinterlassen hat.

Gleichzeitig finden wir die Andacht bereits im christlichen Volke. In Avignon bestand ein Jungfrauenverein unter dem Schutze des hl. Joseph. Alljährlich versammelten sich die Mitglieder an dem diesem Heiligen geweihten Tage, ihn festlich zu begehen und geweihte Blumen als Sinnbild unentweihter Jungfräulichkeit mit sich nach Hause zu nehmen. Da diese Versammlungen von unvordenklichen Zeiten her in einer an die alte Hauptkirche von Avignon angebauten Kapelle stattfanden, die mit dem Wappen Gregors XI. bezeichnet sich als dessen Stiftung ausweist, haben P. Paul de Barry und nach ihm die Bollandisten, vielleicht auch auf alte Ueberlieferung gestützt, die Gründung dieses Vereins auf den wegen seiner zarten Frömmigkeit bekannten Papst Gregor XI. (1370—1378) zurückgeführt. Der hl. Vincenz Ferrer († 1417), der große Bußprediger, gibt uns einen Beleg, daß auch im spanischen Volk die Verehrung des hl. Joseph Wurzel gefaßt hatte. In seiner Predigt über die Geburt des Herrn erzählt er ganz von ungefähr von einem Kaufmann in Valencia, der alljährlich am Weihnachtstag einen armen Greis, eine Frau und ein Kind in seinem Hause gastlich gespeist habe zur Ehre und Erinnerung an die drei Personen der heiligen Familie.

Es kann nicht wunder nehmen, daß man jetzt anfing, es befremdlich zu finden, daß einem so bevorzugten Heiligen keine ehrenvollere Stellung im Festkalender der abendländischen Kirche eingeräumt werde, und daß jetzt auch große und einflußreiche kirchliche Körperschaften dieser Frage näher traten. Auf dem Generalkapitel der Franziskaner wurde 1399 der Beschluß gefaßt, hinfort im ganzen Orden den Tag des hl. Joseph als festum duplex mit einem Officium von neun Lectionen zu begehen. Fast um die gleiche Zeit, da dieser populärste unter allen Orden der Kirche so mit seinem Beispiel allen voranging, begann auch eine andere Körperschaft sich der Frage anzunehmen, welche in den höheren, wissenschaftlichen Kreisen eines ähnlich allgemeinen Einflusses sich rühmen konnte, wie der Franziskanerorden unter dem Volke. Eine der hervorragendsten Persönlichkeiten an der damaligen Pariser Universität gab den Anstoß zu einer großen geistigen Bewegung zur Förderung der Andacht zum hl. Joseph. Es war Peter d'Ailly, Großalmosenier des Königs, Kanzler der Universität und seit 1411 Cardinal der römischen Kirche († 1425). Nicht in jeder Beziehung ist der Ruf, den er hinterlassen hat, ein unan-

fechtbarer. In der außergewöhnlichen Verworrenheit der kirchlichen Verhältnisse in jenen Tagen waren falsche Theorien, unklare theologische Ansichten in diesem Manne zur Herrschaft gekommen, die auf seine Haltung besonders bei den Kämpfen des Konstanzer Concils eine ungünstige Wirkung ausüben mußten. Aber große geistige Begabung, seltene Gelehrsamkeit, edler Charakter und aufrichtige Frömmigkeit haben ihn geziert und erklären den großen Einfluß, den er auf die Geister vieler Zeitgenossen übte. Schon in seinen früheren Jahren war er wegen seiner besondern Andacht zum hl. Joseph bekannt[1]. Sein Schüler Johannes Gerson, der ihn seinen Meister und Mäcenas nennt und seinem Einflusse auch die Nachfolge im Kanzleramt der Universität verdankte, beruft sich in einem Brief an den Herzog von Bourges 1413 ausdrücklich auf die besondere Verehrung des Cardinals von Cambrai für diesen Heiligen. Vom Lehrer war diese Andacht auf den Schüler übergegangen, und dieser konnte noch auf viele andere Männer von hoher Wissenschaft und bewährter Frömmigkeit hinweisen, welche dieselbe mit ihm theilten. Unter seinen Altersgenossen nennt er vor allem einen berühmten Theologen der Universität, den Dr. Heinrich Chiquot, der über das Geheimniß der Vermählung Maria's mit Joseph zu Ehren dieses Heiligen ein eigenes Buch herausgegeben, dann den Cölestiner Peter von Burgund, der gleichfalls zur Verherrlichung des hl. Joseph zur Feder gegriffen hatte, dem, wie er zu sagen pflegte, „der Heilige sein besonderer Patron und seine Zuflucht war, dessen Hilfe er in seiner und anderer Nöthen oft in ganz wunderbarer Weise erfahren hatte". Als Chiquot 1413 starb, vermachte er sein Haus und sein ganzes Vermögen dem Kapitel der Kathedrale von Chartres, dem er als Canonicus angehört hatte, unter der Bedingung, daß dasselbe alljährlich statt der Gedächtnißfeier für den Verstorbenen einen solemnen Gottesdienst zu Ehren des hl. Joseph halte. Joh. Petit, Lector der Theologie und Cantor der Kathedrale von Chartres, sollte Testamentsvollstrecker sein, Gerson, der Kanzler der Universität, des Verstorbenen vertrauter Freund, sollte das Nähere über den Gottesdienst anordnen. „Glückliches und wirksames Gebet statt einer Todtenfeier," meint dazu Gerson, „wenn der glorreiche Joseph für die ihm zugewendete Ehre seine Gebete für den Verstorbenen darbringt." Wie die Antwerpener Ausgabe der Werke Gersons 1706 (IV, 742) mittheilt, wurde später mit Rücksicht auf dieses Testament für die Kirche

---

[1] L. Salembier, Petrus de Alliaco, Insulis 1886, p. 334 sqq.

von Chartres die Feier des Festes der Vermählung Maria's angeordnet [1].

Gerson hatte schon früher in seinen Josephina, einem episch-didaktischen Gedicht in zwölf Gesängen, seiner Andacht zum Nährvater Christi Ausdruck gegeben. Es beruht zum Theil auf den Erzählungen des apokryphen Proto-Evangelium Jacobus des Jüngeren oder entsprechenden mittelalterlichen Nachdichtungen und ist mit moralischen Anwendungen reich durchsetzt; es schließt mit einem schönen Gebet an den Heiligen. Das Werk hatte in Frankreich großen Ruf, wurde gern selbst als Unterrichtsbuch für die Jugend verwendet und findet auch heute noch seine Liebhaber. Das Testament des Freundes war für den frommen Kanzler ein neuer Sporn, und wir sehen von jetzt an den berühmtesten Gelehrten und Geistesmann der Pariser Universität, die damals noch die Hochwarte der Wissenschaft für die ganze christliche Welt war, rastlos all seinen Einfluß aufbieten, um die Andacht zum hl. Joseph überall einzuführen und ihr durch die Einführung eines kirchlichen Festes die Anerkennung der höchsten geistlichen Behörde zu verschaffen. Am 17. August 1413 richtete er einen Aufruf an alle Kirchen, besonders die der seligsten Jungfrau geweihten, mit Berufung auf die gemeinsamen Wünsche und Bestrebungen vieler, forderte sie auf, in würdiger Weise, ohne weltliche Lustbarkeiten und nur kirchlich das Fest zu begehen auch ohne weitere kirchliche Autorisation, und zählte in beredter Sprache die Hauptgründe auf: das häufige und hohe Lob, das die Heilige Schrift Joseph spende, die Ehre Jesu und Maria's, den geistlichen Nutzen des Volkes und die auffallenden Gebetserhörungen durch die Fürbitte des Heiligen, die viele an sich und anderen erfahren hätten; zuletzt bietet er in aller Bescheidenheit das von ihm selbst schon um 1400 verfaßte Officium zum Gebrauche an. Damit nicht zufrieden, wendete er sich 23. November desselben Jahres in einem Schreiben an den Herzog von Bourges, damit dieser kirchlich gesinnte Prinz auch seinen Einfluß zu Gunsten der Anordnung eines Josephsfestes aufbiete, und ersuchte ihn, wenigstens von den feierlichen Gottesdiensten, die alljährlich in vier Kirchen von Paris für ihn als großen Wohlthäter der Kirchen gehalten wurden, den einen, der im Advent in der Kirche der Gottesmutter statt-

---

[1] Bened. XIV., De fest. B. V. I, 14; vermuthlich war dieser Legat Card. Estouteville; mir war diese Ausgabe Gersons nicht zugänglich. Das Missale von Chartres (gedruckt 1529 und 1535) ebenso wie das von Orleans (von 1520 und 1523) weisen dieses Fest wirklich auf.

finde, zu Ehren der Vermählung bezw. zu Ehren des hl. Joseph feiern zu lassen.

Bald darauf versammelte sich das Concil von Konstanz, und als Gerson als berühmter Kanzelredner eingeladen wurde, auf das Fest Mariä Geburt (8. Sept. 1416) die Festpredigt vor dem versammelten Concil zu halten, wußte er sehr geschickt dieselbe so einzurichten, daß er mit dem Lob auf Maria sein Herzensanliegen, die Andacht zum hl. Joseph, besprechen konnte. Er wählte den Text: „Jakob aber zeugte Joseph, den Gemahl Maria's, von der Jesus geboren ist, welcher Christus genannt wird.“ Er besprach mit der Größe Maria's die Größe des ihr so eng verbundenen Joseph, der, soweit möglich, an Gnadenvorzügen ihr ähnlich sein müsse, und in diesem Zusammenhang war es, daß er zuerst die fromme Vermuthung aussprach, ein so auserwählter Heiliger müsse wohl, wie Johannes der Täufer und der Prophet Jeremias, schon vor der Geburt geheiligt und, ähnlich wie Maria und andere Gerechte, auch dem Leibe nach in den Himmel aufgenommen worden sein. Er schloß mit der Aufforderung, das Concil möchte durch Einführung eines kirchlichen Festes die Ehre dieses Heiligen fördern, indem er hinwies auf die Noth der Kirche, die nach dem Vorbild jener jungfräulichen Ehe wieder mit dem einen Gemahl, einem einzigen, unzweifelhaft rechtmäßigen Papst vermählt sein müßte, und auf die Macht Josephs, den das Concil durch einen solchen Schritt zu seinem besondern Patron machen würde. Die Rede fand großen Anklang, und Gersons Freund d'Ailly, damit, wie er schreibt, in der Verehrung des hl. Joseph der Meister hinter dem Schüler nicht zurückbleibe, griff nun zur Feder, um durch eine eigene Schrift Gersons beredte Worte zu unterstützen. Er schrieb seinen Tractat „über die zwölf Ehrenvorzüge des hl. Joseph“, worin er die Andacht zu dem Heiligen ausschließlich aus der Heiligen Schrift begründet und warm empfiehlt [1]. In welchem Ansehen das Werk stand, geht daraus hervor, daß noch fast 100 Jahre später die Carmeliten, später auch die Minimi dasselbe zum Theil als Lectionen ihrem Festofficium einverleibten.

---

[1] Es ist eigenthümlich, daß, wie Rupert von Deutz, so auch d'Ailly und Gerson sich von protestantischer Seite besonderer Sympathien erfreuen, zumal die beiden letzteren offen gegen zu häufige Canonisationen und zu viele Feste, auch gegen manchen wirklichen Mißbrauch sich aussprachen. Was diesen Männern, deren „evangelisches Denken“ man rühmt, deren Frömmigkeit und Liebe zur Heiligen Schrift man nicht läugnen kann, Herzensangelegenheit war, wird 300 Jahre später ihren Nachkommen als „Rückfall ins Heidenthum“ angerechnet.

Bei den eigenthümlichen Verhältnissen und aufregenden Vorgängen, wie sie dem Konstanzer Concil eigen waren, ist es erklärlich, wenn Gersons und d'Ailly's Stimmen die gewünschte Beschlußfassung nicht erreichten. Das hinderte neben den großen, brennenden Fragen des Tages, welche die Gemüther oft in fieberhafter Erregung hielten, schon die gespannte Stellung der französischen zur deutschen und englischen Nation. Trotzdem scheint die Bemühung der beiden Männer nicht ganz erfolglos geblieben zu sein. Es existirt noch ein altes Manuscript [1], das der Salvatorkirche von Utrecht angehörte, ungefähr von 1420, mit einer schönen Lobrede auf den Heiligen, welche die Vermuthung nahelegt, sie sei aus Anlaß der Einführung des neuen Festes gehalten worden. Eine Lebensgeschichte des Heiligen geht der Lobrede voran, Auszüge aus dem Werke d'Ailly's folgen ihr, und das Ganze schließt mit einem schönen Gebet an den hl. Joseph.

Indessen waren Lüttich, Utrecht und Chartres durchaus nicht die einzigen Kirchen, die sich neben dem Franziskanerorden damals einer Josephsfeier rühmen durften. Wie es scheint, hatte gleichzeitig, wahrscheinlicher aber längst vor allen diesen, anderswo bereits die Andacht soweit Wurzel gefaßt. Denn Gerson sagt an mehreren Stellen [2], auch in seinem Brief von 1416, daß in England („über dem Meere") das Fest des hl. Joseph gefeiert werde und zwar am 9. Februar, dem Oktavtag von Mariä Reinigung. Er weiß, daß die Augustiner in Mailand dasselbe Fest am 19. März begehen, daß auch „viele Kirchen Deutschlands" [3] dasselbe Fest hätten, nur wisse er nicht, ob alle am gleichen Tag und mit dem gleichen Festofficium. Welches diese deutschen Kirchen waren, erfahren wir leider nicht, aber nicht undeutliche Spuren haben wir für Köln. Am 5. Januar 1490 nämlich erschien im Druck bei Joh. Kölhoff daselbst ein von den Karthäusern besorgtes Martyrologium, das im gleichen Jahre für Lübeck nochmals gedruckt wurde. Dieses wie auch die späteren, verbesserten Kölner Martyrologien (von 1515 und 1521) verzeichnen zum 15. Januar die „Gedächtnißfeier des hl. Joseph, des Nährvaters des Herrn", zum 19. März aber die zweifache Erinnerung sowohl an die Vermählung, als an das Hinscheiden dieses Heiligen. Da nun fast alle

---

[1] Acta SS. Mart. III, p. 8. n. 17.

[2] Carmen super Magnificat, Wimphelings Ausgabe (1501) III. XCVI. T.; Epist. ad do. Parvum Carnot. ib. IV. XV. F.

[3] „Fit et in multis partibus Alemanniae: sed nescio, si sint omnino similes dies et conforme servitium." Rev. Patr. Cant. Carnot. ib. IV. XV. F.

Zuthaten zu Usuards Heiligenkalender, die im Kölner Martyrologium sich finden, auf lokale Eigenthümlichkeiten der Kölner Kirche sich beziehen, so kann man diese ganz einzig dastehende Anordnung von drei Josephsfesten füglich nicht anders erklären, als daß schon seit sehr langer Zeit am 15. Januar ein Fest zu Ehren des hl. Joseph eingeführt war[1]. Bemerkenswerth ist auch, daß in dem sogenannten „Pestsegen“, einer aus der Zeit des schwarzen Todes, der Mitte des 14. Jahrhunderts, stammenden öffentlichen Fürbitte, die noch jetzt in vielen Kirchen Norddeutschlands im Gebrauch ist, an erster Stelle die Fürsprache des hl. Joseph angerufen wird.

Prosper Lambertini (nachmals Benedikt XIV.) spricht in seinem 1723 für die Ritencongregation gearbeiteten Gutachten von einem sehr alten handschriftlichen Brevier auf Pergament, dem die Kalendarien der Kirchen von Florenz, Aquileja und Parenzo beigefügt gewesen seien, und das ihm der gelehrte Abt Justus Fontanini zur Einsicht überlassen. Sicherlich reicht die Entstehung dieses Breviers hinauf über die Zeit der allgemeinen Einführung des Festes, das zum erstenmal in gedruckten Brevieren 1479 erscheint. An mehreren Stellen jener Handschrift nun — ob in den kirchlichen Tagzeiten oder in den Kalendarien, sagt allerdings Benedikt XIV. nicht ausdrücklich —, findet sich der hl. Joseph als „Bekenner“ angegeben, woraus man doch ruhig schließen darf, daß im Lauf des 15. Jahrhunderts, bevor man noch anfing, die Breviere durch Druck zu vervielfältigen, wenigstens in einer der drei genannten Kirchen das Fest des Heiligen eingeführt war.

---

[1] Acta SS. Jun. VI. p. 33 (Auct.); vgl. ib. p. XLI. n. 174 sqq.

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Der Umfang der päpstlichen Unfehlbarkeit nach dem Lehrdecrete des vaticanischen Concils.

(Mit Zugrundelegung bisher nicht veröffentlichter Documente.)

(Schluß.)

Das Schema, welches die Glaubensdeputation der Generalcongregation vorgelegt hatte, enthielt nun eine Definitionsformel [1], in welcher die in sich geoffenbarten Wahrheiten als Gegenstand der päpstlichen Unfehlbarkeit ausdrücklich hervorgehoben wurden, mit dem Zusatze, daß der Gegenstand derselben sich so weit erstrecke wie der Gegenstand der Unfehlbarkeit der Kirche. Wir haben gesehen, warum die Väter mit dieser Formel nicht zufrieden waren [2], und die Ausstellungen, welche sie an ihr machten, hatten ein solches Gewicht, daß sie auch bei den eifrigsten Vertheidigern der verschlimmbesserten Formel nicht unbeachtet bleiben konnten. Sie erkannten allmählich die Mängel derselben an und suchten die frühere Formel wieder an ihre Stelle zu setzen, von allen zuerst Cardinal Bilio.

In der 44. Sitzung der Glaubensdeputation am 22. Mai erklärte er, daß die vorgelegte Formel des vierten Kapitels vielen Vätern des Concils mißfalle, und zwar aus wichtigen Gründen. Er wünschte eine Umgestaltung derselben und legte hierfür jetzt selbst ungefähr ebendieselben Gründe vor, welche am 7. Mai zwei Deputationsmitglieder ihm gegenüber geltend gemacht hatten [3]. Mit Ausnahme der vier besonders eifrigen Vertreter seiner frühern Ansicht, deren Namen wir schon oben [4] mitgetheilt, stimmten ihm beinahe alle bei. Der Cardinal versuchte nun die Formel zu verändern und in den wesentlichen Punkten wieder auf die frühere zurückzuführen. Doch die Ansicht beinahe aller Väter ging dahin, daß man jetzt besser keine neue Formel vorlege, sondern aus den Formeln, welche in der Generalcongregation vorgeschlagen würden, die beste auswähle [5].

[1] Oben S. 62. [2] S. 64 ff. [3] S. 61 f. [4] S. 60.

[5] Quomodo electa sit Deputatio pro rebus ad fidem pertinentibus, quaeque in eius Sessionibus acta sint. C. L. c. 1685 c, c. 1686 a. — Ex diurnis commentariis unius ex Patribus pro rebus fidei deputatis narratur, quomodo Caput quartum Constitutionis primae de Ecclesia Christi, quo definitur Romani Pontificis infallibilitas, extiterit et a Concilio sancitum sit. C. L. c. 1701 a.

Aber Cardinal Bilio gab sich hiermit nicht zufrieden. Schon in der folgenden Sitzung am 8. Juni legte er ein neues Schema des vierten Kapitels vor und empfahl dasselbe zur Annahme. Die auf unsern Gegenstand bezügliche Stelle lautet: „. . . Unter Zustimmung des heiligen Concils lehren und erklären wir es als eine göttlich geoffenbarte Glaubenswahrheit, daß der römische Papst, ... wenn er in Verwaltung seines Amtes als höchsten Lehrers Fragen, welche den Glauben und die Sitten betreffen, durch sein Urtheil entscheidet, durch den Beistand des Heiligen Geistes vom Irrthum bewahrt wird, und daß diese seine Entscheidungen und Vorschriften, durch sich unveränderlich, von jedem Christgläubigen, sobald sie ihm bekannt werden, mit voller innerer Zustimmung und mit Glaubensgehorsam (fidei obsequio) anzunehmen und festzuhalten seien. Wir erklären (definimus) außerdem, daß diese Unfehlbarkeit des römischen Papstes sich auf denselben Gegenstand beziehe, auf den sich die Unfehlbarkeit der Kirche erstreckt."[1] Dem Schema sind einige Bemerkungen hinzugefügt, in denen es hinsichtlich unserer Stelle heißt: „Der Sinn der hier vorgelegten Formel ist insofern unbestimmt, als man fragen kann, welche Entscheidung die Entscheidung einer Frage in Glaubenslehren sei, ob nur diejenige, wodurch etwas als mit göttlichem Glauben anzunehmen vorgelegt, oder auch diejenigen, in denen über eine dogmatische Thatsache entschieden oder eine Censur verhängt wird, welche weniger besagt, als Häresie u. s. w. Aber auf ein solches Bedenken ist durch das über den Gegenstand der Unfehlbarkeit Hinzugefügte eine für unsere Stelle genügende Antwort gegeben. Denn, wenn in der folgenden Constitution der Gegenstand der Unfehlbarkeit der Kirche dargelegt wird, so wird eben dadurch auch der Gegenstand der päpstlichen Unfehlbarkeit erklärt. Wenn aber keine derartige Definition stattfindet, muß man kraft dieses unseres Decretes über den Gegenstand der päpstlichen Unfehlbarkeit urtheilen nach der schon jetzt gewöhnlichen Ansicht über die Unfehlbarkeit der Kirche: näm-

---

[1] . . . Sacro approbante Concilio docemus et divinitus revelatum dogma esse declaramus: Romanum Pontificem, . . . cum supremi Doctoris munere fungens quaestiones de fide et moribus suo iudicio definit, per Spiritus Sancti assistentiam ab errore immunem servari, et has eius definitiones sive decreta, per se irreformabilia, a quovis Christiano, ut primum ei innotuerint, pleno mentis assensu et fidei obsequio excipienda et tenenda esse. Definimus insuper, hanc Romani Pontificis infallibilitatem ad idem obiectum porrigi, ad quod infallibilitas Ecclesiae extenditur. — Formulae tres pro emendatione capitis quarti Constitutionis primae de Ecclesia Christi propositae in Deputatione Patrum pro rebus fidei. C. L. c. 1644 a.

lich, daß es Glaubensdogma ist, der römische Papst sei dem Irrthume nicht unterworfen, wenn er vorlegt, was mit göttlichem Glauben für wahr zu halten ist, und daß es theologisch gewiß ist, er sei auch in Erklärung anderer Lehren vom Irrthume frei. Hieraus geht hervor, daß durch diese Formel nichts mehr und nichts weniger definirt wird, als in der früher vorgelegten; daß aber durch diese allgemeine Formel gewisse Bedenken, welche einige gegen die frühere geltend gemacht, gehoben werden." [1] Man beachte die in Sperrdruck gegebenen Worte. Sie gelten ebenso von dem Decret, in welchem das Dogma endgiltig festgestellt ist. Welches die Bedenken sind, welche einige gegen die Formel geltend gemacht, haben wir oben [2] gesehen. Sie werden gehoben durch Beseitigung der Worte „tamquam de fide tenendum vel tamquam fidei contrarium reiiciendum". Doch bleibt das „pleno fidei obsequio" stehen [3].

Ein Theologe erklärte den versammelten Deputationsmitgliedern das vorgelegte Schema — derselbe, welcher sich in der Sitzung vom 7. Mai für das frühere ausgesprochen und es durch einige Veränderungen der Majorität annehmbar gemacht hatte [4]. In der Sache, so bemerkt er, stimme das neue Schema mit dem frühern überein; hinsichtlich der Form aber sei es einfacher und in allgemeineren Ausdrücken gefaßt, wodurch viele Einwände beseitigt würden, welche man gegen das frühere erheben könne [5]. Nachdem noch ein anderer Theologe einiges zur Empfehlung des Schemas hinzugefügt, begann die Discussion. Den meisten gefiel die Rückkehr zum ersten Schema. Vier aber (unter denen sich indessen nicht mehr der Erzbischof von Mecheln befand) wollten das der Generalcongregation vorgelegte beibehalten wissen und suchten ihre Ansicht zu begründen [6]. Die neue Formel, so sagte einer, sei verschwommen (vaga) und zweideutig, worauf der Cardinal erwiederte, sie sei keineswegs verschwommen und zweideutig, sondern nur allgemeiner gehalten und darum weniger einer falschen Auslegung zugänglich. Auch ein anderer, welcher nicht zu jenen vier Deputirten gehört, glaubt, das Decret sei zweideutig, und, was man nicht definiren wolle, werde doch definirt, nämlich die Unfehlbarkeit des Papstes und der Kirche erstrecke sich auch

[1] Ibid. C. L. c. 1644 c.
[2] S. 64 ff. [3] Vgl. oben S. 59. 62. 63 Anm. 1. [4] S. 62.
[5] Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1686 b.
[6] Ibid. C. L. c. 1686 c, c. 1687 c, c. 1688 a; ibid. b.

auf dasjenige, was nicht in sich geoffenbart sei. Er schlägt vor, nur zu sagen, der Papst habe in Entscheidung von Glaubens- und Sittenfragen dasselbe Unfehlbarkeitsprivileg wie die Kirche [1] — ein Vorschlag, welcher jetzt nicht beachtet wurde, aber endlich durchdrang. Zwei beantragten die Streichung der Worte „et fidei obsequio“ [2], weil sie den Gegenstand wieder beschränkten, wie früher das „tamquam de fide tenendum“. — Wie sehr auch die Formel in manchen Punkten den meisten gefiel, ließ man sie doch nach langer Berathung fallen [3].

In der 50. Sitzung am 24. Juni legte Cardinal Bilio wieder eine neue, von den Erzbischöfen Manning und Franchi verfaßte, Formel [4] vor. Sie vermeidet geflissentlich eine nähere Bestimmung des Gegenstandes der Unfehlbarkeit und kommt der schließlich vom Concil angenommenen Formel bedeutend näher. Eine Discussion fand nicht statt. Die Formel wurde nur den Deputationsmitgliedern zum Studium übergeben [5].

Unterdessen hatte am 15. Juni in der 72. Generalcongregation die Specialberathung über das vierte Kapitel des Schemas über die Kirche begonnen. In der folgenden am 18. Juni schlug Cardinal Cullen, Erzbischof von Dublin, eine Veränderung der uns beschäftigenden Stelle vor, welche Cardinal Bilio gleich am folgenden Tage in der 48. Sitzung der Glaubensdeputation vorlas und empfahl [6]. In der 51. Sitzung am 26. Juni legte er sie von neuem vor mit der Frage, ob man nicht diese Formel seitens der Glaubensdeputation in der Generalcongregation in Vorschlag bringen solle, um desto schneller eine Einigung der Väter herbeizuführen. Man beschloß aber, dies nicht zu thun, weder direct noch indirect, sondern mit neuen Vorschlägen zu warten, bis die Vorschläge der Väter schriftlich eingereicht seien [7]. Die von Cardinal Cullen vorgeschlagene

---

[1] Ibid. C. L. c. 1688 b. [2] Ibid. C. L. c. 1687 b. 1688 b.

[3] Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1701 a.

[4] Hinc sacro approbante Concilio docemus et fidei dogma esse declaramus, Romanum Pontificem, quando ex Cathedra loquitur, id est, quando supremi Pastoris et Doctoris munere fungens res fidei et morum ad aedificationem doctrinae Christianae pertinentium definit, per assistentiam divinam Petro promissam aeque esse infallibilem, ac si easdem una cum Episcopis in generali Concilio congregatis definiret, atque huiusmodi iudicia Romani Pontificis esse ex sese irreformabilia. Formulae tres etc. C. L. c. 1644 d.

[5] Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1690 c. Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1701 b.

[6] Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1689 d. Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1701 b. [7] Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1691 a. Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1701 b. c.

Formel ist von besonderer Wichtigkeit, da sie, freilich wieder in manchen Punkten verändert, endgiltig vom Concile adoptirt wurde. „Unter Zustimmung des heiligen Concils", so lautet sie, „lehren und erklären (definimus) wir es als ein von Gott geoffenbartes Dogma, daß der römische Papst, . . . wenn er eine den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre kraft seiner über die ganze Kirche sich erstreckenden Autorität entscheidet (definit), durch den Beistand des Heiligen Geistes mit jener Unfehlbarkeit ausgestattet ist, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche ausgerüstet wissen wollte; und daß darum diese Entscheidungen des römischen Bischofes aus sich unabänderlich sind." [1] Auf diese Formel kommt der Fürstbischof Gasser von Brixen am 3. Juli in der 52. Deputationssitzung wieder zurück; er empfiehlt sie, doch verändert er die Schlußworte der Definition in folgende: „daß der römische Papst . . . durch den Beistand des Heiligen Geistes nicht irren könne, wie die allgemeinen Concilien nicht irren können" [2]. In derselben Sitzung schlug der Erzbischof Manning eine andere Formel vor [3]. In allen diesen Formeln wird das „tamquam de fide tenendum" vermieden. Auch der Bischof Martin von Paderborn, der Verfasser der so sehr beanstandeten Formel, wendet sich jetzt von ihr ab und proponirt in der 79. Generalcongregation am 30. Juni eine neue, in welcher die früher von ihm in das Schema eingesetzten Worte fehlen [4]. Nachdem in der Glaubensdeputation am 26. Juni beschlossen worden war, keine neue Formel in

---

[1] . . . Sacro approbante Concilio docemus et divinitus revelatum dogma esse definimus: Romanum Pontificem, . . . cum doctrinam de fide vel moribus pro sua in universam Ecclesiam auctoritate definit, per assistentiam Spiritus Sancti ea infallibilitate pollere, qua divinus Redemptor Ecclesiam suam instructam esse voluit; ideoque haec Romani Pontificis decreta ex sese irreformabilia esse. Formulae tres etc. C. L. c. 1645 c. d. Cf. Emendationes a nonnullis Patribus in Congregationibus generalibus factae super Capite IV. Constitutionis dogmaticae primae de Ecclesia Christi. Emend. 68. C. L. c. 382 d. Die unter diesen Emendationes stehende Formel ist ganz dieselbe, nur steht „gaudere" anstatt „pollere".

[2] Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1692 a. Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1701 c.

[3] Ibid.

[4] Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1701 c. Die Formel lautet: „. . . Sacro approbante Concilio docemus et tamquam dogma fidei declaramus: Romanum Pontificem . . ., quum pro suprema sua Apostolica auctoritate universam Ecclesiam docet, in definiendis rebus fidei et morum ad aedificationem doctrinae christianae pertinentium . . . errare non posse, ideoque etc. C. L. c. 1713 b.

der Generalcongregation in Vorschlag zu bringen, bevor die Bemerkungen der Väter schriftlich eingelaufen seien, hatten auch wieder die Privatversammlungen begonnen, in denen man sich über eine geeignete Formel berieth und mehrere vorlegte[1].

Am 4. Juli wird endlich in der 82. Generalcongregation die Specialdebatte über das vierte Kapitel geschlossen[2], und die von den Vätern vorgeschlagenen Aenderungen[3] werden den Mitgliedern der Glaubensdeputation übergeben.

Das Schema, welches der Generalcongregation vorlag, ist oben[4] mitgetheilt. Die Worte „tamquam de fide" sind in einigen[5] der von den Vätern vorgeschlagenen Formeln stehen geblieben, in anderen[6] sind sie einfach gestrichen; in mehreren Vorschlägen[7] ist dazu auch ausdrücklich betont, daß man die Worte streichen müsse, um nicht den Gegenstand der Unfehlbarkeit zu beschränken. Nur in einen der vorgeschlagenen Canones[8] sind sie aufgenommen; in allen übrigen[9] fehlen sie. Einer der Väter verlangt, daß man die Verpflichtung, sich der päpstlichen Lehrautorität auch in solchen Dingen zu unterwerfen, welche nicht in sich geoffenbart sind, ausdrücklich hervorhebe[10]; ein anderer, daß man definire, der Papst sei auch unfehlbar in seinen Entscheidungen über dogmatische Thatsachen[11]. Bei der Menge der Vorschläge müssen wir uns mit dieser summarischen Uebersicht und einem Hinweis auf die Collectio Lacensis begnügen. Die Emendatio 68a, welche Cardinal Cullen einreichte, haben wir schon oben mitgetheilt.

In lange andauernden und anstrengenden Sitzungen wurden nun am 7., 8., 9. Juli alle Vorschläge von der Glaubensdeputation geprüft[12]. Bevor man zu jenen kam, welche sich auf die Definitionsformel selbst

---

[1] Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1701 c. Einige Formeln sind mitgetheilt C. L. c. 1713 c sqq.: Aliquae ex emendationibus Capitis IV. Constitutionis dogmaticae primae de Ecclesia Christi, quae post d. 26. Junii in privatis Patrum congressibus . . . propositae sunt, ut sententiarum unio praepararetur.

[2] Acta Congregationum generalium etc. C. L. c. 757 c.

[3] Emendationes a nonnullis Patribus etc. C. L. c. 372 c sqq.

[4] S. 62 f. [5] Emendatio 33. 36. 37. 45. 47. 52. C. L. c. 376 d sqq.

[6] Emendatio 25. 31. 54. 66. 67. 68. C. L. c. 375 d.

[7] Emendatio 56. 57. 65. C. L. c. 380 d sqq.

[8] Emendatio 95. C. L. c. 386 d.

[9] Emendationes 85—93. C. L. c. 385 d sqq.

[10] Emendatio 70. C. L. c. 383 a. [11] Emendatio 71. C. L. ibid.

[12] Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1692 b sqq. Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1702 a.

bezogen, unterbrach der Präsident die Discussion und bemerkte, bevor man dieselbe zum Gegenstande der Prüfung mache, müsse man über zwei Punkte einig sein, erstens, was man definiren wolle, zweitens, welche Formel maßgebend sein solle. In Bezug auf den ersten Punkt sagten alle einstimmig, zu definiren sei, daß dem Papste bei seinen feierlichen Definitionen dasselbe zuerkannt werden müsse, was man ihm in seiner Vereinigung mit den Bischöfen, oder was man dem ökumenischen Concil zuschreibt, nicht mehr und nicht weniger. Als Formel der Definition billigten sie alle übereinstimmend, mit Ausnahme eines einzigen, die folgende: „daß der römische Papst, wenn er ex Cathedra spricht, d. h. wenn er in Verwaltung seines Amtes als höchsten Hirten und Lehrers aller Christgläubigen eine auf den Glauben oder die Sitten sich beziehende Lehre als von der ganzen Kirche festzuhalten entscheidet, durch göttlichen, ihm im hl. Petrus verheißenen Beistand unfehlbar sei gerade so, wie durch denselben Beistand des Heiligen Geistes ... die ökumenischen Concilien unfehlbar sind. Darum u. s. w." [1] Diese Formel ist aber noch nicht diejenige, welche später die Glaubensdeputation in der Generalcongregation vorlegte und empfahl; wenn sie sich in Bezug auf die Form der Definition schon vor der Discussion einigen wollte, so geschah dies zunächst mit Rücksicht auf jene Punkte, welche Gegenstand so vieler Debatten gewesen waren. Schon in der nächsten Sitzung (8. Juli) wird bei Prüfung des 68. Vorschlages als Formel der Deputation eine bedeutend veränderte erwähnt [2], und eben diese Formel wird mit geringen Aenderungen in der folgenden Sitzung (9. Juli) von allen einstimmig angenommen [3], dann durch den Druck vervielfältigt und mit anderen Vorschlägen der Deputation allen Vätern des Concils zugestellt, so daß sie zwei Tage vor der Generalcongregation, in welcher die Abstimmung über die Formel stattfand, in den Händen aller Väter war [4]. Zu ihrem Referenten in der Generalcongregation bestimmt die Glaubensdeputation den Fürstbischof Gasser von Brixen.

Die Generalcongregation fand am 11. Juli statt. Die Vorschläge der Väter waren schon vor vier Tagen unter alle vertheilt worden [5]. Der Fürstbischof von Brixen sprach im Namen der Deputation zuerst

[1] Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1692 c. d.
[2] Ibid. C. L. c. 1693 c.
[3] Ibid. C. L. c. 1694 c. d.
[4] C. L. c. 372 b sqq. Acta Congregationum generalium etc. C. L. c. 758 b.
[5] Acta Congregationum generalium etc. C. L. c. 758 b.

über das vierte Kapitel im allgemeinen — seine Relation [1] nahm mehr als zwei Stunden in Anspruch [2]; darauf referirte er ungefähr eine halbe Stunde über die zwanzig ersten Vorschläge im einzelnen, worüber dann die Abstimmung stattfand [3]. Nach der Abstimmung ergriff der Fürstbischof wieder das Wort zur Fortsetzung seiner Relation über die einzelnen Vorschläge und sprach länger als eine Stunde [4].

Mit dem 54. Vorschlage beginnen jene, welche sich auf den Umfang der Unfehlbarkeit beziehen. Bei diesem angelangt, las der Referent zuerst die Formel vor, welche die Glaubensdeputation in der letzten Sitzung einstimmig als die ihrige angenommen, und die sie der Generalcongregation zur Annahme empfehlen wollte. Sie lautet: „. . . Unter Zustimmung des heiligen Concils lehren und erklären wir als ein von Gott geoffenbartes Dogma, daß der römische Papst, wenn er ex Cathedra spricht, d. h. wenn er in Ausübung seines Amtes als Hirt und Lehrer aller Christen, kraft seiner höchsten apostolischen Autorität, eine den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre als von der ganzen Kirche festzuhalten entscheidet, vermöge des göttlichen, ihm im hl. Petrus verheißenen Beistandes mit jener Unfehlbarkeit ausgerüstet ist, womit der göttliche Erlöser seine Kirche in Entscheidung einer auf den Glauben oder die Sitten sich beziehenden Lehre ausgestattet wissen wollte, und daß daher solche Entscheidungen des römischen Papstes aus sich unabänderlich sind." [5]

Diese Formel, so sagt der Fürstbischof, stimme ungefähr überein mit der im 68. Vorschlage der Väter empfohlenen; nach vielen Discussionen habe die Glaubensdeputation endlich einstimmig beschlossen, dieselbe der

---

[1] Relatio de emendationibus Capitis IV. Constitutionis primae de Ecclesia Christi. C. L. c. 388 c sqq.

[2] Acta Congregationum generalium etc. C. L. c. 758 b.

[3] Relatio de emendationibus etc. C. L. c. 406 a sqq. Acta Congregationum generalium etc. c. 758 b. c.

[4] Relatio de emendationibus etc. C. L. c. 410a sqq. Acta Congregationum generalium etc. C. L. c. 758 c.

[5] „. . . Sacro approbante Concilio docemus et divinitus revelatum dogma esse definimus: Romanum Pontificem, cum ex Cathedra loquitur, i. e. quum omnium Christianorum Pastoris et Doctoris munere fungens, pro suprema sua Apostolica auctoritate doctrinam de fide vel moribus ab universa Ecclesia tenendam definit, per assistentiam divinam, ipsi in B. Petro promissam, ea infallibilitate pollere, qua divinus redemptor Ecclesiam suam in definienda doctrina de fide vel moribus instructam esse voluit, ideoque eiusmodi R. Pontificis definitiones esse ex sese irreformabiles." Relatio de emendationibus etc. C. L. c. 413 d sq. Cf. c. 388 b. Cf. Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1694 c. d.

Generalcongregation vorzulegen. Wegen der Wichtigkeit der Sache wolle er sie einigermaßen erklären. Seine Erklärung bezieht sich zuerst auf das Subject der Unfehlbarkeit, dann auf den Act, in welchem es unfehlbar ist, drittens auf die bewirkende Ursache und endlich ganz besonders auf den Gegenstand der Unfehlbarkeit [1]. Die Erklärung jenes Theiles der Formel, welcher sich auf den Gegenstand bezieht, ist die Hauptsache, zu dem alles andere gleichsam nur als Einleitung dient. Auch für uns ist sie von der höchsten Bedeutung. Wir geben sie im Auszuge, die wichtigsten Stellen aber wörtlich:

Die Unfehlbarkeit ist verheißen zur Bewahrung und Entwicklung des ganzen Glaubensschatzes. Darum ist es im allgemeinen klar, daß der Gegenstand der Unfehlbarkeit die auf den Glauben und die Sitten sich beziehende Lehre sei (doctrina de fide et moribus). Aber nicht alle Wahrheiten, welche sich auf den Glauben und die Sitten beziehen, sind von derselben Art, beziehen sich in derselben Weise darauf, noch sind alle in demselben Grade zum Schutze des gesammten Offenbarungsschatzes nothwendig. Deshalb sind auch die entgegengesetzten Irrthümer nicht in demselben Grade gegen die geoffenbarte Wahrheit gerichtet, und werden nach dem Grade ihres Gegensatzes mit verschiedenen Censuren belegt [2].

Nun ist es 1. gewiß, daß die von Gott verheißene Unfehlbarkeit sich auf denselben Umfang von Wahrheiten erstreckt, mag sie in der ganzen lehrenden Kirche oder im Papste allein betrachtet werden, da der Zweck, weshalb sie verliehen, derselbe ist.

2. In denselben Worten der Offenbarung, in denen die Unfehlbarkeit dem Papste oder der Kirche zur Reinerhaltung des Offenbarungsschatzes verheißen wird, ist auch unzweifelhaft gesagt, daß sie sich wenigstens auf jene Wahrheiten bezieht, welche selbst den Offenbarungsschatz bilden, nämlich auf die Glaubenswahrheiten, welche zu definiren, oder, was dasselbe ist, auf die Häresien, welche zu verwerfen sind. Darum ist es eine von allen Katholiken anzunehmende Glaubenslehre, daß die Kirche hierin unfehlbar sei, und so kann auch die Unfehlbarkeit des Papstes nicht geoffenbart sein und definirt werden, ohne daß geoffenbart wäre und definirt würde, daß der Papst unfehlbar ist bei Feststellung von Glaubenswahrheiten [3].

3. Es gibt aber, wie gesagt, andere Wahrheiten, die zwar nicht selbst geoffenbart sind, aber doch mit den geoffenbarten mehr oder weniger innig

---

[1] Relatio de emendationibus etc. C. L. c. 414a sqq.
[2] Ibid. c. 414d sq. [3] Ibid. c. 415a. b.

zusammenhangen und zur Reinerhaltung und Erklärung und Feststellung der geoffenbarten Wahrheiten nothwendig sind, wozu auch die dogmatischen Thatsachen gehören. Darum lehren alle katholischen Theologen übereinstimmend, daß die Kirche auch in Darlegung und Feststellung dieser Wahrheiten vor Irrthum bewahrt bleibe, und daß die Läugnung dieser Lehre ein sehr schwerer Irrthum sei. Eine Meinungsverschiedenheit aber macht sich nur in Bezug auf den Grad der Gewißheit geltend, welchen diese Lehre habe, nämlich, ob sie ein Glaubensdogma, und darum der entgegengesetzte Irrthum eine Häresie, oder ob sie bloß eine theologisch feststehende Wahrheit sei[1].

Da nun von der Unfehlbarkeit des Papstes dasselbe gesagt werden muß, was von der Unfehlbarkeit der Kirche, so entsteht hinsichtlich der Ausdehnung dieser Unfehlbarkeit auf die nicht geoffenbarten, aber mit den geoffenbarten zusammenhangenden Wahrheiten dieselbe Frage. „Nun sind die Mitglieder der Glaubensdeputation einmüthig der Ansicht, daß diese Frage wenigstens jetzt nicht entschieden werden, sondern auf der Entwicklungsstufe bleiben solle, auf welcher sie steht; dieser ihrer Ansicht gemäß beantragt die Glaubensdeputation nothwendig eine solche Abfassung des Glaubensdecretes über die Unfehlbarkeit des Papstes, daß nur definirt wird, hinsichtlich des Gegenstandes der päpstlichen Unfehlbarkeit sei dasselbe zu glauben, was in Betreff des Gegenstandes der Unfehlbarkeit bei Entscheidungen der Kirche geglaubt wird."[2]

„Darum enthält die vorliegende Definition über den Gegenstand der Unfehlbarkeit zwei innig miteinander verbundene Theile. Der erste spricht sich über den Gegenstand der Unfehlbarkeit nur allgemein aus, nämlich Gegenstand sei die Glaubens- und Sittenlehre (doctrina de fide et moribus). Der zweite Theil erklärt zwar nicht ausdrücklich diesen Gegenstand im einzelnen; aber er bezeichnet genauer seinen Umfang durch einen Vergleich mit der Unfehlbarkeit der Kirche in ihren Lehrvorschriften, so zwar, daß ganz dasselbe festzuhalten sei über den Gegenstand der Unfehlbarkeit bei Definitionen des Papstes, was festzuhalten ist über den Gegenstand der Unfehlbarkeit bei Definitionen der Kirche." Diese beiden Theile dürfen nicht voneinander getrennt werden[3].

Drei Lehren sind also in der Definition enthalten: Der Papst ist in seinen endgiltig eine Frage entscheidenden Lehrdecreten unfehlbar. Den

---

[1] Ibid. c. 415 b. c. [2] Ibid. c. 415 c sq. [3] Ibid. c. 416 a sqq.

Gegenstand dieser Decrete bilden die Glaubens- und Sittenlehren. In Bezug auf diesen so nur allgemein ausgedrückten Gegenstand hat die päpstliche Unfehlbarkeit keinen geringern oder größern Umfang, als die Unfehlbarkeit der Kirche in ihren Entscheidungen über Glaubens- und Sittenlehren [1]. „Wie es also nach ganz allgemeiner Lehre häretisch ist, der Kirche die Unfehlbarkeit bei Definition von Glaubensdogmen abzusprechen, so ist es kraft dieses vaticanischen Decretes nicht weniger häretisch, dem Papste für sich betrachtet die Unfehlbarkeit bei Definition von Glaubensdogmen abzusprechen. In Bezug auf jene Gegenstände aber, hinsichtlich deren es zwar eine theologisch gewisse Lehre, bis jetzt aber noch nicht Glaubensdogma ist, daß die Kirche unfehlbar sei, wird auch durch dieses Concilsdecret die Unfehlbarkeit des Papstes nicht definirt als Glaubensdogma. Mit derselben theologischen Gewißheit aber, mit welcher man außer den Glaubenswahrheiten jene anderen Lehren zum Gegenstande der Unfehlbarkeit der Kirche rechnet, muß man auch annehmen und wird man annehmen müssen, daß diese anderen Lehren zum Gegenstande der päpstlichen Unfehlbarkeit gehören.“ [2]

Nach dieser Erklärung fügt der Fürstbischof hinsichtlich der Abstimmung hinzu, daß, wenn, wie er hoffe, die vorgelegte Formel angenommen werde, die über den Gegenstand der päpstlichen Unfehlbarkeit und über ihr Verhältniß zur Unfehlbarkeit der Kirche gemachten Vorschläge im einzelnen nicht zur Besprechung und Abstimmung zu kommen brauchten. Man solle also, bevor man über die den Gegenstand der Unfehlbarkeit betreffenden Vorschläge abstimme, über diese Formel abstimmen. Vorher wolle er kurz diese Vorschläge durchgehen, aber nur bei jenen verweilen, bei denen noch eine besondere Bemerkung nothwendig sei [3].

Dieses geschieht. Dann wird die bei dem zwanzigsten Vorschlag abgebrochene Abstimmung wieder aufgenommen. Bei dem 54. angelangt,

---

[1] Ibid. c. 416 c. d.

[2] Unde sicut nemine diffitente haereticum est Ecclesiae infallibilitatem in definiendis fidei dogmatibus negare, ita in huius decreti Vaticani vim non minus haereticum erit negare summi Pontificis per se spectati infallibilitatem in definitionibus dogmatum fidei. In illis autem, in quibus theologice quidem certum, non tamen hactenus certum de fide est, Ecclesiam esse infallibilem, etiam infallibilitas Pontificis hoc decreto sacri Concilii non definitur tamquam de fide credenda. Qua vero certitudine theologica constat haec alia obiecta praeter dogmata fidei comprehendi inter ambitum infallibilitatis, qua pollet Ecclesia in suis definitionibus, eadem certitudine tenendum est ac erit, ad haec etiam obiecta extendi infallibilitatem in definitionibus editis a Romano Pontifice. Ibid. C. L. c. 416 d sq.

[3] Ibid. c. 417 a sqq.

schreitet man zur Abstimmung über die von der Glaubensdeputation neu vorgeschlagene Formel. Fast von allen Vätern wurde sie angenommen [1]. Damit fiel die Abstimmung über viele von den Einzelvorschlägen weg [2]. Das ganze vierte Kapitel wurde nun noch an demselben Tage nach den von der Generalcongregation angenommenen Vorschlägen von der Glaubensdeputation verbessert [3]. Zwei Tage darauf, am 13. Juli, wird über dieses so umgeänderte Kapitel in der (85.) Generalcongregation abgestimmt [4]. Der weitaus größere Theil billigt dasselbe [5].

Nachdem also zuerst über die einzelnen Vorschläge, dann über die nach den angenommenen Vorschlägen veränderten Theile der Constitution abgestimmt worden war, erfolgte die Abstimmung über die ganze Constitution, welche sich gedruckt in den Händen aller Väter befand [6]. Während bei der Abstimmung über die einzelnen Theile und über die einzelnen Vorschläge durch Aufstehen und Sitzenbleiben zuerst das Ja und dann das Nein bezeichnet wurde, mußte jetzt jedes Concilsmitglied mit Namen aufgerufen werden und sein Votum durch die Worte placet oder non placet oder placet iuxta modum abgeben, dieses letzte, wenn es die Constitution im ganzen zwar billigte, aber in einzelnen Punkten Veränderungen wünschte [7]. Diese Abstimmung fand noch in derselben (85.) Generalcongregation statt. 601 Väter gaben ihre Stimme ab, 451 placet, 88 non placet, 62 placet iuxta modum [8]. Die Veränderungen, welche die letzteren verlangten, wurden schriftlich eingereicht [9]. In zwei Sitzungen berieth die Glaubensdeputation über dieselben [10]. Zu Referenten wurden bestimmt die Bischöfe d'Avanzo von Calvi, Zinelli von Treviso und der Fürstbischof Gasser von Brixen, der letzte für die Relation über das vierte Kapitel [11]. Mehrere Vorschläge bezogen sich wieder auf den Gegen-

---

[1] Ibid. c. 421 d. [2] Ibid.

[3] Quomodo electa sit etc. C. L c. 1695 a. Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1702 b. Das so corrigirte Kapitel s. C. L. c. 424 a sqq.

[4] Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1702 b.

[5] Acta Congregationum generalium etc. C. L. c. 759 d.

[6] S. diese Constitution C. L. c. 426 b sqq.

[7] Acta Congregationum generalium etc. C. L. c. 759 d.

[8] Ibid. c. 760 a. Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1702 b.

[9] S. Exceptiones in Constitutionem dogmaticam primam de Ecclesia Christi a nonnullis Patribus in Congregatione generali factae. C. L. c. 432 a sqq.

[10] Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1695 a sqq. Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1702 c.

[11] Acta Congregationum generalium etc. C. L. c. 760 c. Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1702 c.

stand der Unfehlbarkeit[1] und waren Wiederholungen früherer Vorschläge, über welche schon die Generalcongregation abgestimmt hatte. Die einen[2] wollten Einschränkung, die anderen[3] Erweiterung des Gegenstandes. Die Berathung und Abstimmung fand statt in der 86. Generalcongregation am 16. Juli[4]. Der Fürstbischof von Brixen bemerkt über diese Vorschläge: „Ueber den Gegenstand der Unfehlbarkeit habe ich neulich sehr eingehend gesprochen; doch scheinen noch immer, wie dies aus den Vorschlägen erhellt, mehrere der hochwürdigsten Väter über den Sinn der Formel im Unklaren zu sein. Darum schlagen sie mehrere neue Formeln über das Unfehlbarkeitsobject vor. Meistens bestehen diese aus zwei Sätzen, von denen der eine das Unfehlbarkeitsobject ganz allgemein angibt, so daß es sich auf alle päpstlichen Decrete bezieht, der andere aber den ersten Satz einigermaßen umgrenzt. Die Glaubensdeputation kann solche Vorschläge nicht empfehlen und zieht die von ihr vorgeschlagene und von der Generalcongregation schon angenommene Formel weit vor, welche sich in einem Satze über das Unfehlbarkeitsobject ausspricht, freilich in doppelter Weise, im allgemeinen und im besonderen. Aus der allgemeinen Bestimmung (des Unfehlbarkeitsobjectes) lernen wir, daß der ex Cathedra sprechende römische Papst unfehlbar sei, wenn er etwas auf den Glauben oder die Sitten Bezügliches feststellt. Aber aus der zugleich hinzugefügten genauern Bestimmung lernen wir, daß rücksichtlich der einzelnen päpstlichen Decrete ein Unterschied zu machen sei; einige nämlich sind, wie das auch von dogmatischen Concilsdefinitionen gilt, als festgestellte Glaubenssätze aufzunehmen, so daß derjenige, welcher die Unfehlbarkeit des Papstes bei Approbation dieser Decrete läugnet, schon darum der Häresie verfällt; bei anderen Decreten ist man hinsichtlich der Unfehlbarkeit auch gewiß, aber diese Gewißheit ist nicht dieselbe, wie bei jenen, was ja auch von Concilsdecreten gilt, so daß derjenige, welcher die Unfehlbarkeit des Papstes bei Approbation solcher Decrete läugnet, darum noch nicht gerade Häretiker wird, aber doch einem sehr schweren Irrthum verfällt und eine sehr schwere Sünde begeht. Während also in der ersten Bezeichnung des Gegenstandes der Unfehlbarkeit dieser nur allgemein angegeben wird, erhellt aus der besondern Bezeichnung, ob diese Unfehlbarkeit die Gewißheit eines Dogmas oder nur die eines feststehenden theo-

[1] Exceptiones etc. C. L. c. 453 d sqq.
[2] Cf. Emendatio 128. 129. C. L. c. 454 a. b.
[3] Cf. Emendatio 126. 130. 131. C. L. c. 454 a sqq.
[4] Acta Congregationum generalium etc. C. L. c. 460 c.

logischen Satzes habe (ut . . . ex notione specifica deinde appareat certitudo huius infallibilitatis, utrum sit de fide an vero solummodo certitudo theologica etc.)[1].

Nach der Relation des Fürstbischofes von Brixen schritt man zur Abstimmung über die von den Vätern noch vorgeschlagenen und von der Glaubensdeputation zur Annahme empfohlenen Veränderungen. Natürlich mußten diese, sollten sie überhaupt Berücksichtigung finden, zuerst vom Plenum approbirt werden. Diejenigen der vorgeschlagenen Veränderungen, welche die Glaubensdeputation nicht empfehlen zu können glaubte, wurden nicht mehr zur Abstimmung vorgelegt. Denn das Schema war ja schon ohne diese Veränderungen vom Plenum angenommen. Wenn diejenigen, welche diese Veränderungen vorgeschlagen, die Annahme derselben zur conditio sine qua non machten, so blieb es ihnen unbenommen, in der feierlichen Schlußsitzung ein non placet abzugeben. Ein placet iuxta modum war in derselben nicht mehr statthaft[2].

Keiner der hinsichtlich unseres Passus gemachten Vorschläge wurde von der Glaubensdeputation empfohlen. Dieser ist also im Schema, welches in der vierten feierlichen Sitzung (am 18. Juli) zur Abstimmung kam[3], gerade so enthalten, wie er vom Fürstbischofe von Brixen im Namen der Glaubensdeputation am 11. Juli der Generalcongregation vorgelegt wurde. In der feierlichen Sitzung gaben 535 Väter ihr Votum ab, 533 placet, 2 non placet, worauf der Papst die Constitution bestätigte[4].

Wir sind also über den Sinn der Stelle, welche sich in der vaticanischen Definition auf den Gegenstand der Unfehlbarkeit bezieht, genau unterrichtet durch die Geschichte derselben und besonders durch die Erklärung, welche der Fürstbischof von Brixen über sie gegeben, als er sie im Namen der Glaubensdeputation zur Annahme empfahl, und durch die zweite Erklärung, mit welcher er das Urtheil der Deputation über neu vorgeschlagene Veränderungen darlegte. Wie er die Stelle erklärt hat, so wurde sie von den Vätern in der Generalcongregation und in der feierlichen Sitzung angenommen und vom Papste bestätigt.

---

[1] Relatio de emendationibus etc. C. L. c. 475 a sqq.

[2] Constitutio „Multiplices inter". C. L. c. 23 d. Cf. Sessio quarta. C. L. c. 479 b.

[3] Constitutio dogmatica prima de Ecclesia Christi. C. L. c. 482 a sqq.

[4] Sessio quarta. C. L. c. 487 c sqq. Ex diurnis commentariis etc. C. L. c. 1703 a.

Definirt ist also nur, daß die Unfehlbarkeit des Papstes sich gerade so weit erstreckt, wie die der Kirche. Welche Aufschlüsse erhalten wir demnach über den Umfang der päpstlichen Unfehlbarkeit aus unserem Lehrdecrete?

In Bezug auf den Umfang der Unfehlbarkeit der Kirche war es schon längst allgemein anerkanntes Dogma, dessen Läugnung eine Häresie ist, daß die Kirche unfehlbar sei bei Feststellung der geoffenbarten Wahrheiten. Außerdem trugen aber und tragen allgemein die Theologen, auf unwiderlegliche Gründe gestützt, als feststehende Lehre vor, daß die Kirche auch unfehlbar sei bei Definition solcher Wahrheiten, die zwar nicht formell geoffenbart sind, deren Verkündigung aber zur Reinerhaltung, Entwicklung und Vertheidigung der geoffenbarten Wahrheiten nothwendig ist. Doch hat diese Lehre, obgleich sie gewiß ist, nicht jenen Grad der Gewißheit, daß sie ein allgemein anerkannter Glaubenssatz genannt und auf dieselbe Stufe mit einem definirten Dogma gestellt werden könnte, weshalb auch die Läugnung derselben nicht eine Häresie ist oder den Abfall von der Kirche besagt. — Ueber den Umfang der Unfehlbarkeit der Kirche hat sich das vaticanische Concil nicht ausgesprochen. Was daher von demselben vorher galt, das gilt auch heute noch, nichts mehr und nichts weniger.

Da nun das vaticanische Concil definirt hat, daß der Umfang der päpstlichen Unfehlbarkeit derselbe ist, wie der Umfang der Unfehlbarkeit der Kirche überhaupt, so muß es als Glaubenssatz gelten, welcher ohne Häresie nicht geläugnet werden kann, daß der Papst bei Feststellung der geoffenbarten Wahrheiten unfehlbar ist. Ob seine Unfehlbarkeit sich über die geoffenbarten Wahrheiten hinaus auch auf die anderen oben genannten erstreckt, hängt wieder davon ab, ob die Unfehlbarkeit der Kirche sich auf diese anderen erstreckt. Daß dieses zu bejahen ist, wissen wir, nicht aus dem Decrete, sondern anderswoher. Aber dieses vorausgesetzt, ersehen wir aus dem Decrete, daß auch die Unfehlbarkeit des Papstes sich auf jene Wahrheiten erstreckt. Die Gewißheit, mit der wir dieses annehmen, ist ganz dieselbe, wie jene, mit welcher wir annehmen, daß die Unfehlbarkeit der Kirche sich auf diese Wahrheiten erstreckt. Es ist also in Bezug auf den Gegenstand nichts Neues in der Definition enthalten. Sie bezieht sich nur auf das Subject der Unfehlbarkeit.

Dieses ist die Erklärung des vaticanischen Decretes, welche uns die Geschichte desselben an die Hand gibt. Stimmt sie aber auch zum Wortlaute des Decretes, oder ist in demselben vielleicht mehr gesagt, als die Väter nach Ausweis der Geschichte haben sagen wollen?

Wir haben oben gesehen[1], daß (neben anderen) Andries wirklich aus dem Wortlaute des Decretes zu zeigen versucht, dasselbe beziehe sich auch auf die nicht geoffenbarten, aber mit den geoffenbarten zusammenhangenden Wahrheiten. Aber sein Beweis ist nicht richtig. Er glaubt in den Worten „doctrinam de fide vel moribus tenendam" das Wort „fides" objectiv vom Gegenstande des Glaubens verstehen zu müssen. Die Unzulässigkeit dieser Annahme erhellt schon daraus, daß, wenn sie richtig wäre, das Concil in jener Formel nur den secundären Gegenstand der Unfehlbarkeit mit Umgehung des hauptsächlichen genannt hätte. Denn dann würde es sagen, der Papst sei unfehlbar bei Feststellung von Lehren, welche sich auf die Glaubens- und Sittenlehre beziehen, also von Lehren, die selbst nicht Glaubens- und Sittenlehren sind; von den Glaubens- und Sittenlehren selbst dagegen würde es schweigen. Der Ausdruck „doctrina de fide vel moribus" besagt eine Lehre, die sich auf den Glauben oder auf die Sitten, beides in subjectivem Sinne genommen, bezieht, d. i. eine das Glaubens- oder das sittliche Leben der Christen regelnde Lehre. Der Ausdruck ist ganz allgemein. Er ist so allgemein, daß man mit ihm allein sich noch nicht recht befriedigen könnte, und er bedarf darum einer Erklärung; diese erhält er durch die folgenden Worte. Nicht werden in denselben die einzelnen Gruppen der Wahrheiten, die in jenem Ausdrucke etwa zusammengefaßt wären, angegeben, sondern die Erklärung besteht darin, daß man den Umfang des Gebietes, auf welches sich die päpstliche Unfehlbarkeit bezieht, mit dem Umfange des Gegenstandes der Unfehlbarkeit der Kirche identificirt, ohne jedoch einstweilen den Umfang dieser letztern näher zu bezeichnen. Von diesem gilt, was man vorher schon wußte. Die Definition will eben, wie bemerkt, über den Gegenstand der Unfehlbarkeit nichts Neues sagen; sie beschäftigt sich bloß mit dem Subjecte derselben.

Auch auf das Wort „zu halten" (tenendam) beruft sich Andries mit Unrecht. Das Wort „zu glauben" (credendam) würde allerdings, im strengen theologischen Sinne genommen, nur auf geoffenbarte Wahrheiten bezogen werden können. Daraus folgt aber nicht, daß das Wort „zu halten" nothwendig besagt, auch andere Wahrheiten seien vom Concile in den Gegenstand der Unfehlbarkeit einbegriffen. Dieser allgemeine Ausdruck ist absichtlich, wie wir gesehen haben, gewählt, damit man nicht etwa, wenn „zu glauben" gesagt wäre, behaupte, Gegenstand der Unfehl-

[1] S. 52 ff.

barkeit sei ausschließlich die geoffenbarte Wahrheit. Aber verhüten wollen, daß man alle nicht geoffenbarte Wahrheiten ausschließe, besagt nicht die Absicht, solche Wahrheiten einzuschließen.

Aber wenn das Concil auch nicht förmlich definirt hat, daß der Papst in Entscheidungen über die mit den Offenbarungswahrheiten verbundenen Wahrheiten unfehlbar sei, kann man dann nicht wenigstens aus seiner Definition einen Beweis für diese Lehre herleiten? Andries hat wohl nicht mehr sagen wollen. Aber auch dieses müssen wir in Abrede stellen. Denn gesetzt auch, der Ausdruck „doctrina de fide vel moribus" besage eine Sphäre von Wahrheiten, zu welcher aufs klarste und nach ganz allgemeinem Sprachgebrauche außer den geoffenbarten auch die mit diesen verbundenen Wahrheiten und die dogmatischen Thatsachen gehörten, so könnte man aus unserm Decrete dennoch nicht die Folgerung herleiten, daß der Papst in Feststellung dieser Lehren unfehlbar sei. Denn das Decret besagt weiter nichts, als nur dies, daß sich die Unfehlbarkeit des Papstes in dieser Sphäre von Wahrheiten so weit erstrecke, wie die Unfehlbarkeit der Kirche. Nur dann also, wenn die Unfehlbarkeit der Kirche sich auf den ganzen Kreis jener Wahrheiten erstreckt, geht auch die Unfehlbarkeit des Papstes auf den ganzen Kreis. Daß aber die Unfehlbarkeit der Kirche sich auf alle diese Wahrheiten beziehe, ersehen wir nicht aus dem Decrete; das Concil wollte es in diesem Decrete nicht sagen und hat es nicht gesagt.

Für seine Interpretation des Unfehlbarkeitsdecretes beruft sich Andries auch, wie früher[1] bemerkt, auf das vierte Kapitel der vaticanischen Constitution über den Glauben, da dieses dem kirchlichen Lehramte ausdrücklich das Recht und die Pflicht zuspreche, die Aufstellungen der menschlichen Wissenschaft zu verurtheilen, falls dieselben der geoffenbarten Wahrheit widerstreiten.

Aber was sind das für Aufstellungen der menschlichen Wissenschaft, von denen das Vaticanum spricht? Sind es alle, die irgendwie, sei es durch sich selbst, sei es in ihren Folgerungen, der geoffenbarten Wahrheit widerstreiten, oder spricht es ausschließlich nur von solchen Aufstellungen, welche selbst formell die geoffenbarte Wahrheit wegläugnen und als Häresie verurtheilt werden? Wenn das letztere, so ist die Berufung auf diesen Concilsausspruch von vorneherein verfehlt. Denn er soll ja eine Stütze sein für den Satz, daß die Unfehlbarkeit der Kirche sich weiter erstrecke als auf die geoffenbarte Wahrheit und die formelle Negation derselben. Nun geht es aber schon einigermaßen aus dem Wortlaute jenes Decretes selbst, weit klarer aber aus der Geschichte desselben hervor, daß das Concil nur von jenen Sätzen

[1] S. 54.

der menschlichen Wissenschaft sprechen wollte, die formell die geoffenbarte Wahrheit negiren. Die Ausdrücke des Decretes, mit denen es die Sätze bezeichnet, sind: omnis assertio veritati illuminatae fidei contraria, falsi nominis scientia (I. Tim. 6, 20), inanis fallacia (Col. 2, 8), opiniones fidei doctrinae contrariae. Die aus den Briefen des hl. Paulus entlehnten sind nach dem Sinne, welchen sie in diesen haben, zu erklären. Die beiden anderen passen jedenfalls besser auf Häresie, als auf Sätze, die nicht in sich, sondern in ihren Folgerungen der geoffenbarten Wahrheit entgegengesetzt sind. Sehr wichtig zur Erklärung unseres Decretes ist aber die Geschichte des Textes. In dem Schema der Constitution de doctrina catholica [1], aus welchem die Constitution vom Glauben entstanden ist [2], finden sich neben „illuminatae fidei contraria“ wiederholt die Ausdrücke „catholicae doctrinae contraria“, auch verbunden „errare contra fidem et doctrinam catholicam“ [3]. Der Ausdruck „catholicae doctrinae contraria“ umfaßt nach der hinzugefügten 23. Bemerkung [4] außer Häresieen auch andere der Glaubenslehre widersprechende Sätze. Dieser Ausdruck nun wird an der entsprechenden Stelle (4. Kapitel) in der neuen der Glaubensdeputation vorgelegten Constitution de fide [5] gemieden und bleibt von nun an ganz weg. Doch finden sich in dieser, wie auch später in dem von der Glaubensdeputation corrigirten und der Generalcongregation vorgelegten Schema folgende beiden Canones: „Si quis dixerit, . . . harum (humanarum) disciplinarum conclusiones, etiamsi doctrinae catholicae repugnent, ab Ecclesia proscribi non posse, anathema sit.“ „Si quis dixerit, licitum esse, tenere vel tradere opiniones ab Ecclesia damnatas, dummodo ne sint damnatae tamquam haereticae, a. s.“ [6] In der Generalcongregation schlug man nun vor, den letzten Canon zu unterdrücken [7], und hören wir, was der Bischof Pie von Poitiers, welcher im Namen der Glaubensdeputation über die Vorschläge der Väter referirte, zu diesem Vorschlage sagt: „Principium, in hoc canone assertum Deputationi vestrae in se utilissimum ac pernecessarium visum est. Hoc enim principio secluso, sc. admisso, quod iudicia doctrinalia conscientias non ligent, si error aliqua nota citra notam haeresis ab ipsamet Ecclesia configitur, tunc pene tota ruit auctoritas doctrinalis Ecclesiae et exercitium hierarchicae subordinationis fit impossibile . . . . Attamen, Revmi PP., et praecise etiam propter gravitatem rei, cum doctrina huic canoni respondens reapse, sicut merito observatum est a nonnullis Patribus, non fuerit in ipso capite sufficienter exposita, sed tantummodo insinuata,

[1] Schema Constitutionis dogmaticae de doctrina catholica. C. L. c. 507 a sqq.

[2] Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1647 d sqq.

[3] Schema etc. C. L. c. 513 a. b. [4] Ibid. C. L. c. 537 b.

[5] Schema Constitutionis dogmaticae de fide catholica. C. L. c. 1628 sqq.

[6] Ibid. C. L. c. 1632 c. (Cf. Quomodo electa sit etc. C. L. c. 1658 b.) Schema Constitutionis dogmaticae de fide catholica. C. L. c. 77 c. d.

[7] Emendationes schematis de fide catholica. C. L. c. 199 b.

censuerunt Patres deputati satius esse, re serius perpensa, si assertio tanti momenti, tantae necessitatis, et expressius et clarius exprimeretur in altera constitutione, ubi de potestate doctrinali iudiciaria Ecclesiae directe et ex professo agatur."[1] Der Canon fiel weg[2], und in dem vorhergehenden wurde für „doctrina catholica" „doctrina revelata" gesetzt[3]. Die den Canones entsprechende Lehre sollte also in der Constitution über die Kirche vorgelegt werden. In unserer Constitution ist sie, wie Bischof Pie sagt, nur angedeutet.

Aber gesetzt auch, jene Lehre wäre wirklich in der Constitution über den Glauben ausgesprochen, so würde dies dennoch nicht beweisen, daß in dem Lehrdecrete über die Unfehlbarkeit diese sich auch auf die Verurtheilung glaubensfeindlicher Sätze, die nicht Häresieen sind, erstrecke. Denn die Lehre, daß die Kirche das Recht habe, jene zu verurtheilen, ist nicht identisch mit der Lehre, daß die Kirche bei dieser Verurtheilung unfehlbar sei. Höchstens folgt dies aus jenem Satze, und auch das nicht, wenn nicht zu demselben nähere Bestimmungen treten.

Was wir über den Sinn des Unfehlbarkeitsdecretes im Lichte der Geschichte seiner Formulirung gesehen, tritt klarer zu Tage, wenn wir die drei Hauptformeln, an welche sich die Geschichte unseres Textes anlehnt, und um welche sich die übrigen Formeln, als aus ihnen abgeleitete oder auf sie hinzielende, gruppiren, miteinander vergleichen. Die erste ist jene, welche, von Cardinal Bilio als Caput addendum verfaßt, den Vätern übergeben und dann mit wenigen Veränderungen als viertes Kapitel der neuen Constitution über die Kirche der Glaubensdeputation zur Berathung vorgelegt wurde. Die zweite ist jene Formel, welche aus den Berathungen der Glaubensdeputation über jene erste hervorging und einen Theil des Schemas bildet, welches in den Generalcongregationen discutirt wurde. Die dritte endlich ist die Frucht jener vielen Discussionen, welche in den Generalcongregationen, in den Sitzungen der Glaubensdeputation und in Privatversammlungen der Väter stattfanden. Von Cardinal Cullen in der Generalcongregation vorgeschlagen, wurde sie nach wiederholten Discussionen von der Glaubensdeputation angenommen und, in einigen Punkten verändert, der Generalcongregation empfohlen. Diese Formel ist diejenige, welche endgiltig in der feierlichen Sitzung angenommen und approbirt wurde. Stellen wir hier zur bessern Uebersicht diese Formeln nebeneinander:

[1] Relatio de emendationibus capitis quarti Constitutionis dogmaticae de fide catholica. C. L. c 208 a. b.

[2] Ibid. c. 209 a. [3] Ibid. c. 200 b, 207 b. c, 209 a.

Hinc sacro approbante Concilio docemus et tamquam fidei dogma definimus, [I.] per divinam assistentiam fieri, ut Romanus Pontifex, . . . cum supremi omnium Christianorum Doctoris munere fungens pro auctoritate definit, quid in rebus fidei et morum ab universa Ecclesia tenendum sit, errare non possit; et [II.] hanc Romani Pontificis inerrantiae seu infallibilitatis praerogativam ad idem obiectum porrigi, ad quod infallibilitas Ecclesiae extenditur [1].	Hinc sacro approbante Concilio [I.] docemus et tamquam dogma fidei declaramus, Romanum Pontificem . . . vi assistentiae divinae ipsi promissae errare non posse, quum supremi omnium Christianorum Doctoris munere fungens pro Apostolica sua auctoritate definit, quid in rebus fidei ac morum ab universa Ecclesia tamquam de fide tenendum vel tamquam fidei contrarium reiiciendum sit; et eiusmodi decreta sive iudicia, per se irreformabilia, a quovis Christiano, ut primum ei innotuerint, pleno fidei obsequio excipienda et tenenda esse. Quoniam vero infallibilitas eadem est, sive spectetur in Romano Pontifice tamquam capite Ecclesiae, sive in universa Ecclesia docente cum capite unita, insuper [II.] definimus, hanc infallibilitatem etiam ad unum idemque obiectum sese extendere [2].	Itaque nos . . . sacro approbante Concilio docemus et divinitus revelatum dogma esse definimus: Romanum Pontificem, cum ex Cathedra loquitur, id est cum omnium Christianorum Pastoris et Doctoris munere fungens, pro suprema sua Apostolica auctoritate doctrinam de fide vel moribus ab universa Ecclesia tenendam definit, per assistentiam divinam, ipsi in beato Petro promissam, ea infallibilitate pollere, qua divinus Redemptor Ecclesiam suam in definienda doctrina de fide vel moribus instructam esse voluit [3].

Die in der zweiten Formel gesperrten Worte sind jene, welche anfangs Mai in der Glaubensdeputation, besonders auf Betreiben des Präsidenten, eingesetzt wurden [4], und welche den Gegenstand so vieler und langer Debatten bildeten. In der endgiltig adoptirten Formel sind sie gestrichen. Man wollte nicht dem Irrthume Vorschub leisten, daß die Unfehlbarkeit nur die mit göttlichem Glauben für wahr zu haltenden, oder die formell geoffenbarten Wahrheiten zum Gegenstande habe mit Ausschluß aller anderen. Doch beabsichtigte man nicht, zu lehren, daß die Unfehlbarkeit sich auch auf andere Wahrheiten erstrecke. Von dem Umfange der Unfehlbarkeit wollte man eben in diesem Decrete absehen.

Man beachte ferner, daß in den beiden ersten Formeln zwei Sätze definirt werden, in der dritten aber nur einer. In jenen wird [I.] definirt, daß der Papst „in Dingen des Glaubens und der Sitten" unfehlbar sei, und [II.], daß diese Unfehlbarkeit hinsichtlich des Objectes

[1] Caput addendum. C. L. c. 641 b.

[2] Constitutio dogmatica prima de Ecclesia Christi Reverendissimorum Patrum examini proposita. C. L. c. 273 b.

[3] Sessio quarta. C. L. c. 487 b.

[4] S. oben S. 57 ff.

gerade so weit reiche, wie die Unfehlbarkeit der Kirche. In der dritten Formel hingegen wird nur definirt, daß die päpstliche Unfehlbarkeit dieselbe sei, wie die der Kirche[1]. Dadurch treten in dieser dritten, sanctionirten, Formel die Worte „in Dingen des Glaubens und der Sitten" in den Hintergrund. Nicht mehr wird gesagt, daß der Papst bei Entscheidungen in diesen Dingen unfehlbar sei, sondern daß er bei solchen Entscheidungen jenes Unfehlbarkeitsprivileg habe, welches in dieser Sphäre von Lehren auch der Kirche verliehen. Also nur nebenbei, obiter, incidenter, wie die Theologen sich ausdrücken, werden „die Dinge des Glaubens und der Sitten" berührt als die Sphäre, in welcher er sich mit Unfehlbarkeit bewegt. Dies allein genügt, um in Abrede zu stellen, daß die vaticanische Definition kraft jener Worte die Frage, ob die zwar nicht geoffenbarten, aber mit der Offenbarung verbundenen Wahrheiten Gegenstand der päpstlichen Unfehlbarkeit seien, entschieden habe. Denn nicht, was ein Decret nebenbei sagt, wird entschieden, sondern der directe Gegenstand der Definition.

Wäre es uns nur um den Nachweis zu thun gewesen, daß im Unfehlbarkeitsdecrete eine solche Entscheidung nicht vorliege, so hätten wir unserer Untersuchung engere Grenzen gesteckt. Aber die Geschichte unseres Textes bietet des Interessanten und Lehrreichen so viel, daß sie um ihrer selbst willen eine eingehende Darstellung verdient. Der verheißene Beistand des Heiligen Geistes, so ersehen wir aus ihr, schließt die menschliche Thätigkeit nicht aus. Nachdem die Wahrheit, um deren Feststellung es sich handelt, längst klar erkannt, sowie die Untersuchung der Gründe, ob sie vorzulegen sei, abgeschlossen ist, und die Grenzen, in denen sie verkündet werden soll, schon bestimmt sind, arbeiten noch so viele hervorragende Gelehrte und ausgezeichnete Kirchenfürsten an der bloßen Formulirung des einfachen Satzes, in welchem die Definition nunmehr vorliegt. Muß ja der Ausdruck einer für alle Völker und Zeiten geltenden Glaubensnorm so gewählt sein, daß, soweit dies möglich ist, jedes Mißverständniß ausgeschlossen wird und jeder Verdrehungsversuch an der Bestimmtheit der Worte scheitert. Hunderte von Prälaten prüfen darum jedes Wort. Es entsteht dabei natürlich Verschiedenheit der Ansichten, und eine Menge von Vorschlägen werden gemacht. Ein jeder wird discutirt. Bei dem selbständigen Urtheile der Männer, welche an der Discussion theilnehmen,

[1] Der Fürstbischof von Brixen macht hierauf aufmerksam in seiner Relation am 16. Juli. C. L. c. 475 b sqq.

ist es ganz natürlich, daß durchschlagende Gründe geltend gemacht werden müssen, damit jemand seinen Vorschlag zurücknimmt, und geraume Zeit kann vergehen, bis die Form vereinbart ist, in welcher die Wahrheit von nun an bis an die Grenzen der Erde und bis zum Ende der Zeiten verkündigt wird: ein Markstein für die Streitlust der Schule, ein Wahrzeichen am Abgrunde des Irrthumes, zugleich aber auch ein lebensvoller Stamm, dessen Aeste und Zweige, von ihm getragen und belebt, unter der Pflege berufener Hände zu einer vollen Krone sich auswachsen.

Th. Granderath S. J.

Die Berichte des kaiserlichen Gesandten Starhemberg über den portugiesischen Hof und das erste Verwaltungsjahr Pombals.

Der am 19. October des vorigen Jahres eingetretene Tod des Königs von Portugal Luiz' I. und der in Monatsfrist folgende Sturz der Braganza in Brasilien haben die Augen Europa's auf die westliche Ecke gelenkt, welche in ihrer Grabesruhe sonst wenig Interesse beansprucht und wenig von sich reden macht. Welch ein Unterschied gegen frühere Zeiten, als schon der Name dieses kleinen Streifen Landes die asiatische und afrikanische Welt mit Schrecken erfüllte, als innerhalb 15 Jahren ein Bartholomäus Diaz das Cabo tormentoso, ein Vasco de Gama Calicut erreicht, ein Cabral Brasilien entdeckt, als innerhalb 10 Jahren durch Almeida und Albuquerque das gewaltige portugiesische Reich in Ostindien begründet wurde (1505—1515). Von Lissabon aus segelte dann am 7. April 1541 mit der portugiesischen Flotte unter Alfons de Sousa Franz Xaver nach Ostindien ab, um in den neuen unermeßlichen Ländern Millionen mit den Segnungen christlicher Civilisation zu beglücken. Es war das goldene Zeitalter Portugals auch in der Literatur, wo der portugiesische Cicero, der Bischof Osorio, und Camoens, der Dichter der Luisiaden, blühten, wo die theologischen Wissenschaften eifrig gepflegt wurden, wie dies schon das Auftreten der portugiesischen Bischöfe auf dem Concil von Trient hinreichend zeigte. Die Herrscher dieser Periode, Johann II.,

Emanuel I. und Johann III. (1481—1557), zeichnen sich unter allen Königen Portugals ganz besonders aus durch ihre kirchliche Gesinnung und ihre Ergebenheit gegen den Heiligen Stuhl. Mit dem ritterlich tollkühnen Könige Sebastian, der auf afrikanischem Boden im Kampfe gegen die Mauren fiel, sank auch die Blüte Portugals ins Grab. Das stolze Reich wurde schließlich eine Provinz Spaniens, und nur ein langer, 28jähriger Kampf mit Spanien um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts vermochte dem Lande die Selbständigkeit, nicht aber den frühern Glanz wiederzuerringen. Dies war den Königen aus dem Hause Braganza Johann IV., Alfons VI. und Pedro II. nicht gegeben. Auch Johann V. (1706—1750) war dazu nicht im Stande, obgleich er durch Förderung von Kunst und Wissenschaft und großartige Freigebigkeit sich auszeichnete; vom Papste Benedikt XIV. erhielt er den Ehrentitel rex fidelissimus, der getreueste König. Die langjährige Krankheit dieses Königs war nicht dazu angethan, fördernd auf Portugal zu wirken; in den letzten acht Jahren mußte seine Gemahlin, die fromme und gewissenhafte Maria Anna[1], eine Tochter des Kaisers Leopold I., die Regentschaft führen.

Mit der Thronbesteigung Josephs I. am 31. Juli 1750 tritt eine neue Epoche in der Geschichte Portugals ein. War der äußere Niedergang Portugals durch den Verlust des Einflusses in Ostindien und durch die englische Ausbeutung schon groß genug, so beginnt jetzt der innere Zerfall, der bisher an dem Einfluß der Kirche noch eine Schranke gefunden, gefördert und beschleunigt von oben herab, ganz ungehemmt immer weitere Kreise mit seinem Gifte zu zersetzen. „Joseph I.", sagt der so vorsichtig urtheilende Cardinal Pacca in seinen Nachrichten über Portugal, „muß zu der Klasse derjenigen Fürsten gerechnet werden, welche zu lenkbar sind, oder, besser gesagt, sich zu Sklaven ihrer Minister gemacht haben, denen sie die Zügel der Regierung überlassen; und wenn diese aus gerechter Strafe des Himmels in die Hände ehrgeiziger und boshafter Menschen fallen, so thut uns die Geschichte kund, welche Drangsale seit Aman, dem Favoriten Assuerus', bis auf die jetzigen Zeiten die armen Völker bedrücken . . . Nachdem Sebastian Carvalho[2] Minister geworden war, er-

---

[1] Ihr Beichtvater P. Joseph Ritter schrieb einen Lebensabriß: Vita et virtutes Mariae Annae Portugalliae et Algarbiae Reginae. Viennae 1756.

[2] Sebastian José de Carvalho-Mello, geb. 1699 zu Soure bei Coimbra, zuerst Officier, dann Gesandter in London und Wien, 1750 Minister des Auswärtigen. Der König erhob ihn zum Grafen von Oeyras und später zum Marquis von Pombal.

warb er sich eine große Gewalt über das Gemüth des Königs Don Joseph und herrschte als Despot ein Vierteljahrhundert über jenes Reich."

Ueber die Regierung Josephs I. und die Verwaltung seines allmächtigen Ministers birgt das geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien interessante und lehrreiche Berichte der verschiedenen kaiserlichen Gesandten am Hof zu Lissabon, welche wohl verdienen, bekannt zu werden. Bei einem Blick in den fünften Band von Schäfers Geschichte von Portugal (Gotha 1854) könnte es freilich scheinen, als hätten wir nachgerade genug Gesandtschaftsberichte über diese Periode. Aber es scheint auch nur so. Weder der Engländer Smith noch der Portugiese Santarem, auf deren Publicationen sich Schäfer immer wieder beruft, bieten vollständige Actenstücke. John Smith [1] schrieb seine Biographie Pombals im Dienste eines der Enkel dieses Ministers mit der ausgesprochenen Absicht, den Großvater seines Herrn unbedingt in allem zu rechtfertigen und zu verherrlichen, denn nie sei ein genialer Mann mehr angeschwärzt worden wie Pombal. Er bringt in seiner Arbeit auch einige Depeschen der englischen Gesandten zu Lissabon, aber nur wenige und diese nicht einmal vollständig. Santarem [2], ebenfalls ein begeisterter Lobredner „unseres berühmten Ministers, unseres großen Staatsmannes", veröffentlichte in portugiesischer Sprache von den französischen Gesandtschaftsberichten vielfach nur ganz kurze Regesten, aus welchen die Thatsachen und die Ansicht der Gesandten oft schwer zu erkennen sind. Von den englischen Depeschen findet sich bei ihm für unsere Zeit so gut wie nichts, denn der letzte (18.) Band, der die Beziehungen zu England abschließt, umfaßt die Jahre 1663—1815 und enthält fast nur kurze Notizen aus gleichzeitigen französischen Zeitungen.

Somit dürfte die Mittheilung vollständiger Gesandtschaftsberichte allein schon vom Standpunkte der historischen Kritik nicht unerwünscht sein, zumal da von diesen Berichten, wie uns auch im geheimen Staatsarchiv bestätigt wurde [3], bis jetzt nirgends eine Andeutung gemacht worden.

[1] Memoirs of the Marquis of Pombal with Extracts from his writings and from despatches in the State Paper Office by John Smith Esq. Private Secretary of the Marshal Marquis de Saldanha. London 1843, 2 vol.

[2] Santarem, Visconde de, Quadro elementar das relações politicas e diplomaticas de Portugal com as diversas potencias do mundo. Pariz, Lisboa 1842—1876, 18 vol. Dieses Werk wurde auf Kosten der portugiesischen Regierung zuerst in Paris, dann später in Lissabon gedruckt.

[3] Es sei mir gestattet, Sr. Excellenz dem Herrn Geheimrath Ritter von Arneth und den Herren Staatsarchivaren Dr. Felgel und Dr. Schrauf für ihr liebenswürdiges und opferwilliges Entgegenkommen auch an dieser Stelle meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Wir beginnen mit den Depeschen und Relationen des Grafen Georg Starhemberg über das Jahr 1751.

Graf Georg Adam Starhemberg hat sich wenige Jahre nach seiner Gesandtschaft in Lissabon als Gesandter in Paris durch den Abschluß des berühmten Vertrags von Versailles [1] einen Namen gemacht; später wurde er Staatsminister und als solcher im Jahre 1765 in den Fürstenstand erhoben. Seine Berichte über Portugal umfassen gerade ein Jahr, December 1750 bis December 1751; für die Kenntniß der damaligen portugiesischen Zustände sind sie von großer Wichtigkeit, indem sie bereits die Keime enthalten zur ganzen Politik Carvalho's, wie sich dieselbe später entwickelt hat.

Am 11. December 1750 berichtet Graf Stahremberg seine Ankunft in Lissabon, am 24. desselben Monats meldet er die Ueberreichung der kaiserlichen Condolenz- und Glückwunschschreiben (Tod Johanns V. und Thronbesteigung Josephs I.). Den ersten größeren Bericht sendet er am 12. Februar 1751 an den Kaiser. Eingangs führt der Gesandte aus, wegen der großen Schwierigkeit, nach so kurzem Aufenthalt über den Hof zu berichten, habe er doppelten Fleiß und doppelte Mühe aufgewandt. Dann beginnt er mit einer Charakteristik des Königs.

„Es würde derzeit noch fast unmöglich sein, Ew. Kaiserl. Majestät über des Königs Gemüthsbeschaffenheit und Gedenkensart und übrige Eigenschaften etwas ganz Verlässiges zu berichten, denn es hat derselbe bei seines Herrn Vaters Lebzeiten so geringen Einfluß in den Staatsgeschäften und überhaupt so wenig zu sagen gehabt, daß keine Gelegenheit gewesen wäre, da er sich hätte damals können genugsam zu erkennen geben; und seitdem er selbst zur Regierung gelangt, hat man auch noch nicht hinlänglichen Grund, darüber ein eigentliches Urtheil zu fällen. Jedoch werden Ew. Kaiserl. Majestät, meinem geringen Ermessen nach, aus derjenigen Lebensart, die er seit angetretener Regierung angenommen, und aus einigen Particularitäten, die ich allerunterthänigst beschreiben werde, doch indessen am füglichsten davon urtheilen können.

Es läßt sich der König bishero sehr selten, ja fast niemals in publico sehen, und haben sowohl die fremden ministri, als auch seine eigenen Unterthanen keine andere Gelegenheit, aufzuwarten, als an den Galatagen. Wenn

[1] Vgl. Arneth, Maria Theresia 4, 432. — Als der Nachfolger Starhembergs für Lissabon, Graf Sigismund Kevenhüller-Metsch über Paris auf seinen Posten reiste, meldete er am 26. Juli aus Paris an Kaunitz über Graf Starhemberg: „Es lasset sich nicht genug ausdrücken, was für ein ganz besonderes Ansehen und Credit sich derselbe bei dem hiesigen Hof, dem Ministerio, dem gesammten hohen Adel und durchaus bei jedermann erworben und mit was ausnehmender Aufmerksamkeit Ihm solchem nach begegnet werde." Geh. Staatsarchiv Portugal 1756.

ein solcher einfällt, kommt er nebst den drei Infanten vormittags um 11 Uhr in das Audienzzimmer, in welches die fremden ministri einer nach dem andern eingelassen werden und ihren Glückwunsch ablegen, worauf er aber allen auf gleiche Weise antwortet: daß er sich vor die Attention bedanke; und sonst niemalen etwas spricht. Wann dieses vorbei, werden alle übrigen Leute zum Handkuß zugelassen; es pflegt aber der König auch von diesen niemanden anzureden, und mithin ist diese Function gar geschwind vorbei. Diese Tage und Stunden ausgenommen, ist bei Hofe niemalen etwas zu thun; und geht der König täglich, sowohl bei üblem als gutem Wetter, nach Belen, einem Lusthause an dem Ufer des Meers, eine halbe Stunde weit von der Stadt. Es kommt auch die Königin, nebst den Infantinnen, in Begleitung einiger Cavaliers und Damen dahin, welches aber allezeit die nämlichen sind. Alldort unterhalten sie sich, wie ich höre, solange es Tag ist, mit der Reitschule und abends mit dem Pharaonspiel. Zwischen 8 und 9 Uhr kommen sie wieder zurück, und um diese Stunde müssen sich die Staats-Secretarii bei Hof einfinden, welche alsdann mit dem König sprechen und gemeiniglich bis 12, auch bis 1 Uhr nach Mitternacht bei ihm verbleiben. Von diesen habe ich gehört, daß sich der König in diesen Stunden sehr applicire und mit großem Fleiß alles vortragen lasse und darüber resolvire. Andere Leute aber haben mir gesagt, daß er selten vor 11 Uhr in sein Cabinet zurückkomme, und alldanichts als die Unterschrift der Expeditionen, welche hier sehr häufig sind, vorgenommen werde.

Kein anderer Minister spricht mit dem König, sondern es gehen alle Geschäfte, nach ihren verschiedenen Departements, durch die Hände der Staatssecretarien. Der Carvalho hat die auswärtigen und das militare, welches dermalen noch in sehr schlechtem Zustand ist, zu besorgen; der Diego de Mendozza, welcher ein Geistlicher und vormals Gesandter in Holland gewesen ist, hat das Departement der Marine und der Conqueten; und der Petro da Motta, ein Bruder des verstorbenen Cardinals und Ministers, die innerlichen Geschäfte unter sich. Weil aber dieser letztere sehr kränklich und fast niemals im Stande ist, nach Hofe zu gehen, theilen die zwei anderen sein Amt unter sich, und sucht besonders der Carvalho, wie ich höre, das Seinige, soweit er kann, zu extendiren, und sich, so viel es immer möglich ist, nothwendig zu machen. Es ist mir auch gesagt worden, daß ihm solches ziemlich wohl gelinge, und nunmehr anfange, in großen Credit zu kommen. Anfangs hat es mit ihm etwas hart gehalten, und hat wenig gefehlt, daß er diese Charge, auf die er schon so lange gehofft und die ihm auch schon längst versprochen war, gar nicht bekommen hätte, und sagt man, er habe dieselbe nur dem Vorspruch Ihrer Majestät der verwittweten Königin zu danken. Nunmehr aber, da der König seinen Fleiß und guten Willen sieht, zugleich auch ihn in den meisten Stücken am besten informirt findet und selbst, wie es scheint, die Arbeit ein wenig scheut, fängt er an, sich sehr viel auf ihn zu verlassen, und ist zu vermuthen, daß bei diesen Umständen, zumal meines Wissens niemand ist, der ihn zu contrecarriren suchte, sein Credit sich täglich vergrößern werde. Es würde solches sowohl für den Nutzen des Königreichs,

als auch für dasjenige, was Ew. Kaiserl. Majestät mit dem hiesigen Hof zu tractiren haben könnten, allerdings zu wünschen sein. Und steht nur zu befürchten, daß etwa ein Geistlicher, wie unter voriger Regierung, oder ein Favorit, oder sonst jemand, der in der Staatswissenschaft ganz unerfahren, des Königs Vertrauen gewinne, und weil er, wie man sagt, ein sehr guter Herr ist, sich der völligen Gewalt bemeistern möchte. Welches ganz gewiß so üble Folgen nach sich ziehen würde, als der zu Ende voriger Regierung mit Spanien geschlossene höchst nachtheilige Tractat, wovon ich noch mehr Meldung machen werde, eine Folge der uneingeschränkten Gewalt des Fr. Gaspar [1] gewesen ist.

Vormals hat sich zwar der König fast gänzlich von seiner Gemahlin [2] beherrschen lassen, und hat jedermann geglaubt, sie werde nach angetretener Regierung gar leicht die völlige Oberhand gewinnen. Nunmehr aber scheint es, wie ich von vielen gehört, daß sie seit einiger geraumer Zeit nicht mehr so viel vermöge, und sagt man mir sogar, es habe der König schon in verschiedenen Gelegenheiten mit allem Fleiß ihrem Willen gerade entgegengehandelt. Ob diesem also sei oder nicht, getraue ich mir nicht zu versichern. Indessen sehe ich doch, daß sie fast beständig beisammen sind, welches dasjenige ist, so die Königin hauptsächlich verlangt; und ist dieselbe, wie ich höre, nur darauf immer bedacht, wie sie die Liebe ihres Gemahls erhalten und ihm einige Unterhaltung zuwege bringen könne. Man sagt auch, sie würde, wenn es nur anging, sehr geneigt sein, die ganze hiesige Lebensart umzukehren und den Hof auf einen angenehmeren und lustigeren Fuß zu setzen. Allein in diesem Stück ist ihr Ihre Majestät die verwittwete Königin sehr entgegen, welche keine Neuigkeiten (Neuerungen) leiden und alles auf die alte Art beibehalten haben will. Die verwittwete Königin macht ihren Einfluß nur in Kleinigkeiten geltend. Der König kann ihr nichts abschlagen, so groß ist seine Ehrfurcht... Allein es ist zu bedauern, daß höchstdieselbe, den einzigen Fall der Promotion des Carvalho ausgenommen, nur in dergleichen Gelegenheit sich verwendet, welche nicht in das Politicum einschlägt."

Zum Schlusse hebt der Gesandte nochmals hervor, daß es nach seiner Meinung bei dem Könige „allezeit hauptsächlich auf die Wahl derjenigen ankomme, welche sein Vertrauen besitzen, und die Direction dero Affairen haben werden. Indem er von sich selbsten wohl schwerlich etwas Wichtiges unternehmen und viel weniger wird ausführen können." Ebenso wieder-

[1] Der stellvertretende kaiserl. Gesandte in Lissabon, Legationssecretär Joh. Keil schreibt am 12. August 1760 an Kaunitz: „Der dem unglücklichen Herzog von Aveiro dem Geblüt nach verwandte Franziskaner Geistliche Fr. Gaspar hat zu Zeiten Johanns V. das Staatsruder geführt, war allmögend und fähig, die angetragene Cardinalswürde auszuschlagen. Sein Andenken ist in den Augen der heutigen Regierung schon von mancher Zeit her mit Greuel angesehen worden." Geh. Staatsarchiv Portugal 1760.

[2] Eine Tochter Philipps V. von Spanien.

holt Starhemberg das Lob Carvalho's, was hervorgehoben zu werden verdient, weil die späteren Berichte so ganz anders lauten werden. „Zum Glück für das Land sind die beiden Staats-Secretarii der Carvalho und Mendozza, durch deren Hände nunmehro alles geht, sehr anständige, arbeitsame und wohl intentionirte Leute, von denen, wenn sie sich in ihren (Aemtern) erhalten, viel Gutes zu erwarten ist."

Wie die Relationen ein zusammenfassendes Bild der fleißigen Beobachtung des Gesandten geben, so spiegelt sich auch in den einzelnen Depeschen die Emsigkeit Starhembergs, seinen Hof über alle portugiesischen Vorkommnisse auf dem Laufenden zu halten. So meldet er am 13. April 1751 dem Reichs-Vicekanzler Grafen Colloredo: „Mit dieser Flotte (nach Brasilien) wird der neue Gouverneur des Maragnaon, welcher ein Bruder des Carvalho ist, nach seinem Gouvernement abschiffen. Es hat der König denselben vor wenig Tagen und von freien Stücken zu dieser Stelle erhoben, da er vorhin nichts mehr als Lieutenant von der Marine war, und ist dieses ein großes Kennzeichen der täglich zunehmenden Faveur des Carvalho." „Von der verwittweten Königin", schreibt Starhemberg am 14. Mai, „werde ich öfters vorgelassen und sehr gnädig empfangen." In demselben Briefe bespricht er auch einen Titelstreit: von seiten Frankreichs wolle man „dem König von Portugal den titulum fidelissimi noch immer disputirlich machen, welches hier sehr übel aufgenommen wird, und sind die letzten Glückwunschschreiben von hier aus unerbrochen zurückgeschickt worden, weil dieser Titel auf der Ueberschrift unterlassen war." Der französische Hof wolle den Titel nur in den Context aufnehmen, aber nicht in die Ueberschrift, was wohl der portugiesische Hof nimmermehr annehmen werde. Am 6. Juli berichtet er, der König von Preußen habe am hiesigen Hofe einen Residenten ernannt in Person eines Holländers, der 20 Jahre hier sei und sich großen Ansehens erfreue; es sei eine sehr glückliche Wahl: „er ist bei mir gewesen und hat entdeckt, der König habe das Absehen ein commercium mit Portugal zu stabiliren." Daraus werde wohl sobald nichts werden, aber er wundere sich sehr, daß aus so weiter Ferne eine so glückliche Wahl getroffen worden, wie sie nicht besser hätte sein können.

Auch von den Liebhabereien des portugiesischen Königspaares ist häufiger die Rede. Am 25. Februar z. B. heißt es:

„Die junge Königin wird für die Jagd und Reiterei täglich mehr passionirt, so daß sie zu Salvaterra diese ganze Zeit hindurch, obwohl das Wetter

sehr übel und fast das ganze Land überschwemmt gewesen, täglich in aller Frühe auf die Jagd gegangen und erst nach Sonnenuntergang zurückgekommmen, auch niemals sich in ihre Chaise setzen, sondern den ganzen Tag zu Pferde bleiben wollen. Die verwittwete Königin sieht das nicht gern, getraut sich aber nicht viel zu sagen."

Dieser Sport ging auch nicht immer ganz glatt ab; einmal hatte die Königin sogar das Unglück, ihrem Gemahl ein Schrotkorn ins Auge zu schießen. Ueber diesen Unglücksfall berichtet Starhemberg am 15. August:

„Es hat die Königin, welche auf der Jagd in einer ziemlich weiten Distanz von dem König, jedoch in der nämlichen Linie mit ihm stund, das Unglück gehabt, durch einen Flintenschuß, mit welchem sie einen Hasen in weiter Entfernung von ihnen beiden und außer der nämlichen Linie erlegt hatte, den König mit einem kleinen Schrot in das linke Auge und mit mehreren, welche aber durch das Kleid nicht penetrirt haben sollen, auf die Brust zu treffen. Man will mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit sagen, daß entweder der starke Wind, oder aber ein Stein, auf welchen die Schrote aufgesprungen sein können, hieran schuld sein solle; und ist solches gar leicht zu glauben, weil jedermann der Königin das Zeugniß gibt, daß sie auf der Jagd nicht nur sehr geschickt, sondern auch ungemein vorsichtig sei; zweitens, weil der Hase, auf den sie gezielt hatte, sehr weit von dem König und in einer ganz andern Direction erlegt worden, und endlich drittens, weil die Schrote, wenn sie gerade und in solche Höhe gekommen wären, viel mehrere Gewalt gehabt und den König stärker verwundet haben müßten. Indessen ist man den ersten und zweiten Tag nicht nur um das Auge, sondern auch um das Leben des Königs, indem ihm kleine convulsiones und ein starkes Erbrechen zugestoßen, in großen Sorgen gestanden. Man hat ihm nach dem Gebrauch der hiesigen medicorum in vier Tagen achtmal zur Ader gelassen, und hat sich zum Glück ein deutscher Oculist hier gefunden, welcher die Cur auf sich genommen und sich verbunden hat, den König in kurzer Zeit vollkommen herzustellen. Obwohl auf dergleichen Leute nicht viel Vertrauen gesetzt werden kann, so ist sich doch allezeit besser auf ihn als auf die hiesigen medicos und chirurgos, als welche gar unwissend und unerfahren sind, zu verlassen. Nunmehr zeigt er sich, wie mir der Kammerherr noch gestern Abends auf meine Anfrage versichert hat, täglich besser, und zweifelt man fast nicht mehr an der baldigen vollkommenen Genesung. Ew. Excellenz können sich leicht den Schrecken und die Betrübniß der Königin vorstellen, es ist dieselbe fast außer sich gekommen, und hat es mit ihr so viel als mit dem König selbst zu thun gegeben. Ich habe bisher keinen Tag unterlassen, mich wenigstens einmal zu Belen um des Königs Gesundheit selbst anzufragen, und ist dieses die erste Gelegenheit, welche ich gehabt habe, einige Aufmerksamkeit bei Hofe zeigen zu können."

Dieselbe Depesche gibt wie manche andere auch Kunde von dem Seeräuberunwesen:

„Vorige Woche sind von den Seeräubern zwei hiesige Schiffe in dem Angesicht der Stadt gefangen worden, welches wohl zur größten Probe dienen kann, wie schlecht in allem die Vorsehung allhier sei. Es wird zwar beständig von einer bessern Einrichtung der Marine gesprochen, allein es geht damit, wie mit allem übrigen, sehr langsam her."

Was dem rührigen Diplomaten am portugiesischen Hof ganz und gar nicht gefiel, war diese in den letzten Worten angedeutete Langsamkeit und Lässigkeit in allen Geschäften. Seine Depeschen sind voll von Klagen darüber. So schreibt er am 21. April:

„Alles geht hier langsam, alle Sachen werden allhier langsam tractirt und ausgeführt, auf mein Promemoria, welches ich vor zwei Monaten überreicht, habe ich noch gar keine Antwort, obwohl ich die Antwort täglich betrieben."

Am 22. Juni klagt Starhemberg über „die hiesige Lau- und Gleichgiltigkeit für alle Geschäfte überhaupt, insbesondere aber für die auswärtigen; sie ist so groß, daß, aller guten Neigung ungeachtet, von dem hiesigen Hof nicht das Geringste zu erwarten ist, welches die mindeste Mühe und Ueberlegung erforderte. Ich könnte hiervon in dem Innerlichen unendlich viel Exempla anführen, um aber nur von dem Auswärtigen zu reden, so hat mir der spanische Botschafter, welcher doch hier sehr angesehen ist, versichert, daß er bei dieser Regierung noch in keiner einzigen Angelegenheit nur ein Ja oder Nein zur Antwort erhalten, geschweige denn sonst etwas habe ausrichten können. Der englische Botschafter, der heute nach England zurückkehrt, hat mir noch vor ein paar Tagen geklagt, daß er eine an sich ganz leichte Sache, welche er noch vor seiner Abreise zu Ende bringen wollen und wegen der er sich schon lange hier aufgehalten, nicht nur unverrichtet verlassen müssen, sondern auch auf viele schriftliche Anfragen nicht eine einzige Antwort erhalten habe. Die Briefe des Königs in England wegen des Prinzen von Wallis erfolgtem Hintritt sind, aller von dem Gesandten vor seiner Abreise gemachten Sollicitation ungeachtet, noch nicht beantwortet worden. Auf mein am 28. Februar und mithin schon vor vier Monaten übergebenes Promemoria über das commercium habe ich den Carvalho fast täglich um eine Antwort gebeten, ist mir auch solche fast täglich versprochen worden, demungeachtet aber habe ich solche bis zur Stunde noch nicht erhalten. Die Abreise der Kaufmannsflotte nach dem Maranhaon, welche auf den 20. März festgestellt, mußte wegen mangelnder Expedition des Hofes, obgleich sie ganz segelfertig war, bis zum 12. dieses, mithin drei Monate lang, aufgehalten werden, zu großem Schaden des Königs sowohl als des commercii. Und so geht es, mit einem Worte, sowohl in den wichtigsten und beschwerlichsten, als in den geringsten und leichtesten Angelegenheiten, wovon ich unendlich viele Exempla anführen könnte."

Die Schuld hierfür schreibt der Gesandte dem Staatsminister Carvalho zu. In seiner Schlußrelation an den Kaiser vom 26. December bezeichnet er das Vertrauen des Königs in die Person Carvalho's als „ein ganz außerordentliches und recht blindes". Das sei die „Ursach, daß

selbigem allein freie Hände und vollkommene Macht gelassen wird, in allen Stücken nach seiner Willkür zu schalten und recht despotisch zu walten. Dieser nun (Carvalho) überhäuft sich mit einer solchen Menge von Geschäften, daß er denselben abzuwarten bei weitem nicht gewachsen ist und daher niemals etwas zu Stande bringt. Es ist schon eine geraume Zeit, daß man von einer vorzunehmenden Haupt-Militär-Promotion redet, welche um so mehr höchst unumgänglich nöthig sein würde, als das ganze Militär-Wesen in diesem Lande auf einen sehr üblen und unordentlichen Fuß gesetzt ist, allein dieses wird, gleichwie viele andere in dem Lande vorzunehmende neue Einrichtungen von einer Zeit auf die andere aufgeschoben, und die Hoffnung zu deren Zustandbringung verliert sich je länger je mehr."

Dieser Schlußrelation an den Kaiser geht eine ähnliche, aber viel umfangreichere und bedeutendere an die Kaiserin zur Seite. Sie umfaßt 76 Seiten in Folio und gibt klar über alle Verhältnisse des Hofes, insbesondere über die bereits uneingeschränkte Macht Carvalho's Auskunft: für die Kenntniß der portugiesischen Verhältnisse ist dieselbe wohl von allen Relationen die wichtigste. Geschrieben wurde sie zu Madrid.

Im Eingange beklagt Stahremberg den geringen Einfluß der Königin Mutter: „Sie hat es aus allzugroßer und ihrem eigenen Interesse höchst schädlicher Güte bereits soweit kommen lassen, daß man nunmehr nicht nur sie über gar nichts um Rath befragt und in Fällen, wo sie solchen von selbsten ertheilet, darauf sehr wenig Attention habe, sondern auch Ihr fast aus allem ein Geheimniß zu machen suche, und sich überhaupt so gegen Ihr nicht betrage, als es wohl die kindliche Ehrfurcht des Königs, die Dankbarkeit des Ministerii und vielleicht der Nutzen und das Beste des ganzen Landes erfordern würde." Alle Verhandlungen hat der Gesandte mit Carvalho allein führen müssen; dieser hat immer viele Vertröstungen gegeben, nie aber etwas gehalten und alles in die Länge gezogen. Carvalho habe zudem immer die Gewohnheit, „in Abgang wichtigerer und daher geheim zu haltender Geschäfte aus allen Kleinigkeiten, besonders aus auswärtigen Handlungen, ein unnöthiges Geheimniß zu machen, um dadurch dem unerfahrenen Publico von der Größe des portugiesischen Hofes eine viel größere Idee, als dieselbe in der That ist, zu geben." In einer Angelegenheit, die durch eine Antwort von zwei Zeilen hätte erledigt werden können, sei ihm (Starhemberg) von Woche zu Woche eine kategorische Antwort versprochen, allein nie ertheilt worden.

„Zur Versicherung der Kronfolge in dem königlichen Haus Braganza und zur Vermeidung aller zu befürchtenden Unruhen, würde der natürlichste und

alleinige Weg sein, den Infanten D. Pedro, des Königs Bruder, mit seiner Nièce, der nunmehrigen Prinzessin von Brasilien, als der vermuthlichen Thronfolgerin, welche bereits das 18. Jahr ihres Alters erreicht hat, zu verheiraten. Doch hierauf wird, wenigstens dem äußerlichen Ansehen nach, nicht einmal gedacht, und Ihro Majestät der verwittweten Königin, wann sie entweder bei dem König oder dem Carvalho diesfalls eine Anregung macht, nicht die geringste Antwort ertheilt. Was aber für ein eigentliches, obwohl vermuthlich sehr übel gegründetes, politisches Absehen des Carvalho darunter stecken möge, getraue mir nicht für gewiß zu asseriren. So viel jedoch ist meines Erachtens sicher glaublich, daß da sein (des Carvalho) Hauptaugenmerk allein auf Beibehaltung einer recht uneingeschränkten und ganz despotischen Autorität gerichtet zu sein scheint, und er dabei weder für beide Königinnen, noch für die Infanten, oder sonst jemand das geringste Menagement braucht, er diese Heirat deswillen nicht gerne zugeben wolle, weil dadurch der Infant zu einem größern Ansehen gelangen und sich dessen wohl gar wider ihn selbst gebrauchen könnte. Den König aber mögen wohl vermuthlich von Stiftung dieser Heirat diejenigen Motive abhalten, welche bereits in meiner allerunterthänigsten Relation vom 12. Febr. ganz umständlich angeführt habe [1].

Soviel übrigens die mir zu ergründen anbefohlene Gedenksart des Königs, die Beschaffenheit des jetzigen Regierungssystems und übrige innerliche Umstände des Königreichs anlangt, so sind solche Ew. Kaiserl. Königl. Majestät sowohl aus meinen vorigen allerunterthänigsten Relationen, als dem bisherigen Inhalt der gegenwärtigen, welcher, obwohl er ganz andere Objecta betrifft, dennoch auch hierinfalls einiges Licht ertheilen wird, schon so vollkommen bekannt und Allerhöchstdieselben von allem und jedem so genau informirt, daß nur noch ein und anderes in möglichster Kürze entweder nachzutragen oder zu mehrerer der Sachen Erläuterung mit wenig Worten zu wiederholen nöthig haben werde.

Der König, welcher anfangs sich auf die Regierungsgeschäfte, wenigstens dem äußerlichen Ansehen nach, sehr eifrig verlegt und eine von jedermann bewunderte, recht außerordentliche Application gezeigt hatte, ist nunmehr hiervon völlig abgekommen und bringt die meiste Zeit mit Jagen, Reiten, Spielen, Musiciren und anderen dergleichen Lustbarkeiten, jedoch alles dieses ganz incognito zu, und läßt dem Carvalho, auf den er das vollkommenste Vertrauen setzet, in all und jedem vollkommene Macht und Gewalt, ohne sich in die Regierungsgeschäfte nur im geringsten einzumischen. Es soll auch, wie ich höre, nunmehr sogar schon viele Mühe kosten, ihn zu der täglichen, ganz unentbehrlichen, nöthigen Depesche zu bringen, worin nach dem dasigen Gebrauch alle, auch die geringsten Currentia von dem König gefertigt und unterzeichnet werden müssen.

Die regierende Königin, der es an vieler Vernunft und sehr guten Eigenschaften gar nicht fehlt, ist einestheils von ihrer Inclination zur Lust-

[1] In der Relation vom 12. Februar an den Kaiser berichtet Starhemberg, die Königin-Mutter habe als Grund für die Weigerung des Königs angegeben: „Der König hoffe selbst noch einen Sohn zu bekommen."

barkeit, anderntheils aber von der Furcht so sehr eingenommen, die Liebe des Königs zu verlieren, daß sie nicht mehr anders beschäftigt ist, als demselben immer neue diversiones zu verschaffen, und andurch ihn beständig um sich zu erhalten; daher sie auch mit den Regierungsgeschäften, denen sie sehr wohl gewachsen wäre, sich nicht allein selbst nicht occupiret, sondern sogar den König davon abzuhalten sucht. Allein die Folge, welche daraus entspringt, ist, daß auch sie selbst nicht nur bei dem Publico sehr wenig beliebt und angesehen wird, sondern sogar der Carvalho ihr zwar äußerlich sehr vielen Respect bezeugt, in der That aber für sie sehr wenige Attention hat.

Ihre Majestät die verwittwete Königin, welche das Uebel sehr wohl erkennt, getraut sich, wie ich bereits zu mehreren Malen, besonders aber in dem Eingang gegenwärtiger Relation allerunterthänigst angeführt habe, nicht, demselben durch standhafte Vorstellungen zu remediren, und obwohl sie mit dem Carvalho sehr übel zufrieden ist, auch, wie sie mir selbst öfters gemeldet hat, ihn für sehr falsch ansieht, gibt sie ihm doch bei sich selbst ergebender Gelegenheit in all und jedem nach, und erträgt sogar mit Geduld, daß ihr auch in den ihr eigenes Interesse betreffenden Angelegenheiten nicht die geringste Satisfaction geleistet wird.

Der Infant D. Pedro, welcher ein sehr stiller und überaus furchtsamer Herr ist, darf sich gar im mindesten nicht regen und wird auf eben solchem Fuß als ein Prinz von 10 Jahren gehalten, ohne daß dem Ansehen nach ihm solches entweder beschwerlich falle oder er ein größeres Ansehen und Autorität zu erlangen sich einen Gedanken mache.

Bei so bewandten Umständen fällt es dem Carvalho, welcher das Vertrauen des Königs vollkommen besitzt und sich desselben täglich noch besser zu bemeistern weiß, gar nicht schwer, seine ganz uneingeschränkte Autorität zu conserviren und alle Geschäfte nach seinem Wohlgefallen einzuleiten. Allein der Gebrauch, welchen er von dieser seiner Autorität bisher gemacht hat, muß wohl in der That nicht der beste sein, weil nicht allein der Hof, der Adel, das ganze Land und sogar alle Fremde sowohl ministri als Privatpersonen mit ihm sehr übel zufrieden sind, sondern man auch in all seinen sowohl innerlichen als auswärtigen Verrichtungen nicht die geringste Probe einer klugen, wohlüberlegten und aufrichtigen Conduite sieht.

Es ist alles, sowohl in Portugal selbst als auch in den Conqueten, mit der jetzigen Regierung sehr übel zufrieden. Täglich werden Neuigkeiten (Neuerungen) unternommen, aber keine ausgeführt, alle, auch die wichtigsten, Geschäfte gerathen ins Stocken und werden auf die lange Bank geschoben. Carvalho läßt fast niemand vor, und gibt er auch jemand Audienz, so will er immer allein sprechen, und wird nicht das Geringste ausgemacht. Der Adel wird unterdrückt, und gegen jene, so einen Fehltritt begehen, auf das schärfste verfahren; diejenigen Cavaliers aber, so von guten Eigenschaften sind und sich vor anderen zu distinguiren suchen, zu gar nichts, am allerwenigsten aber an auswärtigen Höfen angewendet. Wie denn unter allen Ministern, so auswärts employiret sind, kein einziger (nur den hiesigen Botschafter Ponte de Lima ausgenommen) von einiger Distinction ist.

Die in England und Holland residirenden Minister, wie auch derjenige, welcher letzthin an Ew. Kaiserl. Königl. Majestät abgeschickt worden ist, sind alle von keiner großen Herkunft und mit denjenigen bei weitem nicht zu vergleichen, so sich um diese Stellen, besonders aber um den Gesandtschaftsposten an Ew. Kaiserl. Königl. Majestät Hoflager beworben hatten. Unter diesen wäre unter anderen einer, den die hiesige Königin dazu vorgeschlagen und ihrem Herrn Bruder auf das nachdrücklichste anrecommandirt hatte, allein hierauf ist (obwohl das Subjectum, meines geringen Erachtens, sehr tauglich gewesen wäre) so wenig Attention gehabt worden, daß die Königin nach meiner Ankunft sich wider ihre Gewohnheit auf das wehmüthigste gegen mich darüber beklagt, daß man nicht allein ihr hierinnen nicht willfahren, sondern sogar die Ernennung des Freire d'Andrada vor ihr geheim halten wollen.

Gegen die zu Lissabon befindlichen auswärtigen ministros wird in allen Stücken mit der übelsten und ungeräumtesten Art verfahren, denn dessen zu geschweigen, wie es mir (obwohl ich meines Orts nicht nur gegen den Carvalho mich alles nur erdenklichen Glimpfs jederzeit gebraucht, sondern auch ihm bei aller Gelegenheit die größte Rücksicht erwiesen hatte) in den aufgehabten Verrichtungen ergangen, insonderheit aber wie unfreundlich er sich bei Absendung oftgedachten Freire d'Andrada's gegen mich betragen, so ist es mit dem päpstlichen Nuntio, dem spanischen Botschafter und dem englischen Gesandten (der sich seit einigen Monaten in England befindet) bereits soweit gekommen, daß sie insgesammt ihr Mißvergnügen fast öffentlich bezeigen und sich gegen jedermann, der sie nur anhören will, sowohl darüber beklagen, daß ihnen von dem Staatssecretario niemalen ein Gehör verstattet, also auch sonsten in nichts die gebührende Attention erwiesen wird. Der hiesige Staatsminister D. Caravajal hat sich gegen den Grafen von Esterhazy, wie ich von diesem vernehme, gleichfalls auf das heftigste wider ihn, Carvalho, und zwar besonders wegen seiner Nachlässig- und Langsamkeit, wie auch wegen Unterlassung der dem hiesigen Hof zu bezeigenden gehörigen Rücksicht beschwert. Mit einem Wort muß ich sagen, daß ich keinen Menschen, weder hier noch in Portugal, angetroffen habe, der mit den principiis, dem Betragen und der ganzen Art, mit welcher von dem Carvalho verfahren wird, nicht höchst mißvergnügt und sehr übel zufrieden wäre."

Das ist mithin nach den Berichten des kaiserlichen Gesandten in kurzen Zügen der Zustand des portugiesischen Hofes und der portugiesischen Verwaltung: Der König geht seinem Vergnügen nach und findet kaum noch Zeit, die nothwendigsten Depeschen zu unterschreiben, die Königin, die Königin Mutter und die Prinzen sind ohne allen Einfluß, tüchtige angesehene Männer erhalten keine Staatsämter, unbedeutende Creaturen werden befördert, der Minister Carvalho herrscht unumschränkt. Nur so wird es erklärlich, wie Carvalho seine ungeheuerlichen Pläne gegen den Adel, den Papst und die Jesuiten fassen konnte, welche er später wirklich zur Ausführung gebracht hat.

B. Duhr S. J.

Die Elektricität beginnt den Schleier zu lüften.

(Schluß[1].)

Einen Gradmesser für die Bedeutung einer wissenschaftlichen Arbeit liefert das Echo, welches sie in fachmännischen Zeitschriften wachruft. Es haben die Fachblätter nun einstimmig, zum Theil zu wiederholten Malen und in ungewöhnlich günstigen Ausdrücken über die Hertz'schen Entdeckungen sich ausgesprochen. Sie stellen dieselben als „hochinteressant", „bahnbrechend", „epochemachend" hin. Herr Professor W. Förster in Berlin nennt sie „wundervoll", und nach Herrn Professor Rühlmann war es „dem jugendlichen Forscher vergönnt, unsere Einsicht in die geheimnißvollen Vorgänge der Natur um einen wichtigen Schritt zu fördern". Als der Vorsitzende des elektrotechnischen Vereins in Berlin, Herr Ministerialdirector Hake, am 12. October 1889 in einer Rede den Vereinsmitgliedern die Leistungen auf dem Gebiete der Elektricität während eines Jahres übersichtlich vor Augen führte, da schienen ihm die Arbeiten des Herrn Hertz den Glanzpunkt derselben zu bilden. Denn er beginnt diese Rede mit einem Hinweis auf die Vertiefung „unserer wissenschaftlichen Erkenntniß von dem Wesen der Elektricität" durch Professor Hertz und beschließt sie wieder damit, daß er auf diesen Gegenstand zurückkommt und auf dessen Wichtigkeit mit besonderem Nachdruck aufmerksam macht.

Die auffallendste Beifallsbezeugung dürfte Herrn Hertz jedoch in Paris während der internationalen Versammlung der Elektriker im Juli des letzten Jahres zu theil geworden sein. Herr Professor J. Joubert, einer der hervorragendsten französischen Elektriker, glaubte nämlich, für seinen Vortrag am 3. Juli vor den versammelten Fachgenossen aus allen Ländern kein besseres Thema wählen zu können, als die Hertz'schen Versuche, welche er selbst im Laboratoire central de l'Électricité zu Paris wiederholt hatte. Es wurde sodann noch eine außerordentliche Sitzung auf den 12. Juli anberaumt, um Herrn Joubert Gelegenheit zu geben, diese Versuche des Herrn Hertz im erwähnten Laboratoire central den Theilnehmern der Versammlung auch in Wirklichkeit vorzuführen. Kundgebungen, welche einen so unzweideutigen, kräftigen Ausdruck fanden und eine so ungetheilte, allgemeine Theilnahme beweisen,

---

[1] S. 45 Z. 3 von oben ist 320 000 statt 32 000 zu lesen.

bürgen für das Interesse, das dem Gegenstande, welchem sie galten, entgegengebracht wurde.

Ein zweites Beweismoment für die Erkenntniß der Wichtigkeit, welche diesen Arbeiten zuerkannt wurde, erblicken wir in dem Eifer, mit welchem mehrere Physiker sich alsbald daran gaben, die experimentelle Behandlung dieses Gegenstandes auch selbst in die Hand zu nehmen und die von Herrn Hertz gewonnenen Resultate weiter fruchtbar zu machen. — Wie Herr Joubert in Paris, so beeilten sich in England O. Lodge, J. Howard, E. J. Dragoumis, diese Versuche zu reproduciren. Hierdurch erweiterten sie die experimentelle Methode und vermehrten die Erfahrungsthatsachen. Schon Herr Joubert hatte dem Resonator andere Formen gegeben; Herr Dragoumis verband in ihm zwei Drahtringe, die um 90° gegeneinander gedreht waren, und bediente sich statt des in der Luft überspringenden Funkens sehr vortheilhaft der Geißler'schen Röhren zur Anzeige der Inductionswirkungen im Resonator. Die Herren Lodge und Howard vervollständigten die Versuchsreihe, indem sie die elektrischen Strahlen mit großen Linsen aus Pech, ebenso wie Lichtstrahlen, sammelten und zerstreuten.

J. J. Thomson benutzte den Umstand, daß die von Herrn Hertz eingeführten Inductionsströme mit größter Schnelligkeit sich umkehren, zum Studium des Durchganges der Elektricität durch Elektrolyte, d. h. durch Substanzen, welche während des Durchganges der Elektricität chemisch zerlegt werden, sowie zur Entscheidung der alten, vielgeprüften, immer hin und her besprochenen Frage, ob das Vacuum die Elektricität zu leiten vermöge oder nicht. Seine Versuche gaben bezüglich des letzteren Punktes eine verneinende Antwort. Es blieb nämlich der Resonator hartnäckig stumm, wenn er, ins Vacuum gebracht, dem kräftig spielenden Vibrator gegenüberstand, während er doch in der Luft eine lebhafte Resonanz unter denselben Umständen zeigte. — In der Sitzung des Berliner Elektrotechnischen Vereins vom 28. Mai 1889 wies Herr Professor W. Förster hin auf die Bedeutung der Hertz'schen Resultate für die Erforschung der so dunklen Ursachen, welche die elektrischen Spannungen in der Atmosphäre hervorrufen, und der Gesetze, welche ihren Verlauf regeln. „Offenbar haben die sämmtlichen erdelektrischen und erdmagnetischen Untersuchungen einschließlich derjenigen der Luftelektricität ganz neue Ausblicke gewonnen durch die wundervollen Entdeckungen des Herrn Professor Hertz. Der von ihm erbrachte Nachweis, daß gewisse elektrische Erscheinungen eigenartige, aber in ihrer allgemeinen mechanischen

Structur den Lichterscheinungen entsprechende Strahlungswirkungen in die Ferne in Gestalt von Aetherschwingungen mit ungeahnt großen Wellenlängen entsenden, welche unter gehöriger Verstärkung der Wahrnehmungsmittel auf Grund des Resonanzprincips durch unmittelbare elektrische Wirkungen erkannt und gemessen werden können, dieser Nachweis wird natürlich auch von folgenreichster Bedeutung für die directe Wahrnehmung und Maßbestimmung elektrischer Strahlungswirkungen der Sonne werden." — Wenn wir endlich in letzter Zeit die Physiker mit erhöhtem Eifer allseitig die Frage prüfen sehen, welchen Einfluß das Sonnenlicht, sowie das künstlich erzeugte Licht auf elektrische und unelektrische Körper in Bezug auf ihre elektrische Ladung ausüben, so liegt die Anregung hierzu zum großen Theil in den Arbeiten des Herrn Hertz. Denn Studien gerade nach dieser Richtung haben durch sie ein erhöhtes Interesse gewonnen. — Diese wenigen Andeutungen dürften den Leser hinlänglich erkennen lassen, in wie hohem Maße die Hertz'schen Erfolge zum Ausgangspunkte einer regen Thätigkeit auch auf dem praktischen Forschungsgebiet wurden, welche ihren Wellenschlag nach allen Richtungen hin in weitere und weitere Kreise trägt.

Suchen wir uns jetzt über den innern Werth dieser Entdeckungen, die soviel Aufsehen erregten, ein ruhiges Urtheil zu bilden. Wenn Seefahrer, welche, zur Entdeckung eines fernen Landes ausgezogen, monatelang die Wogen kreuzend ihren Kiel nach allen Richtungen gewandt haben, ohne irgend ein deutliches Anzeichen von dem immer sehnlicher herbeigewünschten Ziele im Gesichtskreise auftauchen zu sehen, plötzlich durch einherschwimmende Reste und Früchte von Landpflanzen überrascht werden, so liegt es für sie nahe, von solchen Glücksboten zu übermäßiger Freude und überspannter Hoffnung sich verleiten zu lassen und darüber ganz zu übersehen, daß solche Gegenstände von längst bekannten Gestaden auf Umwegen durch Meeresströmungen herbeigeführt sein, oder daß diese schwimmenden Zeugen des gesuchten Landes sehr weit vom Orte ihres Ursprunges sich entfernt haben können. Aehnliches hat sich auch schon oft gelegentlich überraschender naturwissenschaftlicher Entdeckungen ereignet. Bei der sehnsüchtigen Begierde, das tiefe Dunkel der Naturgeheimnisse zu durchbrechen, hatte man sie in der ersten freudigen Aufwallung überschätzt. Bedächtige Vorsicht ist deshalb wohl am Platze.

Der erste, welcher die Tragweite der uns beschäftigenden Entdeckungen eingehend und, wie bei ihm zu erwarten stand, nicht weniger mit gewiegter Sachkenntniß als mit schwungvollem Eifer für den Gegenstand

erörterte, war ihr Urheber selbst. Es geschah dieses auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Heidelberg in einem Vortrag „über die Beziehungen zwischen Licht und Elektricität" [1]. Was die Zeitschriften nachher hierüber brachten, war nur eine stückweise Wiederholung der in diesem Vortrag enthaltenen Gedanken, meist mit denselben Worten. Diese waren in der That auch so gut und schön gewählt, daß es schwer hielt, sie durch bessere zu ersetzen.

Wie obiger Titel andeutet, wäre die Hauptbedeutung in die Aufhellung der Beziehungen zwischen Elektricität und Licht zu verlegen. Dies zeigen noch klarer die Worte der Einleitung, die also anhebt: „Wenn von den Beziehungen zwischen Licht und Elektricität die Rede ist, denkt der Laie zunächst an das elektrische Licht. Mit diesem Gegenstand hat indessen unser heutiger Vortrag nichts zu thun. Dem Physiker fallen dabei eine Reihe zarter Wechselwirkungen zwischen beiden Kräften ein, etwa die Drehung der Polarisationsebene durch den Strom, oder die Aenderung von Leitungswiderständen durch das Licht. In diesen treffen indessen Licht und Elektricität nicht unmittelbar zusammen, zwischen beide großen Kräfte tritt als Drittes die ponderable Materie. Auch mit dieser Gruppe von Erscheinungen wollen wir uns nicht befassen. Es gibt andere Beziehungen zwischen beiden Kräften, inniger, enger als die bisher erwähnten: Die Behauptung, die ich vor ihnen vertreten möchte, sagt geradezu aus: Das Licht ist eine elektrische Erscheinung, das Licht an sich, alles Licht, das Licht der Sonne, das Licht einer Kerze, das Licht eines Glühwurmes. Nehmet aus der Welt die Elektricität, und das Licht verschwindet; nehmet aus der Welt den lichttragenden Aether, und die elektrischen und magnetischen Kräfte können nicht mehr den Raum überschreiten." Diese Behauptung „hat schon eine längere Geschichte hinter sich. Ihre Geschichte gibt ihre Begründung. Eigene Versuche von mir, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen, bilden nur ein Glied in einer längeren Kette". Inwiefern seine eigene Versuche es ermöglichten, obige Sätze als thatsächlich erwiesen hinzustellen, enthalten diese Sätze das Maß des durch ihn errungenen Fortschrittes

[1] Dieser Vortrag ist unter dem erwähnten Titel sofort nachher separat bei E. Strauß in Bonn im Druck erschienen. Die erste Auflage war in wenig Wochen vergriffen; ihr folgte auf dem Fuße eine zweite und dritte. Für jeden, der sich für den Gegenstand interessirt, können wir die Schrift als geeignet zu einer anregenden, angenehmen und gut orientirenden Lesung empfehlen.

wissenschaftlicher Erkenntniß. Wir werden weiter unten auf die Prüfung dieses thatsächlichen Nachweises zurückkommen.

Nachdem dann Herr Hertz zur ausführlichen Begründung der aufgestellten Behauptung die Ergebnisse seiner Versuche und als Vorgeschichte derselben die Vorarbeiten Faraday's und Maxwell's geschildert, vergleicht er sich mit einem Bergsteiger, dem es als dem ersten vergönnt gewesen, die Kammhöhe jenes ungangbaren Grenzgebirges, das bisher die Gebiete der Elektricität und der Optik pfadlos voneinander schied, zu erklimmen, seinen Fuß auf jenen Punkt zu setzen, wo beide Gebiete ungetrennt ineinander übergehen und von wo aus das Auge des Forschers in klarster Fernsicht die Gefilde des Lichtes und die der Elektricität in ihrer Scheidung und Verbindung gleichzeitig umfaßt. „Von dem Gebiete rein elektrischer Erscheinungen ausgehend, sind wir Schritt vor Schritt zu rein optischen Erscheinungen gelangt. Die Paßhöhe ist überschritten, der Weg senkt, ebnet sich wieder. Die Verbindung zwischen Licht und Elektricität, welche die Theorie ahnte, vermuthete, voraussah, ist hergestellt, den Sinnen faßlich, dem natürlichen Geiste verständlich. Von dem höchsten Punkte, den wir erreicht haben, von der Paßhöhe selbst, eröffnet sich uns ein weiter Einblick in beide Gebiete. Sie erscheinen uns größer, als wir sie bisher gekannt. Die Herrschaft der Optik beschränkt sich nicht mehr auf Aetherwellen, welche kleine Bruchtheile des Millimeters messen, sie gewinnt Wellen, deren Länge nach Decimetern, Metern, Kilometern rechnen. Und trotz dieser Vergrößerung erscheint sie uns von hier gesehen nur als ein kleines Anhängsel am Gebiete der Elektricität. Dieses letztere gewinnt am meisten. Wir erblicken Elektricität an tausend Orten, wo wir bisher von ihrem Vorhandensein keine sichere Kunde hatten. In jeder Flamme, in jedem leuchtenden Atome sehen wir einen elektrischen Proceß. Auch wenn ein Körper nicht leuchtet, solange er nur noch Wärme strahlt, ist er der Sitz elektrischer Erregungen. So verbreitet sich das Gebiet der Elektricität über die ganze Natur. Es rückt auch uns selbst näher; wir erfahren, daß wir in Wahrheit ein elektrisches Organ haben, das Auge. Dies ist der Ausblick nach unten, zum Besondern." Das ist jedenfalls schön gesagt, ob aber auch ebenso unbefangen und richtig? Es will uns bedünken, als ob die farbenprächtige, in kräftigen Zügen entworfene Schilderung an dem Uebelstande leide, daß sie zu sehr den Standpunkt des kühnen Bergsteigers zur Schau trägt, welcher, im Hochgefühl des plötzlich sich öffnenden Ausblickes von poetischer Begeisterung erfaßt, über alles den Zauber subjectiver Verklärung zu hauchen weiß.

Nur zu leicht könnten obige Worte im uneingeweihten Leser den Glauben wecken, über Elektricität und Licht seien durch die Versuche des Herrn Hertz Aufklärungen gewonnen worden, welche mit einemmal das Dunkel, das über beiden Gebieten gelegen, vollständig zerstreut hätten, Licht und Elektricität seien fortan als eines und dasselbe zu betrachten. Das wäre aber weit über das Ziel geschossen. Nicht so sehr haben die Hertz'schen Forschungen ganz neue Kenntnisse und Einblicke vermittelt, als vielmehr das Alte gesichtet und zum Theil gefestigt. Längst bekannten Ansichten über Elektricität und Licht, welche Faraday schon um 1830 vertheidigt und dann 30 Jahre später Maxwell mit bewundernswerthem Scharfsinn mathematisch entwickelt und zu einem wohlgefügten theoretischen Systeme ausgebaut hatte, die aber — wenigstens in Deutschland — geringen Anklang gefunden hatten, wurde zum entscheidenden Siege über die ihnen gegenüberstehenden Meinungen verholfen. Durch die Beweiskraft klarer experimentaler Thatsachen wurde der Unsicherheit rein theoretischer Speculationen ein Ende gemacht, durch den unparteiischen Schiedsspruch des Resonators wurde zwischen den streitenden Parteien zu Gunsten einer entschieden und ihr der Stempel größerer objectiver Realität auf die Stirne gedrückt. Es wird so die Forschung in sichere Bahnen gewiesen und von Irrwegen abgelenkt. Gewiß eine bedeutungsvolle, folgenschwere That! Ihr gegenüber tritt das andere Verdienst, in der elektrischen Resonanz der Forschung eine neue Prüfungsmethode kennen und handhaben gelehrt zu haben, ganz in den Hintergrund.

Während am Anfang unseres Jahrhunderts fast alle Physiker sammt und sonders die Elektricität sich stofflich dachten, dieselbe in den Metallen wie Wasser in Gefäßen fließen und sich ansammeln ließen, wobei Luft, Glas oder andere Isolatoren nur die Wanderungen zum Zusammenhalten des fließenden oder gestauten Etwas bilden mußten, während es Hunderten von Forschern keine Schwierigkeit bereitete, die Elektricität zeitlos und unvermittelt in die Ferne wirken zu lassen, und während diese althergebrachten Anschauungen wenig geändert bis auf unsere Zeit sich fortgeerbt haben, leitete der gerade und gesunde Sinn Faraday's aus seinen geschickt geordneten Experimenten schon vor 50 Jahren die entgegengesetzten Folgerungen ab. Die Isolatoren erkannte er als die Hauptvermittler der elektrischen Wirkungen; sie bildeten ihm den eigentlichen Boden zur Entfaltung der elektrischen Kräfte, deren Wirkungen an den Metallen nur wegen der Unfähigkeit, elektrische Spannungsunterschiede aufrecht zu erhalten, einen sinnenfälligen Ausdruck finden. Nach ihm konnten die elektrischen Erschei-

nungen in nichts ihren Grund haben, als in dem eigenartigen Wirksamwerden schon vorhandener Kräfte innerhalb des bekannten Stoffes infolge von Gleichgewichtsstörungen, welche von Theilchen zu Theilchen übertragen werden. Nicht in etwas Stoffliches verlegte er die Ursache der elektrischen Erscheinung, sondern in die Entwicklung der von den imponderablen und ponderablen Stofftheilchen getragenen Kräfte und in ihr Correlat, in die Bewegungen. Er hat diese Ansicht experimentell und theoretisch bis ins Einzelne sehr weit entwickelt. In seinen Kraftlinien verzeichnete er scharf die Bahnen für die Uebermittlung der Kraftwirkung, und er wußte darzuthun, wie aus den relativen Zahlen und Lagenverhältnissen der den Raum durchziehenden Kraftlinien ein genauer quantitativer Ausdruck für die Wirkungsgrade an den einzelnen Punkten im elektrischen Felde des isolirenden Mittels zu gewinnen sei. Auch er hat schon die Frage von der zeitlichen Ausbreitung der elektrischen Wirkungen und über das Vorhandensein von elektrischen Wellen experimentell zu entscheiden gesucht, eine unzweideutige Antwort aber nicht erhalten können.

Das elektrische Gebäude, welches der große Meister geplant, zu dem er die Idee geliefert und die Materialien in Menge herbeigeschafft hatte, führte sein großer Schüler James Clerk Maxwell großartig aus. Hatte die Stärke des Meisters in der nüchternen und bedächtigen, an das Experiment sich anlehnenden Weiterentwicklung einer grundlegenden, den Thatsachen selbst abgelauschten Idee gelegen, so lag die Kraft des Schülers in dem genialen Geistesfluge mathematisch-physikalischer Speculation. Er verstand es, durch mathematisch consequente Gedankenverbindung die wechselvollsten Erscheinungen eines Naturprocesses auf einen einheitlichen, einfachen Grundvorgang zurückzuführen und umgekehrt aus der für diesen gewonnenen Grundformel dann wieder all die Erscheinungsformen deductiv herzuleiten, in welche der Grundvorgang unter wechselnden äußeren Umständen überhaupt auseinandergehen kann. Nachdem er aus Versuchen von Weber und Kohlrausch die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes mit derjenigen der elektrischen Wirkungen thatsächlich übereinstimme, machte er sich daran, aus der möglichst allgemein gefaßten Grundformel der elektrischen Fernwirkung, welche er im Sinne Faraday's sich dachte, alle Specialwirkungen analytisch zu entwickeln. Er hoffte so zu finden, ob, wann und wie lichtartige Bewegungen als elektrische Erscheinungen sich darstellen. Was er erwartet hatte, kam. Unter bestimmten Bedingungen müssen die elektrischen Kräfte Wellen erregen und zwar Transversalwellen, wobei die sich be-

wegenden Theilchen senkrecht zur Fortpflanzungsrichtung hin und her schwingen, Transversalwellen, welche mit der Geschwindigkeit des Lichtes sich ausbreiten und Längen von jedem Werthe annehmen können. Er wurde so zum Schöpfer der nach ihm benannten elektromagnetischen Lichttheorie.

Das geistige Band zwischen Elektricität und Licht war auf diese Weise geknüpft. Die Berührungspunkte zwischen Magnetismus, Elektricität und Licht waren theoretisch in voller Klarheit und schärfster Form bloßgelegt. Herr Hertz sagt von diesen Entwicklungen Maxwells: „Man kann diese wunderbare Theorie nicht studiren, ohne bisweilen die Empfindung zu haben, als wohne den mathematischen Formeln selbständiges Leben und eigener Verstand inne, als seien dieselben klüger als wir, klüger sogar als ihr Erfinder, als gäben sie uns mehr heraus, als seinerzeit in sie hineingelegt wurde. Es ist dieses auch nicht geradezu unmöglich; es kann eintreten, wenn die Formeln richtig sind, über das Maß dessen hinaus, was der Erfinder sicher wissen konnte. Freilich lassen sich solche umfassende Formeln nicht finden, ohne daß mit dem schärfsten Blick jede leise Andeutung der Wahrheit aufgefaßt wird, welche die Natur durchscheinen läßt." „Trat man unbekümmert um bestehende Anschauungen an das Gebäude Maxwells heran, so sah man einen Theil den andern stützen wie die Steine eines Gewölbes, und das Ganze schien über einen tiefen Abgrund des Unbekannten hinweg das Bekannte zu verbinden. Die Schwierigkeit der Theorie erlaubte freilich nicht sogleich, daß die Zahl ihrer Jünger sehr groß wurde. Wer aber einmal sie durchdacht hatte, wurde ihr Anhänger." Noch zwei andere Gründe scheinen uns die Annahme der neuen Ideen [1] erschwert zu haben. Der eine lag in der Ueberwindung, welche es immer — besonders bei älteren Forschern — kostet, Althergebrachtes, das einem geläufig geworden und gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen ist, mit etwas anderem durchaus Verschiedenem zu vertauschen. Zu einer solchen Vertauschung wird noch weniger Lust vorhanden sein, wenn das Neue ebenso wie das Alte nur in den Regionen der reinen Theorie sich bewegt. Es wird dann selbst

[1] Auch Gauß hatte bereits 1845 an eine zeitliche Ausbreitung der elektrischen Wirkungen geglaubt und Ansätze zu einer Untersuchung gemacht, die von der Voraussetzung ausgeht, daß elektrodynamische Wirkungen zeitlich und in ähnlicher Weise wie das Licht sich fortpflanzen. Leider führte er die Untersuchung nicht zu Ende. Außer Maxwell war auch W. Thomson für die mathematische Begründung der Faraday'schen Ideen thätig gewesen.

auch der Zauber größerer geistiger Schönheit nicht verfangen. Solange nicht gleichzeitig greifbare Vortheile geboten werden, bleibt man lieber beim Alten. Dieses war der zweite Umstand, welcher der Maxwell'schen Ansicht anfänglich den Eingang versperrte. Es fehlte ihr das Gewicht der Thatsachen, und in manchen ihrer Voraussetzungen erschien sie zu kühn, in einzelnen Folgerungen bedenklich.

Zur Zeit jedoch, als Herr Hertz seine Experimente zur Stützung der Maxwell'schen Theorie veröffentlichte, hatte sich die Stimmung schon um vieles gebessert. Immer mehr hatten sich die Thatsachen gehäuft, welche einen innigern Zusammenhang zwischen Licht und Elektricität nahelegten, als es bei den alten Ansichten zu erwarten war. Auf die Arbeiten Federsens und von Bezolds haben wir im ersten Artikel schon hingewiesen. Herr von Oettingen vervollständigte dieselben dahin, daß er bei geeigneter Anordnung der Entladung einer Leydener Flasche deutliche elektrische Interferenzwellen erzielte und photographisch aufnahm. Andere Physiker hatten sodann gefunden, daß die Durchlässigkeit für elektrische Wirkungen in einem constanten Verhältnisse zur Durchlässigkeit für Licht stehe. So erkannte S. P. Thompson, wie gewisse Krystalle, welche die Elektricität in einer Richtung besser leiten als in einer anderen, das Licht in demselben Verhältnisse verschieden gut nach beiden Richtungen durchlassen. A. Kund verglich in verschiedenen Versuchsreihen das elektrische Leitungsvermögen der Metalle mit der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes in ihnen und stellte fest, daß beide Größen für verschiedene Metalle in demselben Sinne und in demselben Größenverhältnisse sich ändern, daß sie in einem und demselben Metalle für verschiedene Temperaturen ganz gleichmäßig schwanken. Schon früher hatte derselbe Forscher experimentell die Drehung des polarisirten Lichtes im magnetisch inducirten Eisen nachgewiesen. Ein durchscheinend dünnes Eisenblättchen, das im Wirkungsfelde eines Elektromagneten sich befand, drehte die Schwingungsrichtung der durchgehenden Lichtstrahlen stets nach der Seite hin, nach welcher der magnetisirende Strom fließt. 1875 machte Kerr die interessante Entdeckung, welche nachher von Röntgen und Quincke bestätigt wurde, daß Glas, dem eine kräftige elektrostatische Ladung mitgetheilt worden war, optisch doppelbrechend werde. Es verhielt sich das geladene Glas wie Glas, das durch mechanischen Zug längs der elektrischen Kraftlinien gedehnt worden ist. Es sind also, wie Faraday und Maxwell dies behaupten, die Kraftlinien nicht bloß gedachte Linien, sondern wirklich physikalische Spannungsrichtungen, hervorgebracht von einem Zwangs-

zustand im Körper längs dieser Linien. Schwefelkohlenstoff und andere isolirende Flüssigkeiten zeigten, elektrisch geladen, dieselben Erscheinungen wie Glas. O. Lodge rief neulich die Drehung der Lichtschwingungen dadurch hervor, daß er ein Stück Glas mit dünnem isolirten Draht umwickelte und durch denselben die Elektricität einer Leydener Flasche sich entladen ließ. Entsprechend dem oscillatorischen Charakter dieser Art von Elektricitätsentladung war auch die Drehung der Schwingungsebene des Lichtes eine oscillatorisch hin und her schwankende.

Hatte früher die Folgerung Maxwells, daß die Constante der elektrischen Verschiebung in Isolatoren („Dielektricitätsconstante") gleich der Quadratwurzel aus dem optischen Brechungsexponenten sein müsse, viele stutzig gemacht, so sprachen später zahlreiche Bestätigungen dieser Folgerung durch Boltzmann, Schiller, Silow sehr zu Gunsten der Ansicht, aus welcher sie wie von selbst sich ergibt.

Sehr überraschend wirkten dann eine Reihe von Erscheinungen, welche von verschiedenen Beobachtern studirt wurden und die Thatsache außer Zweifel stellten, daß durch Belichtung die Elektricität in Bewegung gesetzt und von dem einen Körper auf einen andern verschoben werden könne. Die ersten Mittheilungen hierüber machten der englische Physiker Schuster und der dänische Svante Arrhenius; sie zeigten, daß Luft unter dem Einfluß der Belichtung ihre Isolirungsfähigkeit vermindere und die Elektricität zu leiten beginne. Genauer wurde diese Thatsache zuerst von Hertz studirt, der bei seinen Versuchen gleichfalls den Einfluß des Lichtes auf die elektrische Entladung wahrgenommen hatte. Noch allseitigere Prüfung wurde ihr dann zu theil durch E. Wiedemann und H. Ebert, durch W. Hallwachs, Righi u. m. a. Es ergab sich dabei folgendes. Für gewöhnlich wird durch Belichtung nur die negative Elektricität von einem geladenen, isolirten Körper weggeführt[1]. Der Elektricitätsabfluß wird immer durch bestimmte Lichtstrahlen eingeleitet, die je nach der Art des isolirenden Gases bald diese, bald andere sind. So zeigen sich für die Luft fast nur die ultravioletten Strahlen wirksam, für die Kohlensäure dagegen Strahlen aus dem sichtbaren Theile des Spectrums. Auch der Druck, unter welchem das isolirende Gas sich befindet, ist für die Intensität des Elektricitätsabflusses mitbestimmend. Hallwachs, Righi, Borgmans, Nodon, Lenard und Wolf erwiesen, daß selbst ein unelektrischer

[1] Nur Narr will durch Bestrahlung mit Magnesiumlicht einen stärkern Abfluß der positiven Elektricität erzielt haben als der negativen.

Körper unter dem Einfluß des auffallenden Lichtes mit positiver Elektricität sich lade. Die Erklärung, welche Righi aus seinen Versuchen für diese Thatsachen ableitet, ist folgende. Durch Lichtbestrahlung entsteht eine Wegführung negativer Elektricität von dem belichteten Körper, gleichgiltig, ob dieser ein Leiter oder Nichtleiter ist. Diese Wegführung geschieht durch Theilchen des wägbaren Stoffes, welche, negativ geladen, von der Oberfläche des geladenen Körpers sich loslösen und längs der elektrischen Kraftlinien sich fortbewegen. Diese Erklärung veranlaßte Ph. Lenard und M. Wolf zu genauerem Studium dieser elektrischen Lichtwirkung. Das Ergebniß war, daß nicht etwa bloß verdichtete Gasschichten auf der Oberfläche des belichteten Körpers oder Staubtheilchen der umgebenden Luft die negative Elektricität mit sich wegtragen, sondern daß stets auch von der Metalloberfläche des belichteten Körpers Metalltheilchen losgerissen und durch die Luft weggeführt werden, daß die Oberfläche von Metallen in sehr deutlicher Weise, diejenige der Isolatoren dagegen nur wenig und unmerklich „durch das ultraviolette Licht zerstäubt" werde.

Als J. H. Gladstone und W. H. Perkin an einer großen Zahl verschiedenartiger organischer Verbindungen die Beziehungen studirten, welche diese Substanzen zwischen dem magnetischen Drehungsvermögen, der Brechung und der Zerstreuung des Lichtes erkennen lassen, stellte sich nicht nur ein naher Zusammenhang aller dieser drei Eigenschaften mit der chemischen Zusammensetzung heraus, sondern auch ein so enger Zusammenhang dieser Eigenschaften unter sich, daß diese Herren darin einen experimentellen Beweis für die innige Verknüpfung des Elektromagnetismus mit der Lichtgeschwindigkeit zu erblicken glauben.

Schließlich sei noch auf die räthselhaften „Kathodenstrahlen" hingewiesen, welche in letzter Zeit wiederholt Gegenstand eingehender experimenteller Forschungen wurden, besonders von seiten der Herren E. Wiedemann und H. Ebert. Diese elektrischen Strahlen, die in verdünnten Gasen von dem negativen Ende des den Strom zuleitenden Drahtes ausgehen und geradlinig durch den Raum sich fortpflanzen, verhalten sich in vielen Dingen genau wie Lichtstrahlen.

Wenn nun auch alle diese und ähnliche Forschungsergebnisse nur lose untereinander zusammenhängen und zum Theil noch unfertig dastehen, wenn sie deshalb einen klaren Einblick in den Zusammenhang zwischen Elektricität und Licht auch nicht gewähren, so tragen sie doch alle gemeinsam dazu bei, diesen Zusammenhang viel enger erscheinen zu lassen, als man dieses nach den bisherigen Ansichten über Licht und Elektricität ver-

muthen konnte. Die Theorie Maxwells trug aber diesem Zusammenhange in ganz entsprechender Weise Rechnung; sie hatte ihn vorausgesagt. Andererseits hatte die Weiterentwicklung der Elektricitätslehre manche der ihr entgegenstehenden Vorurtheile von selbst aus dem Wege geräumt. So kam es, daß schon vor den Hertz'schen Entdeckungen die Faraday-Maxwell'schen Ideen in immer weiteren Kreisen sich einzubürgern begonnen hatten. Beweis hierfür ist die Uebersetzung der Werke Maxwells ins Deutsche und Französische, das Zugrundelegen dieser Ideen selbst in elementaren Werken über Elektricität, wie z. B. in den „Elementaren Vorlesungen über Elektricität und Magnetismus" von S. P. Thompson, welche in England schnell hintereinander 28 Auflagen erlebten und, ins Deutsche übersetzt, eine sehr günstige Aufnahme fanden; Beweis sind auch eine Reihe von wichtigen Arbeiten auf dem Gebiete der Optik, die sich auf den Boden der elektromagnetischen Lichttheorie Maxwells gestellt hatten, so besonders diejenigen von L. Lorenz, B. Riemann und O. Tumlirz.

Dieser Umschwung in der Stimmung hatte an der eigentlichen Sachlage wenig geändert. Ein durchschlagender Beweis für die Uebereinstimmung der Maxwell'schen Theorie mit dem objectiven Thatbestand war immer noch nicht erbracht; nur die Wahrscheinlichkeit der Theorie hatte sich gesteigert. Um ihr einen entscheidenden Sieg zu verschaffen, mußte entweder gezeigt werden, daß Licht ohne vorherige Umwandlung auch als Elektricität, oder umgekehrt Elektricität als Licht sich darstellen könne. Wir sagen: ohne vorherige Umwandlung; denn die Möglichkeit der Verwandlung von Elektricität in Licht oder umgekehrt kam hier nicht in Frage. Diese war gemäß der heutigen Ansicht der Physik von vornherein eine ausgemachte Sache, sobald man beide Erscheinungen für bestimmte Energieformen ansah, was schon längst allgemein geschah. War ja auch diese thatsächliche Umwandlung im elektrischen Funken, in dem Lichtbogen der elektrischen Lampe, im hellen Erglühen der stromdurchflossenen Drähte eine allbekannte Sache. Worauf es hier ankam, war die experimentelle, unzweideutige Entscheidung der Frage: ob der Mechanismus rein elektrischer Vorgänge auch denjenigen des Lichtes enthalte, oder ob umgekehrt in dem Mechanismus der Lichtbewegung die Elemente elektrischer Bewegung gegeben sind. In bildlicher Umkleidung bringt Herr Hertz diesen Gedanken also zum Ausdruck: „Alles, was man lange Zeit zur Kräftigung dieses Gewölbes" — er meint die Maxwell'sche Theorie — „zu thun vermochte, bestand darin, daß man die beiden Wider-

lager verstärkte. Das Gewölbe ward dadurch in den Stand gesetzt, sich selber dauernd zu tragen, aber es hatte doch eine zu große Spannweite, als daß man es hätte wagen dürfen, auf ihm als sicherer Grundlage nun weiter in die Höhe zu bauen. Hierzu waren besondere Hauptpfeiler nothwendig, welche, vom festen Boden aus aufgemauert, die Mitte des Gewölbes faßten. Einem solchen Pfeiler wäre der Nachweis zu vergleichen gewesen, daß wir aus dem Licht unmittelbar elektrische oder magnetische Wirkungen erhalten können. Ein anderer Pfeiler wäre der Nachweis gewesen, daß es Wellen elektrischer oder magnetischer Kraft gibt, welche sich nach Art der Lichtwellen ausbreiten können. Eine harmonische Vollendung des Gebäudes wird den Aufbau beider Pfeiler erfordern; für das erste Bedürfniß aber genügt einer von ihnen. Der erstgenannte hat noch nicht in Angriff genommen werden können; für den letztgenannten aber ist es nach langem Suchen endlich geglückt, einen sichern Stützpunkt zu finden; das Fundament ist in genügender Breite gelegt, ein Theil des Pfeilers steht schon aufgemauert da, und unter der Arbeit vieler hilfreichen Hände wird er bald die Decke des Gewölbes erreichen und demselben die Last des nun weiter zu errichtenden Gebäudes abnehmen. An dieser Stelle war ich so glücklich, an der Arbeit theilzunehmen." „Es zwingt mich die Kürze dieser Stunde, entgegen der Gerechtigkeit, die Arbeiten vieler Forscher kurzweg zu überspringen; ich kann Ihnen nicht zeigen, in wie mannigfaltiger Weise meine Versuche vorbereitet waren, wie nahe einzelne Forscher der Ausführung derselben bereits gekommen sind."

Herr Hertz spricht hier mit großer Bescheidenheit von seinem Antheil an der Stützung des Maxwell'schen Gewölbes, und mit ebenso großer Zurückhaltung von dem Umfang und Werthe dieser Stützung. Uns wird es schwer, diese schlichten Aussprüche mit der kühnen Sprache in Einklang zu bringen, die wir von ihm oben von der Paßhöhe herab zwischen der Optik und Elektricität gehört haben. Was von beidem entspricht am meisten dem wahren Sachverhalt? Uns scheint, die hier bescheiden vorgebrachten Andeutungen. Was als thatsächlich unmittelbar erwiesen betrachtet werden muß, ist zunächst nur dieses. Wenn in einem Leiter die Elektricität in periodischem Rhythmus mit großer Schnelligkeit hin und her schwankt, so rufen diese elektrischen Oscillationen des Leiters rings in der Umgebung transversale Wellen vom gleichen Tempo hervor. Diese aber geben die Veranlassung zu einer wechselnden Elektrisirung der umliegenden Körper, der Leiter wie der Nichtleiter. Besagte Wellen sind ferner wesentlich von gleicher Beschaffenheit, wie die Lichtwellen. Hieraus ist zu schließen, daß

die elektrische Fernwirkung auch bei anderen Vorbedingungen in analoger Weise durch Kraftimpulse, welche im Mittel Verschiebungen des Aethers und der in ihm vorhandenen Stofftheilchen hervorrufen, zu Stande kommt. Inwiefern nun die Theorie Maxwells diese Punkte als nothwendige Folgerungen enthält, inwiefern sie durch Verschiebung des Aethers die elektrischen Inductionswirkungen entstehen läßt, hat sie durch die Hertz'schen Versuche eine experimentelle Bestätigung gefunden, keineswegs aber in all den Annahmen, von denen sie ausgeht, um die elektrischen, magnetischen und optischen Erscheinungen im einzelnen physisch zu erklären. Mittelbar haben allerdings auch alle jene Ansichten und Voraussetzungen, welche zu einer solchen Art der Ausbreitung der Induction und zur Herleitung der transversalen Inductionswellen führen, an Gewicht bedeutend gewonnen. Man wird fortan den Ideen Maxwells den Vorzug vor den herkömmlichen Vorstellungen geben müssen, wenn sie auch nicht alle bewiesen sind, und wie sehr sie auch die Gesichtspunkte verschieben. Die Isolatoren oder, wie Maxwell sie nennt, die „Dielektrica" werden bei elektrischen Wirkungen, ebenso und noch mehr als die durchsichtigen Körper bezüglich der Lichtwirkungen, als die Hauptfactoren zu betrachten sein, die Metalle als untergeordnete Theilnehmer. Nicht der Conductor einer Elektrisirmaschine wird fortan als geladen angesehen werden dürfen, sondern die ihn umgebende Luft, dort, wo sie den Conductor berührt.

Um die Verschiebung der Auffassungen noch klarer zu machen, wollen wir auf den Vergleich näher eingehen, welchen Maxwell selbst anwendet, um seine Auffassung der elektrischen Ladung und Leitung zu veranschaulichen. Die Ladung eines Isolators, welche schließlich auf eine einseitige Verschiebung der Aethermasse durch die elektromotorischen Kräfte hinausläuft, ist dem Spannungszustande eines gedrehten elastischen Drahtes zu vergleichen. Wie ein Draht nur insofern Spannungsenergie annimmt, als er gegen die Drehung elastisch zurückwirkt und nach dem Nachlassen der drehenden Kraft infolge dieser Spannung die ursprüngliche Form und Lage wieder annimmt, so ist auch ein Körper nur insoweit elektrisch ladungsfähig, als in ihm bleibend eine elektrische Spannung sich entwickeln kann, insoweit als eine Verschiebung der Elektricität oder des Aethers, nachdem sie im Körper gewaltsam hervorgerufen, auch noch nach dem Aufhören der verschiebenden oder elektromotorischen Kraft als eine ebenso große Rückwirkung beim Zurückkehren in den frühern Zustand sich äußert. — Ein Draht, welcher, etwa wie Bleidraht, beim Drehen bleibend verschoben wird, welcher also die bei der Drehung auf ihn verwandte

Energie nicht als gleichartige Energie in sich aufnimmt, sinnbildet einen Körper, der leitet, aber nicht elektrisch ladungsfähig ist. In ihm ist die Verschiebung des elektricitättragenden Aethers nicht mit Hervorrufung eines rückwirkenden Spannungszustandes in der Körpermasse verknüpft, er kann also auch nicht durch die auf ihn ausgeübte elektromotorische Kraftwirkung elektrisch wirksam werden. Körper letzterer Art sind die Metalle. Dreht sich ein Draht nicht mehr genau um ebensoviel zurück, als ihn die äußere drehende Kraft gedreht hat, ist also seine Torsionselasticität nur eine unvollkommene, so stellt er das Verhalten eines Isolators dar, welcher theilweise die Elektricität leitet, wie es ja thatsächlich alle Isolatoren thun. Ein Theil der Arbeit der elektrischen Verschiebung vollzieht sich dann, ohne im Körper einen entsprechenden Energie- oder Spannungszustand hervorzurufen; die elektrische Energie wird vom Körper nicht als solche festgehalten, sondern geht in andere Energieformen, nicht Wärme, über, und insoweit leitet er die Elektricität. Daß Isolatoren trotz des Spannungszustandes in ihrer ganzen Masse nur auf den äußeren Grenzflächen sich elektrisch geladen zeigen, rührt daher, daß im Innern die Spannungen schichtweise sich aufheben, weil in jeder Schicht gleich große entgegengesetzte Spannungszustände zusammentreffen. Wächst beim Drehen des Drahtes die Drehkraft immer fort, so erreicht die Elasticität ihre Grenze, der Draht gibt nach und zerreißt. Hierin haben wir ein Bild für die gewaltsame Elektricitätsentladung durch die Dielektrica hindurch. In Wirklichkeit sind auch die Erscheinungen bei einer solchen Entladung dem mechanischen Zerreißen eines Körpers durch beständig wachsende Spannung nach einer Richtung vollkommen ähnlich. Wenn dem Metalldrahte gar keine Torsion ertheilt werden kann, ohne daß er bricht, so ist er jenen Stoffen zu vergleichen, welche, wie die Luft, die Elektricität nur infolge disruptiver Entladung durchlassen. Wie schließlich Drähte, wenn sie einige Zeit hindurch in gedrehter Lage durch äußern Zwang erhalten werden, nachher nicht sogleich vollständig die Zurückdrehung vollenden, sondern erst schnell den größern Theil der Umkehr ausführen und dann nachher, sehr langsam, oft Tage und Wochen hindurch die Rückwirkung vollenden, so geschieht dieses bei der Entladung der festen Dielektrica. Beim Glas der Leydener Flaschen, bei dem Guttapercha der submarinen Kabel ist dieses seit langem bekannt. Auf die erste kräftige Entladung folgt nach Zwischenpausen noch eine Reihe schwacher „Rückstandsentladungen“.

Wenn Maxwell sich das Aethermedium im elektrischen Felde wie durch Wirbelfäden längs der Kraftlinien durchzogen denkt, welche infolge

der in ihnen wirksamen Kräfte sich der Länge nach zu verkürzen suchen, in der Richtung senkrecht darauf aber gegenseitig abstoßen, so ist damit eine den Thatsachen entsprechende Vorstellung gewonnen, aber ein thatsächlicher Beweis nicht geliefert. Ein anschauliches Bild gewinnen wir auch zum Verständniß der von Hertz erkannten Aetherwellen, wenn wir annehmen, daß am stromdurchflossenen Drahte gespannte Fäden von allen Seiten des Raumes her zusammenlaufen und daß eine Aenderung im elektrischen Zustand des Drahtes auch eine Aenderung in der Zugspannung der Fäden nach sich ziehe. Diese letztere theilt sich nicht mit einemmale dem ganzen Faden mit, sondern rückt mit Lichtgeschwindigkeit vom Drahte aus gegen das andere Ende vor. Wenn nun ferner beim vermehrten Zufluß der Elektricität in einer Richtung der Draht sich in dieser Richtung um etwas verschieben und dadurch die Vermehrung der Zugspannung veranlassen würde, so müßten, wenn der Elektricitätsfluß fortwährend seine Richtung wechselt und dabei auch die Stromstärke in den einzelnen Punkten nach Art der elastischen Schwingungsintensität ändert, in all den Fäden Transversalwellen sich bilden und mit der Schnelligkeit des Lichtes nach allen Seiten des Raumes forteilen. Es ist dieses, wie gesagt, nur ein Bild des Vorganges. Eine wirkliche Erklärung hätte genau alle die verschiedenen Kraftimpulse und Bewegungselemente vorzuweisen, aus denen die bildlich vorgestellten Transversalwellen nach den Gesetzen der Mechanik und den thatsächlichen elektrischen Erscheinungen entsprechend von selbst sich ergeben. Maxwell hat dieses allerdings in seinen Wirbeln und Rotationsbewegungen und in den dadurch veranlaßten Aetherverschiebungen zu leisten versucht. Diese ersten Voraussetzungen seiner Theorie stehen jedoch schon so weit von den sicheren Daten der Erfahrung ab, daß sie mehr als eine genial erdachte Hypothese wohl nicht genannt werden dürfen.

Kurz, nicht der ganzen Theorie dienen die Entdeckungen des Herrn Hertz zur Stütze, sondern nur einer Folgerung aus derselben. Gleichzeitig lehren sie aber auch, daß Maxwell das Problem der Elektricität und des Lichtes besser und richtiger angefaßt, als alle anderen, und daß auf dem Wege, welchen er zur Lösung der elektrischen Räthsel geebnet, heute allein ein aussichtsvolles Weiterschreiten zu hoffen ist.

Die Entdeckungen des Herrn Hertz bestätigen sodann keineswegs schlechthin die Identität von Licht und Elektricität. Einerseits betrachtet Herr Hertz Licht als Transversalschwingungen des Aethers. Dies ist aber nicht Licht seinem ganzen Umfange nach, sondern nur die Fortpflanzung des Lichtes im absoluten Vacuum. Fortgepflanztes Licht in Luft und durch-

sichtigen Stoffen ist eine Erscheinung, bei der auch die ponderabeln Stofftheilchen wesentlich mit betheiligt sind, wie dieses ja die specifische Aenderung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit und die mit den Stoffen sich ändernden Verhältnisse der Reflexion, der Brechung, Zerstreuung und Dispersion klar beweisen. Dieser Einfluß, den aufzuklären bisher noch keiner Theorie genügend gelungen ist, darf, wo es sich um Gleichstellung zwischen Licht und Elektricität handelt, doch nicht ganz außer Acht gelassen werden. Es ist ja sehr wohl denkbar, daß elektrische Fernwirkungen, auch wenn Transversalwellen des Aethers den Grundvorgang dabei darstellen, wegen der größeren Wellenlängen die Stofftheilchen anders berühren, als die viel kürzeren Aetherwellen des Lichtes. Es ist ferner Licht in seiner Fortpflanzung nicht identisch mit Licht in seinem Ursprung. Zwischen beiden herrscht eine ähnliche Beziehung wie zwischen Wärmestrahlen und Körperwärme. Der Mechanismus der Körperwärme, der den Ausgangspunkt der Aetherwellen der strahlenden Wärme bildet, ist ein ganz anderer, als derjenige transversaler Aetherschwingungen. Wenn Herr Hertz meint, daß letztere elektrischen U r s p r u n g e s sein müssen, so beweisen das doch gewiß nicht seine Versuche; nur eine weite h y p o t h e t i s c h e Verallgemeinerung seiner Versuchsergebnisse kann zu einer solchen Meinung führen.

Die Versuche beziehen sich andererseits nur auf einen ganz eng begrenzten E i n z e l f a l l elektrischer Induction. Für diesen ist thatsächlich nachgewiesen, daß Transversalwellen des Aethers eine Hauptrolle spielen, keineswegs aber, daß in diesen Transversalwellen der ganze Vorgang eingeschlossen liege. Denn bei den elektrischen Wirkungen spielen die ponderabeln Stofftheilchen in weit höherem Grade mit, als in den Lichterscheinungen. Herr Hertz operirte aber nicht im reinen Aether des Vacuums, sondern an festen Körpern in der Luft. Herr J. J. Thomson dagegen, welcher den Resonator auch im Vacuum prüfte, konnte ihn da nicht zum Antworten bringen. Herr Hertz hat sodann den Nachweis nicht geliefert, daß das, was er in dem Einzelfall einer ganz eigenartigen Inductionswirkung gefunden, für alle Fälle der elektrischen Induction in analoger Weise gelte. Wenn wir dieses mit ihm annehmen, so geschieht es doch nur durch einen Analogieschluß. Es ist aber elektrische Induction oder elektrische Fernwirkung mit nichten gleichbedeutend mit Elektricität, und es ist etwas ganz anderes, wenn ich sage, die elektrische Induction komme durch denselben Grundvorgang zu Stande wie die Lichtfortpflanzung, als wenn ich behaupte: „Licht ist Elektricität." Während ersteres zugegeben wird, kann letzteres ohne jeden Widerspruch verneint werden. Welches der Körper-

zustand ist, dessentwegen wir etwas elektrisch nennen, das sagen uns die Hertz'schen Entdeckungen noch nicht. Dieser Körperzustand ist es aber, was wir unter Elektricität verstehen.

Indem Herr Hertz die Uebereinstimmung zwischen Elektricität und Licht in einem Punkte experimentell klargelegt hat, hat er damit der Forschung nur den sichern Standpunkt verschafft, von dem aus die übrigen Beziehungen zwischen Licht und Elektricität auf der von Maxwell vorgezeichneten Operationsbasis in Zukunft erst noch klargestellt werden müssen. Die „elektrischen Strahlen" des Herrn Hertz verkünden nur den ersten Tagesschimmer über dem immer noch umnachteten Gebiete der Elektricität; vom Anbruch des vollen Tages sind wir auch heute noch weit entfernt. Bezüglich des Lichtes aber, das des Dunkeln auch noch gar vieles enthält, haben sie den Physikern den Ausweg aus einer bedenklichen Schwierigkeit gezeigt. Indem man nämlich bisher die transversalen Aetherwellen des Lichtes aus der Elasticität des Aethers ableitete, verwickelte man sich in einen unlösbaren Widerspruch. Denn vermöge derselben Elasticität konnte der Aether Transversalwellen gar nicht ausführen! Nur feste Körper, welche Gestalt-Elasticität besitzen, sind fähig, Transversalwellen zu bilden; in Flüssigkeiten und Gasen kommen nur Longitudinalwellen vor. Nun aber konnte man den Aether nach dem, was man über ihn wußte, bezüglich des Aggregatzustandes nur den Flüssigkeiten oder Gasen an die Seite stellen. Dieser Widerspruch fällt weg, wenn die Transversalwellen des Aethers nicht ausschließlich in der Elasticität ihren Grund haben, sondern eine Folge auch noch anderer Kraftwirkungen sind, wie dies bei den elektrischen Aetherwellen thatsächlich der Fall ist. Der experimentelle Nachweis, daß und wie auch beim Lichte solche andere Kräfte die Wellen hervorbringen, ist jedoch erst noch zu erbringen.

Soviel zur Würdigung des innern Gehaltes der Hertz'schen Entdeckungen. Welches ist nun ihre Tragweite in Bezug des zu erwartenden Um- und Aufschwunges der physikalischen Forschung? In neue Bahnen leiten dieselben ein. Worauf sind diese hingerichtet, wohin werden sie führen? Auch hierüber hat Herr Hertz nicht ermangelt, seine Zuhörer in Heidelberg zu orientiren. Er sagt: „Nicht minder lohnend erscheint von unserem Standpunkte der Ausblick nach oben, zu den hohen Gipfeln, den allgemeinen Zielen. Da liegt nahe vor uns die Frage nach den unvermittelten Fernwirkungen überhaupt. Gibt es solche? Von vielen, welche wir zu besitzen glaubten, bleibt uns nur eine, die Gravitation. Täuscht uns auch diese? Das Gesetz, nach welchem sie wirkt, macht sie schon ver-

dächtig. In anderer Richtung liegt nicht ferne die Frage nach dem Wesen der Elektricität. Von hier gesehen, verbirgt sie sich hinter der bestimmteren Frage nach dem Wesen der elektrischen und magnetischen Kräfte im Raume. Und unmittelbar an diese anschließend erhebt sich die gewaltige Hauptfrage nach dem Wesen, nach den Eigenschaften des raumerfüllenden Mittels, des Aethers, nach seiner Structur, seiner Ruhe oder Bewegung, seiner Unendlichkeit oder Begrenztheit. Immer mehr gewinnt es den Anschein, als überrage diese Frage alle übrigen, als müsse die Kenntniß des Aethers uns nicht allein das Wesen der ehemaligen Imponderabilien offenbaren, sondern auch das Wesen der alten Materie selbst und ihrer innersten Eigenschaften, der Schwere und der Trägheit. Die Quintessenz uralter physikalischer Lehrgebäude ist uns in den Worten aufbewahrt, daß alles, was ist, aus dem Wasser, aus dem Feuer geschaffen sei. Der heutigen Physik liegt die Frage nicht mehr ferne, ob nicht etwa alles, was ist, aus dem Aether geschaffen sei. Diese Dinge sind die äußersten Ziele unserer Wissenschaft, der Physik. Es sind, um in unserem Bilde zu verharren, die letzten, vereisten Gipfel ihres Hochgebirges. Wird es uns vergönnt sein, jemals auf einen dieser Gipfel den Fuß zu setzen? Wird dies spät geschehen? Kann es bald sein? Wir wissen es nicht. Aber wir haben einen Stützpunkt für weitere Unternehmungen gewonnen, welcher eine Stufe höher liegt als die bisher benützten; der Weg schneidet hier nicht ab an einer glatten Felswand, sondern wenigstens der nächste absehbare Theil des Anstiegs erscheint noch von mäßiger Neigung, und zwischen den Steinen finden wir Pfade, die nach oben führen; der eifrigen und geübten Forscher sind viele; — wie könnten wir da anders als hoffnungsvoll den Erfolgen zukünftiger Unternehmungen entgegensehen?"

Diese schönen Worte verrathen ein klares Auge, einen weiten Blick. Wir fürchten, den Leser nur zu verstimmen, wenn wir an denselben noch herumdeuten wollten. Da sie uns im ganzen aus der Seele gesprochen sind, so fordern sie zu einer erläuternden Richtigstellung auch nicht heraus. Wir schließen vielmehr mit dem Wunsche, Herr Hertz möge, was er so glücklich begonnen, ebenso glücklich weiterführen; er möge auf den Pfaden, welche er sich und anderen geöffnet, rüstig und mit vielem Erfolg voranschreiten; er möge recht viele andere frische, gute Kräfte zu emsiger Theilnahme an dieser Forschungsarbeit anregen! Hiermit verbinden wir aber auch den Wunsch, daß der Aether den Physikern nicht, wie einst das Eiweiß und das Protoplasma den Physiologen, zu jenem allmächtigen Etwas werde, das alles andere aus sich hervorbringt, zu einem gefügigen Wechsel-

balg, welcher überall zur Erklärung bereitstehen muß, wo der Ausweg einer andern Ergründung des Thatbestandes nicht offen oder angenehm erscheint, sowie daß die specifischen Unterschiede der Einzelstoffe oder Elemente nicht von vornherein gewaltthätig wegdecretirt werden.

L. Dressel S. J.

Es geht lustig weiter! [1]

„Toujours perdrix“ — „Immer Luther“ — das geht doch nicht; man will auf den neuen protestantischen Volksbühnen auch etwas Abwechslung, und darum schreibt Paul Kaiser aus Stockholm seinen Gustav Adolf, der dem Schweden als Schwede zunächst lag. „Neben Luther steht Gustav Adolf, neben dem Stifter der Retter unserer Kirche. Niemand kann es mehr bedauern als der Verfasser, daß Gustav Adolf noch nicht in ähnlicher Weise wie der Reformator gefeiert worden ist.“

Ueber die Tragweite solcher religiös-geschichtlichen Dramen hat P. Kaiser ganz entschiedene Ansichten. „In den Lutherfestspielen ist eine Wiederbelebung der kirchlich-dramatischen Kunst [wann hat dieselbe bestanden?] angebahnt worden. Diejenigen, welche zaghaft fragen, ob Kirche und Bühne überhaupt etwas gemein haben können, müssen wir daran erinnern, daß die Kirche eine ernste dramatische Kunst nicht allein gefördert, sondern geradezu erzeugt hat. Dieselben pflegen die Bühne nur in ihrer verweltlichten oder entarteten Gestalt anzusehen. Thatsächlich ist auf unserm Theater das Religiöse lange Zeit fast nicht mehr zum Ausdruck gekommen. Der Bereich des bloß Moralischen kann nicht genügen. Es ist der Standpunkt des Rationalismus, Moral ohne die religiöse Tiefe pflegen zu wollen. Die Zeit stellt auch an die Kunst immer dringender die Forderung, das Gehaltlose und Gemeine auszuschließen, das Volk im ernsten, frommen Gemüthe zu erfassen und seinen Blick der höchsten Wahrheit zuzukehren. Es ist ihr Beruf, sich mitten unter die Kinder des Volkes zu setzen, um sie zu erziehen und nicht zu verderben, um an ihren Freuden und Leiden theilzunehmen, ihre Schritte behüten und ihre Wunden und Schmerzen lindern zu helfen. Dazu ist dann alles, was wahr und lauter ist, recht. Alles ist unser. Hat doch auch Luther dem geistlichen Drama die höchste Bedeutung zugeschrieben und selbst der dramatischen Darstellung der Thaten Christi in den Schulen das Wort geredet!“ Was hier über das religiöse (wohl nur sehr uneigentlich: kirchliche) Drama gesagt ist, können

[1] Gustav Adolf. Ein dramatisches Festspiel, für die Volksbühne gedichtet von Paul Kaiser. Zweite Auflage. Gotha. Schloeßmann.

wir nur unterschreiben; bietet doch gerade die katholische Weltliteratur in Calderon die schönste Blüte dieser Kunstgattung. Wir begreifen auch, daß P. Kaiser von seinem Standpunkt vollständig im Wahren ist, wenn er aus diesen Vordersätzen schließt: „So haben wir auch das Recht und die Pflicht, die Thaten der Reformatoren in immer neuer und sprechenderer Form dem Volke vor Auge und Herz zu rücken.“ Aber nur darf er bei dieser Folgerung sein eigenes Wort nicht aus dem Auge verlieren: „Dazu ist dann alles, was wahr und lauter ist, recht.“

Nun ist es freilich mit der subjectiven Wahrheit ein eigen Ding. Wer unmittelbar vor einer mannshohen Mauer steht, wird den dahinterstehenden Kölner Dom nicht sehen können. So muß sich denn auch für ein protestantisches Auge in der Geschichte gar manches ganz anders ausnehmen wie für ein katholisches — indes gibt es doch eine gewisse Summe geschichtlicher Thatsachen und Wahrheiten, die man von allen möglichen Standpunkten wahrnimmt, wenn man überhaupt nur Augen hat und sie gebrauchen will. Ueber manche Männer mag es ja mit Schillers Worten heißen:

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“;

bei allen aber, die überhaupt die Geschichte jener Tage aus den Quellen und nach dem heutigen Stande der Wissenschaft kennen, gehört zu diesen „schwankenden Charakterbildern“ dasjenige Gustav Adolfs nicht mehr. Vor 50 Jahren konnte man vielleicht noch auf dem Standpunkte stehen, in Gustav Adolf den Befreier Deutschlands von römisch-kaiserlichem Joch zu begrüßen, das uneigennützige Rüstzeug des lautern Gotteswortes, den frommen Helden und Gottesstreiter aus Nordland — heute, im Jahre 1890, ist das alles einfach unmöglich, wenn man überhaupt die 50 Jahre hindurch nicht geschlafen. Wie es in diesem Punkte mit P. Kaiser bestellt ist, werden wir im einzelnen sehen.

Vorerst noch ein Wort aus der Vorrede: „Den duldsamen Sinn gegen Andersgläubige, wie er uns in der Person des frommen Helden selbst entgegentritt, und wie ihn der nach ihm genannte Gustav-Adolf-Verein bis heute an den Tag gelegt hat, wird man in dem nachfolgenden Festspiel nicht vermissen. Nur da, wo der Katholicismus zum Jesuitismus wird, hat er, wie in der Geschichte Gustav Adolfs, so in diesem Schauspiel die gebührende Zurechtweisung empfangen.“

Ist das nicht ein allerliebster Schachzug? Alle Achtung vor dem Katholicismus, aber Zurechtweisung ihm, sobald er in Jesuitismus übergeht! Da dieser Uebergang aber ein weder sinnlich wahrnehmbarer, noch chemisch nachzuweisender Proceß ist, sondern bloß in der Idee des Herrn P. Kaiser besteht, so hat infolge des herrlichen Toleranzprincips P. Kaiser immer das Recht, den Katholicismus „zurechtzuweisen“, er braucht ihn bloß als zum Jesuitismus übergegangen darzustellen, Papst und Kaiser und alles, was ihnen folgt, zu Jesuiten zu machen. Es thut uns in der Seele leid, so oft uns mit dem „Jesuitismus“ in der modernen Literatur beschäftigen zu müssen.

Es könnte fast den Anschein gewinnen, als suchten wir uns nur solche Stoffe aus, die uns Anlaß zur Vertheidigung des Ordens böten. Aber wenn nun einmal nicht der Gegner allein das Wort haben soll, so muß ihm geantwortet werden, wo und wie er angreift, und das ist dann leider fast immer oder doch vorwiegend in Sachen des Jesuitismus. Unsere Leser haben sich also auch diesmal bei P. Kaiser zu beklagen, wenn ihnen wieder die unvermeidlichen „perdrix" — „Jesuiten" vorgesetzt werden.

Um jedoch kurz diese Jesuitenfrage vorweg zu erledigen, so haben wir schon gleich im Personenverzeichniß: „Ein Jesuit; ein Jesuitenpater; ein Jesuitenrector." Unmittelbar vorher figuriren: „Johann Baptista, kaiserlicher Rittmeister (Meuchelmörder); ein Spion." Unsere Ahnung, daß diese fünf Personen zusammengehörten und den zum Jesuitismus gewordenen Katholicismus darzustellen hätten, wurde wirklich nicht Lügen gestraft. Ein Kapuziner und zwei im Verzeichniß nicht aufgeführte Priester haben die Ehre, den reinen und lautern Katholicismus zu vertreten. Wir sind in Frankfurt, ein schwedischer Leutnant und ein Frankfurter Rathsherr unterhalten sich:

(Zwei römische Priester gehen langsam über die Bühne.)

Rathsherr: Doch seht, ein geistlich Paar kommt hier gegangen.
Sind die als Gäste auch zum Fest geladen?

Leutnant: Sie sind's, denn unser König Gustav Adolf
Will zeigen, daß er nicht hierher gekommen,
Um gegen ihre Kirche Krieg zu führen.
Nur unsern Glauben, den sie auszurotten
Gedenken, will er mit dem Schwerte schützen.

Rathsherr: O edler Sinn! Daß unsre Gegner doch
Zu solchem Edelmuthe fähig wären!
Dann wäre dieser Krieg mit seinen Schrecken,
Die blut'ge Geißel nie auf Deutschlands Rücken
Gekommen. Niemals hätten jene (?) Horden
Das Land durchwühlt mit ihrer Räuberhand,
Und niemals hätte jener Jesusorden,
Der besser sich nach Beelzebub genannt,
Nach Schlangenart das deutsche Land durchschlichen." (54)

Im dritten Auftritt sehen wir denn auch bereits das edle Kleeblatt: den Spion, den Meuchelmörder und den als Prediger verkleideten Jesuiten. Ihnen ist befohlen:

Mit einem Male diesen großen Ketzer
Zur Ehre Gottes aus der Welt zu schaffen —
Zum heil'gen Zweck ist jedes Mittel gut —
Und hilft ein Dolch uns nicht, hier ist ein Brief,
Getränkt mit einem feinen starken Gift,
Das eingeathmet den Empfänger tödtet.

Der Mörder hat einige Gewissensbedenken. Der Jesuit redet sie ihm aus:

Beruhige dich! Robertus Bellarmin
Und andre unsrer hochberühmten Väter,
Sie lehren deutlich, daß man einen Ketzer
Mit Bann belegen soll, und daß ihn tödten
Gelind're Strafe ist als unser Bannstrahl.

Hier findet sich die Anmerkung: „Rob. Bellarmin, Disputationes de controversiis. Ingolst. p. 1823.“ Das Citat ist wirklich classisch. Welche Ingolstadter Ausgabe meint der Herr Kaiser, und welchen Band? Was nun Bellarmins Lehre angeht, so sagt dieser an verschiedenen Stellen: „Niemals habe ein Papst die Ermordung eines Fürsten, auch wenn er ein Ketzer und Verfolger der Kirche gewesen, befohlen oder, wenn sie ohne seinen Befehl ausgeführt worden, gebilligt“ (Brief an Blackwell vom 28. Sept. 1607. Vgl. Epp. fam. n. 52)[1]. Daß der Papst einen Ketzer excommuniciren kann, ist auch ohne Bellarmin bekannt, und einen Unsinn, wie den Rest des Satzes: „ihn tödten ist gelind're Strafe als unser Bannstrahl“, wird kein Bellarmin schreiben. Aber freilich:

Ach, auch der Teufel läßt sich überlisten
Und ward's schon manchmal . . .
Und seid gewiß, daß Ihr ein heilig Werk
Vollbringen werdet, wenn Ihr ohne Zögern
Versuchet diesen Ketzer umzubringen. (Sie gehen ab.)

Herr Paul Kaiser: Ist das „wahr und lauter“? Können Sie für diese Scene einen geschichtlich haltbaren Beweis erbringen? Und wenn nicht, warum „setzen Sie sich denn mitten unter die Kinder des Volkes“, um diese Kinder, die nicht urtheilen können, durch Vorspiegelung wissentlich falscher Thatsachen gegen ihre Mitbürger aufzureizen? Wie geschickt Sie außerdem das Mordgespenst gleich zum Beginn Ihres Stückes auftreten lassen! Es muß ja den Zuschauer ein wahrer Gewitterschauer von Gänsehäuten überströmen, wenn er sieht, wie beim ersten Betreten deutschen Bodens schon der Erbfeind sich an den theuern Gottesmann heranschleicht und vielleicht mit einem einzigen Dolchstoß oder einem Athemzug über dem vergifteten Brief dem Kaiser'schen Stück und dem dreißigjährigen Krieg ein jähes Ende bereiten könnte! Aber, keine Furcht, meine Damen und Herren! „Man hat sie schon!“ Hier sind sie!

(Einige schwedische Officiere und Soldaten kommen.)

Erster Officier: Kamraden! hört die neu'ste Post: Im Lager
Ist ein Spion entdeckt, ein Meuchelmörder
Und auch ein Jesuit, und dieser hatte
In unsrer Kirche Tracht sich eingeschlichen,
Und unter seinem Kleide war ein Dolch
In einem Crucifixe wohl verborgen.

---

[1] Ueber Bellarmins Ansichten in diesen Punkten kann sich P. Kaiser ganz unverdächtige Zeugnisse suchen in dem Buche: „Die Selbstbiographie des Cardinals Bellarmin, von J. J. J. v. Döllinger und F. H. Reusch. Bonn, Neusser, 1887.“

Zweiter Officier: Ein Dolch und Crucifix, ein Mönch und Mörder!
Als hätten Christus sich und Belial
Auf Erden jetzt zu einem Bund vereinigt!
So liegt und lauert unterm Busch die Natter,
So schlummert Gift in süßen Blumenkelchen,
So trat auch Judas durch die finst're Nacht,
Um küssend einst des Menschen Sohn zu tödten.

Erster Officier: Ja, wie einst Judas unter jenen Zwölfen
Des Meisters Jünger ward und auch des Satans,
Hat Jesu Orden in der Christenheit
Die Judasrolle heute übernommen.

Zweiter Officier: Und meisterhaft versteht er sie zu spielen.

Dritter Officier: Hütet euch vor denen,
Die im Schafskleid steh'n,
Doch wie biss'ge Wölfe
Durch die Lande geh'n,
Die in Teufelswerken
Ueben Sinn und Hand,
Doch nach Jesu Namen
Kühnlich sich benannt. (20 f.)

Einen künstlerischen Zweck konnte der Verfasser bei diesem, einen ganzen Auftritt bildenden Dialog nicht haben; für die Entwicklung der Handlung, die Charakteristik des Helden und seiner Zeit ist diese Auslassung überflüssig; auch technisch war sie ganz zwecklos, da der 5. und der 7. Auftritt sich gut aneinanderreihen. Aber es mußte das Leitmotiv des „Jesuitismus" wieder einmal angeschlagen werden; der dritte Officier mit seinem Mahnsprüchlein vertritt den alten Chor, die Kinder des Volkes sollen Jesuitenfurcht und Jesuitenhaß lernen. Ist das „lauter"?

In späteren Scenen werden die Jesuiten als Feldprediger eingeführt:

Jesuit: . . . Das Oberhaupt der ganzen Christenheit
Hat seinen heil'gen Stempel diesem Krieg
Längst aufgedrückt und ihn damit geheiligt.
Und ist das Ganze heilig, so der Theil,
So der Soldat und seine tapf'ren Thaten.
Die Kirche und ihr Segen heiligt alles.

Zweiter Soldat: Und all das Morden, Rauben, Sengen, Plündern —

Jesuit: Ist alles heilig und gerecht und gut.
Was auf der Ketzer Seite lauter Frevel —
Und selbst ihr Beten und ihr Sang ist Frevel —
Ist lauter Recht und Tugend hier bei uns. — — —
O maledicti! — Die verdammten Ketzer!
Bald nahen sie. So nehmet eure Waffen
Und ruft St. Patrick [!?] an und alle Heil'gen,
Auf daß sie [die Heiligen? die Waffen?] unter eurer Rosse Hufen
Sich sterbend krümmen. Ja, wie Sanheribs
Verruchte Schaar einst vor Jerusalem

Durch Gottes Engel plötzlich ward vernichtet,
Daß mehr als hunderttausend blasse Leichen
Beim Morgenlicht das weite Feld bedeckten,
So müssen Seuche, Hunger, Pest und Flammen
Und Michaels, des Engels, Schwert sie treffen!
Die Mutter Gottes weihe eure Waffen
Zum Kampfe! Metzelt jeden Ketzer nieder!
Denn in majorem Dei gloriam,
Zur größ'ren Ehre Gottes, wird das dienen.
Wenn ihr das Schwert ergreifet, betet erst
Ein stilles Paternoster und vier [!] Ave
Maria, schlagt des Kreuzes heilig Zeichen
Auch über jede Kugel, die ihr ladet!
Wißt! daß für jeden Ketzer, den ihr tödtet,
Ihr Ablaß habt für sieben schwere Sünden. [!!!]
Noch größ'ren Lohn erhält, wem es gelingt,
Durch Ueberzeugung, Lockung oder Zwang [!]
Nur einen dieser ganz verlor'nen Heiden
In unsrer Kirche Schoß zurückzuführen.
Und braucht ihr auch zu diesem Zweck ein Mittel,
Das man in anderm Fall verwerfen müßte,
So habt im voraus ihr dafür schon Ablaß.
Doch sei, wer Ketzern den geringsten Dienst
Gezwungen oder ungezwungen leistet,
Anathema! und ignis sempiternus
Comburat eum! Ja das ew'ge Feuer
Verzehre solchen, ignis sempiternus!
Die heil'ge Kirch' hat sieben Sacramente,
Jedoch ein achtes noch zu diesen Zeiten:
Zu hassen diese gottverfluchten Ketzer. (ab.) (39 f.)

Das sind viele schwere und verschiedenartige Anklagen, die in dieser „Feldpredigt“ enthalten sind. Das alte Lied vom Zweck, der die Mittel heiligt, das selbst von Hertslet unter die Treppenwitze der Geschichte gezählt wird; die abenteuerliche Darstellung des Ablasses, die man keinem gebildeten Manne mehr zutrauen sollte; das Märchen vom Religionskrieg, dem der Papst seinen heiligen Stempel aufgedrückt und ihn dadurch ganz und in allen seinen Theilen geheiligt hatte! u. s. w. Hat P. Kaiser auch einmal von einem Buch Gregorovius' gehört: „Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser“ (Stuttgart 1879), in welchem dieser Autor den Papst sogar anklagt, mit den Schweden und Protestanten gegen den Kaiser sympathisirt zu haben? Diese Anklage ist freilich falsch, aber sie beweist doch, daß der „heilige Stempel“, den der Papst auf den Krieg gedrückt, nicht sehr groß und sichtbar war. Weiß Herr P. Kaiser vielleicht etwa auch nicht, daß in Tilly's und Wallensteins Lager sich Protestanten befanden und zwar so zahlreich, daß z. B. Tilly ihnen eigene Feldprediger gab? Noch einmal, wie kann Herr P. Kaiser die Kinder des Volkes mit solchen Gehässigkeiten aufreizen, die nur ein mäßiges Geschichtsstudium als Verleumdungen erkennen läßt? Ist das „wahr und lauter“? Und

wenn nicht, was verdient ein Mann, der wissentlich oder fahrlässig die grausenhafteste aller Leidenschaften der Massen, den religiösen Fanatismus, schürt? In einer spätern „Jesuitenscene" (wir können sie nicht alle einzeln durchnehmen) redet der „Jesuitenrector" dem Schwedenkönig in einer mildern Tonart ins Gewissen und sagt unter anderm:

Was meint Ihr, daß zu Rom der heil'ge Vater,
Der alle ird'sche Macht zu Lehen austheilt,
Wohl gäbe dem, der siegreich seine Wehr
Nicht gegen, sondern für die Kirche trüge?
Ein Kaiserreich wär' billig hier zu haben.
O daß des Himmels Königin Maria
Das Herz Euch doch mit Allgewalt ergriffe.

Und da soll sich der Kaiser noch auf Papst und Jesuiten verlassen? Der schwedische Eindringling braucht bloß katholisch zu werden, und die Kaiserkrone ist sein. Sollte P. Kaiser doch etwas von Gregorovius gehört haben?

Doch lassen wir die „Jesuiten" [1] und kommen wir zu Gustav Adolf, dem Helden.

Das war ein hohes, würd'ges Paar:
Die Nachtigall, der Königsaar!
Aus deutschen Landen der Prophet,
Vom nord'schen Strand ein König geht.

[1] Die antikatholische Tendenz-Dramatik hat das „Jesuitenmotiv" seither noch bedeutend weiter entwickelt, ja auf den Höhepunkt classischer Vollendung gebracht. „Thronfolger und Jesuit" ist der Titel eines zwei-actigen Dramas von Gustav Bunzeck, „als Manuscript gedruckt. Weimar, Selbstverlag des Verfassers. Druck von M. Kellners Buchdruckerei (L. Arnoldt) in Erfurt". In diesem tiefdurchdachten Stücke tritt nicht nur ein ungenannter Papst mit seinem Geheimsecretär Savary, Cardinälen und anderen hohen päpstlichen Würdenträgern auf, sondern auch „Anderleby, Jesuitengeneral" in persona, vom Papste entsandt, um „Maximilian, Kronprinz von Südland", auf ewig in die Fesseln der Curie zu schlagen. Zu diesem Zwecke stiehlt er dem Kronprinzen ein wichtiges Document vom Schreibtisch weg (worin die Haupthandlung des I. Aufzuges besteht); nachdem ihm dasselbe aber in einer Dorfschenke wieder abgefangen worden ist, reist er im II. Aufzug nochmals nach „Schloß Speierlingen", dringt verkleidet in das Cabinet des Kronprinzen vor, stiehlt das Document zum zweiten Mal, erwürgt Kathi, des Schloßverwalters Töchterlein, das ihn am Schreibtisch des Kronprinzen überrascht, und da ihm nun der Kronprinz selbst mit seiner Geliebten, Gräfin Cilly, den Ausgang versperren, so zieht er seinen Revolver, schießt erst die Gräfin, dann den Kronprinzen nieder, und ruft fliehend dem sterbenden Prinzen zu:

Vernichte weiterhin der Jesuiten Kraft
Und huld'ge — deiner Wissenschaft!
Die Kirche triumphirt —
Und Südland — nichts verliert.

Den lebenden General der Gesellschaft Jesu, einen ehrwürdigen Greis von 70 Jahren, in solcher Weise auf die Bühne zu bringen, ist ein Bubenstück, das sich jeder weiteren literarischen Kritik entzieht. Anm. d. Red.

Zur Feder ward das Schwert gebracht,
Dem Hader ward ein End gemacht,
Was deutscher Geist geforscht, gesungen,
Hat nord'sche Kraft geschirmt, errungen. (7)

Kann man wohl eine den Thatsachen weniger entsprechende Darstellung des dreißigjährigen Krieges geben, als es hier in den drei letzten Zeilen geschieht? „Dem Hader ward ein End' gemacht!" was soll, was kann das nur heißen? Um was haderte man denn, da Gustav Adolf als „Friedensstifter" sich einmischte? Ueber die Opportunität des Restitutionsedictes mag man denken, wie man will, an seiner Gerechtigkeit und innern Berechtigung kann doch so lange kein Zweifel sein, als Raub Raub bleibt, selbst wenn ihm die politische Uebermacht zur Seite steht. Es handelte sich aber 1630 bloß um eine Frage von Mein und Dein, die freilich durch „die Nachtigall" in die Welt „gesungen" war, die aber vor allem den „Aar" nichts anging. Der aber redet flugfertig von seinem nord'schen Horste also:

Ich kann's nicht fürder tragen,
Ich kann's nicht länger seh'n,
Der Kirche banges Zagen
Und ihrer Glieder Fleh'n.
Das Erdreich wird zur Wüste,
Der Feind ersicht den Sieg,
Wohlauf, mein Volk, so rüste
Dich jetzt zum heil'gen Krieg! [Hier hätten wir thatsächlich den königlichen Stempel, der den Krieg heiligt!]
Ihr habt die Schmach gesehen,
Die man uns angethan,
Der Bruch ist nun geschehen
Und fordert seinen Mann.

Zu „angethan" gehört folgende Note: „Außer dem religiösen Motiv veranlaßte Gustav Adolf zum Kriege: der Beistand, den der Kaiser den Polen gegen ihn geleistet, die Zurückweisung der schwedischen Gesandten vom Friedenscongreß in Lübeck, die Versagung des dem Könige zukommenden Titels u. s. w."

Abgesehen davon, daß diese Beschränkungen in einer Anmerkung stehen, die den zuschauenden Kindern des Volkes nicht zu Gesicht kommt, so daß diese sich an das zur Wüste werdende Erdreich halten müssen, ist die Anmerkung selbst ein Muster von Vorsicht. Gustav Adolf aus rein religiösen Motiven in Deutschland einfallen zu lassen, geht selbst für P. Kaiser nicht an. Man will doch in den Augen der Wissenden nicht als heilige Einfalt vom Lande dastehen. Man deutet daher an, daß man im Grunde seine Lection ganz wohl weiß, und recitirt einige Stichverse mit einem vielsagenden „u. s. w." Der gestrenge Herr Magister, d. h. die gesinnungstüchtige Kritik, winkt denn auch, ehe das Verfängliche kommt, huldvoll und verständnißinnig ab: Gut, gut! Also: Der Beistand, den der Kaiser den Polen geleistet — daß dies ein Vorwand und kein Grund ist, weiß P. Kaiser recht wohl. War etwa

der Krieg Gustav Adolfs gegen Polen ein gerechter? Und die Zurückweisung der Gesandten? Hatten diese auch nur das mindeste Recht, auf dem Congreß zu tagen? Aber das „u. s. w."? Ja, das kann eben alles heißen, sogar das Wahre an der ganzen Sache, nämlich die persönlichen Eroberungspläne und die Hoffnung auf die Kaiserkrone. „Wenn ich Sieger bin, so sind sie meine Beute", das war die Antwort Gustav Adolfs im Senat von Upsala October 1629 auf die Einwendungen seiner Stände. Hatte er nicht bereits 1624 sich der westlichen Coalition gegen Habsburg als Kriegsführer angeboten, oder war damals vielleicht schon das „Evangelium" in Frage? Da ist der Kanzler Oxenstierna doch offen und ehrlich, wenn er im Reichsrath zu Stockholm (1644) die Erklärung abgibt: „Pommern und die Seeküste sind gleich einer Bastion für die Krone Schwedens: darin besteht unsere Sicherheit gegen den Kaiser. Das war die vornehmste Ursache, welche die selige Majestät unter die Waffen brachte." Die selige Majestät selbst hatte denn auch vor dem Krieg schon in einem Actenstück ihre Gründe auseinandergesetzt: „Das höchste und letzte Ziel aller Handlungen ist ein neu evangelisch Haupt, das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte." Das klingt doch ganz anders als „das Zagen der Kirche und ihrer Glieder Flehen". Ja, wer waren denn diese Glieder, die ihn um Hilfe anflehten? Wer rief ihn nach Deutschland? oder wenigstens, wer schlug sich zuerst auf seine Seite? Da ist vor allem und fast einzig das edle Glied des deutschen Protestantismus, — der französische Cardinal Richelieu. Es ist wirklich ergötzlich, wie P. Kaiser durch diesen rothen Cardinal, der doch gar zu offenkundig hinter den frommen Coulissen hervorschaut, als daß selbst die Kinder des Volkes ihn nicht sehen sollten, in Verlegenheit gebracht wird. Der „Dichter" trägt vor allem Sorge, diese stille Beihilfe des „Erbfeindes" erst so spät als möglich zu erwähnen, als Gustav Adolf bereits auf deutschem Boden weilt und von denen verlassen bleibt, zu deren Hilfe er gekommen. Dann aber, wie ergreifend der Seelenkampf!

Gustav Adolf: Und während diese Fürsten alle zögern,
Kommt Frankreich, um mit uns den Bund zu schließen.

Horn: Nennt es nicht Bund, gemeint ist nur ein Dienst . . .

Banér: Sie thun, als wäre Euer Purpur gröber
Als ihres Königs Mantel, wär' ein Stück
Livree, die Ihr in ihrem Dienste trüget.

Gustav Adolf: Die Sprache, die man führt, ist ärgerlich,
Jedoch, es macht ein hoher Absatz wohl
Den Stiefel höher, aber nicht den Menschen.

Horn: Sie spannen unsern Arm in ihren Dienst
Und thun, als siegten wir durch ihre Stärke.

Gustav Adolf: Wohl redet Richelieu vermess'nen Sinnes
Von Frankreichs Schutz, doch kenn' ich keinen andern
Beschützer, als den Herrn im Himmel droben
Und dies mein Schwert und Euch, geliebte Freunde!

Banér: Auch ist die Sache, die es führt, nicht unsre.
Es gibt zu denken, daß es unsern Glauben,
Den es im eig'nen Lande doch verfolgt,
Im deutschen Land durch uns will schützen lassen.

Gustav Adolf: O, wollte Gott, wir brauchten nicht ihr Geld!
Doch soll's mich nicht zu Frankreichs Söldner machen.
So schließt den Bund! Es will nicht anders gehen,
Das Herz verbietet's, der Verstand gebeut's. (24)

Heißt das nicht auf gut Deutsch: der Zweck heiligt die Mittel? ... Es ist ja wahr, daß der Vertrag von Bärwalde mit dem jährlichen Zuschuß von einer Million Livres von seiten Frankreichs erst 1631 abgeschlossen wurde, aber war er nicht etwa bereits vor der Landung Gustav Adolfs und von diesem selbst eingeleitet? Mußte vielleicht der Schwede nicht gerade auf den Franzosen Rücksicht nehmen, als er nach der Landung, also erst nach begonnenem Krieg eine Art von Kriegserklärung von sich gab, die König Friedrich II. von Preußen „ein Meisterwerk der Sophistik" nennt, während er (Friedrich) bezüglich der darin angeführten Gründe, die er als frivol bezeichnet, die Frage aufwirft: „Ist es Recht, für solche Dinge, wie Gustav Adolf sie vorbrachte, das menschliche Geschlecht dem Blutvergießen zu weihen, um den Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen zu befriedigen?" In Rücksicht auf das erhoffte Bündniß enthält dieses Manifest von einer Befreiung des Protestantismus kein Wort. Erst in Mecklenburg richtet Gustav Adolf seine Proclamation an das Land mit der Aufforderung, sich für das Evangelium zu bewaffnen, die Angestellten des kaiserlichen Heeres ins schwedische Lager zu bringen oder todtzuschlagen. „Wenn ihr dem nicht nachkommt, wenn ihr euer Wohlleben, eure Habe und Güter mehr respectirt und liebt, als eure Pflicht, Ehre und Seligkeit, so werden wir euch als Meineidige, Treulose und Abtrünnige, als Feinde und Verächter Gottes mit Feuer und Schwert verfolgen und bestrafen." Redet man wohl so zu Leuten, die einen zu Hilfe gerufen? Das muß denn auch P. Kaiser zugeben; daher im Anfang seines „Festspieles" die wiederholte Klage Gustav Adolfs über Mangel an Eifer und Entgegenkommen. So, als Bogislaus ihn bitten läßt, nicht in Pommern zu landen:

Gustav Adolf: Die Streiter Gottes mußten oft dem Herrn
Mehr als den Menschen zu gehorchen wissen.
(Erregt) Bekennt denn nicht auch Pommern den verfolgten,
Mit Schwert und Feuer unterdrückten [oho!] Glauben,
Den wir zu schützen kamen übers Meer?

Derselbe Gustav Adolf hatte kurz vorher gesagt:

Du Herzenskündiger, vor dem ich stehe,
Weißt, daß ich nicht um meiner Ehre willen,
Daß ich zu deiner Ehr' und deiner Kirche
Befreiung diesen Gang nun freudig gehe.

Wer ist nun hier der Heuchler: Gustav Adolf oder sein „Dichter"?

Als nun später Bogislaus bittet, ihn wenigstens neutral zu lassen, da fährt der Schwede wieder in seinen Predigerrock, der ihm so gar seltsam widerlich steht, und declamirt:

> Hier handelt es sich um die höchsten Güter, [d. h. um gestohlenes Kirchengut!]
> Wollt Ihr sie hüten oder wollt Ihr nicht?
> Wißt: Wer nicht mit uns ist, ist wider uns!
> Wann haben denn Bedrängte ihre Thür
> Wohlthätern und Befreiern zugeschlossen?
> Ihr wollt neutral sein, wollt nicht rechts noch links,
> Ihr wollet weder warm sein noch auch kalt,
> Neutral ist lau, und lau ist widerlich,
> Das hat wie nichts mir widerstrebt im Leben. (19)

Warum geht P. Kaiser wohl so sachte über die Frage hinweg, wie es kam, daß sich der eigene Schwager des Schweden, der Kurfürst von Brandenburg, an Gustav Adolf nicht anschloß? Geschieht es, um diesen Ahnherrn des preußischen Königshauses nicht auch zu den Unentschiedenen zählen zu müssen, oder schämt sich etwa der „Dichter" der Mittel, welche der schwedische Gottesmann anwendete, um sich auch hier die Thür zu öffnen? Um so weiter wird dafür die Unterhandlung mit Kursachsen ausgemalt. Ein Friede, den der Kaiser machen könnte, wäre doch kein Friede:

> Der Friede, wo man erst zum Schafe wird,
> Um dann vom Wolf sich zu verschlingen lassen, [sic!]
> Nichts anders führt der Jesuitenschüler
> Damit im Schilde, und er macht's mit Sachsen
> Wie Polyphem es mit Ulisses machte,
> Er spart es erst, um dann es zu verspeisen.
> Denn eher wird der Rhein zur Donau fließen,
> Als Loyola mit Luther sich vereinen.
> Der Kaiser würde lieber seinen Thron
> Und Scepter lassen, statt im Hermelin
> Im bloßen Hembe aus dem Reiche geh'n,
> Als unsre Kirche frei gewähren lassen. (27)

Das wirkt schon mehr komisch! Aber nun die Tragik. Der Leser weiß gleich, daß wir von „Magdeburg" reden wollen. Im „neunten Auftritt" wird Gustav Adolf von den Magdeburgern zu Hilfe gerufen, d. h. an sein Versprechen gemahnt:

> O König kommt! Fast unterliegt die Stadt,
> Der Ihr die Hilfe heilig habt versprochen . . .
> . . . Schon sind die Außenwerke
> Trotz-Tilly und Trotz-Pappenheim, die Schanzen
> Sowie die Vorstadt in des Feindes Hand.

Gustav Adolf: Ich komme; geh mein Sohn! Nur haltet standhaft
> Noch aus, bis ich mit Sachsen mich verbunden,
> Und bis der Weg durch dieses Land steht offen. . .

Abgesehen von der räthselhaften Preisgebung der wichtigen Forts durch den schwedischen Vertrauensmann von Falkenberg, eine Preisgebung, die den Belagerern eine Falle und den Historikern bis heute eine unerklärliche Dummheit schien, wie steht's mit dem guten Willen Gustav Adolfs, den Magdeburgern wirkliche und thatkräftige Hilfe zu bringen? Wir überlassen es Herrn P. Kaiser, zu erklären, wie es kam, daß Gustav Adolf, der in den letzten, entscheidenden Tagen der Belagerung nur einige Meilen weit von Magdeburg entfernt und Ruhe vor dem Feinde im Rücken und an den Flanken hatte, der zudem den Zustand der Belagerten und ihre Noth kannte, gar nichts zur Entsetzung der ihm verbündeten Stadt gethan hat. Auch P. Kaiser wird die schlimme Sage kennen, die damals umging und in manchen Dingen einen Anhalt fand, als habe der König Magdeburg absichtlich im Stiche gelassen, um die protestantischen Reichsstände ein bißchen aufzumuntern; denn noch einmal, mit dem Zuhilferufen des Schweden durch die deutschen Protestanten, Fürsten wie Volk, war und blieb es immer noch sehr eigenthümlich bestellt. Aber sei dem, wie ihm wolle, hören wir nun das alte Lied von der Zerstörung Magdeburgs im neuen „Kaiser"-Ton:

. . . Und Magdeburg ward nun des Kaisers Schandfleck.
Denn alle Laster waren losgebunden,
Und Raub und Mord und Brand und thier'sche Wollust,
Es durften rasen alle Furien.

Der erste Bürger: Und jede Straße ward zum Aschenhaufen,
Und jeder Platz zu einem Leichenberge.

Ein anderer: Und als die Männer unter Räuberhänden
Verblutet, kam die Reihe an die Weiber,
Und sagen kann man's nicht, was die erlitten.

Ein dritter: Auch hörte man, daß bayrische Soldaten
Gebeten ihren Feldherrn, solche Schmach
Doch nicht dem deutschen Namen aufzuladen,
Doch Tilly sprach: „Ach, laßt sie! denn Soldaten
Bedürfen eines Lohns für ihre Mühen!"

Der erste: Und wilden Tigern gleich an blut'ger Gier,
Verschonten die Kroaten weder Greis
Noch Kinder und mißbrauchten, sengten, spießten —

Officier: Nicht weiter! solche Greuel der Verwüstung
Sind seit Jerusalems, seit Troja's Fall
Auf diesem Erdenrund nicht dagewesen.
Und das zu unsrer Zeit, und dies von Christen! u. s. w.

Schließlich geht die Begeisterung förmlich ins Lied über:

Ach kommt und hänget eure Harfen
In Babels Lande an die Trauerweiden!
Es stirbt auf unsern Lippen fast das Lied,
Das fromme Lied zu unsres Gottes Preise:
So lange Menschen wohnen
Auf diesem Erdenrund,

Wird man sich noch entsetzen
Vor dieser Schreckensstund' . . .
Die Schmach kann man nicht tilgen,
Und diesen blut'gen Fleck,
Den löschen alle Zeiten
Nicht von der Erde weg . . . (29 f.)

Erstens: P. Kaiser scheint den Brand und die Plünderung von Frankfurt a. d. O. schon vergessen zu haben, wenn er von der Unerhörtheit der Magdeburger Katastrophe redet. Man mag die Greuel von Frankfurt hundertmal „Quartier für Neu-Brandenburg" nennen, das hindert nicht, daß das, „was in Neu-Brandenburg geschehen, in keiner Weise gegen den Kriegsgebrauch verstieß, dagegen die Vorgänge in Frankfurt eine schreiende Verletzung nicht nur des Kriegsgebrauches, sondern auch des Kriegsrechtes waren" (Villermont).

Zweitens: Wenn Tilly seinen Soldaten unter großer Beschränkung das dreistündige Plündern zugestand, that er denn etwas anderes, als was damals alle Feldherren, Gustav Adolf einschließlich, zu thun gewohnt waren?

Drittens: Haben in Neu-Brandenburg und Magdeburg die Tilly'schen das Feuer angezündet, und hat in Neu-Brandenburg sowohl wie in Magdeburg Tilly nicht vielmehr die Plünderungsfrist verkürzt, um den Brand löschen zu lassen?

Viertens: Woher weiß überhaupt P. Kaiser, daß Tilly der Zerstörer Magdeburgs ist? Ranke bemerkt in seiner „Geschichte Wallensteins" (III. Aufl. 148 f.): „Sehr wahrscheinlich, daß zu dem Brande von Magdeburg von dem militärischen Befehlshaber, einem Deutschen in schwedischem Dienst (Oberst Falkenberg), und selbst von den entschiedenen Mitgliedern des Stadtrathes eine eventuelle Veranstaltung im voraus getroffen war." Und Karl Wittig (Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly. Berlin 1874, I. 207) kommt nach Prüfung alles bis dahin von Freund und Feind Beigebrachten zu dem Schluß, daß Tilly keinenfalls „der grausame Wütherich gewesen, als welcher er zwei Jahrhunderte hindurch in der Tradition gelebt".

Doch genug und übergenug davon. P. Kaiser scheint entweder nicht auf der Höhe der heutigen Wissenschaft zu stehen, oder er will es aus „poetischen" Gründen nicht zeigen. Für die Kinder des Volkes scheint ihm der zweihundertjährige „grausame Wütherich" eine bessere, wirksamere Hans-Muff-Figur, und was schadet's im Grund dem alten Haudegen, ob er ein paar Jahre mehr oder weniger verleumdet wird?

Wir können natürlich dem „Dichter" nicht mehr Schritt für Schritt auch in den weiteren Abtheilungen folgen, in denen er seinen Helden auf allen Sieg- und Raubzügen bis Nürnberg und Lützen begleitet. Er denkt mit Gustav Adolf:

Ist einmal man ins Bad hineingestiegen,
Dann ist es gut, sich völlig rein zu waschen (81),

und so wird uns nichts, gar nichts geschenkt, wenn's nur zum Lobe des Helden, der immer mehr die fromme Predigersprache redet, irgendwie gewendet werden

kann. Da hören wir vom „großen Beter Luther“ (34), da spricht Gustav Adolf etwas ketzerisch davon:

Wohl müssen wir mit Beten und mit Fasten
So böse Geister auszutreiben suchen (71),

oder wenn er am Tag von Lützen das Frühstück nicht nehmen will, zu dem die Officiere ihn drängen:

Auch dieses muß ich heute euch verweigern.
Ich habe wohl in weihevollen Stunden,
So etwa, wenn ich mich zum Mahl des Herrn
Bereitete, im Leben oft gefastet,
Daß Leib und Seele völlig unbeschweret
Die Gnade meines Gottes schauen möchte. (82)

Da begegnet uns noch einmal ein Jesuit, den wir oben ganz übersehen hatten, der sagt:

Schon stehen and're hinter mir, die sich
Mit einem Eide bei der heiligen Jungfrau
Und allen Heiligen verbunden haben,
Den Ketzerkönig, wie und wo es sei,
Zu tödten und die Welt von dieser Pest —
Oxenstierna: Nicht weiter! Mönch! u. s. w. (56);

da steht schließlich ein Vertreter des deutschen Bürgerstandes vor uns, der begeistert ausruft:

Ich sah den König, o ein solcher Herr!
Ein Mann aus einem Guß, aus nord'schem Eisen,
So stark und ernst und doch so mild, als wäre
Die hohe Sonne mit dem sanften Mond
In eins geschmolzen! (45) —

Natürlich:

. . . Wann war es erhört,
Den hohen Sieger bloß mit Brod und Beute [also doch!]
Für seine heiße Arbeit abzufinden?
Wann war es Sitte, eines Werkes Meister
Mit abgefall'nen Spänen zu belohnen?

Das wär' ein Kaiser! Ach ein solcher Kaiser,
Ein evangelischer, wär' diesem Volk,
Dem evangel'schen deutschen Volke nöthig.
O wäre Gustav Adolf ganz der unsre! (45)

Ja freilich, dann wäre der Krieg von 1870/71 gegen den Erbfeind nicht nöthig gewesen, vielleicht wäre Cardinal Richelieu sogar in Person herübergekommen, um seinen Bundesgenossen zu salben. Damit wäre dann auch der Bruchtheil nicht-evangelischen deutschen Volkes zufrieden gewesen, und wir hätten

den „Culturkampf" um zwei Jahrhunderte früher als Kinderkrankheit des „evangelischen" Kaiserthums durchgemacht. Wie klug von P. Kaiser, diese Kaiseridee vom Volk ausgehen zu lassen, statt sie dem Erfinder rechtmäßig zuzuschreiben!

Nur einen Punkt wollen wir vor Schluß unserer Besprechung noch hervorheben. Es ist durchgehende Tendenz P. Kaisers, seinen Helden als den sanftmüthigsten, mildesten, jeder Art von Raub und Schädigung abholdesten Mann darzustellen. Nach ihm ziehen Schwedens Heere durch das Land wie preußische Soldaten im Manöver, keinen Kornhalm am Wege rühren sie an und sind zufrieden wie die Kinder auf Nicolaus, wenn sie nur klares Wasser zu ihrem harten Commisbrod haben.

Wir stehen vor Nürnberg. Wieder einmal haben sich die deutschen Truppen des Königs in ihren Quartieren Zügellosigkeiten zu Schulden kommen lassen (bei P. Kaiser ist es eine Kuh, die man einem Bauer gestohlen), und auch von den Officieren sind Erpressungen verübt worden. Da beruft Gustav Adolf am Peter- und Paulstag seine deutschen Officiere zusammen — die schwedischen sind natürlich alle unschuldig — und hält ihnen eine Strafrede. Sie seien es, die ihr Vaterland verheerten und zerstörten, ihm aber den Vorwurf zuzögen, daß er seinen Freunden mehr Schaden zufüge als der Feind. Dann fährt er mit unübertrefflicher Redekühnheit also fort:

„... Eurer Freiheit, eures zeitlichen und ewigen Heiles wegen habe ich Krone, Leib und Leben eingesetzt, an die vierzig Tonnen [deutschen und französischen] Goldes aufgewendet und von eurem deutschen Reiche nicht so viel empfangen, daß ich mir ein Paar Hosen könnte machen lassen; ja lieber wäre ich ohne Hosen davon geritten, als daß ich mit dem Eurigen mich bekleidet hätte. Nicht einen Schweinestall habe ich für mich behalten. Ich bin, gottlob, reich genug, um nichts von dem Eurigen zu begehren. Solltet ihr von mir abfallen, so mag die Christenheit erfahren, daß ich als christlicher König für eure Sache mein Leben lassen wollte. Solltet ihr gar gegen mich euch empören, dann werde ich mit meinen Finnen und Schweden so gegen euch herumhauen, daß die Stücke davonfliegen sollen."

Bei P. Kaiser nimmt sich das Ganze natürlich „poetischer" aus. So grob wie der alte Schwede ist der Dichter nicht. Bei ihm kommt also der Bauer zum König und klagt.

Gustav Adolf (erregt): So sagt doch, Ihr Herrn vom Rath in Nürnberg,
Sind solche Fälle auch an Euren Bürgern
In dieser Stadt verübt? Fast muß ich's fürchten.

Ist das nicht eine meisterhaft rhetorische Figur, diese naive Frage des Schweden, der fast fürchten muß, es seien solche Fälle noch mehr vorgekommen! Aber weiter:

Der Bürgermeister: Wenn Ihr uns fragt, so müssen wir's bejahen.
Geworb'ne Truppen, die von Tilly's Kriegsvolk
Im schwed'schen Heere angeworben wurden,
Sie gaben längst ein gar verderblich Beispiel.

Gustav Adolf: Ein fauler Apfel steckt den andern an.
(zum Bauer) Sei unbesorgt, mein Sohn, ich hab' aufs strengste
Gewalt und Plünderung in meinem Heer
Verboten, und dir soll dein gutes Recht
Noch heute werden. — Jener Korporal
Erhält am Galgen die verdiente Strafe.

Bürgermeister: O milder König, wie seid Ihr so streng!

Gustav Adolf: 's ist besser, daß ein solcher böser Dieb
Wie Achan stirbt, denn daß drum Gott, wie einst
Das Kriegsvolk Josua's, uns alle treffe.
(zum Bauer) So geh, mein Sohn! Bald sollst du von mir hören.
(Bauer ab.)
(zu den übrigen) Bekam ich doch vom ganzen deutschen Reich
Nicht einen Rock, nicht einen Faden, habe
Die Güter meines armen nord'schen Lands
Und meines lieben Volkes Blut geopfert
Und alles hingegeben für die Sache
Des theuren Evangeliums und werde
Viel lieber nackt und bloß von hinnen reiten,
Als daß ich aus dem so zertret'nen Land
Unnötig auch nur einen Seufzer,
Nur einen Tropfen Blutes pressen möchte. (73 f.)

Das ist nun doch ein bißchen stark aufgetragen. Abgesehen davon, daß es wieder die Teufelskerle der Tilly'schen, diese „argen Bestien, die dieser Krieg an seinen Drachenbrüsten groß gezogen" (29), sein mußten, welche die liebe Unschuld aus Schweden verdorben und verführt hatten, wie stimmt das Plünderungsverbot der „Dichtung" mit der Wahrheit? „Wenn wir nur die Mannschaften haben," so schrieb Gustav Adolf an Oxenstierna, „so werden Haupt und Vorsteher jeder Armee hinlänglich Rath finden können, an den Orten, wohin sie beordert werden, selbst Mittel und Auswege zu ihrem Unterhalt zu suchen." Der Krieg sollte eben den Krieg ernähren.

Schon im Juli 1631, also ganz zum Beginne des Einfalls, schreibt Gustav Adolf an Oxenstierna, daß er den Krieg einzig „ex raptu zum Schaden und Verderben aller seiner Nachbarn" führen müsse, und klagt, daß „seine Reiter bloß von unordentlichem und ungebührlichem Plündern leben, wodurch einer den andern ruinirt habe, so daß nichts mehr zu fangen sei, weder für sie, noch für die Soldaten, in den Städten und auf dem Lande".

Der protestantische Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig schreibt 1632: „Meine Landleute entfliehen in die Städte oder in Einöden und bauen dort das Elend. Sie werden von der undisciplinirten Soldateska gleich wilden Thieren gejagt, gemartert und erschossen. Die Kirchen werden beraubt und überall solche Unthaten verübt, daß sich die Sonne davor entsetzen und verdunkeln möchte... Zwischen Neustadt am Rübenberg, Hameln, Hannover, Braunschweig sind die Dörfer menschenleer."

Hat Herr P. Kaiser vielleicht je etwas von dem bereits 1632, also noch unter Gustav Adolf, in Mainz gefürchteten „Schwedentrunk“ gehört? Hat er nie das, zumal in echtprotestantischen Ländern, bis heute gebräuchliche Schimpfwort „du Schwede“ vernommen? nie gelesen, wie auch protestantische Prediger zu jener Zeit über den Schweden von der Kanzel donnerten?

Wir schreiben gewiß Gustav Adolf nicht die ganze Schuld an den Grausamkeiten und Räubereien zu; wir wollen bloß nicht, daß P. Kaiser wiederum komme, uns die klare Geschichte mit seinem poetischen Gebräu zu trüben und Gustav Adolf als hl. Michael an der Spitze einer Engelschaar zu schildern, in die nur hie und da sich ein wallensteinischer Teufel verirrt und Böses stiftet.

Der Jammer und das Elend jener Zeiten sind zu herzzerreißend, und das beste ist, sie vor den Augen des Volkes nicht zu oft aufzurollen, weil das Volk nicht urtheilsfähig und unterrichtet genug ist, die tieferen Gründe und das richtige Maß der Schuld zu erfassen. Wenn schon Leute wie P. Kaiser in jenen Kriegen noch immer einen Religionskrieg sehen oder zu sehen vorgeben, was soll dann das Volk denken, das protestantische wie das katholische? Kann dann die Erinnerung an jene Zeiten anders als aufreizend, friedestörend, ja fanatisirend wirken? So schwach und geradezu nichtswerthig das Stück in künstlerischer Beziehung ist, gesinnungstüchtig, evangelisch-bund-mäßig bleibt es immerhin, und wir können uns recht gut in die ingrimmige Stimmung jedes Protestanten hineindenken, der ohne geschichtliche Skrupel dieses „Geschichtsbild“ hat aufführen sehen.

Für einen Kenner der Geschichte indessen ist's etwas anderes. Er wird mit dem Studenten (33) sagen:

> Das nenn' ich mir ein schön und sinnreich Spiel!
> Wär's nicht so grob gemeint, man müßte lachen.

Freilich, mit dem „schön und sinnreich“ hat's zwar auch seine Haken. Der Verfasser selbst bekennt in dem Vorwort: „Die dramatischen Regeln sind auf den vorliegenden Stoff kaum in ausgiebiger Strenge anzuwenden. Stellt man sich auf diesen Standpunkt, dann sind freilich die größten Bühnenschriftsteller keine dramatischen Dichter zu nennen. Soweit es möglich war, ist jedoch dem Herkommen Rechnung getragen worden, und die Techniker von Profession werden es erkennen“ (4). Kritiker von Profession werden sich wundern, zu lesen, die größten Bühnenschriftsteller, z. B. Shakespeare, Calderon und Schiller u. s. w., hätten die dramatischen Regeln nicht „in ausgiebiger Strenge angewendet“. Was nennt P. Kaiser wohl „dramatische Regeln“? Diese Auslassung des „Festspieldichters“ ist denn auch den „Blättern für liter. Unterhaltung“ etwas stark. „Von dieser Ansicht (der Unmöglichkeit, dramatische Regeln auf den vorliegenden Stoff in ausgiebiger Strenge anzuwenden) ist er (P. Kaiser) so durchdrungen, daß mir selten ein Bühnenwerk aufgestoßen ist, welches sich so wenig den allerbekanntesten dramatischen Regeln anpaßt wie das Kaiser'sche Festspiel. Scene reiht sich lose an Scene, Bild an Bild, ohne daß man wieder und wieder die Nothwendigkeit, weshalb sie sich durchweg gerade so und nicht anders aneinanderfügen, einsieht. Das einzig Bindende inmitten dieser kunst-

los aneinander gereihten Scenenhäufung ist die Person des Schwedenkönigs, zugleich im Grunde die einzige Gestalt, welche in diesem Festspiele unsere Theilnahme erwecken kann, während fast alle Vertreter der übrigen Rollen und Röllchen uns nicht nur ziemlich kalt lassen, sondern auch mehr oder weniger ganz entbehrlich sind, was im wirklichen Drama ... doch nicht vorkommen darf. Ein wirkliches Drama zu schreiben, war aber auch nicht Kaisers Zweck, die dramatische Form ist ihm nur Mittel zum Zwecke; sie soll helfen, den frommen, edeln und duldsamen Glaubenshelden dem Publikum näher zu rücken. Das thut sein Festspiel denn auch ..." (1889, S. 772.)

Mehr noch, als der Leser nach diesen starken Worten es ahnen kann, fehlt dem Festspiel alles, was es zum Drama machen könnte, in erster Reihe schon die Einheit einer *dramatischen* Handlung. Aber was thut's? Der Zweck ist „gut", und so werden wir es gewiß erleben, daß nach den Lutherspielen auch dieses Machwerk auf den kleinen und großen Festbühnen von Studenten und Nichtstudenten aufgeführt wird, wie es denn auch schon in dem einen Jahre 1889 zwei starke Auflagen erlebt hat.

Die Früchte hat P. Kaiser zu verantworten. Er selbst sagt:

Die Religion, die rein herniederstieg ...
Hier ward ihr milder Blick zur grimmen Fratze,
Und statt der Liebe führt im Schild sie Haß,
Und Tod verbreitet sie anstatt des Lebens.
Und wie ein Mensch, bei dem die Frömmigkeit
Zum blinden Wahne schrecklich sich verkehrt,
Verbringt sie hier in Gottes heil'gem Namen
Des schweren Wahnes irre, böse Thaten (14) [1].

---

[1] Vorstehendes war bereits in der Druckerei gesetzt, als wir auch schon die Anzeige eines weiteren Gustav-Adolf-Festspieles: „Gustav Adolf in Erfurt", zu Gesicht bekamen. In der That: es geht verzweifelt lustig weiter im deutschen Vaterland mit der Hetze! Wohl wird der Rauch schon deren Augen noch röthen, welche das Blasen und Schüren nicht lassen können; inzwischen aber muß einen doch das arme Volk dauern, dem man statt des Brodes, zum Stillen des Glaubenshungers, Felsstücke, zum Steinigen des Nachbars, in die Hand drückt.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Der apostolische Seelsorger, oder: **Der Seelsorger, wie er sein und wirken soll.** Von Dr. **W. Cramer,** Weihbischof. Mit kirchlicher Genehmigung. VIII u. 384 S. kl. 8⁰. Dülmen i. W., Laumann (Schnell), 1889. Preis: *M.* 3.

„Glückliche Diöcesen, glückliche Pfarrgemeinden, glückliche Anstalten, welche apostolische Seelsorger haben", so schließt der hochwürdigste Herr Verfasser die Vorrede des wahrhaft goldenen Büchleins. Dasselbe bietet sich den Priestern zu dem Zwecke dar, sie mit wahrem Seeleneifer zu entflammen und mit dem Geiste Jesu Christi zu erfüllen, kurz, sie zu „apostolischen Seelsorgern" zu machen. Es tritt auf als eine einfache, schlichte, aber eindringliche Mahnung eines Vaters an seine Söhne, als eine Art geistlichen Vermächtnisses eines ergrauten Lehrers an seine Zöglinge, die er zum Dienste des Herrn herangebildet hat. Als ein solches will es gelesen und wieder gelesen sein und zu Rathe gezogen werden in den verschiedensten Lagen und Verhältnissen, in welche der Seelsorgsgeistliche kommen kann. Dieser hat darin die Substanz praktischer Anweisungen für ein wahrhaft priesterliches Leben, die Quintessenz der Vorsätze, welche bei den geistlichen Uebungen und jährlichen Geisteserneuerungen dem Streben nach standesgemäßer Vollkommenheit die wahre Form und die praktische Richtung geben müssen.

In verschiedenen Abschnitten legt das Werk zunächst die hohe Würde und Bedeutung des Seelsorgers, was Gott und die Kirche von ihm erwartet, kurz und bündig auseinander (S. 1—47). Daran reiht sich (S. 47—131) unter dem Titel „Bild des Lebens und Wirkens des apostolischen Seelsorgers" die Zeichnung eines echt priesterlichen Lebens, vor allem bezüglich der eigenen Heiligung und der dazu gebotenen Mittel. Es durchgeht der hochwürdigste Verfasser hier all die Uebungen des Gebetes und der Frömmigkeit, welche dem Priester und Seelsorger theils als Pflicht obliegen, theils zur freiwilligen Ausübung dringend ans Herz gelegt werden, damit er den priesterlichen Geist vor Erschlaffung bewahre und durch tägliche, wöchentliche, monatliche, jährliche Uebungen ihn stets neu belebe. Breviergebet, Feier der heiligen Messe, Beicht, Besuchung des allerheiligsten Sacramentes, Gewissenserforschung, geistliche Exercitien — alles wird besprochen, für alles werden die beherzigungswerthesten Winke gegeben, um diese heiligen Verrichtungen in Wahrheit zu der gottgewollten Quelle des Segens und der Gnade zu machen. — Nachdem

dann im weitern Verlauf das Büchlein die Anstellung des jungen Geistlichen, sein Verhältniß zu den Confratres, zumal den älteren, und zur Gemeinde besprochen hat, geht es dazu über, die einzelnen Partien der seelsorgerlichen Thätigkeit zu behandeln (S. 169—331), um dann in den folgenden drei kleinen Abschnitten das Leben eines apostolischen Priesters in einem Gesammtbild zusammenzufassen und auf einige allgemeine praktische Lebensregeln zu gründen. In jenen Abschnitten kommen die eigentlichen Amtsverrichtungen des Priesters für die ihm anvertrauten Seelen zur Sprache. Gerade hier bekundet sich so recht der apostolische Geist des Büchleins. Man kann keinen Abschnitt lesen, ohne sich sagen zu müssen: Das ist ein Commentar zu den Worten „Non quae sua sunt, sed quae Jesu Christi quaerentes"; er lehrt, im Predigtamt nicht sich zu suchen, sondern Gottes Ehre und den Nutzen der Zuhörer; im Beichtstuhl nicht auf sich und seine Neigungen zu achten, nicht Mühen und Beschwerden aus dem Wege zu gehen, sondern selbstvergessen der Noth der Seelen zu steuern; in der Sorge für die Kranken, für die einzelnen Klassen der Gemeinde, für die Jugend, die Armen, den Arbeiterstand nicht auf Geschmack und Lust zu schauen, sondern auf die Noth, die herrscht, und auf das Gute, das geschehen kann und soll. — Für eine Durchsicht behufs einer voraussichtlich recht bald erscheinenden neuen Auflage möchten wir besonders S. 4 und S. 288 der Beachtung empfehlen, und der Wunsch, daß der hochwürdigste Herr Verfasser eine möglichst genaue Druckcorrectur möge vornehmen lassen, dürfte bei der hohen Wichtigkeit des Buches nicht unberechtigt erscheinen.

Die reiche Erfahrung, welche dem im Dienste der Kirche ergrauten Verfasser zu Gebote stand, befähigte ihn, die Mahnungen und Unterweisungen manchmal durch selbsterlebte Thatsachen zu beleuchten. Das Ganze gewinnt dadurch an Frische, an Interesse und Eindringlichkeit; die gewählten Beispiele sagen oft mehr als die doctrinären Erörterungen. Wer das Büchlein zu seinem ständigen Berather und Führer nimmt, der wird nicht verfehlen, sich zu einem wahren apostolischen Seelsorger zu bilden. Möge es durch Verbreitung und Benützung eine reiche Quelle himmlischen Segens werden!

Aug. Lehmkuhl S. J.

Labour and life of the people. By **Ch. Booth.** Vol. I. East-London. London, Williams & Norgate, 1889. Preis: 10 *Sh.* 6 *d.*

Die Armuth, das Elend, die sittliche Verwahrlosung Ost-Londons ist oft mit glühender Beredsamkeit geschildert worden von Geistlichen und von Philanthropen, welche der immer mehr um sich greifenden Verderbniß Schranken setzen wollten, sowie von Novellisten und Tagesschriftstellern, denen es hauptsächlich um einen packenden Stoff zu thun war; eine auf den genauesten statistischen Angaben beruhende Darstellung der Lage der armen Bevölkerung hat uns jedoch erst Karl Booth gegeben. Derselbe hat, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, in den armen Quartieren Wohnung genommen, mit den Arbeitern, die ihn nicht kannten, verkehrt, als wäre er ihresgleichen, und so manches erfahren, was die Arbeiter vor den Beamten der Regierung, der Schulbehörde, den zahlreichen Besuchern aus den höheren Ständen geheim halten.

Da es einem einzelnen unmöglich ist, sich eine gründliche Kenntniß der verschiedenen Industriezweige zu verschaffen, alle die einschlägigen Documente, wie z. B. die Rechnungsbücher der Kaufleute, zu prüfen, hat Booth sachkundige Mitarbeiter mit der Aufgabe betraut, möglichst genaue Berichte über die einzelnen Erwerbszweige abzufassen. Die Wahl der Mitarbeiter muß eine glückliche genannt werden. Beatrice Potter, eine Dame, welche die armen Quartiere Londons besser kennt als irgend ein anderer, gibt uns sehr interessante Aufschlüsse über die Schiffswerften, über das Schneiderhandwerk und die jüdische Bevölkerung, Llewellyn Smith bringt viele merkwürdige Einzelheiten über das Zuströmen der Fremden und der Einheimischen. Andere verbreiten sich über die Frauenarbeit, über Schuhmacher, Schreiner, Seiden- und Tabakfabriken.

Ueber die religiösen Ansichten der Arbeiter und deren Verhältniß zur Geistlichkeit finden sich in dem Buche nur wenige Andeutungen. Uebrigens ist dem Verfasser auch die Befähigung, in der religiösen Frage mitzureden, durchaus abzusprechen. „Es ist schwer zu sagen," bemerkt Booth (S. 119), „inwieweit Religion das Leben der Massen des Volkes beeinflußt, überhaupt eine geeignete Definition für ihre Religion zu finden. Verhältnißmäßig wenige gehen zur Kirche; trotzdem möchte ich selbst denen, welche keine Kirche besuchen und sich Aeußerungen wie die folgende erlauben: ‚Wenn ein Gott existirt, so muß er sehr schlecht sein', Ernst und religiöses Gefühl nicht absprechen." Sieht etwa Herr Booth, dem zufolge Arbeit und Liebe und Sorge für die Angehörigen der höchste Zweck des Menschen ist, das Gotteslästerliche des von ihm angeführten Ausspruches nicht ein? Daß eine arme Bevölkerung ohne religiöse Grundsätze eine große Gefahr für das Gemeinwesen sei, ist Tieferblickenden schon lange klar geworden, aber alle Versuche der verschiedenen religiösen und philanthropischen Gesellschaften, Wandel zu schaffen, sind bis jetzt gescheitert. Man kann demnach nicht absehen, was die Zukunft bringen wird.

Booth und die meisten seiner Mitarbeiter sehen nicht so traurig in die Zukunft als der vor zwei Jahren verstorbene Cotter Morison in seinem Buche „Gottesdienst und Menschendienst"; im Gegentheil nimmt Booth an, daß die Lage der Arbeiter sich mehr und mehr bessere, daß die Zahl der Nothleidenden immer mehr abnehme. Ein solcher Irrthum war für Herrn Booth nur möglich, weil er bei den Arbeitern einen Grad der Genügsamkeit und Selbstbeschränkung voraussetzt, welcher mit der Wirklichkeit in grellem Widerspruch steht, weil seine Ansicht vom Comfort mit den Ideen der arbeitenden Klassen nicht übereinstimmt. Herr Booth ist überdies an einzelnen Stellen viel zu geneigt, den Arbeitern persönliche Schuld beizumessen, wo doch weit mehr äußere Verhältnisse und Umstände die Schuld tragen. Es ist eine leider nur zu traurige Thatsache, daß manche, welche im frischen Mannesalter ein ziemlich gutes Auskommen haben, nach Zurücklegung des 50. Lebensjahres in Armuth, bisweilen in bittere Noth versinken, während wieder andere, infolge von Krankheit in der Familie oder durch anderes unverschuldetes Mißgeschick alle ihre Ersparnisse einbüßen.

Booth theilt (S. 33) die Bevölkerung Ost-Londons in acht Klassen: A. Niedrigste Klasse, die aus Landstreichern und Zuchthäuslern besteht. B. Nothleidende, nur zufällig beschäftigt. C. Zeitweilig und mit Unterbrechung angestellte Arbeiter. D. Lohn gering. E. Guter Lohn, Ansatz zum Wohlstand. F. Besser bezahlte Arbeiter. G. Untere Mittelklasse. H. Obere Mittelklasse. Eine treffliche dem Buche beigedruckte Karte gibt Aufschluß über den Procentsatz, sowie über den Wohnort der einzelnen Klassen. Die Mittelklasse hat, wie schon ein Blick auf die Karte zeigt, alle Häuser der Hauptstraßen inne, während die Armen in den engen Seitengassen und Kellern wohnen. Da die meisten unserer Leser um den Procentsatz der einzelnen Bezirke Ost-Londons sich wenig bekümmern werden, geben wir nur die Gesammtprocente. A: 1,3; B: 11,9; C: 9; D: 16,1; E: 44,3; F: 12,5; G: 3,3; H: 1,6.

Wären die beiden Klassen E und F jahraus jahrein beschäftigt, bestände ferner eine Versicherungsanstalt gegen Krankheit und Unfälle aller Art, dann könnte die Lage der Arbeiter in Ost-London eine befriedigende genannt werden. Das ist aber leider nicht der Fall. Die unbedingte Gewerbefreiheit hat eine übermäßige Production von Fabrikaten zur Folge gehabt, die Production hat zu übertriebener Concurrenz und folglich zum Sinken des Preises aller Waaren geführt. Da nun die Kapitalisten keineswegs den Verlust allein tragen wollten, verminderten sie den Arbeitslohn (dieser Fall ist jedoch der seltenere), oder stellten an ihre Arbeiter so hohe Anforderungen, daß nur die wirklich kräftigen ihrer Aufgabe genügen konnten. Die Klubs der Wohlthätigkeitsgesellschaften machen sehr oft bankrott und berauben die Arbeiter, welche vielleicht jahrelang unter großen persönlichen Opfern ihren wöchentlichen Beitrag zahlen, jeder Unterstützung gerade zur Zeit, wo sie am nöthigsten ist. Wieder andere Arbeiter haben ihre Ersparnisse in irgend einem Geschäfte angelegt und finden eines Tages, daß sie alles verloren haben.

Auch bei den Arbeitern in Deutschland und Frankreich, die doch viel haushälterischer sind als die englischen, findet man viel größere Unvorsichtigkeit als beim Landvolke. In England ist dieser Fehler noch viel häufiger. Es ist gar nicht selten, daß die Sonntagskleider, welche man am Samstage aus dem Pfandhause nimmt und am Montage wieder zurückträgt, um die Hausmiethe zu bezahlen und andere Unkosten zu bestreiten, noch nicht einmal bezahlt sind, ja daß die Arbeiter, wie ein genauer Kenner englischer Verhältnisse versichert, um eine oder mehrere Wochen mit der Zahlung im Rückstande sind, d. h. der Lohn, welchen sie gegen Ende der Woche erhalten, genügt kaum, um die Schulden zu decken.

Einen wichtigen Punkt, der einer gedeihlichen Fortentwicklung des dritten Standes im Wege steht, hat Booth kaum beachtet, nämlich die übertriebene Vergnügungssucht, das Wetten und das Spielen. Jeder dieser Fehler ist äußerst gefährlich in seinen Folgen, besonders die beiden letzteren, die übrigens doch seltener sind als das Bedürfniß, es den Reichen im Reisen, Besuch von Theatern und Concerten gleich zu thun. Die Bedürfnisse der Arbeiterklasse sind stetig im Wachsen, während auf der andern Seite die Löhne immer mehr sinken, und selbst die besten Arbeiter nicht länger das ganze Jahr hindurch Beschäftigung finden.

Es bringt dem großen Händler mehr Gewinn, abzuwarten, bis große Bestellungen kommen, und dann auf einmal recht viele Arbeiter anzustellen, oder den kleineren Meistern, welche fast täglich seine Schwelle belagern, die Herstellung eines Theils der Arbeit zu überlassen, als einen Vorrath anzuschaffen. Der Arbeiter, der vielleicht Monate lang unbeschäftigt gewesen, muß dann, besonders in den kleinen Werkstätten, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein arbeiten. An gutem Willen fehlt es denselben meistens nicht. Einige, welche die günstige Zeit ausnützen wollen, nehmen sich kaum Zeit für ihr bescheidenes Mahl, weil sie die Arbeit zur bestimmten Zeit abliefern wollen. Solche Ueberanstrengung wirkt schädlich auf Körper und Geist und ist eine der Hauptursachen der Erschlaffung des gegenwärtigen Geschlechtes, welches für eine Zeit unter Hochpressendruck arbeiten muß und dann wieder zur Unthätigkeit verurtheilt wird.

Herr Booth tröstet sich (S. 152) mit dem Gedanken, das gegenwärtige System sei dem Charakter der Arbeiter ganz angemessen. Der einzige Grund, den er für diese Behauptung gibt, ist hinfällig. Die Arbeiter lieben die Unthätigkeit nicht, es macht ihnen kein Vergnügen, jeden Tag oder jede Woche bei dem Arbeitgeber anzufragen; es ist für sie peinlich, daß sie keine neue Arbeit annehmen können, ohne die Aussicht auf Wiederanstellung bei ihrem frühern Meister zu verlieren. Die Weigerung der Handwerker und Arbeiter, neue Verpflichtungen einzugehen, ist daher keineswegs eine Billigung des bestehenden Systems, sondern eine Verurtheilung desselben. Weit wichtiger ist folgende Bemerkung Booths (ebenda): „Das neue Industriesystem kann ohne einen Ueberschuß an Arbeitskraft nicht gedeihen, aber der Ueberschuß in London ist in jedem Zweige der Industrie übertrieben, besonders mit Rücksicht auf schlecht bezahlte leichte Arbeit. Einige Arbeitgeber erblicken hierin ihren eigenen Vortheil, befinden sich jedoch im Irrthum, denn die Arbeit der regelmäßig angestellten Handwerker ist solider als die der nur zufällig und ausnahmsweise beschäftigten. Es ist aber nicht bloß für die Arbeitgeber, sondern noch viel mehr für das Gemeinwesen sehr wichtig, daß möglichst viele Handwerker und Arbeiter regelmäßig beschäftigt seien. Die Arbeit unter möglichst viele zu vertheilen, damit jeder einen Antheil habe, mag wohl als ein zeitweiliges Auskunftsmittel Entschuldigung verdienen, dient aber in Wahrheit nur dazu, die Nothlage dauernd zu machen."

Gewichtige Socialpolitiker fordern ein Zurückgehen auf die Grundsätze des katholischen Mittelalters, eine Anpassung der vor der Reformation für Zünfte und Gilden bestehenden Gesetze, welche unseren modernen Zuständen Rechnung trüge; Herr Booth befürwortet Staatshilfe, verhehlt sich jedoch die Schwierigkeiten keineswegs. „Der Staat", so heißt es (S. 165), „soll die Hilfslosen und Arbeitsunfähigen pflegen, wie wir in unseren Familien die Alten, Jungen und Kranken verpflegen und für die, welche sich selbst nicht helfen können, Sorge tragen. Diese Aufgabe mag wohl manchem als unlösbar erscheinen, und doch kann nur auf diese Weise der Arbeiter seinen vollen Lohn erhalten, das Gemeinwesen aus dem gegenwärtigen Elend herausgehoben werden. Der Kostenpunkt bereitet die geringste Schwierigkeit, da ja

so wie so die ärmere Klasse dem Staate mehr kostet als sie einbringt, mehr Kapital zerstört als sie hervorbringt.“ (Vgl. S. 163, 165.)

Booth empfiehlt in dürren Worten eine Vormundschaft des Staates, eine Sklaverei der durch Alter und andere Umstände untauglichen und dienstunfähigen Menschenklasse, eine Ausdehnung des durch das Armengesetz geschaffenen Systems auf die ärmere Arbeiterbevölkerung. Wie wir in den Gemeindeschulen, den Spitälern und anderen wohlthätigen Anstalten alle die aufnehmen, welche Hilfe begehren, nicht wegen der Dienste, die sie uns geleistet, sondern wegen der Nothlage, in der sie sich befinden, so sollten wir die Landstreicher, Zuchthäusler, die Arbeiter, welche keine Anstellung erhalten können oder dieselbe gar bald wieder verlieren, in unter Staatsleitung stehende Werkstätten aufnehmen und sie durch stramme Zucht an Arbeit gewöhnen. Nur die ganz Unverbesserlichen sollten, wie es gegenwärtig in den Armenhäusern geschieht, von ihrer Familie getrennt werden, die übrigen solle man in Familien und größeren Gruppen ansiedeln, wo die Ländereien und das Baumaterial wohlfeil sind (vgl. S. 168).

„Daß der Reiche von seinem Ueberfluß“, bemerkt Booth spöttisch, „den Armen etwas geben, die Unglücklichen unterstützen und den Nothleidenden beispringen solle, war die von der Religion empfohlene Lösung. Aber die Wirksamkeit und das Verdienstliche des Almosengebens ist in unseren Tagen bestritten worden.“ (S. 163.) So viel steht jedenfalls fest, daß die Mildthätigkeit der Reichen um Christi willen viel mehr Arme mit ihrem Loose ausgesöhnt und weit bessere Erfolge erzielt hat, als irgend eine der neuesten Theorien je erzielen wird. Wenn wir die Lage der Armen verbessern wollen, muß das Band, welches vor der Reformation Arbeiter und Arbeitgeber vereinigte, wieder angeknüpft werden, müssen Herr und Diener sich wiederum als Glieder einer Familie fühlen, Schmerz und Freude, Glück und Unglück miteinander theilen.

Die Sympathie zwischen Herr und Diener, das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist nun leider verschwunden, Arbeiter und Arbeitgeber stehen sich feindlich gegenüber und warten nur auf die günstige Gelegenheit des Losschlagens. Die Arbeiter verlangen Beschränkung der Arbeitsstunden, Ruhetage, Abschaffung der nächtlichen Arbeit für Frauen und Kinder, Beschränkung derselben für Männer, höhere Bezahlung für Feierabendarbeit, Verantwortlichkeit der Arbeitgeber für Unfälle, kurz jenen Schutz, wie er im Mittelalter den Arbeitern vielfach gewährt wurde. Auf der andern Seite suchen die Arbeitgeber, deren Gewinn durch die Concurrenz so vieler anderen Kapitalisten bedeutend geschmälert worden ist, durch ausgiebige Maschinenarbeit die Zahl der Arbeiter zu verringern. Wie lange es den Kapitalisten gelingen wird, die Arbeiter niederzuhalten, ist sehr fraglich. Wenn, wie Booth behauptet, die Socialisten streng genommen wenige Anhänger zählen, so ist doch die Atmosphäre mit socialistischen Ideen geschwängert, so daß bei der geringsten Reibung das Ungewitter losbrechen kann.

Die weiteren Artikel über die Arbeiter in den Docks und Schiffswerften und das Schneiderhandwerk übergehen wir. Sie liefern uns, wie auch die anderen Aufsätze über Schuhmacher, Schreiner, Frauenarbeit zahl-

reiche Beispiele der Bedrückung der Nothleidenden durch die reichen Händler, durch die kleinen Meister und durch die Armen selbst. Alle betheiligen sich mehr oder minder an dem Sweating-Hungerlohnsystem. Der Ausdruck „Schwitzen“ und „Schwitzer“ wurde ursprünglich auf Schneider angewendet, welche in der Feierabendzeit zu Hause arbeiteten, dann auf die, welche alle Arbeit zu Hause verrichteten und von Frau und Kindern sich helfen ließen, endlich auf die, welche andere „schwitzen“ machten, d. h. Handwerker annahmen, aber für die Arbeit nur geringen Lohn zahlten. Gegenwärtig werden alle kleinen Meister und Mittelmänner, welche Hungerlöhne bezahlen, Schwitzer genannt. Weil die großen Möbel-, Kleider- und Schuhhändler es vortheilhafter finden, die für ihr Waarenlager nöthigen Artikel bei Unternehmern zu bestellen, statt dieselben in der eigenen Werkstätte anfertigen zu lassen, deswegen nimmt die Zahl der Aussauger stetig zu. Wohl die schlimmsten von allen sind die Juden, welche sich die Armuth der Arbeiter und Arbeiterinnen, sowie die Unwissenheit und Unerfahrenheit der fremden Einwanderer zu Nutzen machen. Die sogenannten Grünschnäbel (greeners), Lehrlinge, welche massenhaft vom Auslande nach England wandern, sind immer bereit, für Kost und Wohnung bis tief hinein in die Nacht zu arbeiten. Sie setzen ihre Meister in den Stand, englische Meister und Lieferanten zu überbieten und vom Markte zu verdrängen.

Fräulein Potter hat sehr gute Bemerkungen über die großen Fortschritte, welche die polnischen und russischen Juden in London machen. Sie sagt (S. 584): „Bei ihrer Ankunft sind dieselben meist unerfahren in den Handwerken und Arbeiten, welche den Haupterwerbszweig Ost-Londons bilden, und doch gelangen sie gar bald zu einer höhern socialen Stellung. Nicht nur als Schuhmacher, Schneider, Schreiner, Glaser, Kleinhändler überflügeln sie ihre Nebenbuhler, sondern auch in den Zweigen, welche größere Kunstfertigkeit, Umsicht und Klugheit erfordern, thun sie sich sehr hervor.“ Miß Potter stellt sich die Fragen: Welches sind die Ursachen der Erfolge der Juden? Warum sind die Christen, welche mit den Juden in Berührung kommen, so ungehalten über dieselben? Und sie antwortet darauf: Weil die polnischen Juden überall nur Erfolg suchen, alle Mittel benützen, sich durch keine Normen binden lassen, unbekümmert um die Interessen ihrer Standesgenossen die Preise herunterschrauben, den Handel und die Gewerbe ruiniren, schlechte Waaren verkaufen, betrügen und Wucher treiben, überhaupt alle socialen Verpflichtungen, auf denen die Wohlfahrt des Staates beruht, mißachten. Darum habe der Haß gegen die Juden eine solche Höhe erreicht, daß das Schlimmste zu befürchten sei. — Der Jude gilt den meisten Engländern als der Typus einer beständig erleuchteten Selbstsucht, die mit nie ruhender Beweglichkeit des Körpers und des Geistes Beschäftigung und Gewinn sucht, als ein Mensch ohne Stolz, ohne Liebhaberei, ohne Interessen, mit Ausnahme des Kampfes ums Dasein und der Sorge für seine Familie. Die unverwüstliche Ruhe, mit welcher die Juden Beleidigungen, Spott, Unterdrückung ertragen, und das beharrliche Stillschweigen, welches dieselben Beschimpfungen aller Art entgegensetzen, reizen die Massen nur noch mehr auf; denn sie sehen, daß die Juden immer mehr

an Macht gewinnen und die Christen verdrängen. Gerade weil die Juden so leidenschaftslos, so kalt berechnend sind, weil sie von wenig Gewissensskrupeln geplagt sind, durch keine Schwierigkeit abgeschreckt werden, sind sie so gefährliche Rivalen.

Obgleich nicht alle Ansichten Booths zu billigen sind und für manche Aufstellungen die näheren Nachweise fehlen, so darf doch auch behauptet werden, daß das Buch für das Studium der socialen Frage mannigfache Belehrung und Anregung bietet.

A. Zimmermann S. J.

Forschungen und Quellen zur Geschichte des Konstanzer Konzils. Von Dr. **Heinrich Finke,** Privatdocenten der Geschichte in Münster. VI u. 348 S. 8⁰. Paderborn, F. Schöningh, 1889. Preis: *M.* 10.

Die Zeit der großen conciliaren Bewegung, die, durch das unheilvolle abendländische Schisma ins Leben gerufen, in ihren letzten Ausläufern bis in unsere Tage nachgewirkt hat, ist, wenn auch keine erfreuliche, doch sicher eine der interessantesten und wichtigsten Perioden der gesammten Kirchengeschichte. Allein so reiche Documente uns auch aus jener Zeit erübrigen, wir kennen sie weder in der gewünschten Vollständigkeit, noch war bislang die Ordnung des uns zugänglichen Materials genügend sichergestellt. Längst schon hat sich das Bedürfniß fühlbar gemacht, an Stelle des großen v. d. Hardt'schen Werkes eine neue, vollständigere und besser geordnete Ausgabe des Concils von Konstanz zu erhalten. Je mehr die Erfüllung dieser Hoffnung sich verzögert, um so willkommener muß die Bereicherung unseres Wissens durch die werthvollen Funde sein, die, von Dr. Finke zum Theil schon bei früheren Gelegenheiten veröffentlicht, jetzt vereinigt in einem stattlichen Bande geboten werden. Was die Freude hierüber wesentlich erhöht, ist, daß das Buch nur ein Vorbote sein soll von weiteren, noch bedeutenderen Arbeiten: einer Sammlung von Acta inedita Concilii Constantiensis, und einer neuen Geschichte des Concils, und man kann nur wünschen, daß beides recht bald und in recht großem Maßstab gelingen möge. Die ersten 160 Seiten des Buches sind hauptsächlich bestimmt, den Leser mit der Bedeutung der veröffentlichten Materialien eingehend bekannt zu machen und ihn die Mühen der wissenschaftlichen Vorarbeiten etwas mitverkosten zu lassen, enthalten aber auch sonst noch manchen willkommenen Beitrag zur Geschichte jener Zeit.

Ein vorzügliches Interesse beansprucht natürlich das Tagebuch W. Fillastre's, des Cardinals von S. Marco. Denn dieses Document bringt uns in der That eine bedeutende Erweiterung unserer Kenntnisse von den Konstanzer Vorgängen und verdient die größte Beachtung für Beurtheilung sowohl der Bestrebungen König Sigismunds, als der Haltung des Cardinalscollegiums. Die letztere war bisher wohl der schwierigste Punkt für den, welcher sich mit der Geschichte dieses Concils zu befassen hatte. Jetzt aber kann man mit Sicherheit sagen, daß die Haltung des heiligen Collegs, die in festen Umrissen uns vorliegt, im ganzen eine consequente, würdige und, abgesehen von falschen Theorien und bedauerlichen Schritten des einen oder andern, eine correcte war. Mit

Recht wird S. 95 Nachdruck gelegt auf die theologische Klarheit, mit welcher die Cardinäle gegen die von der Erbitterung des Augenblicks eingegebenen Beschlüsse der vierten und fünften allgemeinen Sitzung ein vollständiges Gegenprogramm als das Feststehende und einzig Richtige entwickeln. Auch die hohe geistige Bedeutung des damaligen Cardinalscollegiums, das die hervorragendsten Capacitäten in seiner Mitte zählte, tritt (S. 83) zu Tage, und mit dem sicheren Bewußtsein der geistigen Ueberlegenheit kann (S. 181) das Tagebuch darauf hinweisen, daß „oft das, was von den Nationen bereits beschlossen war, infolge der von den Cardinälen geltend gemachten Gründe abgeändert oder auch völlig aufgegeben wurde". Die Feindseligkeit und selbst Verächtlichkeit, mit der diese rechtlich wie factisch ausgezeichnetste Körperschaft der Kirche in jenen Tagen von seite der erregten Concilsmajorität behandelt wurde, zeigt deutlich, wie die an sich berechtigten Bestrebungen und Wünsche für Reform bereits in revolutionären Sturm und Drang ausgeartet und eben deshalb schon zur Hoffnungslosigkeit verurtheilt waren. Jedenfalls darf man jedoch bei Beurtheilung der conciliaren Vorgänge den Ursprung dieser Schrift nicht außer Acht lassen. Von seite des Königs oder der Nationen mag sich auch manches anders ausgenommen haben als in der Auffassung der Cardinäle. Manche Irrung und Mißdeutung mag von beiden Seiten ausgegangen sein. So ist es ja immer, auch wo sehr wohlmeinende Männer als Vertreter verschiedenartiger Interessen, in deren Wahrung sie ihre Pflicht erkennen, zu einem Ziele sich vereinigen sollen.

Welcher Ansicht man immer über die Person sein mag, von der diese wichtigen Aufzeichnungen herrühren, sicher war dieselbe äußerst wohl unterrichtet und stammte aus dem Herzen der cardinalizischen Partei. Manchmal könnte bei Sätzen wie S. 181: hic error et injusticia bene fuerant expositi per cardinalem sancti Marci . . . oder S. 200: Cardinales fecerunt sibi responderi per cardinalem sancti Marci, qui facta praefacione satis ad rem pertinente respondit . . . ein Zweifel an Fillastre's Autorschaft aufsteigen. Auch die Erwähnung der Erkrankung dieses Cardinals, auf die S. 74 so viel Gewicht gelegt wird, beweist noch nicht, daß er selbst der Verfasser war, da in dem gegebenen Zusammenhang die Erkrankung des Mannes, dem die Procuration für den Papst eben wider seinen Willen aufgenöthigt worden, und zwar während der Proceß seinen Fortgang nahm (vgl. S. 177), von entschiedener Bedeutung war, und nothwendig auch von jedem fremden Berichterstatter erwähnt werden mußte. Auch ist es nicht auffallend, daß während der Verhandlungen über Johann XXIII. nicht viel anderes zu verzeichnen war, über diese selbst aber Aufzeichnungen nicht gemacht wurden. Allein gegen die von Dr. Finke für die Autorschaft Fillastre's sonst geltend gemachten Momente fällt alles dieses kaum ins Gewicht.

Ein entschiedenes Verdienst gebührt dem Verfasser weiterhin für seine endgiltigen Resultate über Leben und Werke unseres deutschen Landsmannes, des Augustiner-Eremiten Dietrich Vrye aus Osnabrück, und den Hinweis auf die Bedeutung seines Werkes für die Geschichte des Konstanzer Concils. Ebenso wird man nicht umhin können, seine Ausführungen über den Verfasser der Schrift

de necessitate reformationis, die er im Gegensatz zu Erler Dietrich von Niem wieder zutheilt, als siegreich anzusehen. Nachträglich konnte er übrigens auch noch auf Ilgens im gleichen Sinne gehaltene Aeußerungen gegen Erler (Westd. Zeitschr. VIII, 179 ff.) hinweisen. Ein kleiner Fortschritt in unserer Kenntniß der Konstanzer Vorgänge besteht auch in dem nun bestimmt erbrachten Beweis von einem ständigen, wenn auch vom Concil als solchem gar nicht bevollmächtigten Generalausschuß, um für die Berathungen der Nationen die Vorschläge einzubringen. Ob dies nun durch Gewohnheitsrecht sich so herausgebildet, wie S. 37 angenommen wird, oder ob es dem Einfluß des Königs zuzuschreiben war, dessen familiarissimi an der Spitze jenes Ausschusses standen, kann dahingestellt bleiben.

Von eigenthümlichem Interesse sind die Nachrichten S. 54 über die Randbemerkungen, die von der Hand Papst Sixtus' IV. auf einem Exemplar der von Cerretanus aus den Concilsacten gefertigten Auszüge sich niedergeschrieben finden. Nicht nur, daß derselbe Johann XXIII. an mehreren Stellen persönlich in Schutz nimmt — wie ja auch die bestimmte Erklärung Fillastre's vor dem versammelten Concil, daß die dem unglücklichen Papst vorgeworfenen Vergehen noch nicht festständen, und nicht notorisch seien, einige Beachtung verdienen dürfte — das Wichtigste ist, daß Sixtus IV. Johann als den zweifellos rechtmäßigen Papst betrachtet.

Daß diese Auffassung Sixtus' IV., abgesehen von der auf dem Concil verschwindenden Gruppe der Gregorianer, auch die herrschende Ueberzeugung bei allen Parteien der Konstanzer Kirchenversammlung war, ist unbezweifelt und wird S. 300 in den „determinaciones concilii" (vgl. v. d. Hardt II, 208) in sehr entschiedener Weise ausgesprochen: domino nostro Joanni XXIII. vero et unico summo pontifici et gregis dominici pastori. Dieselbe spiegelt sich auch wieder in der Erklärung Friedrichs I. von Brandenburg (S. 176), als er zur Einbringung des flüchtigen Johann XXIII. abgeordnet wurde, dessen Sache damals schon unrettbar verloren war, „daß er den Papst nicht anrühren noch die Hand legen wolle an den Gesalbten des Herrn, sondern nur diejenigen, die ihn herbeiführen würden, gegen gewaltthätige Angriffe schützen werde." Man wird, um die Vorgänge jener Zeit sachgemäß zu beurtheilen, dieser Ueberzeugung der damaligen, man darf sagen gesammten katholischen Welt Rechnung tragen müssen.

Wohl in der Absicht, das Buch auch für den nicht auf fachmännischer Höhe stehenden Leser belehrender und genußreicher zu machen, hat der Verfasser hin und wieder moralische bezw. moralisirende Ergänzungen bald über den Gehalt, bald über den Ton der betreffenden Actenstücke einfließen lassen (z. B. S. 18, 20, 22, 67, 81 u. s. w.). So begründet dieselben im einzelnen vielleicht sein mögen, schwerlich dürften sie an dieser Stelle und in dieser Art allen zusagen. Der Geist, vollauf beschäftigt, die Tragweite der einzelnen Actenstücke für den Verlauf des Concils, das Ineinandergreifen der verschiedenen Interessen und Parteirichtungen, die Persönlichkeit und Zuverlässigkeit der Berichterstatter abzuwägen, wird durch solche Reflexionen, die man bei quellenkritischen Untersuchungen nicht erwartet, eher gestört. Auch könnten

dieselben zuweilen einen Eindruck zurücklassen, der nicht völlig berechtigt und auf Wahrheit gegründet wäre. Der gereizte Ton der damaligen Parteipolemik, die Härte, mit der man zuweilen Gregor XII. und Benedikt XIII. gegenüber aufgetreten ist, die man aus redlicher Ueberzeugung als rechtlose Prätendenten und schuldbare Frevler an der kirchlichen Einheit betrachtete, drängen sich ja allerdings der Beachtung auf; sie hätten ja auch in einem gesonderten Abschnitt eine angemessene Besprechung finden können; aber jedenfalls sind sie zu beurtheilen in Ansehung der ganzen damaligen Zeitlage und im Zusammenhang mit den Ereignissen, wie dies ja auch in der neuen Geschichte des Konstanzer Conzils, die wir von der Hand Dr. Finke's hoffen dürfen, mit der überlegenen Ruhe des Historikers gewiß geschehen wird. Aehnliches gilt bei der Blumenlese aus den oft sehr leidenschaftlichen Schriften der Reformschwärmer jener Tage, wie S. 50 der des Dietrich Vrye. Liegt doch der Mißbrauch solcher Stellen so nahe, und hatte die Kirche so oft schon Grund, über solchen Klage zu führen.

Es sei gestattet, nebenbei auf einige Kleinigkeiten hinsichtlich der Uebersetzung lateinischer Texte hinzuweisen, weil aus Mangel an Sorgfalt in solchen Dingen schon manche Mißverständnisse entstanden sind. S. 24 wird dem vom Verfasser sonst so hoch erhobenen Gregor XII. das Wort in den Mund gelegt: „gerathe er aber in Verzweiflung, so werde er . . .“ und scherzend fährt der Verfasser fort: „Die Verzweiflung kam bald“. Dagegen ergibt der Zusammenhang der Worte: „müsse er aber am Zustandekommen (der Union durch die vorher erwähnte via renuntiationis) verzweifeln d. h. die Hoffnung auf Gelingen aufgeben, so werde er . . .“ S. 36 heißt es in der für die Beweisführung entscheidenden Stelle ziemlich unklar: „obwohl ihnen das Concil gar keine Rechte zugestanden, sondern die Nationen ihnen die Sachen zur Vorberathung für ihre Sitzungen überließen.“ Der Text lautet sehr deutlich: „obwohl ihnen durch das Concil keinerlei Vollmacht gegeben war, sondern nur von den Nationen, um das in Vorschlag zu bringen, was von den Nationen verhandelt werden sollte.“ Otto Pfülf S. J.

Grundriß der römischen Altertümer. Ein Lehrbuch für Studierende der oberen Gymnasialklassen und zum Selbstunterrichte. Von Dr. **Cornelius Krieg**, Professor an der Universität Freiburg i. B. Dritte, abermals wesentlich verbesserte Auflage. Mit Titelbild, einem Stadtplan und 73 Text-Illustrationen. VII u. 360 S. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 4.

Die Vorrede zur zweiten Auflage des Grundrisses wurde im November 1882 geschrieben; daß seither eine neue nothwendig geworden, ist ein Beweis für die Brauchbarkeit des Buches. Der Titel desselben ist zu seinem Vortheil verändert, es heißt nicht mehr „für Studierende der oberen Gymnasialklassen und für Lehramtskandidaten“, sondern „für Studierende u. s. w. und zum Selbstunterrichte“. Denn Lehramtskandidaten werden sich wohl kaum mit einem Grundriß begnügen können. Hat die Kritik schon von der zweiten

Auflage anerkennen müssen, daß sie ein entschiedener Fortschritt gegen die erste sei, so wird dieselbe strenge Kritik nicht anstehen, ein gleiches von der dritten gegen die zweite zu behaupten. Manche Abschnitte sind völlig neu bearbeitet, den laut gewordenen Wünschen ist der Herr Verfasser thunlichst entgegengekommen. Der Anhang, die römische Literaturgeschichte enthaltend, ist mit Recht weggefallen, so Raum für andere Dinge gewonnen und die Seitenzahl gegen 370 der zweiten Auflage auf 360 zurückgegangen. Die Zahl der Text-Illustrationen hingegen hat sich um neun vermehrt. Wir freuen uns, daß der Verfasser seinem Buche den eigenthümlichen Charakter gewahrt und sich nicht zu weitergehenden Kürzungen in den Staatsalterthümern verstanden. Er hat uns aus der Seele gesprochen, wenn er in der Vorrede zur dritten Auflage sich also vernehmen läßt: „Er (der Verfasser) verwirft grundsätzlich aus pädagogischen Rücksichten jene heute so beliebten trockenen Schul- und Lehrbücher, die nur erweiterte Register darstellen. Derartige farb- und leblose regestenartige Bücher erschweren trotz ihrer Kürze die Arbeit des Gedächtnisses mehr als umfänglichere Werke, bei deren Studium Phantasie und Gemüth mitbetheiligt werden."

Wenn wir uns jetzt einige Ausstellungen erlauben, so geschieht es im Interesse einer sicher zu erwartenden vierten Auflage.

S. 38 heißt es, jeder Stamm sei in 10 Curien getheilt gewesen, jede Curie habe sich in 100 gentes gegliedert; da käme doch die Zahl 3000 gentes und nicht 300 heraus. Das Richtige ist, daß wir von der Zahl der gentes nur sagen können, sie müsse, wie es in der Natur der Sache liegt, schwankend gewesen sein.

Auf S. 41 soll Servius Tullius mit einem Male alle Plebejer für gleichberechtigt mit den Patriciern erklärt haben, was erstens dem Sachverhalte, zweitens aber auch der Darstellung des Verfassers widerspricht, nach der, wie es S. 87 lautet, die servianische distributio centuriarum thatsächlich den Patriciern immer noch das Uebergewicht ließ.

Bei der Besprechung der Prätur heißt es S. 64, sie sei als besonderes Amt im Jahre 366 v. Chr. vom Consulate abgezweigt, es muß heißen 367, vgl. S. 62 oben.

S. 69 lesen wir am Ende des Abschnittes über die Censur, diese sei unter den ersten Kaisern erloschen. Da dieser Ausdruck mißverständlich ist, würde ich lieber schon jetzt mich ähnlich dem geäußert haben, was der Verfasser S. 80 unten und S. 96, 3 sagt, wo von der censorischen Gewalt der Kaiser gehandelt wird.

S. 51 werden die Volkstribunen ganz richtig zu den ordentlichen, ständigen Magistraten gerechnet, S. 75 ff. aber behandelt unter dem Titel der höheren außerordentlichen Magistrate.

S. 53 ist zu lesen, daß man Quästor ward mit 30 oder 31 Jahren (nach der lex Villia annalis), S. 81 jedoch, daß die aetas quaestoria seit 180, d. h. seit Erlaß der lex Villia, das 27. Lebensjahr gewesen.

S. 87 wird die patrum auctoritas den Curiat-Comitien beigelegt; wir glauben, das Aufgeben dieser Ansicht werde den wissenschaftlichen Werth des Buches nur heben.

Nach der Lehre des Verfassers S. 95 ist das imperium proconsulare beim Kaiser mit dem imperium zusammengetroffen. Diese Darstellung dürfte insofern verwirren, als sie dem imperium proconsulare einen Begriff unterstellt, der ihm fremd war. Denn das imperium proconsulare hatte der Kaiser doch nur in den kaiserlichen Provinzen, und seine Statthalter hießen um seines imperium majus willen pro praetore, während die senatorischen den Titel pro consule führten.

S. 96 erhält Augustus die potestas tribunicia im Jahre 26; es muß heißen 23.

Die Etymologie von provincia S. 104 ist uns unverständlich. Das Wort soll von provincere, obsiegen, herkommen. Nein, vincia ist gleich vindicia, dieses aber kommt her von vindicare = venum dicare (nicht vim-dicare), welches bedeutet als Eigenthum erklären (vgl. venum dare — ire); mithin ist vincia der eigenthümliche Bezirk, provincia bedeutet also jenen Bezirk, der außerhalb des eigentlichen Amtsbezirkes liegt; so ist Sicilien im Gegensatz zu Italien eine Provinz. — Augustus ferner können wir uns nicht entschließen von augere zu trennen.

Diese kleine Sammlung von Bemerkungen bieten wir dem Herrn Verfasser mit der Versicherung an, daß wir dieselbe veranstaltet einzig in der Absicht, ihm und seinem Buche und damit der guten Sache einen Dienst zu erweisen. Denn gute Schul- und Lehrbücher, zu denen wir den Grundriß aus voller Ueberzeugung rechnen, sind trotz oder vielmehr wegen der Ueberproduction rari nantes in gurgite vasto. Joseph Thüssing S. J.

Aus dem Kirchenjahr. Gedichte und Uebersetzungen von **A. Hermann.** XI u. 180 S. 16°. Münster, Aschendorff, 1890. Preis: *M.* 2.25; geb. *M.* 3.50.

Leider zu spät für eine Empfehlung zu Weihnachten ging uns dieses zu einem christlichen Festgeschenk doch so sehr geeignete Büchlein zu. Wenn wir sagen: wir haben dasselbe mit ungetrübter Erbauung gelesen, so liegt darin wohl das beste Lob, welches der Dichter von seinem Kritiker erwarten wird. So rein und schön auch die Sprache ist, niemals zieht sie die Aufmerksamkeit von dem frommen Inhalt ab; wir achten ihrer nicht, weil uns der Gedanke zu ernstlich, ja persönlich beschäftigt. Das halten wir bei solchen betrachtend-erbaulichen Gedichten wie die vorliegenden nicht nur für einen unbestreitbaren Vorzug, sondern für eine absolute Nothwendigkeit. Man geht in die Kirche, nicht um gesehen und bestaunt zu werden, sondern um zu beten oder zu beichten. In dieser sprachlichen Beziehung knüpft A. Hermann an seinen unmittelbaren Vorgänger, P. Sömer (Das Kirchenjahr. Paderborn 1887) an, wenngleich bei genauerem Zusehen die Hermann'sche Sprache feiner und gewandter, die poetische Haltung fester und reiner ist. Ja bei tieferem Eindringen fühlt man überall den feinen Aesthetiker im Dichter durch, den Geist, der sich an den Alten herangebildet und in strenge Selbstzucht genommen hat, ein seltenes Beispiel in unserer heutigen selbstgenügsam subjectiv verwilderten, manirirten Zeit!

Der Dichter mahnt:

„O zieh nicht einsam durch der Wüste Sand!
Du kannst auf schönen Au'n durchs Leben wandern;
Laß dich nur führen von der Mutter Hand,
Sie wallt mit dir von einem Fest zum andern
Den Weg der Heil'gen ins gelobte Land!"

Diesen Weg führt uns nun auch der Dichter in der Weise, daß er die Hauptstationen desselben, d. h. die hervorragenderen Feste durch Uebertragung von Kirchenhymnen auszeichnet, während er uns die Zwischenstationen durch seine eigenen frommen Betrachtungen abkürzt und heiligt. So zerfällt das Büchlein in zwei Kategorien: Uebersetzungen und Eigenes.

Uebertragen sind 26 Stücke aus allen Theilen des Kirchenjahres, größere wie kleinere, von den ersteren besonders das Lauda Sion und Ad perennis vitae fontes. A. Hermann hat hier mit berühmten Meistern in den Wettbewerb einzutreten: Schlegel, Simrock, Schlosser, L. Dreves haben vor ihm dieses Feld mit Beifall bebaut, und es wird Sache der Hymnologen sein, genau den Fortschritt festzustellen, den Hermanns Uebersetzungen vor denen seiner Vorgänger etwa voraushaben. Uns genügt, es hier festzustellen, daß Hermanns Verdeutschungen — theils reimlos, theils gereimt — sich leicht lesen, keine Verrenkungen der Sprache aufweisen und im allgemeinen dem Sinne des Originals sehr nahe kommen, ohne durch zu ängstliches Streben, jedes Bild und jede Gedankenfärbung wiederzugeben, dem deutschen Verse Unmögliches zuzumuthen.

Die Sonntagsbetrachtungen sind Eigenes. Sie bestehen äußerlich aus zwei, drei oder vier vierzeiligen gereimten Strophen in fünffüßigen Jamben. Inhaltlich schließen sie sich an das Evangelium an und bieten sich dar als eine Nutzanwendung aus der Predigt oder Morgenbetrachtung. Auch wo die Gedanken nicht neu oder originell eingekleidet sind, wirken sie doch in der einfach herzlichen Form wieder mit neuer Kraft auf das gläubige Herz. Es durchweht diese Betrachtungen alle ein männlich frommes Wesen voll demüthiger Andacht und frohen Glaubens, jener kernhafte Geist der Gottinnigkeit, der auch die alten Hymnen selbst belebt und für alle Zeiten frisch erhält. Dazu kommt, daß der Gebildete wie der einfache Mann aus dem Volk seine eigensten Gedanken hier wiedererkennt und in der Sprache des Verfassers nachempfindet. Wir greifen auf Gerathewohl eine Probe heraus, das Gedicht auf den 13. Sonntag nach Pfingsten.

„Sind nicht Zehn gereinigt worden? Wo sind die Neun?"

„Von Zehnen, die vom Aussatz du befreit,
Kehrt nur ein Einz'ger um, dir Dank zu sagen!
Entrüstet fühl' ich mich und gleich bereit,
Die Neun des schnöden Undanks anzuklagen.

Und ich, den du durch deiner Priester Mund
So oft vom Sündenaussatz hast geheilet,
Hab' ich den Dank bewährt aus Herzensgrund,
Für all die Gnade, die du mir ertheilet?

Viel undankbarer bin ich, wie die Neun.
Wie bald vergaß ich, was ich dir versprochen!
Was half es, meine Sünden zu bereu'n,
Wenn ich den Vorsatz, kaum gefaßt, gebrochen!" (142)

An einzelnen Festen gibt der Dichter zu den Uebersetzungen auch noch Eigenes. Dann ist aber das Versmaß ein anderes, durchaus lyrisches, der jeweiligen Stimmung angepaßt. Diese Lieder zählen dann aber auch mit zum Schönsten des ganzen Büchleins. So die vier Weihnachtslieder, die acht Lieder vom Leiden Christi, das originelle „Die Glockenfahrt", „Im Klostergarten", „Die ewige Lampe" u. s. w.

Wir zweifeln nicht, daß das auch in seiner Ausstattung sehr schöne Büchlein sich in recht vielen Familien einbürgern wird.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Zeit- und Lebensbilder. Von Johannes Janssen. Vierte, vielfach umgearbeitete Auflage. 2 Bde. XXXVI u. 784 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 8.

Es wird wohl kaum jemand aus unseren Lesern sein, dem dieses treffliche Werk nicht schon durch eigene Lectüre bekannt ist. Schon in drei Auflagen hat es die „Geschichte des deutschen Volkes" in die Oeffentlichkeit begleitet und ist unzweifelhaft gleich dieser weit über die katholischen Leserkreise hinausgedrungen. Indem wir dem hochverdienten Verfasser herzlich zu diesem Erfolge Glück wünschen, der jede weitere Empfehlung überflüssig macht, bleibt uns nur das Eine hervorzuheben, daß sich die Zahl dieser interessanten Charakterbilder in der vorliegenden Auflage um drei neue, nicht minder bedeutsame, gemehrt hat. Das erste zeichnet Lebensschicksale und Wirken des Literaturforschers, Reiseschriftstellers und Publicisten Victor Aimé Huber, der von 1832—1851 als Professor der Literatur und Geschichte an den Universitäten Rostock, Marburg und Berlin wirkte, seine übrigen Lebensjahre 1852—1869 hauptsächlich der socialen Frage widmete. Das zweite schildert den protestantischen Theologen Richard Rothe, der als Theologiecandidat zu Heidelberg, Berlin und Wittenberg (1817—1820) dem Katholicismus sehr nahe kam, als Gesandtschaftsprediger in Rom in die geistige Atmosphäre Bunsens übertrat, endlich aber als Theologieprofessor in Wittenberg, Heidelberg, Bonn und abermal Heidelberg vollständig ins Lager der Neologen überging und an allem positiven Kirchenthum verzweifelte. In dem dritten Lebensbilde endlich tritt der liebenswürdige Novellist Adalbert Stifter vor uns (1805—1868), allerdings nicht nach der literatur-historischen Seite hin gezeichnet, sondern mehr persönlich in seinen vertraulichen Aeußerungen über Leben, Literatur und Kunst. In all diesen drei Lebensbildern beschränkt sich aber das Interesse keines-

wegs auf die betreffenden Individualitäten, es umspannt vielmehr die weitesten und bedeutsamsten Kreise des deutschen Culturlebens von den Anfängen des Jahrhunderts bis herab zur Gegenwart. Jedermann wird sie mit reichem Nutzen lesen und dem Verfasser danken, der ihm die ernste, belehrende Lectüre durch die schöne Darstellung zum wahren Genuß gemacht hat.

Giordano Bruno's Leben und Vergötterung, den Katholiken Deutschlands erzählt von Dr. W. Esser. 71 S. 8°. Breslau, Görlich und Coch, 1890. Preis: 75 *Pf.*

So lange ein gewisses Standbild, das im vorigen Jahre zu Rom errichtet wurde, nicht wieder beseitigt ist, werden etliche damit zusammenhängende Fragen auf der Tagesordnung bleiben, und wird dafür zu sorgen sein, daß deren richtige Beantwortung allenthalben recht geläufig werde. Die erste Frage lautet: Was für ein Mensch war jener G. Bruno, den man seiner Zeit, wie sein Verehrer Carducci klagt, „überall verfolgte, selbst in den Ländern der Freiheit und der Reformation", und den man nach beiläufig 300 Jahren urplötzlich einer so ausgesuchten Huldigung für werth erachtete? Was für Menschen sind zuerst auf die wahnwitzige Idee eines Bruno-Cultus verfallen, welcher Art Seelen haben sich der neuen Secte weiterhin angeschlossen, und wie hat sich dieselbe bisher bemerklich gemacht? Das sind drei weitere, sogar für Psychologen und Culturhistoriker interessante Fragen. Von mehr praktischer Bedeutung ist die letzte Frage: Was hat nicht nur jeder Katholik und jeder gläubige Christ, sondern jeder vernünftig und rechtlich denkende Mensch von dem ganzen Bruno-Schwindel zu halten und welche Stellung hat er ihm gegenüber einzunehmen? — Auf alle diese Fragen ertheilt das vorliegende, vortrefflich geschriebene Büchlein, indem es durchweg nur Thatsachen reden läßt, die beste vollgiltige Antwort. Wir sind dem hochwürdigen Verfasser zum Dank verpflichtet, daß er das mühsam erworbene und früher schon theilweise in der „Katholischen Bewegung" veröffentlichte Material in dieser neuen Bearbeitung weitesten Kreisen zugänglich gemacht hat. Seinem Wunsche, „dies Büchlein möge dazu beitragen, das katholische Volk Deutschlands über die Tragweite und Schwere des Verbrechens aufzuklären, das am 9. Juni . . . am ganzen Christenthum begangen ward", schließen wir uns vollkommen an. — Auf S. V des Vorwortes ist ein Druckfehler, 18. Juni statt Juli, stehen geblieben. — Die nebensächliche Frage, ob G. Bruno unter anderem auch Calvinist gewesen, dürfte wohl einfachhin zu bejahen sein. Vgl. darüber Dufour, Th., Giordano Bruno à Genève, Doc. inéd., Genève 1884, und The Edinburgh Review, 1887, p. 123 ss.

Winfrid, oder das sociale Wirken der Kirche. Von L. v. Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. IV u. 352 S. gr. 8°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1889. Preis: *M.* 3.

Der unermüdliche Verfasser beabsichtigt durch dieses Buch gewissermaßen eine Ergänzung zu seinem „Edgar" zu liefern. Letztere Schrift zeigt die katholische Kirche als im Besitz der vollen Wahrheit; die vorliegende zeigt sie uns als die Anstalt, in der allein praktisches Heil für die menschliche Gesellschaft zu finden ist. In klarer, leichter und fließender Darstellung zeichnet der Verfasser, auf Grund einer Menge sehr interessanter Angaben und Thatsachen, die allseitige Wirksamkeit der Kirche auf gesellschaftlichem Gebiete. Der großartige Einfluß der katholischen Orden auf die Lösung der socialen Frage, deren verschiedenartige Thätigkeit für das sociale Wohl durch Volksmissionen,

Unterricht, Krankenpflege; die unversiegbare Quelle katholischer Liebesthätigkeit in den vielen Vereinen zur Abhilfe der immer neu auftauchenden Bedürfnisse in Armenpflege, in Arbeiter- und Gesellenvereinen, Vereinen zur Pflege religiösen Lebens; die rastlose Thätigkeit der Kirche zur stets neuen Weckung und Hebung des christlichen Geistes unter den Ihrigen, sowie das mühsame Missioniren bei heidnischen und barbarischen Völkern: alles dies wird besprochen, meist ziffernmäßig belegt. Der unparteiische Leser wird von dem Buche nicht scheiden, ohne erhöhte Achtung und Liebe gegen die Kirche zu empfinden und ohne sich sagen zu müssen, wie als Beweis für die Wahrheit der katholischen Kirche in der That das Wort des Heilandes gilt: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ — Die Form des Dialoges und Briefwechsels, in welche der Verfasser seine Erörterungen einkleidet, verleiht dem Werke eine wohlthuende Frische.

Lectionarium. Kleine Ausgabe. Die Episteln und Evangelien der Sonn- und Festtage, aus dem römischen Meßbuche übersetzt von Dr. Jakob Ecker, Professor der alttestamentlichen Exegese und der hebräischen Sprache am bischöfl. Priesterseminar zu Trier. Mit Approbation der geistlichen Obrigkeit. VIII u. 244 S. Lex.-8°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1889. Preis: *M.* 3.

Die große Ausgabe des Lectionariums wurde in diesen Blättern Bd. XXXVI. S. 109 empfohlen, besonders mit Rücksicht auf die so vielen und verschiedenen, nicht immer lobenswerthen Uebersetzungen, in welchen die Perikopen aus den Episteln und Evangelien bisher dem Volke geboten wurden. Diese kleine Ausgabe genügt dem Bedürfnisse der Sonn- und Festtage durchaus; die Abschnitte, welche hier ausgelassen sind, beziehen sich fast nur auf die Wochentage, besonders die der heiligen Fastenzeit. Für diese liegt in den meisten Pfarreien ein Bedürfniß nicht vor. Durch den Ausfall dieser Abschnitte ist jedoch der Umfang und folgerichtig der Preis des Werkes erheblich vermindert, so daß einer weiten Verbreitung dadurch ein bedeutender Vorschub geleistet ist. Auch die Ausstattung ist wiederum der Würde des Buches durchaus entsprechend.

Geistesübungen für acht Tage aus den Exercitien des hl. Ignatius. Von G. Patiß, Priester der Gesellschaft Jesu. Zweite, vom Verfasser neu durchgearbeitete Auflage. Mit Erlaubniß der Obern. IV u. 387 S. kl. 8°. Innsbruck, Fel. Rauch, 1889. Preis: *M.* 2.

In voller Wahrheit eine achttägige Exercitien-Anleitung nach dem Exercitien-Büchlein des hl. Ignatius! Das ist gewiß ein hohes Lob für eine derartige Schrift. Die Ordnung des Exercitien-Büchleins, seine Methode, nicht Betrachtungen, sondern Anleitung dazu durch reichhaltige Betrachtungspunkte, Einfügung der Regeln und Winke fürs geistige Leben, manchmal in erläuternder Weise, wie sie als wahre Goldkörner im Exercitien-Büchlein eingestreut sind — damit ist die Anlage und der Inhalt des Büchleins hinlänglich gezeichnet. Für jeden Tag sind vier Betrachtungen angegeben, für drei Tage aus dem Stoff der sogen. ersten Woche, für die drei folgenden aus der zweiten, für einen Tag aus der dritten oder Leidenswoche, für den letzten aus der vierten Woche; zum Selbstgebrauch für Privatexercitien, sowie auch als Skizzen zu öffentlichen Vorträgen werden sie die besten Dienste leisten.

Geschichte der christlichen Kirche. Von Professor Dr. Matthias Robitsch. 4. Aufl. Neu bearbeitet von Constantin Joh. Vidmar, Doctor der Theologie, Benediktiner des Stiftes Schotten in Wien, k. k. Professor an der Staats-Lehrerbildungsanstalt in Krems a. d. Donau. I. Abtheilung: Das christliche Alterthum und das Mittelalter. XXIV u. 664 S. 8°. Regensburg, Manz, 1889. Preis: *M.* 6.

Trotz der günstigen Aufnahme und weiten Verbreitung, welche streng wissenschaftliche Lehrbücher der Kirchengeschichte in neuerer Zeit gefunden haben, ist doch auch für populär-wissenschaftliche Werke dieser Art noch immer freier Spielraum und ein dankbarer Leserkreis geblieben. Dr. Robitsch's Buch erscheint hier bereits in vierter Auflage, nachdem es Professor Vidmar O. S. B. einer fleißigen Neubearbeitung unterzogen hat. Der Bearbeiter bekennt selbst, daß er sich hiefür die Leistungen namentlich der neueren deutschen Kirchenhistoriker reichlich zu Nutzen gemacht hat, und es sind die Vorbilder auch in formaler Hinsicht nicht ohne Einfluß geblieben. Man mag bedauern, daß innerhalb der einzelnen Perioden ein etwas mechanisches und äußerliches Eintheilungsschema zu Grunde gelegt ist, wodurch manchmal nothwendig Zusammengehöriges gewaltsam auseinandergerissen wird; immerhin ist es trotz der hiermit verbundenen Nachtheile gelungen, eine Ueberfülle von Stoff und große Vielseitigkeit der Auffassung in klarer, übersichtlicher, meist wirklich volksthümlicher Weise zur Darstellung zu bringen. Wenn nun auch bei dem Reichthum des Inhaltes und dem Streben nach leichter Darstellung manches einen minder genauen Ausdruck gefunden, manches nur unvollständig zur Darstellung gekommen, manches sehr Bestrittene als historisch hingestellt worden, manche Persönlichkeit nicht die zutreffende Beurtheilung erfahren, hie und da auch etwas geradezu Unrichtiges sich eingeschlichen hat, so verräth sich doch in diesem ganzen Band eine so warme Liebe zur Kirche und dabei ein so biederer Sinn für Wahrheit und Rechtlichkeit nach jeder Seite hin, daß schon jetzt das Buch viel Belehrung verbreiten und vieles Gute stiften kann, von einer künftigen, nochmals sorgfältig geläuterten Auflage aber, an der es ja sicherlich nicht fehlen wird, Vortreffliches sich erwarten läßt. Wie ernst es der Bearbeiter mit der Wahrheit nimmt, zeigt sich schon darin, daß er ängstlich besorgt, ja nichts Ungünstiges zu verschweigen, was über kirchliche Personen oder Einrichtungen geschichtlich erwiesen werden kann, manchmal der nothwendigen Kürze lieber durch Uebergehung der guten und anerkennenswerthen Erscheinungen im kirchlichen Gebiete Rechnung trägt. Trotzdem sucht er wirklich, wie er es sich zum Ziel gesetzt hat, „als Apologet zu wirken" und zeigt sich als aufrichtigen Verehrer des Papstthums, des Ordensstandes und der kirchlichen Wissenschaft, ein echtes Glied des Ordens, der „bleibt, was er bei seiner Gründung war, ein treuer Hort der Frömmigkeit wie der Wissenschaft" (S. 238).

Der wieder zum Leben erwachte große Tilly, oder **des großen Tilly Totenfeier.** Von Jak. Balde. In den Hauptzügen zum erstenmal übersetzt und erklärt von Dr. Jos. Böhm. XXXI u. 148 S. 8°. München, Lindauer'sche Buchhandlung, 1889. *M.* 3.

Balde studirte zu Ingolstadt im Colleg seines Ordens Theologie, als Tilly in dieser Stadt am 30. April 1632 starb. Ein glühender Verehrer des greisen Feldherrn, gab er seiner Begeisterung für denselben und seinem Schmerz Ausdruck in der vorliegenden „Totenfeier". In gebundener und ungebundener Rede werden uns darin die Haupt-

charakterzüge und Thaten des Verstorbenen vorgeführt. Bald ist es der Dichter, der mit zwei Freunden über den Gegenstand ihrer gemeinsamen Verehrung sich bespricht; bald treten die Genien der Länder auf, für die und in denen Tilly gekämpft, und ergehen sich in preisenden Klaggesängen; Mars selbst, der Kriegsgott, erscheint in ihrer Mitte, zürnend und trauernd über den Verlust seines Lieblingshelden. — Im Interesse des Gegenstandes muß man bedauern, daß die im 17. Jahrhundert beliebte alte Mythologie, wie in den übrigen Dichtungen Balde's, so auch in unserer Schrift vielfach verwendet wird. Dieses und die bisweilen übersprudelnde Phantasie des damals noch jugendlichen Verfassers sagen dem veränderten Geschmack unserer Zeit weniger zu, obwohl der Bearbeiter durch erklärende Anmerkungen und passende Kürzungen der heutigen Lesewelt die Bahn geebnet hat. — Die Uebersetzung, bei Balde'schen Schriften bekanntlich eine nicht leichte Arbeit, ist fließend und schön; nur bei den Hexametern und Pentametern dürfte die Strenge der neuern Metrik manchmal Einwendungen erheben. Eine ausführliche Einleitung bringt über das Buch und seinen Gegenstand alles, was zum vollen Verständniß dienlich ist. Wie der Uebersetzer mit Recht hervorhebt, ist die „Totenfeier" ein kräftiger Beweis für die Schuldlosigkeit Tilly's in Bezug auf den Brand Magdeburgs. Interessant sind die Aufzeichnungen des Dichters über den Verlauf der Belagerung Ingolstadts durch Gustav Adolph; ebenso die aus dem Gebetbuch Tilly's mitgetheilten Bruchstücke. — Dem fleißigen und sprachgewandten Uebersetzer gebührt Dank von allen Freunden des Dichters sowohl als des von ihm gefeierten großen Führers der Liga.

Deutsche Kaiser und Könige in Straßburg. Blätter aus der Geschichte der Westmark des Reiches. Von Hermann Ludwig. 228 S. Folio. Straßburg, Schmidts Universitäts-Buchhandlung, 1889. Preis: *M.* 20.

In wahrhaft vornehmer, ernster Ausstattung bietet sich das vorliegende Werk des bekannten Straßburger Culturhistorikers auch äußerlich sofort als eine fürstliche Festgabe dar, wie es denn in der That als eine solche von seiten der Stadt Straßburg an den deutschen Kaiser Wilhelm II. bei Gelegenheit seiner Elsaßfahrt gedient hat. Aber nicht bloß das äußere Gewand, fast mehr noch trägt der Inhalt und die Form das Gepräge der Festschrift. Wir müssen gestehen, daß Hermann Ludwigs ganze Art für diesen Zweig der Schriftstellerei vorzüglich befähigt war. Was seinen Stil anbelangt, hatten wir schon früher Gelegenheit, dessen Adel und Feierlichkeit hervorzuheben, ja sogar insofern zu bedauern, als man doch im gewöhnlichen Leben rascher und einfacher voranzukommen liebt. In diesem Buche jedoch ist die edle Erhebung durchaus an ihrer Stelle. Sodann war es nicht eben ein leichtes Stück Arbeit, in der Sache selbst alle Gefahr des Anstoßes, der Empfindlichkeit oder Ungerechtigkeit bei einer so wechselvollen Geschichte, bei einer solchen feierlichen Gelegenheit, in einer religiös und politisch so sehr gemischten Stadt, und zwar vor dem Herrscher selbst zu umgehen oder doch zu — verschleiern. Insofern eine solche Aufgabe gelöst werden kann — wir halten sie für unlösbar —, hat Hermann Ludwig sich ihrer mit großer Geschicklichkeit entledigt. Politisch ist das Buch in der That eine wahre, warme Versöhnungsschrift ohne Phrasen und Beleidigungen des andern Theiles. Auch der französisch Gesinnte wird sie mit Ruhe und Achtung vor dem Gegner lesen. Wo ferner religiöse Dinge in Frage kommen, bedient sich der Verfasser eines so vornehm milden und ängstlich höflichen Tones, wie er nur im feinsten Salon gefunden wird, der heute um so freudiger anmuthet, je mehr man von gewisser Seite an den Polterton der Markthalle gewöhnt ist. Was an der

Aufgabe einer solchen Festschrift Unmögliches ist, besteht in der „Unfestlichkeit" der Geschichte selbst, die eben ihren Gang nicht mehr zu ändern vermag, sowie darin, daß man geschichtliche Gegensätze durch Höflichkeit wohl mildern aber nicht aufheben kann. Doch lassen wir diese Schwierigkeiten beiseite — der Geschichtskundige wird sie im Buche ohne Mühe herausfinden und das Nöthige für seinen Bedarf verbessern — und weisen wir lieber auf das Interessante und Werthvolle der Festschrift hin, das unseres Erachtens in den Erzählungen über die Anwesenheit der verschiedenen Kaiser und in den vielen oft ganz vortrefflichen Culturbildern aus der Straßburger Vergangenheit belegen ist. Hier läßt der gelehrte und fleißige Verfasser auch meistens die Quellen selbst reden, und das Verzeichniß dieser Quellen am Schlusse des Bandes beweist, daß, was Gründlichkeit und Vorstudien anlangt, dieses Buch keine der gewöhnlichen Festschriften ist, sondern dauernden Werth behalten wird. Das farbige Titelblatt bringt eine sehr glückliche Wiedergabe der berühmten alten Stadtfahne von Straßburg; die übrigen bildlichen Zugaben sind nur authentische Stücke: Siegel, Facsimiles, Portraits, Pläne u. dgl. Besonders interessirt hat uns der facsimilirte Abdruck jener Nithart'schen Seite mit dem Doppelschwure Ludwigs und Karls.

Bachems Novellen-Sammlung. Eine belletristische Haus- und Familienbibliothek. (Ein-Mark-Bände.) 35.—40. Band. (Durschnittlich 220 S. 8°.)

Die von uns wiederholt empfohlene Bachemsche Novellen-Sammlung ist mit den vorliegenden 6 Bändchen zum Abschlusse ihrer zweiten Reihe gelangt. Was wir früher lobend hervorhoben, darf im allgemeinen auch von dieser Fortsetzung des verdienstlichen Unternehmens gesagt werden. Wir freuen uns, daß die eleganten Bändchen eine recht große Verbreitung finden und daß man sie jetzt auch schon in den Bücherläden unserer Bahnhöfe trifft, wo sich früher nur das seichteste, manchmal auch recht frivole und glaubensfeindliche Lesefutter breit machte. Als eine belletristische Haus- und Familienbibliothek haben sie zunächst den durchaus nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß sie manche positiv gefährliche Roman- und Novellensammlung überflüssig machen, zu welcher man sonst bei der nun einmal vorhandenen Lesewuth ganz gewiß greifen würde. Anstatt der schwülen und vergifteten Luft üppiger Sinnlichkeit, skeptischen Zweifels und frechen Unglaubens umgibt uns hier die erhebende und erquickende Atmosphäre des menschlich Reinen, Edeln, Guten, und wenn auch die Leidenschaften und Laster geschildert werden, so treten uns diese doch nicht von ihrer bestrickenden, sondern von ihrer abschreckenden Seite entgegen. Freilich bringt es die gewiß berechtigte Absicht, die Novellensammlung auch nicht-katholischen Familien zugänglich zu machen, mit sich, daß in den Erzählungen das positiv katholische Element nicht betont wird. Wir begreifen das. Dennoch will uns scheinen, daß wenigstens das positiv christliche Element mehr hätte zum Ausdruck kommen müssen. Schon der künstlerische Standpunkt scheint uns das zu fordern. Die Personen, welche in diesen Novellen handelnd und redend auftreten, sind ja nicht rein religionslos gedacht, und die edeln Eigenschaften, die sie haben, die Opfer, die sie bringen, müssen doch wohl eine übernatürliche Grundlage haben. Rein natürlich menschliche Tugend hält in solchen Prüfungen, wie sie uns da geschildert werden, nicht Stand. Wenn auch nur ein Funke wahrer Religion im Herzen dieser Menschen schlummert, so muß er in der Stunde schwerer Versuchung, in der Flut von Leid und Trübsal sich offenbaren. Es scheint uns also auch künstlerisch unwahr, wenn dieses Moment

ganz zurücktritt. Erzählungen, in denen das Uebernatürliche des Christenthums, die Nothwendigkeit des Gebetes und der Gnadenmittel außer Acht gelassen wird, könnten außerdem unter Umständen geradezu schädlich wirken, indem sie die falsche Vorstellung nahe legten, als ob menschlich Gutes, Reines und Edles auch ohne Religion erreichbar wäre. Im übrigen verweisen wir auf Bd. X. S. 221 ff. dieser Zeitschrift, wo sich eine ausführliche Darlegung der Principien findet. — Was den poetischen Werth der vorliegenden Novellen angeht, so überragen die meisten derselben das Mittelmaß des gewöhnlich Gebotenen. Nach diesen mehr allgemeinen Sätzen wollen wir kurz auf den Inhalt der einzelnen Bände eingehen.

35. Band. An den Stufen des Thrones. Roman von E. Rudorff. Die Bezeichnung „Roman" ist nicht ganz zutreffend, indem die schöne Dichtung weder durch Inhalt noch Umfang über die Novelle hinausgeht. Die Aufgabe, welche die Verfasserin sich stellte, geht aber wohl über das Mittelmaß der Novellen hinaus und ist recht glücklich gelöst. Eine fürstliche Convenienzheirath soll zu einer Verbindung der Herzen erhoben werden. Was die Lösung sehr erleichtert, ist der edle Charakter, der sowohl die Prinzessin als den Kronprinzen von vorne herein zu Geistesverwandten macht. Trotzdem hätte das Geständniß: „Mein Herz ist nicht mehr frei", mit welchem Evelina gleich beim ersten Begegnen ihrem Bräutigam entgegentritt, wohl ein schwereres Hinderniß der Verbindung ihrer Seelen entgegengesetzt, wenn dasselbe im eigentlichen Sinne des Wortes zu verstehen gewesen wäre. So ist es eigentlich nur ein Mißverständniß dieses Wortes, das beseitigt werden muß. Das edelste Vertrauen und vereinte Pflichterfüllung räumen endlich jedes Hinderniß weg und führen die beiden Gatten zum vollen Einklang ihrer Herzen. Die Charaktere sind gut gezeichnet, und die gehaltreiche Erzählung macht auch in den begleitenden Episoden den Eindruck künstlerischer Abrundung. Etwas befremdend ist es, daß die Verfasserin von einer „Abtissin des Klosters du sacré coeur" redet und „die frommen Schwestern in der Kathedrale von Arles Vesper-Hymnen singen" läßt. Solche Schnitzer sind wir nur bei nicht katholischen Erzählern gewohnt. — Die kleine Novelle „Eine zehnte Sinfonie" von Elise Polko gehört zu den besten der Sammlung. Sie selbst mit ihrem herzensguten und kindlich einfältigen Cantor, der in Noth und Armuth, Lieb und Leid stets voller Hoffnung seine zehn Sinfonien schreibt, von denen zu seinen Lebzeiten keine aufgeführt wird, und der endlich unter Weihnachtsmelodien an der Orgel sterbend zusammenbricht, ist in seinem Leben und Leiden ein liebliches Tonidyll, das im Herzen des Lesers freundlich wiederklingt. — Lange nicht so befriedigt hat uns „Maria Angela" von E. v. Pütz. Das ist das ewig alte Lied von Er und Sie, die sich auf den ersten Blick im ersten Kapitel verlieben und im letzten Kapitel „kriegen". Der Er ist ein deutscher Baron, „Kurt von Felbern", „groß, elegant, vornehm aussehend, mit blauen Augen, blondem, gelocktem Haar und mächtigem Schnurrbart, den er mehr aus Gewohnheit als aus Eitelkeit oft durch die Finger gleiten ließ". Sie ist die achtzehnjährige Marchesina Maria Angela Varnole, die eben aus dem Kloster heimkehrte, „wo sie wunderschön Straminstickerei, Spitzenhäkeln und Lochsaumnähen gelernt hatte, außerdem noch Lesen, Schreiben, Rechnen, ein wenig Geschichte und ein wenig Geographie. Doch noch eines konnte Maria Angela — sie sang wie eine Nachtigall, wie eine Lerche, wie ein Engel!" Natürlich ist sie überdies sehr schön, sehr reich und gehörte einer „so ungeheuer alten Familie an, daß sie glaubte, sie hätte eigentlich nie einen Anfang gehabt". Trotz der Intriguen, die eine böse Tante spinnt, sieht der Leser denn

auch sofort, daß die Beiden für einander passen und daß eigentlich die gute alte Magd Enrica gar nicht nothwendig gehabt hätte, „der ‚Santa‘ eine Wachskerze zu opfern, welche ihre Ersparnisse von mindestens einem Jahr verschlang“. Der Inhalt dieser Erzählung ist also nicht gerade ungewöhnlich. Dafür wird gerne anerkannt, daß die Ausführung manche Vorzüge aufweist und daß die Erzählerin es verstanden hat, durch schöne Schilderungen Siena's, wo die Handlung spielt, ihrer Novelle einen gewissen Reiz der Neuheit zu verleihen.

36. Band. Schloß Hartenfels. Roman von M. Berger (E. v. Follenius). Eine recht wohl gelungene Arbeit. Die Handlung ist gut erfunden, die Erzählung geschickt aufgebaut, die Charaktere sind scharf gezeichnet und im Ganzen folgerichtig durchgeführt. Man folgt der Erzählerin mit Spannung bis zum Schlusse. Es handelt sich um den Zusammenbruch einer Schwindlerexistenz. Erna, die Tochter eines Abenteurers, hat den Baron Hartenfels, einen wahrhaft edelherzigen, aber nicht gerade willensstarken und klugen Mann, beschwindelt, daß er sie zur Frau nahm, und sie hat nicht nur den Betrug über ihre wahre Herkunft durch mehr als 20 Jahre fortgesetzt, sondern ihren vertrauensseligen Mann durch Verschwendung und heimliche Geldunterstützung ihres saubern Vaters an den Rand des Bankbruches gebracht. Man sieht das Verderben sich über dem nichts ahnenden Edelmann zusammenziehen, und endlich bricht es los, da der alte Abenteurer, um sich dem Gerichte zu entziehen, zum Selbstmord greift. Da sieht sich die stolze Betrügerin, noch überdies durch eine lebensgefährliche Verwundung ihres Sohnes erschüttert, endlich gezwungen, ihre Schande dem Gemahl einzugestehen, der Edelmuth genug besitzt, ihr zu verzeihen. Die großmüthige Hilfe einer Schwiegertochter, deren Vermögen sie zum größten Theile mit verschwendet hat, und einer Schwester, die sie früher lieblos verläugnete, halten das äußerste Unglück ab. Gerade in dieser an Erschütterungen reichen Handlung macht sich der Mangel an positiv religiöser Färbung ganz besonders bemerklich. Die Handelnden, seien es nun Katholiken oder Protestanten (man findet, wie in den meisten andern Novellen, keinerlei Andeutung darüber), müssen hier ihre Verzeihung, ihre Opfer, ihre Lebensbesserung aus übernatürlichen Beweggründen hervorgehen lassen, wenn sie uns als innerlich wahr erscheinen sollen. Weniger gut als die Haupthandlung scheint uns die begleitende Episode der Liebe zwischen Lotte Hartenfels und Doctor Hans Merker gelungen.

37. Band. Eine fremde Blume. Novelle von Elise Polko. Die „fremde Blume“ ist die reiche und schöne Tochter eines mexikanischen Pflanzers, die ihr Herz an einen deutschen Privatdocenten verliert, welcher auf wissenschaftlicher Forschung Mexiko durchstreift. Sein Abschied wirft das kränkelnde Mädchen so nieder, daß ein Blutsturz ihr Leben bedroht; da läßt sich der Fremde bestimmen, die fast Sterbende zu ehelichen, aus Mitleid, weil die Gewährung dieses Wunsches nach der Ansicht des Arztes die einzige Hoffnung auf Genesung bietet. Die todkranke Gattin zurücklassend kehrt er dann in die deutsche Heimat zurück, wo er aus Gründen, die ihm zulässig scheinen, seine Verbindung verheimlicht. Es beginnt nun sofort eine Liebe zwischen ihm und einer Jugendbekannten zu keimen, und in seinem Herzen entbrennt ein gefährlicher Kampf zwischen Neigung und Pflicht — die bittere Frucht seiner nicht ganz ehrlichen Handlungsweise. Noch eben rechtzeitig, um schwerem Falle vorzubeugen, wird seine Ehe entdeckt; der unerwartete Stoß knickt aber das Herz des nichts ahnenden Mädchens. Die Durchführung dieser an ergreifenden Scenen reichen Begebenheit ist mit viel Geschick besorgt, und die eingestreuten Poesien, namentlich das schöne Veilchenlied, verbreiten über das Ganze einen eigenartigen

Duft. — Noch werthvoller ist die schöne, künstlerisch abgerundete Novelle von M. Lenzen di Sebregondi: „Gefehlt". Ein hartes, stolzes, selbstgerechtes Frauenherz hat die Scheidung von ihrem edelmüthigen Gemahl durch ungerechte, bittere Kränkung herbeigeführt. Einsamkeit bringt ihr Selbsterkenntniß; Liebeserweise machen ihr Herz weicher, und endlich ist sie in der Demuth so weit, daß sie sich selbst die größere Hälfte der Schuld zuschreibt. In demüthiger Bitte sucht und findet sie endlich Verzeihung. Auch die Nebenhandlung und alle übrigen Personen sind gut erfunden und die Charaktere meisterhaft gezeichnet. Wir würden die Novelle eine wahre Perle nennen, wenn nicht auch in ihr das religiöse Moment, ohne das eine solche Herzenswandlung rein unmöglich ist, so ganz außer Acht gelassen wäre. — Bei der kurzen Erzählung: „Auf Ehre", die uns Hermann Grabert bietet, bedauern wir nur, daß sie gar so kurz ausgefallen ist. Hier ist der Stoff zu einem prachtvollen geschichtlichen Roman aus der Schreckenszeit der französischen Revolution geboten, der eine weitere Ausführung wohl verdiente, um so mehr, da die Begebenheit als eine wahre erzählt wird. Doch ist sie auch in dieser kurzen Form nicht wirkungslos.

38. **Band.** „Vom alten Stamm" der Freiin von Brackel gehört unbestritten zu den besten Stücken der Sammlung. Halb Märchen, halb Novelle, ist es eine ganz eigenartige, zartsinnige Schöpfung, welche den Leser erhebt und befriedigt. Schön ist auch der Abschluß, der den Sinnspruch der Ahnfrau noch einmal zum Ausdruck bringt: daß der Gipfel „zum Himmel streben" soll, „denn sonst ist es doch nur krüppelhaft Gesträuch". — „Das düstere Haus", Novelle von L. Reissen, erreicht die künstlerische Höhe der vorhergehenden Dichtung keineswegs, liest sich aber doch ganz gut und wird solchen, die den düstern, unheimlichen Hintergrund eines Verbrechens lieben, Befriedigung bieten. — „Fügungen", Novelle von Otto Osberg, hat manches Gute. Besonders gefallen hat uns der Versuch, in den Gesprächen auch einmal einen ernsteren Gegenstand zu behandeln; hier das Nationalitätsprincip, speciell die Polenfrage. Dagegen ist nicht zu loben, daß zu den Heldinnen der Geschichte zwei kaum heiratsfähige Pensionatsfreundinnen gemacht sind, die anläßlich eines Ferienbesuches die Herzen erobern (eine davon dasjenige eines adeligen Majoratsherrn, eines alten Wittwers) und die dann schließlich nach verschiedenen „Fügungen" glücklich unter die Haube kommen.

39. **Band.** „Die Sühne", Novelle von H. v. Veltheim, enthält recht schöne Züge christlicher Gesinnung in unverdientem Unglück. Man wird der breit angelegten Erzählung gerne folgen, obschon die Erfindung mitunter etwas gewagt ist. Am schwächsten scheint uns die Grundlage; denn wegen eines Diebstahls von einem Louisd'or — unter solchen Umständen — erfolgt wohl nach dem Gesetzbuche keines Landes eine so schwere Verurtheilung; auch dürfte es einem Sträflinge nicht leicht sein, einen Dolch mit ins Gefängniß hineinzubringen. Das Unglück, in welches der gewaltsam aus dem Gefängnisse ausbrechende Sträfling den armen Gerichtsschreiber stürzt, wird freilich glänzend gesühnt; überhaupt zeigt sich der „Verbrecher" als ein edler Mensch, der schließlich auch das schwerste Opfer bringt und so seinen Fehltritt in den Augen des Lesers mehr als gut macht. — „Der letzte Schuß", Novelle von Ev. v. Pütz, scheint uns leider kein Treffer zu sein. Schon gleich bei der ersten Begegnung, in welcher die Dornröschen-Scene nachgeahmt wird, macht sich der Held durch sein Benehmen zum mindesten einer läppischen Ungezogenheit schuldig. Das rothe Haar der Heldin sieht fast aus „wie ein lockiger Pferdeschweif"; von Gestalt ist sie „rundlich, doch schlank". Ihre Magd hat als „besondere Kenn-

zeichen: rothe Ellenbogen. Dazu eine kugelrunde Gestalt und ebenso runde Augen, welche sie in beständigem Erstaunen aufriß und ängstlich rollte". Sie läuft „mit der Anmuth eines Elephantenweibchens in kurzem Galopp den Gang hinunter". Auf dem Ball wird Fräulein Irmengard also geschildert: „Sie war mehr als schön, sie war pikant — sie war mehr als pikant, sie war hinreißend! Wie der spartanische Knabe sich unter dem Mantel vom Fuchs zernagen ließ, ohne seine Schmerzen zu verrathen, so verbarg Irmengard unter einer vollkommen gleichgiltigen Miene die Qualen, welche sie empfand, so allein dazusitzen" u. s. w. Man sieht, daß die Gefühle junger Damen nicht immer die angenehmsten sind, und freut sich, wenn schließlich die wilde Jägerin sowohl als ihre kränkliche Schwester durch Heiraten, die, wie wir hoffen wollen, glücklich ausfallen, in etwas geordnetere Verhältnisse kommen. Daß übrigens der Rittmeister die arme nervenkranke Gertrud, die sich einer Krücke bedienen muß, auf die Hoffnung hin, daß Bäder sie vielleicht heilen werden, zur Lebensgefährtin wählt, ist von ihm zwar sehr edelmüthig, aber leider ebenso unwahrscheinlich wie die meisten übrigen Begebenheiten der Novelle.

40. Band. „Im Kampf mit der Welt". Münsterländische Novelle von J. v. Dirkink. Hier steht doch wieder einmal nicht eine Liebschaft im Mittelpunkt der Handlung, sondern die Erzählerin hat sich die weit schwerere Aufgabe gestellt, ein hartes, verbittertes Herz, das sich mit aller Welt im Kampfe sieht, auszusöhnen. Freilich zeigt uns Tante Nöre die Münsterländer nicht von der liebenswürdigen Seite, und wir wollen gerne annehmen, daß dieses querköpfige Menschenkind eine Ausnahme unter den Menschengewächsen der Rothen Erde bildet. Eine Aufführung des Messias von Händel soll endlich die Herzenswandlung zu Stande bringen, an welcher der Beichtvater umsonst gearbeitet hat. Soll wirklich in einem katholischen Westfalen die Kunst zur Sinnesänderung mehr vermögen als die Religion? — „Im Lande der Mondscheinler". Amerikanisches Zeitbild von H. v. Eimbeck. Ein mit viel Phantasie geschriebenes, spannendes Abenteuer, in welches sich ein deutscher Maler, allerdings bodenlos leichtsinnig — einläßt. Daß derselbe sogar an einem blutigen Gefechte der Mondscheinler gegen die Steuerbeamten theilnimmt, ist geradezu unbegreiflich. Er hätte eigentlich verdient, daß er seinen sträflichen Leichtsinn mindestens mit einer Wunde büßte. Die Geschichte würde dann jedenfalls einen befriedigenderen Abschluß gefunden haben. — „Gelandet". Novelle von Walter Schwarz. „Gestrandet" könnte der Titel dieser schönen Novelle, welche die zweite Reihe der Sammlung zum Abschluß bringt, ebenso gut heißen. Ein junges Mädchen, das bei einer Dilettantenaufführung in häuslichem Kreise mit Beifall überschüttet wird, läßt sich von Ruhmbegier verleiten, die Laufbahn einer Opernsängerin zu betreten. Allein statt der Ruhmeskränze erntet es bittere Enttäuschungen und endet nach wenigen Jahren als Figurantin auf einer Winkelbühne in Noth und Elend. Glücklich, daß die Sterbende noch sagen kann, ihre Seele wenigstens habe nicht Schiffbruch gelitten! Die Charaktere sind gut gezeichnet, die Begebenheiten geschickt begründet und fließend erzählt. Daß aber die Geschichte gerade den schiefen Ausspruch Kleist's: „Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keines", bestätigen soll, berührt am Schlusse unangenehm. Da hätte man doch ein ganz anderes fabula docet hinsetzen können.

Wir haben uns nicht gescheut, dem wohlverdienten Lob, das die schöne Bachemsche Novellensammlung verdient, auch hin und wieder ein Wort des Tadels

beizufügen, gerade weil uns die Aufgabe der Unterhaltungsliteratur eine so wichtige scheint und weil wir in den Fortsetzungen und neuen Auflagen dieser mit Recht allgemein beliebten Bändchen so gerne ein Ideal erreicht sehen möchten; höher als manche andere uns bekannte Sammlungen stehen sie jetzt schon und verdienen daher weite Verbreitung.

Miscellen.

Amara Pellegrina, die römische Correspondentin des Herrn Dr. Beyschlag in Halle. Da es dem Herrn Dr. W. Beyschlag bislang noch nicht geglückt ist, den Felsen Petri von Halle aus in die Luft zu sprengen, so hat er seine Zuflucht zum Ewig-Weiblichen genommen und eine Dame in Rom ersucht, den fatalen Felsen wegzupicken. Amara Pellegrina nennt sie sich. Eine verheiratete Dame wird unter diesem Namen wohl kaum zu verstehen sein, da die Familienmütter des evangelischen Bundes genug zu thun haben werden, Bundesstrümpfe zu stricken, Bundeshemden zu nähen, Bundessuppen zu kochen, Bundeskinder zu wiegen und Bundeshausrechnungen zu führen. Man wird somit eher annehmen können, daß Amara eine jener schönen Seelen ist, die nur deshalb den Cölibat hassen, weil sie noch keinen Gespons gefunden haben. Daher wohl der Name: Amara, „die Bittere" oder „Bitterchen", um die Holdselige dem deutschen „Schneewittchen" und „Dornröschen" näher zu rücken. Der Name stimmt. Alles, was sie über katholische Verhältnisse schreibt, hat einen bittern, galligen Beigeschmack, so daß man fast versucht sein möchte, den evangelischen Bund für eine deutsche Lebensverbitterungsgesellschaft anzusehen. Was aber den Namen „Pellegrina" betrifft, so ist zu erinnern, daß derselbe so viel als „Pilgerin" oder „Wallfahrerin" bedeutet, d. h. eine Frau, die in frommer Andacht heilige Stätten besucht; eine Frau dagegen, die aus fremdem Haus und fremder Stadt nur schmäht und klatscht, die nennt man auf italienisch Pettegola, zu deutsch „Klatschbase". Welcher von den beiden Namen nun der Fräulein Amara besser zusteht, das möge sie selbst und das mögen auch ihre Leser in heilsame Erwägung ziehen. Wir enthalten uns jeder derartigen Namensverleihung.

Staunend haben wir oft den Aufschwung betrachtet, den die feineren weiblichen Handarbeiten in Deutschland genommen, so die altdeutsche Leinenstickerei in Kreuzstich, der herrliche Spitzenstich in Mull, Batist und Tüll, die verschiedenen Tapisserie-, Strick-, Häkel-, Frivolitäten-, Filet-, Filet-Guipure-, Knüpf- und Rahmenarbeiten, die Mosaiken aus Tuch und Seide, die zierlichsten Blumen aus Wolle, Federn und Papier. Wenn wir nun Fräulein Amara in ihrem zarten Spitzenhäubchen ihr trautes, deutsches Heim verlassen

sehen, um in Rom selbst den Weltkampf mit dem Papstthum aufzunehmen, da überkommt uns unwillkürlich das tiefe Mitgefühl eines seelenvollen Onkels, und trotz des Segens, den sie von Halle mit auf den Weg bekommen, möchten wir der streitbaren Pilgerin zurufen: Liebes Kind! Laß deine Fingerchen vom Felsen Petri! Er ist zu groß und hoch für dich. Was den römischen Cäsaren, den longobardischen Königen, den Hohenstaufen, dem Doctor Martin Luther und dem Corsen Napoleon nicht geglückt ist, das wird auch dir nicht glücken! Du wirst dir an dem ewigen Felsen nur die lieben Finger blutig kratzen! Willst du aber durchaus für die „Deutsch-evangelischen Blätter" Aufsätzchen über Rom schreiben, dann, Holdseligste, lern' erst etwas italienisch, bevor du schreibst. Sonst blamirst du dich selbst und den lieben, würdigen Beyschlag.

Fräulein Amara hat in ihrem Römischen Bericht wirklich kaum **einen** italienischen Eigennamen richtig geschrieben. Den Cardinal „Rampolla", der doch alle Wochen in der Zeitung steht, nennt sie „Rampoll**o**"; den Cardinal „Parocchi" schreibt sie „Pa**r**r**o**chi**o**; Cardinal „Alimonda" heißt bei ihr „Alimond**i**"; der berühmte Prediger P. Agostino da Montefeltro wird bei ihr ein Agostino d**i** Montefeltr**e**, sein Verleger Perino ein Pe**r**rin, der Bischof Bonomelli zu Cremona ein Monsignor Bomelli; und der hl. Paulus sagt bei ihr: „Wer den Leib Christi impunamente ißt und trinkt, ißt und trinkt sein eigenes Gericht."

Was würde Fräulein Amara sagen, wenn wir ihrem Beispiel folgen und z. B. ihren Liebling Giordano Bruno der Kürze halber „**Guano** Bruno" nennen wollten? Denn Bruno ist wirklich ihr Liebling. Sie schwärmt für ihn. Von den 25 Seiten ihres römischen Berichtes sind 10 seiner Verehrung geweiht. Ihre „Geschichtsquellen" sind die Festberichte der italienischen Blätter über die Brunofeier, darunter die „Illustra**k**ione Italiana" (deren Titel sie nicht einmal richtig abzuschreiben weiß), ein Stück aus der Rede Bovio's und die bekannten Lobpreisungen, mit welchen der christliche Pantheist und pantheistische Christ, Professor Carriere in München, seinen verbrannten Vorläufer verhimmelt hat. Doch

„widerlich ist mir's,
Noch einmal, was genau verkündiget ward, zu erzählen."

Also meint schon Vater Homer, und wir theilen ganz seine Ansicht. Dieser armselige Wicht von Bruno ist fürwahr im verflossenen Jahre mehr als genug gepriesen und verhimmelt worden, und die katholikenfeindliche Presse hat sich dabei vielfach ein Sittenzeugniß ausgestellt, das ihrer würdig war. Wundern müssen wir uns aber doch ein wenig, daß die „Deutsch-evangelischen Blätter, Zeitschrift für den **gesammten** Bereich des deutschen Protestantismus", die Brunofeier noch bis an das Ende des Jahres verlängerten, während doch die „Kreuzzeitung" und mit ihr viele angesehene deutsche Protestanten gegen diese Feier laute und entschiedene Verwahrung eingelegt haben. Wahrhaft komisch wirkt es vollends, wenn Fräulein Amara sich zwischen hinein doch zu dem

Geständniß gezwungen sieht: „Dort (in Genf) gewahrten die ernsten Protestanten unter den italienischen Flüchtlingen bald, daß er (Bruno) kein Gesinnungsgenosse von ihnen sei, und er floh gern den düstern Ort", und wenn sie schließlich „scheidend von ihm, den nur Mißverstand zu einem Blutzeugen unseres Herrn stempeln kann oder zu dem Messias des zwanzigsten Jahrhunderts, und der doch sein Stück Geistesarbeit für die moderne Welt vollbracht hat", ein Bruno-Sonett aus Carriere abschreibt. Wozu so viel Lärm für nichts, Fräulein Amara?

An den Bericht über die Bruno-Feier reiht sich ein ebenso langer über die Predigten des berühmten Kanzelredners Agostino di Montefeltre, wie Fräulein ihn nennt.

„Ich nehme", so schreibt sie, „um so mehr Gelegenheit, von ihm zu berichten, als ich bei meinem Aufenthalt in Deutschland die Mainzer Ausgabe seiner übersetzten Predigten in evangelischen Häusern gefunden habe. Ob diese Uebersetzung zuverlässig und nicht etwa dem deutschen Protestantismus zu lieb mit größerer Schriftkenntniß verbrämt ist, vermag ich nicht zu sagen. Ich muß mich beschränken, die Dinge zu betrachten, wie sie hier verlaufen sind. Und da will ich zur Steuer der Wahrheit mit dem Geständniß anheben, daß ich in meinem ganzen Leben keine so bittere Enttäuschung erfahren habe, als da ich ihn hörte, den die Fama zum größten Redner und Propheten der Gegenwart gemacht hatte. Ein Mönch der allergewöhnlichsten Art mit schriller, unangenehmer Stimme begann in so athemloser Eile, in so rasender Geschwindigkeit eine Lection herzuschnattern, von der seine Seele nichts zu wissen schien, daß nur die allerschärfste Aufmerksamkeit überhaupt die Worte zu erhaschen vermochte. Zum Glück besaß man, um dieselben mit Verstand zu beurtheilen, die nach stenographischen Aufzeichnungen gedruckten Blätter, welche an der Kirchthüre für 10 Centisimi verkauft wurden."

Nach dieser vernichtenden Kritik werden diese Predigten hoffentlich in evangelischen Häusern nicht mehr Zutritt finden. Das wäre doch gar zu schrecklich und unverantwortlich! Weshalb aber Fräulein die deutsche Uebersetzung nicht mit dem italienischen Text verglichen und die etwa größere Schriftkenntniß des Uebersetzers constatirt hat, begreifen wir nicht. Das hätte freilich etwas Arbeit gekostet, aber sie hätte sich damit den Vorwurf erspart, wir wollen nicht sagen „geschnattert", aber ohne alle Untersuchung und ganz grundlos Verdacht erhoben zu haben. Wenn sie Italien besser kännte, so wüßte sie auch, daß die Italiener nicht an den langsamen, salbungstriefenden Vortrag gewisser evangelischer Prediger mit Seufzern, Tremolos und Rührungspausen gewöhnt sind. Verstände sie ordentlich die italienische Sprache, so hätte sie gleich tausend anderen Zuhörern mit den Worten auch den Sinn zu „erhaschen" vermocht und hätte nicht erst der gedruckten Aufzeichnungen bedurft, um sie „mit Verstand" zu beurtheilen.

Diesen ihren „Verstand" sucht Fräulein Amara dadurch leuchten zu lassen, daß sie aus liberalen Blättern den längstbekannten Klatsch über das Leben des gefeierten Predigers mit allerlei willkürlich abgerupften Fetzen aus seinen Predigten zusammenstellt, diese verdreht, verzerrt und bald hochmüthig,

bald boshaft glossirt. Es ist unmöglich, aus ihrem Bericht auch nur von einer der Predigten eine annähernde Vorstellung zu bekommen. Alles ist eitel Carricatur, darauf berechnet, von der Lesung dieser Predigten abzuschrecken. Die Furcht, daß dieselben, ganz und ehrlich gelesen, einen wesentlich andern Eindruck machen würden, spricht sich am Schluß des Berichtes sehr vernehmlich aus:

„Und dabei reden und hören wir so viel von idealem Katholicismus! Wenn wir alle ehrlich sagen sollten, was wir damit meinen, kämen wunderliche Dinge heraus. Mich däucht, wir kleiden die unbestimmte Sehnsucht nach dem, was keine irdische Kirche hat, in dieses von echt deutschem Idealismus geschaffene Wort.

„Ja, seit wir die Zwölf-Apostel-Lehre gefunden haben, ist nicht einmal in dem zweiten Jahrhundert ein rechtes Ausruhen für unser sehnendes Gemüth. Der eine seufzt danach, die Idee des Opfers im Christenthum auszubilden, wenn man sie nur von dem Begriff des Verdienstes trennen könnte, worin ihre Macht in der römischen Kirche steckt. Der andere seufzt nach der Einheit und Würde einer bischöflichen Kirche, wenn man sie nur von dem Wirrwarr des Hochkirchenthums freihalten könnte. Einen bezaubert der Begriff eines echten Priesterthums, das dem alltäglichen, dem Familienleben entrückt ist; den andern blendet eine Auffassung der Eucharistie, über die man sich noch nicht einmal einigen kann, ob sie im Urchristenthum irgend eine Wurzel hat. Wer über die protestantische Predigtkirche klagt, hat ein Verlangen nach der Liturgie der alten Kirche, wie sie in der evangelischen Kirche fortlebt, und wen diese tödtlich langweilt, der ruft nach geistgesalbten Predigern, nach individueller Erbauung. Wer den erstarrten Protestantismus mit seinen leeren Kirchen beklagt, schwärmt von der Poesie eines römischen Gottesdienstes, wo Auge und Ohr satt werden, wenn auch nicht Geist und Herz.

„Anstatt von idealem Katholicismus, sollten wir reden von der Lehre der Schrift und des Herrn in ihrer ganzen Fülle, dem Lebensbrode für jedes noch so reich ausgestattete Menschenherz.

„Das Papstthum, wie es ist, gewesen ist und bleiben wird, bis Gott in seiner Gnade uns das Räthsel der Sphinx lösen wird, ist der Riesenbau des erschreckendsten Egoismus, der sich auf Geld und Macht aufbaut und damit die Menschheit knechtet."

Welch eine Verwirrung der Begriffe! Klar genug ist hier angedeutet, daß nicht nur einzelne, sondern viele deutsche Protestanten sich unwillkürlich zur katholischen Kirche hingezogen fühlen, weil hier die Lehre der Apostel, die verwirklichte Idee des Opfers, die Einheit und Würde des Episkopats, das echte Priesterthum, die von Christus selbst eingesetzte Hierarchie, die ehrwürdigste Liturgie und die erhabenste christliche Poesie und Kunst sich mit dem Predigtamte der Apostel vereinigt findet. Allein sie sollen nicht hinüber! Sie müssen um jeden Preis protestantisch bleiben! Im selben Athemzug, in welchem „der erstarrte Protestantismus mit seinen leeren Kirchen beklagt

wird", wird alles ideale Streben nach der von Christus gestifteten Kirche für reine Täuschung, diese selbst, nur mit etwas weniger schroffen Worten, als das dämonische Babel der Apokalypse hingestellt. Der Riesenbau des erschreckendsten Egoismus! auf Geld und Macht gebaut! in gewaltsamer Knechtung gipfelnd! Wie kann aber da noch ein Räthsel der Sphinx zu lösen sein? Kann der Riesenbau des erschreckendsten Egoismus denn je im Plane Gottes liegen? Und wenn nicht, warum hat Gott denn für die nach seiner Offenbarung Dürstenden nicht besser gesorgt?

Ja, er hat gesorgt. Alle Charakterzüge, alle Kennzeichen, alle Zwecke und Mittel der von Christus gestifteten Kirche finden sich in der katholischen vor, und die Schwächen und Mängel, die an ihren menschlichen Organen und Repräsentanten zu Tage treten, vermögen den Charakter des Göttlichen nicht zu zerstören, den sie an ihrer Stirne trägt.

Nur einen Ausweg gibt es, um das Sehnen des christlichen Gemüths nach der wahren und darum idealen Kirche zum Schweigen zu bringen. Und dieser Ausweg hat seit dem 16. Jahrhundert darin bestanden, für alles Große, Erhabene und Schöne der katholischen Kirche die Augen zu schließen, aber aus dunkeln Winkeln etwas Klatsch herbeizuzerren und diesen aufzubauschen, als wäre es das Evangelium.

Aus einer Nummer des „Figaro", des Klatschblattes der eleganten Pariserwelt, theilt uns Fräulein Amara in specificirter Rechnung die Kosten einer Cardinalsernennung mit. 52 000 Frcs.!! Der letzte Posten heißt: „Reise des Cardinals nach Rom, wo er den rothen Hut reichlich ‚begießen' muß, indem er die Cardinäle und durchreisenden Bischöfe zum Mittagsmahle lädt, große Abendgesellschaften hält und Trinkgelder gibt: 12 000 Frcs.!!" Fräulein scheint nicht zu wissen, daß beim Kaiserdiner im Palmengarten zu Frankfurt das Gedeck jüngst auf 98 Mark kam, das ganze Diner auf mehr als 23 000 Mark. Fräulein scheint nicht zu wissen, daß die Inscenirung einer einzigen Oper in Paris (von Meyerbeers Afrikanerin) 299 672 Frcs. kostete, die von Verdi's Aïda 239 368 Frcs. Fräulein möge sich in ihrem „evangelischen" Berlin erkundigen, was ein Ballet, eine Oper, ein großes Diner, ein Festabend daselbst kostet, und dann sage sie uns gütigst, wo „der Riesenbau des erschreckendsten Egoismus" ist, „der sich auf Geld und Macht aufbaut".

„Ferner erfuhr man diesen Sommer" — so lautet eine andere Quellenangabe der Fräulein Amara. Was erfuhr man? Daß eine große englische Gesellschaft dem Orden der Certosianer (Karthäuser scheint Fräulein nicht zu kennen) in der Dauphiné für Abtretung des Geheimnisses der berühmten ‚Chartreuse' 80 Millionen Franken geboten, der Ordens-General aber abgelehnt habe. Die Engländer wandten sich darauf an den Papst, und dieser schickte einen Legaten (!) an den Orden, durch welchen er die Annahme des Anerbietens dringend empfahl. Doch ist ein letzter Entschluß nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen, aber man vermuthet, die französische Regierung werde ein Veto einlegen, daß ein so ungeheurer Betrieb in fremde Hände komme, einmal weil die Certosa (Karthause!) dem Staat eine halbe Million

jährlicher Abgaben zahlt, und dann, weil die ganze Bevölkerung der Dauphiné von der Industrie Nutzen zieht.

„Warum der Papst sich in die Sache gemischt, ist einfach daraus zu erklären, daß das Kloster seit dem Jahre 1870 infolge eines Ordensbeschlusses jährlich dem Papst eine Million, nämlich die volle Hälfte seines Reingewinnes, schenkt. Nun drängt der Papst zum Verkauf, weil er dann die Hälfte der Zinsen von 80 Millionen erhalten würde."

Warum nicht 800 Millionen? Warum nicht eine Milliarde? Wenn aus der katholischen Kirche nun einmal das größte Liqueurgeschäft der Welt gemacht werden soll und der Papst „Legaten" schickt, um möglichst günstig zu verkaufen, da kann es in den Zahlen doch auf eine Null mehr oder weniger nicht ankommen. Also nur ordentlich multiplicirt, Fräulein Amara! Das „innere Zeugniß" genügt ja in solchen Dingen. Nach dem Dictionnaire Géographique des Vivien de Saint Martin (Paris 1879. I, 692) zieht die große Karthause bei Grenoble aus der Bereitung von Gesundheitsliqueur über (plus de) 500 000 Frcs.; offenbar eine annähernde Angabe, für die Herr Vivien einzustehen hat, die man aber ohne anderweitige zuverlässige Bürgschaft nicht gleich verdoppeln oder vervierfachen darf. Davon müssen nun die Mönche (im Jahre 1883 etwa 65 an Zahl) leben, muß das Kloster im Stand gehalten und der Gottesdienst bestritten werden, davon zehrt ein Theil des umliegenden Volkes. Wie die Mönche aber von dem restirenden Geld eine halbe Million Abgaben zahlen und eine Million an den Papst senden wollen, das möge sich jeder selbst berechnen.

Aus dieser nicht vorhandenen Million will jedoch Fräulein Amara das officielle Budget des Papstes corrigiren, das sie ebenfalls mittheilt, um das Papstthum als „Riesenbau des erschreckendsten Egoismus" zu constatiren.

Einnahmen	12 000 000	Frcs.
In Kassa	1 270 000	„
Ausgaben	11 230 000	„

Aber, bestes Fräulein, was sind denn 11 Millionen für einen Herrscher, der die religiös-kirchlichen, wissenschaftlichen und charitativen Interessen von 200 Millionen Seelen in allen fünf Welttheilen wahrzunehmen hat? Für einen Professor in Halle oder einen Superintendenten in Berlin wäre das freilich etwas viel; aber für den Papst ist es wirklich wenig. Wenn Sie 12 Millionen für lediglich religiöse Zwecke auf der gesammten Erdoberfläche für zu viel halten, was sagen Sie denn zu den 17 Millionen, welche die Pariser Theater in der Saison 1886 auf 1887 eingenommen haben? Und wie verschwinden die 11 Millionen Ausgaben, mit denen der Papst friedlich die Interessen der Religion, der Wohlthätigkeit, der Wissenschaft und Kunst fördert, gegen die Militärbudgets der Großmächte Europa's. Das Kriegsministerium von Frankreich hatte für 1888 ein Budget von nahezu 537 Millionen Franken. Das Budget des Deutschen Reiches verzeichnete für 1888 auf 1889 an Ausgaben für die Verwaltung des Reichsheeres

Fortdauernde	362 819 438	Mark,
Einmalige	372 473 616	„
	735 293 054	Mark.

Wie es nun der Papst zu Stande bringen soll, gegen den Willen der Großmächte „mit Geld und Macht" „die Menschheit zu knechten", das gehört zu den Wundern, die sich Fräulein Amara von Dr. Beyschlag erklären lassen mag. Wir wollen hiebei weder die eine noch die andere Großmacht deshalb des Egoismus anklagen; aber nur aus christlicher Liebe brauchten die civilisirten Völker doch nicht jedes Jahr für kriegerische Zwecke so enorme Summen auszugeben.

Einen Anflug von Trost und Hoffnung gewährt Fräulein Amara das im Laufe des vorigen Jahres entstandene römische Skandalblatt „Cronaca nera". „Die Nebelschicht von Hunger und Groll", sagt sie, „von getäuschtem Ehrgeiz, wirklichem Gram ums Vaterland und Haß gegen harte Bedrücker wird immer dichter, und in ihr ist der Plan zu der seit August bestehenden ‚Cronaca nera' entstanden." Von der einen Nummer, welche der wohlunterrichteten Correspondentin in die Hände gekommen, meint sie:

„Der Ton der Artikel scheint anständig zu sein: allerdings ist die Kritik der unsittlichen, geizigen und herrschsüchtigen hohen Geistlichkeit dadurch nur um so einschneidender. Von irgend einem Hauch der Erneuerung, des Trachtens nach einer inneren Reform der Kirche ist indessen nichts zu spüren."

Wenn Fräulein mehrere Nummern gekauft oder wenigstens die eine ruhig gelesen hätte, so hätte sie sich wohl überzeugen können, daß der Ton nichts weniger als anständig ist, wie es auch von ihr nicht eben viel Anstand verräth, wenn sie sich unterfängt, die hohe Geistlichkeit Roms „unsittlich, geizig und herrschsüchtig" zu schelten. Das Skandalblatt ist übrigens bereits in seiner eigenen Bosheit erstickt. „Die berüchtigte Cronaca Nera, welche vor einigen Monaten in Rom gegründet worden war, um Zwietracht unter den Mitgliedern des katholischen Klerus zu säen und die höhere Geistlichkeit in der gemeinsten Weise zu verhöhnen und zu verläumden, hat bereits zu erscheinen aufgehört; Crispi und der Loge Freundschaft hat ihr sonach nichts geholfen." (Kölnische Volkszeitung. 9. Jan. 1890. 2. Bl.)

Das einzige Tröstliche, was Fräulein Amara außer der Bruno-Feier aus Rom zu melden weiß, ist die Jubelfeier der Waldenser im September v. J., „der die freundliche Betheiligung des Königs, der Senatoren und Deputirten der Provinzen, sowie die Aufmerksamkeit der verschiedensten politischen Zeitungen für ganz Italien eine hohe Bedeutung gab" ... „Unser Gustav-Adolf-Verein kam schon gleich am (Dienstag) Morgen durch seinen Vertreter, Herrn Professor Nippold, den Ueberbringer der Festgabe von ungefähr 2000 Mark, zu Wort, damit unmittelbar darauf der telegraphische Gruß nach Danzig abgehen konnte." Die Grundidee der Feier knüpfte der ehrwürdige D. Godet in den Segenswunsch: „Gott wolle ihnen, denen er eine so ruhmreiche Rückkehr verliehen, nun auch einen immer gesegneteren Ausgang bereiten in die Missionsgebiete, für die er sie so sichtbar aufbewahrt hat,

und ihnen das zum Evangelium bekehrte Italien als Siegeskrone bescheeren."

Welch ein Jubel wird das sein, wenn einst alle nicht versorgten evangelischen Pfarrerstöchter, Pfarrerssöhne und Pfarrerswittwen in langer Schaar über die Alpen herniedersteigen und, Luthers „Feste Burg" singend, auf dem Vatican einziehen, die Peterskirche in einen evangelischen Bundessaal und die Paläste des Vatican in ein großes Waldensisches Central-Pfarrhaus umwandeln werden! Ströme von Freudenthränen werden sich dann in die Tiber ergießen. Die Statue der Madonna wird dann überall durch Bildnisse von Luthers Käthe ersetzt, die Confessio S. Petri durch alten Lutherhausrath aus Wittenberg. Auch Fräulein Amara wird bei dem allgemeinen Brautfeste des Clerus ihren Bräutigam finden und den Siegeskranz des bekehrten Italiens auf ihr Häubchen setzen. O, Amara! Welch eine Aussicht!

Die Pädagogik des göttlichen Heilandes.

Das Evangelium ist eine wahre Hochschule. Alles kann man auf ihr lernen, selbst die Kunst der Künste: die Kunst zu erziehen.

Es mag nicht bloß unterhaltend und anziehend, sondern auch von Nutzen sein, einmal an der Hand richtiger Erziehungsgrundsätze das Evangelium zu durchstreifen und aufzumerken, wie der Heiland alle Anforderungen der wahren Erziehungskunst erfüllt und in seiner Person das vollendetste Vorbild eines Erziehers uns vorführt.

Die kleine Studie wird folgende Gedanken streifen: zuerst die Eigenschaften eines Erziehers, dann die Erziehungsweise selbst und endlich die Erfolge. Es bilden diese drei Gedanken den Hintergrund, von welchem sich das lichtvolle Beispiel Christi abhebt.

I.

Vor allem ist es von der größten Wichtigkeit, daß der Erzieher die Eigenschaften besitze, welche ihn für die erhabene und wichtige Aufgabe, zu erziehen, geeignet machen. Es sind dieser Eigenschaften namentlich vier: Autorität, Liebe, Klugheit und Uneigennützigkeit.

Autorität ist vor allem dem Erzieher nothwendig. Erziehen heißt den Menschen für sein Ziel heranbilden und fertig machen. Das kann eigentlich nur Gott. Die Erziehung ist in einem gewissen Sinne eine Fortsetzung und Vollendung des Schöpfungsactes und nur vermittelst Gottes können Menschen an demselben theilhaben. Allen rechtmäßigen Erziehern, den Eltern, den von ihnen bestellten Erziehern und der Kirche, kommt die Autorität von Gott, und in seinem Namen walten sie ihres Amtes. Sie müssen sich also als Stellvertreter Gottes ansehen, in seinem Namen von dem Zögling Ehrfurcht, Gehorsam, Vertrauen und Liebe fordern und nach menschlichem Vermögen Gott in seinen Gesinnungen und in seiner Erziehungsweise dem Zögling gegenüber darstellen. Darin besteht die wahre Autorität. — Wie tief, wie wahr und erhaben erfüllte

sich diese Bedingung bei unserem Herrn! Er ist uns nicht bloß von Gott als Erzieher gegeben, sondern er ist Erzieher und Gott in einer Person. „Dieser ist mein vielgeliebter Sohn, ihn höret“ (Matth. 17, 5). Christus nahm diese höchste Eigenschaft zum Erziehungswerk auch stets in Anspruch. „Meine Lehre ist nicht meine Lehre, sondern die des Vaters“ (Joh. 7, 16). „Wer mich sieht, sieht den Vater“ (Joh. 14, 9). „Ihr nennet mich Herrn und Lehrmeister, und ich bin es“ (Joh. 13, 13). „Einer ist euer Meister, Christus“ (Matth. 23, 10). „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh. 14, 6). Hier ist also der wirkliche und lebendige Gott, die königliche Weisheit des Vaters, die das Menschengeschlecht geschaffen, geführt und geleitet von Anbeginn (Weish. 9. 10. 11). Sie legt in der Erziehung ihre letzte schöpferische Hand an uns.

Aber eben weil der Erzieher Gott und die Eltern vertritt und in deren Namen Vertrauen und Liebe beansprucht, muß er auch Liebe haben, namentlich zur Jugend, zum erziehungsbedürftigen Alter. Wer nicht Liebe und Vorliebe zu den Kindern hat, soll das Erziehen lassen; er wird nur Angestellter und Aufseher, nicht Erzieher sein. Ohne Liebe kann er Gott und die Eltern nicht vertreten und wird auch nichts im Erziehungswerk fördern. Um auf den Zögling erziehlich einzuwirken, muß er vor allem dessen Liebe und Vertrauen gewinnen. Aber nur Liebe gewinnt Liebe. Und so muß ein Erzieher vor allem ein Herz voll Liebe haben und diese Liebe in Wort und That sprechen lassen.

Welch schönes Vorbild ist hier wieder unser Herr! Er hatte wirklich ein Herz voll Liebe, und diese Liebe strömte über in tausend Erweisen gegen alle (Joh. 13, 1; 15, 9. 13), vorzüglich gegen Hilfsbedürftige (Matth. 11, 5. 28) und im besondern gegen die Kinder. Eines Tages waren viele Mütter mit ihren kleinen Kindern gekommen, um sie vom Herrn segnen zu lassen, weil dieselben noch keiner andern geistlichen Wohlthat von seiten des Heilandes fähig waren. Die Apostel sahen wahrscheinlich, daß der Kinder viele waren, und wußten, wie der Heiland alles gründlich nahm und abmachte, hielten auch wohl die ganze Sache einer größern Anstrengung unwerth und wiesen die Mütter ab. Der Herr verwies ihnen aber dieses, ließ die Kinder zu sich kommen, erschöpfte sich in Beweisen der Güte und Liebe zu ihnen und sprach die denkwürdigen Worte: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, ihrer ist das Himmelreich“ (Matth. 19, 14. Luc. 18, 16). Welch herrliche Beweggründe der Verehrung und Liebe zu den Kindern spricht der Heiland mit diesen Worten aus! Er sieht in diesen Kleinen die Lieb=

linge der heiligen Engel (Matth. 18, 10) und seines himmlischen Vaters, seine kleinen Brüder und die Miterben seines Reiches, zu dem sie das Anrecht in der heiligmachenden Gnade und in den majestätischen Zügen der kindlichen Tugenden schon in sich tragen; er sieht all die herrlichen Ziele, die in den Herzen dieser Kleinen schlummern, und die große Zukunft, in der sie sich erschließen werden, wenn eine gute Erziehung die Siegel dieser Zukunft löst; er sieht aber auch das Unheil und Verderben, das Erziehungslosigkeit oder Mißerziehung über sie bringt; er sieht den schwarzen Anschlag der alten Verführerinnen, der Hölle und der Welt, die ihre Pläne dauerhaft nur durch das Verderbniß der Jugend verwirklichen können (Matth. 18, 6. 7); er sieht dieses alles, und um seine Lieblinge zu schützen, neigt er sich in Sorge und Güte zu ihnen, umfängt sie mit seinen Armen, birgt sie an seinem Herzen und waffnet sie gegen das Unheil mit dem Zeichen seines Segens. Wie viel haben diese Worte zum Heile der Jugend in der Welt gewirkt, wie vieler Herzen Liebe und Lebensbestrebungen haben sie ihr zugewendet, wie viele Erziehungs- und Rettungsanstalten erweckt! Wenigstens wollen diese Worte allen Erziehern ans Herz legen, wie lieb und theuer ihnen die Kinder sein und welche Verehrung und Liebe sie zu ihnen tragen müssen. Auch aus anderen Stellen des Evangeliums ist ersichtlich, wie die Kinder gerne zum Heiland kamen und wie sie sich in seiner Nähe heimisch und traulich fühlten (Luc. 9, 47. Matth. 18, 2. Marc. 9, 35). Und so sollte es bei allen Erziehern sein!

Zur Liebe gehört nun auch Mitleid, Sanftmuth und Geduld. Es sind dieses alles natürliche Wirkungen der Liebe, und das Erziehungswerk selbst ist bei der Schwäche, bei dem Leichtsinn, bei der Oberflächlichkeit und Vergeßlichkeit des jugendlichen Alters und oft auch infolge der Mißgriffe früherer Erzieher äußerst schwierig. So muß der Erzieher, wenn er zum Ziele gelangen will, unerschöpflich an Geduld sein. Nach dem hl. Thomas verdient sich ein Lehrer und Erzieher eben wegen der Geduld, die er üben muß, eine Art Marterkrone. Wie viel Geduld und Sanftmuth sehen wir nun am Heiland beim Erziehungswerke des öffentlichen Lebens! Er übte Geduld mit der Ungelehrigkeit seiner Jünger (Matth. 13, 36; 15, 15. Apg. 1, 6), mit der Zudringlichkeit, der Ungeschlachtheit und Selbstsucht des Volkes (Marc. 3, 10; 5, 31. Luc. 5, 1. Math. 14, 13. 14. Joh. 6, 26), mit der Gleichgiltigkeit und Politik der Vornehmen (Joh. 7, 48) und selbst mit seinem himmlischen Vater, der alles nur langsam und kärglich gedeihen ließ. Bei alledem klagte der

Heiland nicht oder bloß mit seltenen Ausnahmen (Marc. 8, 17; 9, 18); er führte keine Veränderung der Lage und der Umstände herbei und ließ allen unumschränkte Freiheit, sich an ihn zu wenden. So war es auch von ihm prophezeit (Matth. 12, 18. Is. 42). Quelle dieser Geduld und dieses Mitleids war nicht bloß seine übergroße Herzensgüte, die beim Anblick des Unglücks (Matth. 9, 36. Luc. 19, 41. Is. 61, 2), selbst des zeitlichen (Joh. 11, 35), seine Augen mit Thränen füllte und sogar die verdiente Rüge durch einen Blick des Mitleids milderte (Marc. 3, 5), sondern auch sein hoher Verstand und seine Weisheit, vor welcher allein die Abgründe der Schwäche und Hinfälligkeit der Geschöpflichkeit offen liegen. Er war mitleidig und geduldig, nicht bloß weil er gütig, sondern auch weil er weise war. Die Ungeduld ist immer unweise und unpraktisch, weil sie die Menschen nicht kennt und nicht bessert. Die Ungeduld thut nichts Gutes und viel Schlechtes. Die Geduld aber hat das vollkommene Werk (Jac. 1, 4). Wir können keine Wunder wirken wie der Heiland, wir können aber Geduld üben, und sie hat ähnliche Wirkungen bei den Menschen wie die Wundergabe, sie bringt Ansehen, sie gewinnt Liebe und hat den Segen des Kreuzes, ohne den nichts geschieht.

Die dritte Eigenschaft des Erziehers muß bei allem Eifer Klugheit sein. Die christliche Klugheit hat das Gute zum Ziel und wählt danach die richtigen Mittel. Sie ist die erste Tugend für die, welche andere zu leiten haben, und ohne sie wird nichts zum gedeihlichen Ziele gebracht. Menschenkenntniß, Beherrschung der eigenen Leidenschaften, Berathen und Gebet müssen ihr als Hilfsmittel zur Seite stehen. Wie weise und klug behandelte der Heiland alles und alle! Welch weises Maß hielt er in seinen Offenbarungen und Anforderungen inne! Welche Mäßigung lag in seinem Vorgehen gegen seine Feinde (Matth. 12, 15—21; 14, 13), selbst wenn er in seinem Eifer gegen sie einschritt! Man vergleiche die beiden Tempelreinigungen, die er vornahm (Joh. 2, 14—19. Marc. 11, 15—17). Er war überhaupt die Vorsorglichkeit selbst, um Fehltritten und mißlichen Vorkommnissen zuvorzukommen, was so wichtig ist für eine weise Regierung (Matth. 14, 22. Luc. 8, 39; 9, 52. Marc. 8, 26).

Endlich sehen wir am Heiland den majestätischen Zug der Uneigennützigkeit und Unbescholtenheit. Dem Heiland war das Lehr- und Erziehungswerk nicht Erwerbszweig, sondern das hohe Amt und der göttliche Dienst, der ihm vom Vater geworden zu dessen Ehre und zum Heile der Menschen. Er hat sich mit seinem Lehr- und Erzieheramt nichts Zeitliches verdient, nicht so viel Geld, daß er ohne Almosen leben (Luc. 8, 3.

Joh. 12, 6) und die kleine Tempelsteuer ohne Wunder entrichten konnte (Matth. 17, 23). Und was er lehrte, das übte er selbst in höherem Maße: die Armuth (Matth. 8, 20), die Losschälung von allem (Matth. 3, 13. Marc. 3, 33), die Arbeit (Matth. 8, 24. Joh. 4, 6), die Feindesliebe (Luc. 22, 51; 23, 34), die Liebe zur Demuth (Luc. 7, 23), die Kreuzesliebe (Luc. 12, 50; 18, 31. Matth. 16, 23). Deshalb konnte er frei und ungescheut die Stimme erheben und für Wahrheit und Gerechtigkeit Zeugniß geben. Das that er auch unter allen Umständen. Er war die Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit selbst. In dem Streite zwischen Martha und Maria bekam die treue und diensteifrige Hauswirthin keineswegs Recht (Luc. 10, 38); die Mutter der Zebedäer wurde mit ihrer ungehörigen Bitte sanft, aber entschieden abgewiesen (Marc. 10, 35. 36); ebenso wenig schonte er Nahestehende (Marc. 6, 4. Luc. 4, 25) und Machthabende (Luc. 9, 42; 13, 32; 14, 7). Die Feinde selbst mußten ihm das Zeugniß ausstellen, daß er wahrhaft sei, den Weg Gottes in Wahrheit lehre, sich um niemand kümmere und die Person nicht ansehe (Matth. 22, 16). Er ist geborener König der Wahrheit (Joh. 18, 37) und das vollendetste Ideal eines Lehrers und Erziehers.

II.

Diese herrlichen Eigenschaften zum Erziehen bethätigte der Heiland nun auch in der vorzüglichsten Erziehungsweise.

Die wahre und richtige Erziehungskunst hat auf vier Dinge zu achten: auf das Ziel der Erziehung, auf die Natur und Eigenthümlichkeit des Zöglings, auf die Erziehungsmittel und auf die Art und Weise, diese Mittel anzuwenden.

Das Ziel der Erziehung ist, den ganzen Menschen tauglich und fertig zu machen zuerst für sein nächstes und irdisches Ziel, oder für den Stand und die Stellung, die er hienieden in Kirche und Staat einnehmen soll, dann aber auch für sein großes, letztes und ewiges Ziel, sein Heil und seine Seligkeit im Himmel. Der Mensch muß also nicht erzogen werden für sich, er ist sich selbst nicht Endzweck; er soll auch nicht endgiltig für andere, für den Staat und überhaupt für diese Erde herangebildet werden, sondern für den Himmel. Diesem großen und letzten Ziel muß alles dienstbar gemacht werden. Der Mensch ist da, um im Himmel seine ewige Seligkeit zu erreichen dadurch, daß er hienieden nach Gottes Willen, ihm zur Ehre und zum Frommen der Menschen in einer staatlichen oder kirchlichen Stellung nach Kräften wirkt. So ist Einheit

und Ordnung in allen erziehlichen Bestrebungen. Dieses große und ewige Ziel betont der Heiland immer sehr nachdrücklich. Immer stellt er es hin als das Ergebniß aller Strebungen dieses Lebens. „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?" (Matth. 16, 26.) „Wer seine Seele liebt, wird sie verlieren; wer seine Seele haßt, wird sie bewahren" (Joh. 12, 25). Und einem Reichen, der sein Leben und sein Herz an die Reichthümer gesetzt, ruft er zu: „Thor, diese Nacht fordert man deine Seele von dir, und was du erworben hast, wessen wird es sein? So ist derjenige, der Schätze sammelt für sich und nicht reich ist in Bezug auf Gott" (Luc. 12, 20. 21).

Ein zweiter, höchst wichtiger Punkt bei der Erziehung ist die Rücksicht auf den, der erzogen werden soll. Eine gesunde und gedeihliche Erziehung muß sich der Natur, den Anlagen und Bedürfnissen des Zöglings anpassen und von ihnen ausgehen. Der Zögling nun ist der Mensch. Der Mensch aber ist ein wunderbar erhabenes Wesen, das Geschöpf, das Kind und der Stellvertreter Gottes in der sichtbaren Welt, ein Wesen mit mannigfachen und herrlichen Vermögen an Leib und Seele ausgestattet; er ist unsterblich und frei; er war von Ursprung her ganz gut, aber er ist es nicht mehr infolge des Sündenfalles; er ist nicht ganz schlecht geworden, aber voll ungeordneter und gefährlicher Neigungen und Leidenschaften, über die sein Wille gebieten und herrschen muß. Er ist also erziehungsfähig und erziehungsbedürftig. Es muß Böses in ihm unterdrückt und ausgerottet, Gutes eingepflanzt und herangezogen werden, aber nicht bloß durch äußern Zwang, sondern durch äußere Leitung und eigene Selbstbestimmung. Er darf seiner Freiheit nicht überlassen, sie darf ihm aber auch nicht genommen werden; vielmehr besteht das Meisterwerk der Erziehung darin, ihn zu befähigen, seine Freiheit recht und edel zu gebrauchen.

Auf alles dieses nahm der Heiland allweg die zarteste und entschiedenste Rücksicht. Der Mensch ist ihm das Kind seines himmlischen Vaters (Matth. 5, 45; 6, 9; 23, 9), er behandelt ihn mit größter Ehrfurcht (Marc. 10, 14). Er nimmt den Menschen, wie er einmal ist, in seine Schule: seinen Verstand, seinen Willen, seine Phantasie, Leib und Seele; er zieht alles in seinen erziehlichen Einfluß, wie sich dieses so schön in seinen Lehrvorträgen zeigt. Der Heiland achtet die Freiheit des Menschen und nimmt sie in Anspruch für alles, für die nothwendige Pflichterfüllung (Matth. 19, 17), wie für die höchsten Aufgaben der Vollkommenheit

(Matth. 19, 21). Aber ebenso entschieden behauptet er das Vorhandensein des Bösen im Menschen und dringt deshalb unaufhörlich auf Abtödtung und Selbstverläugnung. Kaum etwas betont der Herr häufiger und nachdrücklicher, als diesen Punkt der Erziehung und Selbstbildung (Matth. 16, 24. Luc. 9, 23; 17, 33. Joh. 12, 25). Unter den verschiedensten Wendungen und Bildern (Matth. 7, 13. Luc. 13, 24) kehrt diese Anempfehlung immer wieder.

Als Erziehungsmittel werden aufgeführt: Belehrung, Belohnung und Strafe und praktische Einübung des Gelernten. Alle diese Mittel sehen wir beim Heiland in der ausgiebigsten, weisesten und nachdrücklichsten Anwendung.

Die Belehrung, die der Heiland gab, umfaßt das Ziel und die Mittel. Das Endziel ist schließlich der Himmel, also übernatürlich, und somit müssen auch die Mittel übernatürlich sein. Als subjective Mittel empfiehlt der Heiland die übernatürlichen Tugenden, deren Vermögen uns mit der heiligmachenden Gnade eingegossen werden, vor allem die theologischen Tugenden: Glaube (Marc. 16, 16), Hoffnung (Joh. 16, 33), Liebe zu Gott und zum Nächsten (Marc. 12, 30); an sittlichen Tugenden betont er besonders Armuth und Losschälung von zeitlichem, materiellem Besitz (Matth. 5, 3; 19, 29), Reinheit des Herzens und des Leibes (Matth. 5, 8. 28; 6, 22; 19, 11. 12), Werke der Barmherzigkeit (Matth. 5, 7), Feindesliebe (Matth. 5, 44) und Kreuzesliebe (Matth. 5, 10). Als objective Mittel aber bezeichnet der Heiland die Gebote des Herrn (Matth. 19, 17), welche der gerade Weg zum Himmel sind, dann als Gnadenmittel die heiligen Sacramente (Matth. 28, 19. 20. Marc. 16, 16. Joh. 6, 54. Luc. 22, 19) und das Gebet (Luc. 11, 2 ff.; 18, 1 ff.); dieses alles aber nicht nach Willkür und eines jeden Ermessen, sondern im Anschluß und in Unterordnung unter die sichtbare, hierarchische Kirche, deren Verfassung, Aufgabe und Gerichtsbarkeit er feststellt (Matth. 16, 18; 18, 18). Das ist das Programm der erziehlichen Mittel, das der Heiland aufstellt und handhabt.

Und über dieses alles belehrt der Herr mit wunderbarer Anziehungs-, Ueberzeugungs- und Anpassungskraft für alle Vermögen des Menschen, für Verstand, Phantasie, Wille und Gefühl. Den Himmel führt er vor als den prächtigen Palast des himmlischen Vaters mit den vielen Gelassen (Joh. 14, 2), das große Familienhaus (Luc. 13, 25), das herrliche Gast- und Hochzeitsmahl (Matth. 22, 2. Luc. 14, 16), das große und ewige Reich (Matth. 5, 3 ff. Marc. 1, 14), also als den Inbegriff

aller Macht, aller Ehren und Freuden. Und dieses Reich verspricht er allen Tugenden (Matth. 5, 3 ff.), auch dem kleinsten guten Werke (Marc. 9, 40). Für den Willen hat er überall Beweggründe, und die schönsten; von allen Seiten zieht er sie heran, aus der natürlichen und übernatürlichen Ordnung, aus dem Bereiche der gewöhnlichen täglichen Lebensweisheit (Matth. 5, 47) und aus den Anschauungen der höchsten Vollkommenheit (Matth. 5, 48). Oft führt er ganz natürliche Beweggründe an (Luc. 14, 8; 16, 8. Matth. 7, 12; 26, 52). Er will eben den ganzen Menschen gut machen und all seine Vermögen auf das Uebernatürliche richten; er will damit die Uebereinstimmung der Natur mit der Uebernatur aufdecken, die Natur zu Ehren bringen und zur wahren übernatürlichen und vollkommenen Tugend erheben. Deshalb fordert er auch nicht, daß der Mensch seinen natürlichen Leidenschaften entsage und sie ausrotte. Im Gegentheil, er soll sie behalten, aber ordnen, veredeln, ihnen ein sicheres, das ewige Ziel setzen und sie als Werkzeuge und Mittel zu demselben brauchen (Matth. 10, 28; 18, 4). Es ist auch eine Eigenthümlichkeit des christlichen Gesetzes und der Erziehung des Menschen durch Christus, daß er ihn nicht bloß anleitet, das Böse zu meiden, indem er Gebote und Verbote setzt bezüglich des pflichtmäßigen Guten, sondern daß er auch Räthe gibt, zur Vollkommenheit anleitet und damit der Spannkraft der menschlichen Freiheit und den edlen Anlagen des Herzens unabsehbare Bahnen eröffnet. Der Heiland will den Menschen zur Großmuth und Hochherzigkeit erziehen. Das Evangelium ist voll der herrlichsten Räthe der Vollkommenheit jeder Art (Matth. 5, 40. 41. 44. 48. Luc. 10, 37; 14, 12; 17, 10; 21, 4). Er schafft selbst einen Stand für das Streben nach der christlichen Vollkommenheit (Matth. 19, 21). Wie bemessen und bescheiden ist im allgemeinen das Maß der Belehrung! Wie viel hätte er nicht offenbaren können! Er lehrt nur Nothwendiges, Nützliches und Erhebendes, was dem Herzen so recht wohl thut, was es hebt und erweitert. Unnützen Fragen weiß er sofort eine nützliche Seite abzugewinnen (Luc. 13, 24; 19, 11. Matth. 19, 11. 12; 21, 20 ff.). Jeder seiner Grundsätze ist im Stande, einen Heiligen zu machen.

Ein anderes Erziehungsmittel ist Belohnung und Strafe. Das Evangelium überfließt von Verheißungen und Belohnungen. Der Heiland fordert viel, aber er verheißt noch mehr. Nichts soll der Mensch ohne Belohnung thun. So oft heißt es: Selig, selig werdet ihr sein (Matth. 5, 3—11. Joh. 13, 17). Er scheint nur zu fordern, um geben zu können. Er ist auch nicht zurückhaltend und karg in Anerkennung und Lob. Wo

er Tugend findet, da lobt er sie (Matth. 8, 10; 15, 28. Luc. 7, 44). Sehr oft schreibt er die Wunder, die er thut, dem lebendigen Glauben desjenigen zu, zu dessen Gunsten sie gewirkt werden (Matth. 9, 22. Luc. 7, 50; 17, 19; 18, 42. Marc. 10, 52). Nebenbei versprach der Heiland nicht bloß Gutes, sondern that und erwies allen unzählig viel Gutes. Er kannte eben das menschliche Herz und wußte, daß Liebe nicht ancommandirt, sondern durch Liebe erworben sein will. Die Liebe aber thut Gutes. Seine Wunder sind nicht bloß Erweise seiner Gottheit, sondern auch insbesondere seiner Güte, und dadurch gewann er die Herzen für seine Lehre. Er war gut (Joh. 7, 12), und sein ganzer Lebenswandel war ein Wohlthun (Apg. 10, 38).

Aber auch Verweise, Androhungen und Strafen zählen zu den Erziehungsmitteln. Sie helfen nämlich dem Gedächtnisse nach, schärfen den Verstand und die Aufmerksamkeit und zähmen den Willen durch den Schrecken. Der Heiland wendete diese Mittel auch an, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht von vornherein darauf ausging zu schrecken und zu strafen, wie er dieses oft betheuert (Joh. 3, 17; 12, 47. Luc. 9, 56), dann daß er weit weniger drohte als ermunterte und belohnte, und daß er Drohung und Strafe nur nach und nach eintreten ließ, wie die Nothwendigkeit es forderte und wenn keine anderen Mittel mehr wirkten. Erst im dritten Lehrjahre, als er Galiläa verließ (Luc. 10, 13) und namentlich nachdem der Unglaube und der Haß der Juden am Laubhüttenfeste (Luc. 11, 31; 13, 3) und bei der Tempelweihe (Luc. 13, 25; 14, 24; 19, 27) zu öffentlichen Angriffen auf das Leben des Heilandes vorgegangen war, fing er an, öffentlich Israel die Strafe der Verwerfung zu verkündigen, und zwar immer deutlicher (Luc. 19, 43; 20, 16; 21, 24. Matth. 22, 7; 23, 38), weil eben nichts anderes mehr fruchtete. Wie dem ganzen Volke, so drohte er auch einzelnen Klassen, wie den Pharisäern (Luc. 11, 39; 16, 22 ff.; 20, 17. Matth. 23), und auch einzelnen unter verschiedenen Sinnbildern die Strafe für ihre Vergehen an (Matth. 5, 20. 22. 25. 29; 13, 30. 48; 25, 41. Marc. 9, 41. 43). Man vernimmt da die ernste und nachdrückliche Sprache des Lehrmeisters und Erziehers und die schreckende Rüge des ewigen Richters. Wo er Ehrlichkeit und guten Willen fand, war er rührend gütig in seinen Verweisen (Marc. 9, 32. Matth. 20, 22. Joh. 20, 27; 21, 15); nur wenige Male wurde der Ton etwas lebhafter (Marc. 8, 17 ff. Matth. 16, 23; 17, 16). Welch rührendes Beispiel erziehlichen Feingefühles in dieser Beziehung zeigt uns das Verhalten des Heilandes gegen Judas! Schon ein Jahr

vor seiner schändlichen Unthat fing der Herr an, ihn sanft und nachdrücklich zu warnen (Joh. 6, 71). Mit welcher Mäßigung erwiedert er die freche, gefühllose und gotteslästerliche Aeußerung des Judas beim Mahle in Bethanien (Joh. 12, 7. Matth. 26, 10)! Wie bemüht er sich und bietet alles auf in den letzten Stunden, den Unglücklichen zu retten, indem er klar und auf das bestimmteste dessen schändliche That voraussagt, ihre Abscheulichkeit, Grausamkeit und schrecklichen Folgen kurz und schlagend beleuchtet (Matth. 26, 21. 23. 24. Luc. 22, 21. Joh. 13, 10. 18. 20. 21) und dabei so voll edler Rücksicht seine Ehre und sein Leben vor den Jüngern schont (Joh. 13, 23—30). Mit welch himmlischer Ruhe und Sanftmuth empfängt er endlich den Kuß des Verräthers (Matth. 26, 49. 50).

Das dritte Erziehungsmittel ist die praktische Einübung des Vorgetragenen und Anempfohlenen. Der Zögling soll nicht nur wissen, sondern auch können. Dieses Einüben bestand in Prüfungen, die der Heiland mit denen vornahm, die ihm sich nahten und folgen wollten. Namentlich übte er die Seinen im Glauben und Vertrauen. Bei sehr vielen Wundern fordert er als Bedingung und Vorbereitung Glauben (Matth. 9, 28; 15, 28. Marc. 9, 22. Luc. 17, 14. Joh. 4, 50; 11, 6). Und das war weise. So vermochte der Heiland die Menschen zur Mitwirkung und that ihrem Leib und ihrer Seele wohl. Ferner übte der Heiland in der Demuth. Eine gar harte Probe hatte in dieser Beziehung die heidnische Frau aus Syrophönicien zu bestehen, bevor sie erhört wurde (Matth. 15, 24. 26). Namentlich wurde den Candidaten des apostolischen Berufes die Sache schwer gemacht, indem ihnen unerbittlich die vollständige Losschälung von Haus und Hof, von Fleisch und Blut ganz offen und unumwunden zur Bedingung gemacht wurde (Luc. 9, 57—62. Matth. 19, 21). Selbst die einfachen Gläubigen stellte er vor die ernste Entscheidung, entweder gelegentlich alles, selbst das Leben zu verlieren, oder seine Jünger nicht zu sein (Luc. 9, 23 ff.; 14, 26).

Auch bei den besten Erziehungsmitteln kommt es aber auf die Art und Weise an, wie sie angewendet werden. Vor allem müssen die Mittel unermüdlich und ununterbrochen gehandhabt werden; jede Gelegenheit muß der Erzieher benutzen, um zu belehren, zu bessern und zu ermuntern. Der Heiland ist auch hier ein unübertroffenes Vorbild. Er hält gesetzte Vorträge und benutzt gelegentliche Vorkommnisse, um seine Belehrungen und Ermahnungen an dieselben zu knüpfen (Luc. 12, 13; 13, 1; 14, 7; 18, 24). — Ein zweiter Umstand, der hier hineinschlägt, ist die öftere Wiederholung wichtiger Punkte der Belehrung und Angewöhnung. So

schärft der Heiland sehr oft ein die Uebung des Gebetes (Luc. 18, 1. Joh. 14, 13; 15, 7. 16; 16, 24), die Nothwendigkeit der Selbstverläugnung und des Kreuztragens (Luc. 9, 44; 12, 49; 18, 31) und endlich die Liebe (Luc. 10, 27. Matth. 5, 21; 12, 7. Joh. 13, 34; 15, 12). Daran erkennt man den praktischen Meister. Wenn schon in der natürlichen Wissenschaft die Wiederholung die Mutter des Wissens ist, um wie viel mehr in der Wissenschaft der Heiligen. — Ein dritter Umstand ist, daß man mit Umsicht und Klugheit die Erziehungsmittel handhabe. Der Heiland überladet die Seinen nicht und überstürzt überhaupt nichts. Nach und nach und eines nach dem andern ist sein Grundsatz (Luc. 5, 33—39). Er betont nicht alles gleichmäßig, sondern das, was nach Umständen für den einzelnen wichtiger ist. Bei den Aposteln kam es vorzüglich auf Demuth und Losschälung an. Das betont er entschieden und unnachsichtlich. Selbstverlangen ist dem Heiland äußerst wichtig, und nach demselben bemißt er seine Belehrung und seine Forderung. Wir sehen dieses schlagend beim reichen Jüngling. So lange derselbe bloß nach dem Wege zum Heile fragt, weist der Herr auf die Gebote; erst als der Jüngling nach der Vollkommenheit Verlangen äußert, belehrt er ihn über die Räthe (Matth. 19, 16—21). Der Heiland verstand auch, lange Geduld zu üben und kleinere Gebrechen zu übersehen in Aussicht auf größeres Gute. So trug es der Heiland, daß Nikodemus längere Zeit sich nicht offen für ihn erklärte aus Furcht vor den Juden (Joh. 3, 2; 7, 50. 51). Gerade diese Geduld und Nachsicht trug herrliche Früchte (Joh. 19, 39). Besonders weises Zurückhalten und nur allmählichen Fortschritt beobachtete der Heiland in Offenbarung seiner Gottheit vor dem Volke und in der Forderung, an dieselbe zu glauben (Marc. 9, 8. Luc. 4, 41; 7, 22; 22, 70. Joh. 5, 18 ff.; 6, 27—47; 7, 28 ff.; 8, 12 ff. 27. 58; 10, 30; 11, 41. 42. Matth. 16, 20), während er sich einzelnen offen zu erkennen gab; dann in Eröffnung seines bevorstehenden Leidens sowohl vor den Aposteln als vor den Gläubigen. Erst im dritten Lehrjahre nach dem Bekenntnisse des hl. Petrus offenbarte er den Aposteln klar sein Leiden, und dann wiederholte er diese Offenbarung mit steigender Klarheit (Joh. 2, 19; 7, 20. 34; 8, 28. Luc. 9, 22; 18, 31. Matth. 17, 21); die volle Perspective des Leidens aber gab er erst mit der Zunahme der Verfolgung von seiten der Juden (Luc. 9, 5. 23. 44; 10, 10; 12, 4. 49; 22, 36. Joh. 15, 18—27; 16, 1—12). Immer waren diese Offenbarungen begleitet von herrlichen Beweggründen, starkmüthig und freudenvoll mit ihm zu leiden.

Hierher gehört nun auch das lehrreiche und anziehende Beispiel, wie der Heiland die einzelnen Kreise, die ihn umgaben, behandelte und heranzog.

Das Volk belehrte er meistens über sehr einfache und allgemeingiltige Sittenlehren, wie sie namentlich in der Bergpredigt behandelt sind (Matth. 5—7), und in der einfachsten, faßlichsten und anschaulichsten, aber geistreichsten Weise, namentlich oft in Parabeln und Sinnsprüchen (Matth. 13). Zu gewinnen suchte er das Volk durch edle Volksthümlichkeit, durch Güte, Geduld, Herablassung und Hilfeleistung in allen Lagen und Nöthen, die des leiblichen Lebens nicht ausgeschlossen (Matth. 14, 14 ff.; 15, 32 ff.).

Wie er die Vornehmen behandelte, lehrt das Wunder an dem Knecht des Hauptmanns (Matth. 8, 5) und an dem Töchterlein des Synagogenvorstehers Jairus (Marc. 5, 36 ff.). Er sucht die Häuser der Reichen nicht auf (Luc. 7, 10; 23, 8), läßt sich im Gegentheil von diesen aufsuchen und bitten (Marc. 5, 23); aber gebeten ist er die Zuvorkommenheit selbst (Marc. 5, 24); hat er sie einmal in der Hand, so läßt er sie nicht leicht los (Marc. 5, 36) und übersieht manche Unzuträglichkeiten an ihnen (Marc. 5, 40); behandelt sie mit der schonendsten und zartesten Rücksicht (Marc. 5, 37. 43) und erwartet am Ende keine besondere Dankbarkeit (Marc. 5, 42).

Die Unterredung mit Nikodemus zeigt uns anschaulich, wie der Herr sich Gelehrten gegenüber benahm. Er gewinnt den berühmten, in jüdischen Vorurtheilen ergrauten Gelehrten und Gesetzlehrer, indem er ihn freundlich aufnimmt, obgleich derselbe bloß nachts sich einstellte (Joh. 3, 2); indem er sanft seine Vorurtheile bezüglich der Mittel zum ewigen Heil (Joh. 3, 4. 5) und bezüglich der Zwecke des Messiasreiches (Joh. 3, 15. 16) berichtigt; indem er ihn seine Ueberlegenheit über ihn und dessen Schule sanft fühlen läßt (Joh. 3, 10. 11. 12); indem er ihn bescheiden lobt und sagt, er erwarte von seiner Aufrichtigkeit noch andere Schritte (Joh. 3, 21); endlich indem er ihm das vollste Vertrauen zeigt, ihm die tiefsten Geheimnisse des Christenthums und sich selbst als den Sohn Gottes offenbart (Joh. 3, 13—17). Voll Glaube, Dank und Hingabe an den Meister entfernte sich der Gelehrte und rechtfertigte später die Erwartungen des Heilandes. Auch der ungläubigen und hartnäckigen Gelehrtenkaste der Nation begegnete der Herr mit unendlicher Sanftmuth und Güte und hatte immer eine weise Antwort auf ihre spitzfindigen und böswilligen Fragen. Vor ihnen lehrte er in tief dogmatischen Vorträgen (Joh. 5, 17 ff.;

6; 7, 16 ff.), beschämte im Redekampf durch seine höhere Weisheit und Schlagfertigkeit ihre Arglist (Joh. 8, 1—11. Matth. 22) und stellte ihre Schlechtigkeit öffentlich vor dem Volke bloß (Matth. 23).

Wie der Heiland Sünder und verirrte Seelen zu gewinnen wußte, lehrt eingehend die Bekehrung der Samariterin. Sie war in großen Verirrungen (Joh. 4, 17. 18), leichtfertig, aber nicht verdorben, nicht unreligiös (Joh. 4, 12. 20. 25), offen, frisch und freimüthig (Joh. 4, 19. 29), fast witzig und nicht ohne Neugierde. Wie behandelt sie nun der Heiland? Mit großer Menschenkenntniß, mit Feinheit und Edelmuth. Er nähert sich ihr und bittet gegen alle Gepflogenheit der Juden sie um einen Trunk Wasser (Joh. 4, 7. 9); er regt ihre Neugierde an durch geheimnißvolle Andeutungen über seine Person und die Gabe lebendigen Wassers (Joh. 4, 10. 13. 14). Da die Frau das nicht versteht oder nicht verstehen will und fast witzelt, überrascht er sie mit der Eröffnung ihres Gewissenszustandes (Joh. 4, 18). Nachdem sie mürbe gemacht, gewinnt er sie dann vollends durch die Mäßigung und edle Freisinnigkeit, mit welcher er den Standpunkt der Hauptstreitfrage zwischen Juden und Samaritern ansieht und beurtheilt, ohne jedoch der Wahrheit etwas zu vergeben (Joh. 4, 21—24), und endlich durch die unumwundene Erklärung, daß er selbst der Messias ist (Joh. 4, 26). Man kann ganz deutlich verfolgen, wie sie der Herr Schritt für Schritt sich näher bringt. Zuerst nennt sie ihn „einen Juden“ (Joh. 4, 9), dann „Herr“ (Joh. 4, 11), darauf einen „Propheten“ (Joh. 4, 19), endlich „Christus“ (Joh. 4, 29). So ist sie gewonnen und Sichem mit ihr und durch sie. Ueberhaupt war er ganz Güte und Milde gegen die Sünder. Er ließ sie nicht bloß zu (Luc. 5, 30), sondern suchte sie auf (Joh. 5, 6); für sie hat er die ermunterndsten Worte und die rührendsten Parabeln (Luc. 15); den wirren Knäuel ihres Gewissens weiß er sanft und rasch zu lösen, wie wir an der Samariterin sehen; ergeben sie sich ihm, hält er nur kurzen und sanften Zuspruch (Joh. 5, 14; 8, 11. Luc. 7, 50); die innigste Freundschaft mit ihm steht ihnen offen, und warm vertheidigt er sie gegen ihre Angreifer und Schmäher (Luc. 7, 40—50).

Am deutlichsten und lehrreichsten aber sehen wir die Erziehungsweise des Herrn in der Heranbildung der Apostel. Bei ihnen kam es darauf an, sie zu ihrem hohen Amte auszubilden. Und er that es mit Sorgfalt, Weisheit und Geschick. Was die innere Ausbildung betrifft, mußte eben ihr Verstand ausgerüstet werden durch das Erfassen der Glaubens- und Sittenlehre. Dafür sorgte der Heiland durch die Lehrvorträge, denen

sie immer beiwohnen mußten (Matth. 5, 1. Luc. 16, 1. Marc. 3, 14). Diese öffentliche Vorträge ergänzte er durch besondere für die Apostel, in denen er sie tiefer und klarer in die Geheimnisse des himmlischen Reiches einführte (Matth. 13, 18 ff.; 15, 10. 15; 17, 18). Diese Offenbarungen führte er stufenweise fort bis zur Abendmahlsrede, den Höhepunkt seiner Offenbarung (Joh. 14. 15. 16. 17), und manches ließ er noch der Thätigkeit des Heiligen Geistes übrig (Joh. 16, 12. 13). Ueber die Aufgabe, den Zweck und die Mittel des apostolischen Berufes unterrichtete er die Apostel und Jünger namentlich in dem doppelten Pastoralunterrichte, in dem er sie mit Erkenntniß und Gewalt ausstattete (Luc. 9, 1 f; 10, 1 f.). Besonders schön und rührend in dieser Hinsicht sind die mehrmaligen Belehrungen über die Natur und die Aufgabe der kirchlichen Prälatur (Matth. 20, 25. Luc. 22, 25). Diese innere Ausbildung war nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch. Er achtete scharf auf die ungeordneten Neigungen der Apostel und trat ihnen sofort entgegen, ihrem Ehrgeiz (Marc. 9, 32. Matth. 20, 24), ihrem Neide und kleingeistigem Wesen (Luc. 9, 50), ihrer Rachsucht und Empfindlichkeit (Luc. 9, 55). Dagegen bemühte er sich, ihnen echt apostolische Tugenden einzupflanzen. Im Glauben namentlich suchte er sie förmlich schlagfertig zu machen durch Heranziehen von mancherlei Gelegenheiten (Matth. 14, 16. 27; 15, 32; 16, 6. 15; 17, 24. Joh. 6, 68. Luc. 8, 25) und durch Vollführung von Wundern, die einzig für die Apostel waren, den sogenannten Seewundern, in denen er sie waffnete gegen alle inneren und äußeren Schwierigkeiten ihres Berufes (Luc. 5, 8. Matth. 8, 24; 14, 24). Andere apostolische Tugenden, in denen er die Jünger übte, waren vollständige Losschälung von zeitlichen Gütern und von Fleisch und Blut (Luc. 14, 26), Arbeitsamkeit (Matth. 8, 18. Marc. 4, 35; 6, 31. 45; 8, 10. Luc. 9, 14), Wachsamkeit (Luc. 12, 42), äußere Entbehrung (Luc. 12, 33. Matth. 12, 1) und Geduld und Freudigkeit in der Verfolgung (Matth. 10, 16). — Die äußere Ausbildung aber bestand darin, daß er die Jünger und Apostel wiederholt zur Uebung der apostolischen Thätigkeit ausschickte (Luc. 9, 52; 10, 1) und zwar mit aller Umsicht und Schonung für Anfänger (Matth. 10, 5. Marc. 6, 7. Luc. 10, 1); daß er die Apostel bei der Rückkehr vernahm über ihr Thun und Lassen (Marc. 6, 30) und ihnen Muth machte in Ansehung der Erfolge (Luc. 10, 17 ff.); daß er sie bei Vollführung von Wundern zur Behandlung des Volkes heranzog (Marc. 6, 39) und bei jeder Gelegenheit praktisch an ihre Mittlerstellung zwischen ihm und dem Volke erinnerte

(Marc. 8, 1. 2. Joh. 6, 5). Nebenbei sorgte der Heiland väterlich für ihre leiblichen Bedürfnisse (Luc. 10, 7; 22, 35) und vertheidigte sie gegen die Angriffe der Pharisäer (Marc. 2, 16). Natürlicherweise mußte so eine große Achtung und Liebe bezüglich des Berufes in den Aposteln erweckt werden, und der Heiland ermangelte auch nicht, sie zu dieser Liebe und Hochachtung aufzumuntern (Matth. 5, 13. 14. Luc. 10, 20—24. Marc. 4, 21—25). Es ist diese Liebe zum Beruf das Fundament von allem.

Namentlich bei dieser Erziehung der Apostel offenbart sich, mit welch feiner Menschenkenntniß der Heiland jeden einzelnen nach seinem Charakter und nach seinen Anlagen behandelte. Schon bei der Berufung mancher Apostel zeigt sich dieses. Johannes, der für Freundschaft und Liebe besonders empfänglich war, gewann er durch Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit im Entgegenkommen (Joh. 1, 39). Bei Philippus, der sehr sanften und folgsamen Gemüthes gewesen zu sein scheint, bedurfte es nur eines Wortes und eines Winkes, und er folgte (Joh. 1, 43). Ebenso war es bei Matthäus (Matth. 9, 9). Nathanael, dem gebildeten, ehrlich forschenden, selbständigen Manne, imponirte er durch Nennung seines Namens und Offenbarung seiner geheimen Gewissenszustände (Joh. 1, 47. 48. 49). Petrus, den entschlossenen, thatkräftigen und hochherzigen Galiläer, zog er an durch Eröffnung einer geheimnißvollen, großen Zukunft (Joh. 1, 42). An Petrus besonders ist es lehrreich zu verfolgen, wie der Herr seine vorschnelle und selbstvertrauende Gemüthsart durch Ermunterung (Luc. 5, 10), durch sanfte (Matth. 17, 24) und scharfe Verweise (Matth. 16, 23), durch ernste Warnung (Luc. 22, 34. 46) und durch Zulassung von Fehltritten (Matth. 14, 31. Luc. 22, 55—61) zum rechten Maße der christlichen Demuth und des Starkmuthes brachte. Unter dieser weisen, milden und kräftigen Zucht gedieh er zu einem glaubensfesten, liebeseifrigen und demüthigen Papst (Joh. 21, 15—18).

III.

Das sind so einige lebendige Züge und Bilder aus der Erziehungsthätigkeit des göttlichen Heilandes. Es ist eben die Pädagogik Gottes mit dem Menschen. Diese Pädagogik mußte auch Erfolge haben. Alle, die sich dem Heilande zur Schulung überließen, haben seiner Erziehungskunst Ehre gemacht, sie wurden aus Sündern Gerechte, aus Gerechten Heilige und Werkzeuge großer Dinge zum Heile der Menschen und zur Ehre Gottes. Je rückhaltloser und großmüthiger sie sich hingaben, um so herr=

licher waren die Erfolge. Wir sehen dieses an Nikodemus, Joseph von Arimathäa, an Magdalena, Martha und Lazarus, und besonders an den Aposteln. Wo und wie fand sie der Herr? Und was hat er aus ihnen gemacht? Die Erfolge blieben auch bei den Aposteln und ersten Gläubigen nicht stehen. Der Heiland ist der Bildner und Erzieher aller Zeiten und der ganzen Menschheit. Alle, die seit seinem Erscheinen seine Lehre angenommen, alle christlichen Jahrhunderte und Völker sind durch seine Schule gegangen und wurden von ihm erzogen, äußerlich durch seine Lehre, seine Gebote und seine Sacramente unter der Obhut der Kirche, innerlich durch seine Gnade. An jeder Menschenseele beginnt und vollendet der Heiland sein Erziehungswerk wieder. Und überall, wo er Hingabe findet, bewährt sich seine Erziehungskunst. Wie viele Heilige, so viele Zeugen der Wahrheit, daß Christus das Ziel, der Urheber, der Vollender und das Vorbild jeder christlichen Erziehung ist (Joh. 14, 6. Gal. 4, 19. Röm. 8, 29).

Jedoch auch Mangel an Erfolg, also das, was man häufig Mißerfolge nennt, hat die Geschichte der Pädagogik des göttlichen Heilandes zu verzeichnen: Mißerfolge zunächst an dem größeren Theile des Volkes, zu dessen Rettung er zunächst gekommen, Mißerfolge in der großen Gesammtheit des Menschengeschlechtes und des Christenthums, Mißerfolge bis in den kleinsten Theil seiner Umgebung, bis in den Kreis der Apostel, von denen einer das Werkzeug seines Todes und ein Sohn des Verderbens wurde, Mißerfolge, wenigstens theilweise, an jeder Menschen- und Christenseele. Wo ist das Menschenleben, das nicht mehr oder weniger von den Schatten dieser Mißerfolge getroffen und verdüstert wird? Es ist dieses eine traurige aber unabweisbare Thatsache. Der Mensch ist eben frei; er wird auch von Gott nicht gezwungen, und die menschliche Freiheit bringt nothwendigerweise die Möglichkeit des Mißbrauches dieser Freiheit mit sich. Der Mensch ist schwach und birgt den Keim des Verfalls im Wesen seiner Geschöpflichkeit. Der Versuchungen und Nachstellungen sind gar viele und mächtige von innen und außen, und es wäre fast ein Wunder, wenn der schwache Mensch nicht unterläge. Es soll auch der Mensch nicht wie ein Engel seine Prüfung mit einem Acte vollenden. Die Erziehung und Prüfung des Menschen dauert das ganze Leben fort, und Gott läßt mit seiner erziehenden Thätigkeit nicht ab von ihm. Gott kann am Ende gegen Erwarten alles zum Guten lenken, und wenn der Mensch endlich seines ewigen Zieles habhaft wird, ist die Erziehung endgiltig gewonnen. Gott will lieber das Böse zulassen, als die Freiheit aufheben. Es ist gut, dieses zu wissen.

Eine Schlußfolgerung aus dem Gesagten ist nun, daß jeder das Erziehungsamt Christi anerkenne und sich ihm unterwerfe. Wir sind alle Schüler und Zöglinge Christi (Joh. 6, 45). Es ist diese Erziehungsthätigkeit eine liebliche und zugleich majestätische Ergänzung und Anwendung des Propheten-, Hirten- und Priesteramtes Christi auf jede einzelne Seele. Als der Herr nach seiner Auferstehung in himmlischer Verklärtheit Maria Magdalena erschien und sie voll Staunen, Entzückung und Liebe zu seinen Füßen lag, hatte sie für alles, was sich ihrem Geiste darbot und was durch ihr Herz stürmte, nur ein Wort: Rabboni, mein Meister (Joh. 20, 16). Da liegt aber auch alles darin, alles, was sie von Jesus und sich weiß, alles, was sie für ihn fühlt; es ist der Inhalt ihres ganzen Lebens zu ihm und des seinigen zu ihr, es ist der Inhalt ihres Glückes und ihrer namenlosen Freude. Es zeichnet sich in diesem Worte eben das schönste, edelste und rührendste Verhältniß, dasjenige eines Kindes zu seinem Erzieher, ein Verhältniß der Ehrfurcht, der liebenden Hingabe und der Dankbarkeit, kurz die Beziehung jeder Seele zu Christus. Mit tausend zarten und starken Fäden umspinnt Christus als Lehrmeister und Erzieher unser Wesen und unser ganzes Leben. Es ist dieses Erzieheramt die eindringlichste, liebenswürdigste und wohlthuendste Bethätigung der Herrschaft Christi über uns und in uns. Glücklich, wer ohne Rückhalt sich ihr ergibt.

Andere Schlußfolgerungen sind für den, der zu erziehen hat. Er freue sich über die Ehre und das Glück, Antheil an dem Erzieheramt Christi zu haben: Erhabeneres und Wichtigeres konnte ihm der Herr nicht anvertrauen. Er blicke unverwandt auf das Vorbild, das der Heiland ihm gibt, und erziehe nach dessen Geiste und dessen Grundsätzen. Christus hat für alle Zeiten durch seine Erziehungsmethode die praktischen Linien und Fundamente der christlichen Pädagogik entworfen und gelegt. An ihr hat jede gute Erziehung ihr Vorbild. Von ihr abgehen heißt sich in die traurigen Irrthümer und schlimmen Folgen der Mißerziehung verwickeln. Ohne Christus ist die Erziehung nur Vergewaltigung oder Verwirrung des Menschen, sie erzieht bloß Selbstvergötterer und Erdenmänner, nicht Träger des Segens, sondern Geißeln der Menschheit. Das bewahrheitet sich nicht bloß da, wo von den Regeln und Grundsätzen der gesunden christlichen Erziehung abgegangen wird, sondern namentlich da, wo die Marksteine des Rechtes an der Erziehung gewaltsam verrückt und Organe herangezogen werden, die weder nach natürlichem noch göttlichem Gesetz, wenigstens nicht in erster Linie, zum Erziehen das Recht haben.

Was soll auch Gedeihliches gefördert werden, wenn der Corporalstock des Staates in den feinen Geweben des Erziehungswerkes arbeiten, oder wenn gar ein gottloser Staat den christlichen Katechismus erklären soll? Gottes Gesetze und Werke sind vollkommen. Aber was wird aus ihnen, wenn Leidenschaft und Unverstand sich ihrer bemächtigen?

Auch beim Mißerfolg ist der Hinblick auf den göttlichen Heiland belehrend und tröstend. Es ist für manches Eltern-, Priester- und Erzieherherz ein tiefes Leid, die Früchte einer langen, sorgfältigen und mühevollen Erziehung anscheinend verloren zu sehen. Es ist dieses ein schmerzhaftes und fast unerforschliches Geheimniß. Aber auch den göttlichen Heiland hat dieses Leid getroffen. Wer meinte es aufrichtiger und besser? Wer konnte erziehen wie er? Wer mühte sich mehr ab in Belehrung, Beispiel und anhaltendem Gebet? Und doch scheiterte so vieles an dem Unbestand, an der Leidenschaft und an der Bosheit Unzähliger! Wer hat auch mehr Ungunst vom Erziehungswerk erfahren? Das ging auch ihm zu Herzen und preßte ihm Thränen und schmerzliche Seufzer aus (Luc. 19, 41). Wenn ihm nicht alles gelang, was wollen wir arme Menschen klagen? Am Ende aber gelingt Gott doch alles. Und wer weiß, ob sich dieses Kreuz nicht am mächtigsten erweist unter allen Erziehungsmitteln und die schwankende Wage vor Gott endlich zum glücklichen Ausschlag neigt? Gott weiß es besser. **M. Meschler** S. J.

Die Verehrung des hl. Joseph in der Geschichte.

(Schluß.)

Der Anstoß, der einmal gegeben war, sollte nicht mehr zur Ruhe kommen. Als d'Ailly († 1425) und Gerson († 1429) vom Schauplatze verschwanden, standen bereits andere an ihrer Stelle. Die hl. Katharina von Bologna († 1463), Vorsteherin des dortigen Clarissenklosters und in der Stadt im höchsten Ansehen, hatte nicht nur selbst eine innige Andacht zum hl. Joseph, dem sie hohe Gnade zu verdanken glaubte, sondern war auch darauf bedacht, die Andacht zu ihm im Volke zu mehren.

Um dieselbe Zeit hatten auch die bildenden Künste begonnen, der bevorzugten Stellung des Heiligen wieder mehr gerecht zu werden. Erst

kürzlich wurde auf die merkwürdige Josephsstatue an der Apostelpforte zu Lausanne aufmerksam gemacht[1], die, aus dem 13. Jahrhundert (wahrscheinlich der ersten Hälfte) stammend, den Heiligen darstellt an erster Stelle neben Christus; nach ihm kommen dann Johannes der Täufer und Moses. Sein Gegenstück auf der Linken des Weltheilandes ist St. Petrus. Auf dem Arm hält Joseph den durch den Kreuznimbus gekennzeichneten Christusknaben, der mit dem rechten Händchen in den Bart des Nährvaters greift, während die Linke einen Apfel hält. Dem Ende desselben Jahrhunderts wird das merkwürdige Gemälde zugeschrieben, das sich im Dom zu Limburg auf der Wand des südlichen Querschiffes befindet. Der hl. Joseph, die deutliche Inschrift seines Namens über dem Haupte, wird dargestellt als Winzer mit Winzerhut und Winzermesser. In einem andern Bogenwinkel ihm zur Rechten steht, an einem Pfahl sich hinaufwindend, der „mystische Weinstock", dessen natürliche Pflege und Erhaltung ihm anvertraut war[2]. Noch Grimouard[3] fand die ältesten Darstellungen Josephs mit dem Kinde in einigen Elfenbeinschnitzereien, die er auf den Beginn des 14. Jahrhunderts abschätzte. Jedenfalls sind solche Darstellungen in dieser Zeit selten. Erst in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war es, daß der unsterbliche Dominikanerkünstler Fra Angelico dem Heiligen wieder den ihm gebührenden hervorragenden Platz bei den Darstellungen der Geheimnisse der Kindheit Jesu anwies, den er von da an immer behauptet hat. Man kann sagen, daß Fiesole für die künstlerische Verherrlichung des hl. Joseph bahnbrechend war. Sein Bild der Flucht nach Aegypten, jetzt in der Galerie der Akademie zu Florenz, wird mit Raphaels Bild der Vermählung und Thaddeo Gaddi's Darstellung des gleichen Geheimnisses in Santa Croce zu Florenz unter die berühmtesten und würdigsten Josephsbilder[4] gezählt, die nun in endloser Reihe bis

[1] Köln. Volkszeitung. 11. Oct. 1889.

[2] J. Ibach, Der Dom von Limburg, Limburg 1877.

[3] Guide de l'Art Chrétien III, 179.

[4] Ein Gemälde von außergewöhnlicher Schönheit, „der Tod des hl. Joseph", hat in den sechziger Jahren die Geister der Kunstfreunde viel beschäftigt. Alte Ueberlieferung bezeichnete es als das letzte Werk Raphaels, das dieser in seiner letzten Krankheit gemalt habe, um sich selbst auf den Tod des Gerechten vorzubereiten. Enthusiasten stellten es über Raphaels Verklärung und alles, was die christliche Kunst Erhabenes geleistet. Gewiß ist die Gestalt des von Engeln umschwebten sterbenden Joseph von ergreifender Schönheit. Es wurde für einen Preis von 8 Millionen Franken zum Kauf ausgeboten. Andere haben den Raphaelischen Ursprung des Bildes entschieden bestritten, und zuletzt wurde es für 1000 Franken losgeschlagen. Vgl. Corblet, Revue de l'Art Chrétien (Paris 1862), VI. p. 615; ebenda 1866. X. p. 465/6.

herab zu Overbecks rührend schönem Bild vom Tode des hl. Joseph die Andacht der Künstler wie des Volkes, aus dem sie hervorgegangen, zum Ausdruck bringen.

Um fast dieselbe Zeit beginnen auch zuerst lateinische Hymnen und Sequenzen zu Ehren des hl. Joseph bekannt zu werden. Freilich konnten auch noch so emsige Forscher auf diesem Gebiet, wie Mone und Kehrein, nur je ein vereinzeltes Beispiel für das 15. Jahrhundert anführen, aber Abbé Lucot und P. Dreves [1] haben hier ihre Forschungen glücklich ergänzt. Die Mehrzahl dieser ältesten Josephshymnen entstammt dem Karmeliterorden.

Predigte der fromme Dominikaner Josephs Lob in Farben, der Karmeliter in Versen, so war auch der Franziskaner nicht säumig, etwas zur Ehre des Heiligen beizutragen. Gerade die berühmten Franziskaner haben in jenem Jahrhundert die Andacht sehr gehoben. Vor allem erfüllte der Franziskanerpapst Sixtus IV. (1471—1484), wegen Gelehrsamkeit wie Frömmigkeit schon vor seiner Erhebung rühmlichst bekannt, den längst gehegten Wunsch der Christenheit, indem er ein kirchliches Fest des Heiligen für die ganze Kirche einführte. In dem 1479 gedruckten Brevier erscheint es noch als Fest niedersten Ranges, aber schon das Brevier von 1482 hat es als Fest mit neun Lectionen; das 1481 zu Venedig gedruckte römische Missale bezeichnet es als duplex majus; 1499 (nach Papebroch bereits 1490) hat das römische Brevier zuerst ein eigenes Festofficium.

Neben dem Franziskanerpapst waren es die drei großen Bernhardine des Ordens, der eine am Eingang, die beiden anderen zu Ausgang des Jahrhunderts, die zur Verehrung des Nährvaters Christi am wirksamsten beigetragen haben. Bernhardin von Siena, der größte Volksprediger des Jahrhunderts, der Meister Johann Capistrans, geboren 1380, Franziskaner seit 1402, ist nach Gerson der feurigste Verkünder der Größe Josephs. Bei seiner vorzüglichen Liebe zur Mutter des Herrn und seiner bekannten Andacht für den heiligsten Namen Jesu war es natürlich, daß er sich zum Bräutigam der Jungfrau besonders hingezogen fühlte, der im Auftrag des Himmels dem Kinde jenen Namen gegeben. Zwei Jahre nach Gersons berühmter Rede begann er aus seiner Verborgenheit hervorzutreten (1418); während seiner Wirksamkeit in Bologna konnte er Zeuge der Andacht und des Eifers seiner heiligen Ordensschwester Katharina

[1] Lucot, Saint Joseph, Étude historique sur son Culte (Paris 1875), p. 120 ss.; G. M. Dreves S. J., Analecta hymnica medii aevi (Leipzig 1886 ff.), IV, n. 299. 300; VIII, n. 205.

für St. Joseph sein. Da er seit 1438 Generalminister der Franziskaner-Observanten war und seine Ordensbrüder mit begeisterter Liebe an ihm hingen, verstand es sich fast von selbst, daß mit seinen hinterlassenen Predigten auch seine Anschauungen über den Gemahl der Jungfrau weitergepflanzt wurden.

Genau zwölf Jahre nach seinem Tod trat ein 17jähriger Jüngling in den Orden, der, unter dem Namen des seligen Bernhardin von Feltre bekannt, in der That ein anderer Bernhardin geworden, wie dieser es vorausgesagt haben soll, als hinreißender Prediger, als einsichtsvoller und unermüdeter Wohlthäter und Retter des Volkes, wie auch als Verehrer des hl. Joseph. 1487 war er vom Papst nach Perugia geschickt, den dortigen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Am Fest des hl. Joseph, dem Hauptfest der Stadt wegen des von Clusium dahin gebrachten Brautringes, hielt er eine begeisterte Predigt, durch die er die Peruginer bewog, zu Ehren Mariä und Josephs eine neue, prächtige Kapelle zu errichten, worin die Reliquie bewahrt werden sollte [1]. Alljährlich sollte, wie er dieses Mal gethan, am Fest des hl. Joseph feierliche Procession gehalten werden, ein Gebrauch, der sich Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Endlich stiftete er auch eine fromme Genossenschaft, welcher er selbst den Namen des hl. Joseph beilegte und zu welcher er die Statuten verfaßte. Der erste, der seinen Namen einschreiben ließ, war der Bischof von Perugia, Dionysius Vanucci, der zweite war Bernhardin von Feltre. Er schrieb mit eigener Hand: „Ich, Bruder Bernhardin von Feltre aus dem Orden der Minderbrüder, gering und arm, bringe mich dar zur Bruderschaft und Gesellschaft des glorreichen Patriarchen, des hl. Joseph, des Bräutigams der unbefleckten Jungfrau Maria und Pflegevaters und Beschützers unseres Herrn Jesus Christus.“ Zu Vicenza [2] gründete er einige Jahre später zwei Armenanstalten, die eine davon, dem hl. Joseph geweiht, besonders zur Unterstützung verarmter Adeliger und überhaupt verschämter Armer. Sie ist, wie manche andere von Bernhardins zahlreichen Stiftungen, jahrhundertelang eine Quelle des Segens gewesen.

Der würdige Nachahmer dieser beiden Heiligen, der auch beide persönlich gekannt und namentlich bei einer jener begeisterten Predigten Bernhardins von Siena über den hl. Joseph zugegen gewesen war, von deren tiefem Eindruck auf sich und andere er Zeugniß ablegt, war Bernhardin von Busto († 1500). Auch er bekennt sich zu der von seinem heiligen

[1] Acta SS. Sept. VII. p. 841. n. 185. [2] L. c. p. 869. n. 380.

Ordensbruder dort verfochtenen frommen Meinung von der Aufnahme Josephs in den Himmel dem Leibe nach.

Wiewohl nun Sixtus IV. das neue Fest für die ganze Kirche angeordnet hatte, so ist es doch nicht klar, wie weit diese Anordnung Folge hatte, da in sehr vielen Kirchen ein vom römischen verschiedenes Brevier und Missale im Gebrauch war, die nicht so leicht von Rom aus beeinflußt wurden. Noch sind die liturgischen Bücher jener Zeit für diese Frage zu wenig durchforscht. Viele, das läßt sich nicht läugnen, wie z. B. das 1519 zu Kopenhagen gedruckte Missale für ganz Norwegen oder das Würzburger Missale von 1509, erwähnen den hl. Joseph nicht einmal in ihrem Festkalender. Aber oftmals auch fehlt sein Name im Brevier, während er im Kalender verzeichnet ist oder sogar im Missale eine eigene Messe hat, oft auch umgekehrt. Es ist somit gewagt, aus dem Brevier allein oder aus dem Missale allein einen Schluß auf das Fehlen des Festes in der Diöcese ziehen zu wollen. Gar häufig feierte man das Fest, bediente sich aber des gewöhnlichen Formulars für die Bekenner. Das Missale von Straßburg hat schon 1504 eine eigene Messe zu Ehren des Heiligen, das gleichzeitige von Paris hat eine solche unter den Votivmessen; das von Salzburg von 1505 enthält gleichfalls eine recht merkwürdige Votivmesse zu seiner Ehre, nämlich eine gegen ungerechte Verleumdung oder üble Nachrede[1] (weil Joseph der Zeuge der Unschuld). Das neue Brevier von Speier, 1507 zu Venedig gedruckt, zu dessen Anschaffung Bischof Philipp von Rosenberg 1512 durch Rundschreiben seinen Pfarrclerus streng verpflichtete, bezeichnet das Fest als Doppelfest (duplex) und enthält ein sehr schönes, würdig gehaltenes Officium, während das Speierer Missale aus derselben Zeit den hl. Joseph nicht erwähnt. Das 1509 in Edinburg gedruckte Brevier der Diöcese Old-Aberdeen in Schottland enthält gleichfalls ein eigenes Festofficium für den 19. März, nämlich das im Brevier selbst Albert dem Großen zugeschriebene. Schon in der nächsten Zeit läßt sich das Fest auch in mehreren französischen Kirchen nachweisen: im Missale von Rheims 1513, im Brevier von Aix 1526, im Missale von Chalons 1543, in dem von Augsburg (wenigstens beim Festverzeichniß) in dem denkwürdigen Jahre 1555, in dem von Astorga in Spanien 1564. Das von Lyon von 1550 hat wenigstens eine Votivmesse des Heiligen. In der 15. Sitzung des Concils von Trient vom 25. Januar 1552 wurde die folgende feierliche Session „auf den Festtag des

[1] „Contra infamiam malorum hominum."

hl. Joseph am 19. März" anberaumt[1]. Mainz aber begnügte sich noch im Missale von 1602 zum 19. März mit einer bloßen Nebenfeier (Commemoratio) desselben; das Kölner Missale von 1625 enthält zwar eine eigene Festmesse für diesen Tag, stellt es aber dem Priester frei, sie zu lesen oder nicht. Von eigenthümlichem Interesse für unsere Frage sind die Breviere der hochberühmten Abtei Cluny und ihrer Congregation, die uns aus den Jahren 1686 und 1779 erhalten sind[2]. Sie zeigen, daß hier Gersons Gedanke durchgedrungen war, welcher den Donnerstag der dritten Adventswoche, hauptsächlich mit Rücksicht auf die sinnvolle Aufeinanderfolge der Tagesevangelien, für die kirchliche Feier des Josephsfestes ausersehen hatte. Auch weist das Brevier von 1779 an Stelle der alten einfachen Hymnen die Oden Santeuls, des Bewunderers Bossuets, auf.

Auch in den altehrwürdigen Liturgien, von denen die mozarabische in einigen Kirchen des Erzbisthums Toledo, die Ambrosianische im Dom von Mailand sich erhalten hat, ist trotz ihres zähen Festhaltens am Altüberlieferten das Fest des Nährvaters Christi in Aufnahme gekommen. Als der große Franziskaner Cardinal Ximenes unter sorgfältiger Zugrundelegung der alten Handschriften die erste Druckausgabe der mozarabischen Liturgie veranstaltete, bestimmte er im Missale von 1500 und im Brevier von 1502 dem hl. Joseph ein Fest höhern Ranges. Es findet sich jedoch dazu keinerlei Festofficium, sondern nur das allgemeine Formular — ein klares Zeichen, daß ein älteres Officium nicht vorhanden war. In der Kirche von Mailand war das Fest längst eingebürgert, als Papebroch seinen dritten Märzband (erschienen 1664) bearbeitete. Da nach Ambrosianischem Ritus das Fest während der Fasten nicht begangen werden konnte, ward es hier am 12. December gefeiert, ein Gebrauch, der auffallenderweise auch in der Diöcese Sens Nachahmung fand. Wann das Fest in Mailand zur Aufnahme kam, ist schwer zu sagen; doch geschah es vermuthlich noch, bevor 1497 durch die Bulle Alexanders VI. den Mailändern die ruhige und unveränderte Beibehaltung des Ambrosianischen Ritus zugesichert wurde.

[1] „In diem festum St. Josephi, qui erit die XIX. mensis Martii."

[2] Die Angaben über die liturgischen Bücher sind dem Werke des Abbé Lucot entnommen: „St. Joseph, Étude historique sur son Culte", p. 38—48. Unterstützt durch den Rath von Gelehrten ersten Ranges, wie Leopold Delisle und Leon Gautier, hat dieser Autor viele der liturgischen Bücherschätze durchsucht, die in der Pariser Nationalbibliothek und in anderen großen Bibliotheken Frankreichs aufgespeichert sind. Dadurch ist sein bescheidenes, nur zu wenig beachtetes Büchlein der werthvollste Beitrag zur Geschichte unserer Andacht geworden seit dem Erscheinen des III. Märzbandes der Bollandisten.

Selbstverständlich blieben die verschiedenen Ordensfamilien in der Verehrung des Nährvaters Christi nicht zurück. Schon Papebroch hatte in dem Brevier der Karmeliter von 1509 ein hübsches Officium vorgefunden, dessen Lectionen dem Werke d'Ailly's entnommen und dessen Hymnen der berühmten Feder des Baptista Mantuanus, des gefeierten Karmeliterdichters, entflossen waren. Eine Anspielung auf einen „Beschluß der Väter" in Bezug auf die Feier des Heiligen hatte Papebroch auf die Vermuthung gebracht, als sei erst Anfangs des 16. Jahrhunderts durch Kapitelsbeschluß das Fest des hl. Joseph im Orden eingeführt worden. Denn das Supplement zum Martyrologium des Ordens, das in einem Druck aus der frühesten Incunabelzeit den Bollandisten vorlag, enthielt das Fest nicht, noch war sonst eine Spur desselben zu entdecken. Indessen gelang es Abbé Lucot, das 1480 zu Brüssel gedruckte Karmeliterbrevier deutschen oder flämischen Ursprungs, ein handschriftliches Brevier der Karmeliter von Valenciennes, ein handschriftliches Missale des Ordens, gleichfalls aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, endlich auch das 1500 gedruckte Missale des Ordens aufzufinden, die alle bereits das Fest verzeichnen, zum Theil eigene Officien dafür enthalten [1].

Bei den Dominikanern war es der berühmte Ordensgeneral Thomas de Vio (Cajetanus) 1508—1517, welcher die Abfassung eines eigenen Officiums zu Ehren des hl. Joseph anordnete, das er bei seiner Erhebung zum Cardinalat 1517 dem Orden als bleibendes Andenken zurücklassen konnte. Wie sehr damals in diesem hochverdienten Orden die Andacht zum hl. Joseph in Blüte stand, beweist neben dem 1483 zu Köln und 1485 nochmals zu Löwen gedruckten Officium des Heiligen von einem Bruder Albert O. Praed. und neben dem 1510 zu Köln erschienenen Werke unseres

[1] Man findet häufig die Ansicht ausgesprochen, die Karmeliter wären es eigentlich gewesen, welche die Andacht zum hl. Joseph aus Syrien nach Europa verpflanzt und hier zuerst verbreitet hätten. Es ist sehr glaublich, daß ein Orden, der in so ausgezeichneter Weise der Verehrung der jungfräulichen Gottesmutter sich widmete, auch früh schon die Andacht zu ihrem reinsten Bräutigam gepflegt habe, und daß die große Verehrung für denselben auf alte Ordenstraditionen zurückzuführen sei. Leider aber findet sich kein bestimmter Anhaltspunkt hierfür. Die Karmeliter brachten aus dem Orient das lateinische Brevier der Kirche von Jerusalem, gerade wie es unter Gottfried von Bouillon aus Frankreich dort eingeführt worden war, und darin wird der hl. Joseph gar nicht erwähnt, ebenso wenig in den späteren Brevieren bis zur zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Vgl. Gueranger, Gesch. der Literatur. S. 341; Acta SS. Mart. III. (Paris 1860), Appendix p. 40; Acta Bolland. vindicata p. 344; Lucot, St. Joseph. p. 24—26.

deutschen Landsmannes Bernard Lutzenburg [1] vor allem das Buch des frommen Isidor Isolani, Summe über die Gnadenvorzüge des hl. Joseph, das dieser 1522 Papst Hadrian VI. überreichte, um von ihm die Erhebung des Josephsfestes zum gebotenen Feiertag für die ganze Kirche zu erlangen. Neben den Werken der hl. Theresia und der Schrift d'Ailly's ist vielleicht kein anderes Werk für die Andacht von solcher Bedeutung gewesen. Es war, wenn auch nicht die erste, so doch bis dahin die vollständigste und vielseitigste theologische Arbeit über den Heiligen.

Auch die Franziskaner waren bald schon nicht mehr zufrieden mit dem, was sie für die Ausbreitung der Verehrung des hl. Joseph bisher gethan. Ihr Commissär Joh. Calvus erwirkte bereits 1537 von Paul III. für den gesammten Orden die Erlaubniß, ein zweites Fest zu Ehren des hl. Joseph, das der Vermählung, alljährlich am 7. März begehen zu dürfen. Die gleiche Bitte stellten bald auch die Dominikaner für den 22. Januar mit dem gleichen Erfolg. Das von dem gelehrten Dominikaner Petrus Dore (Auratus) verfaßte neue Festofficium wurde dafür von der Kirche angenommen. Schon zehn Jahre später wurde durch die Bemühungen des Canonicus Eustathius Foret unter Bischof Antonius Perenot (später Cardinal Granvella und Vicekönig von Neapel) das neue Fest auch in der Kirche von Arras eingeführt und ging von hier in viele andere Kirchen Belgiens und Frankreichs über; auch in Italien fand es nach einigen Jahrzehnten Verbreitung, im Kirchenstaat wurde es erst 1725 unter Benedikt XIII. allgemein eingeführt.

1540 hatte derselbe Paul III die Gesellschaft Jesu als neuen Orden bestätigt, und bald betheiligte sich nun auch diese an dem Wetteifer aller Ordensfamilien in der Verehrung des Nährvaters Christi. Schon mehrere der ersten Väter, wie Salmeron, Canisius und bald auch Peter Ribadeneira, haben sich in ihren Schriften eingehend mit dem Heiligen beschäftigt und die Gründe seiner Verehrung hervorgehoben und haben so ihrerseits zur Verbreitung der Andacht ihr Scherflein beigetragen, die seitdem als Erbstück dem Orden stets verblieben ist. Man liebt es, dieselbe bereits auf den Stifter, den hl. Ignatius, zurückzuführen, der in den Jahren seines Generalates vor einem Bilde der heiligen Familie die heilige Messe zu lesen und seine wichtigsten Entschließungen im Gebet vor demselben zu erwägen pflegte. In seinem Exercitienbuch, das die Constitutionen

---

[1] Tractatus de S. Josepho, nutricio Christi ac intem Virg. Mariae. Colon., M. de Werdena, 1510.

seines Ordens bereits im Keime enthielt, nennt er den hl. Joseph mit Vorzug, z. B. bei der Betrachtung von der Geburt; in der über die Flucht nach Aegypten stellt er ihn als den Typus des vollendeten Gehorsams dar, welcher die Haupttugend in seinem Orden bilden sollte, und die betreffenden Betrachtungspunkte stehen in einem unverkennbaren geistigen Zusammenhang mit der classischen Stelle der Constitutionen (vgl. Reg. 31) über die Art, wie der Ordensmann gehorchen müsse. Von den Heiligen der Gesellschaft ist Joh. Berchmans († 1621) wegen besonderer Andacht zum hl. Joseph bekannt. Er pflegte die Beispiele von Gebetserhörungen, die durch Fürbitte des Heiligen erlangt wurden, eifrig zu sammeln und rühmte oft die Treue und Wirksamkeit von dessen Fürbitte. Die theologische Seite der Andacht, die Stellung des hl. Joseph zum Werke der Menschwerdung und seine persönlichen Gnadenvorzüge, haben neben vielen anderen Schriftstellern des Ordens besonders Suarez († 1617) und Theophilus Raynaudus[1] († 1663) mit einer Tiefe und Vollständigkeit erörtert, daß sie bis heute die Hauptquellen der Belehrung geblieben sind. Von den zahlreichen Volks- und Andachtsbüchern über den Heiligen haben das des P. de Barry 1639 und des P. Patrignani 1709 bis heute ihren Ruf und ihren Einfluß bewahrt.

Das 16. Jahrhundert, das für die Kirche ein so trauriges war, hatte wie mit Gewalt die Gläubigen zu den Füßen des mächtigen Fürsprechers getrieben. Wenn noch etwas fehlte, um dieser Andacht den großartigen Aufschwung zu geben, mit dem sie seitdem über die ganze Kirche sich verbreitet hat, so vollendete dies die große Meisterin des Gebetes, die hl. Theresia († 1582). Es ist zu bekannt, mit welchem Vertrauen sie sich dem Schutze des Heiligen unterstellte, wie sie aber auch allenthalben seine Verehrung zu fördern und zu verbreiten suchte. Von 17 Klöstern, die sie gründete, hat sie zwölf dem hl. Joseph geweiht; in allen aber sollte sein Bild über der Pforte stehen. Die Worte, mit denen sie im sechsten Kapitel ihrer Lebensbeschreibung ihre Erfahrungen über die Andacht niederlegt, und die schöne Vision, die ihr in Bezug auf den Heiligen zu theil wurde, sind hundertmal wiedererzählt worden. Sie hat dadurch ihren Eifer für die Ehre ihres Schutzheiligen dem ganzen Orden eingeflößt, in dessen Geschichte sie eine so hervorragende Stellung einnimmt, und am Ende des 18. Jahrhunderts besaßen die unbeschuhten Karmeliter

[1] Opp. VII. Diptycha Mariana, Punct. IV. n. 21. p. 46. Ihm ist Benedict XIV. gefolgt (De Can. sanct. IV. P. II, c. 20 n. 7 sqq.).

etwa 150 Kirchen, die dem hl. Joseph geweiht waren [1]. Allein die Heilige hat bei dem großen Ansehen, in welchem ihre Schriften bald bei den Gläubigen standen, etwas von diesem Eifer der ganzen Kirche mitgetheilt. Auch die großen Geistesmänner, die als ihre geistlichen Berather zu ihr in Beziehung gekommen, der hl. Petrus von Alcantara O. Min. († 1562) und P. Alvarez S. J. († 1582), zeigen sich von einer ähnlichen Andacht zum hl. Joseph durchdrungen. Sobald ersterer an die Spitze der von ihm mit einem seiner geistlichen Freunde neu ins Leben gerufenen Franziskanergenossenschaft der strengsten Observanz getreten war, die 1557 zur Custodie, 1561 zur Provinz erhoben wurde, legte er ihr den Namen des hl. Joseph bei und gab ihr als Siegel das Bild Josephs mit dem Jesuskinde und dem Stab, über ihm die symbolische Taube.

Eine ähnliche Gruppe heiliger und geistesverwandter Personen vereinigte nur wenige Jahrzehnte später einen Franz von Sales, eine Franziska von Chantal, einen Vincenz von Paul in der Andacht zum Nährvater des Erlösers. Der Orden der Heimsuchung erhielt von Franz von Sales den hl. Joseph als seinen besondern Patron, die Seminarien des hl. Vincenz wurden unter besondern Schutz desselben gestellt.

Ueberhaupt entfaltete sich seit Beginn des 17. Jahrhunderts vorzüglich in Frankreich ein ganz außerordentlicher Eifer für die Verehrung des Heiligen. Dafür wirkte schon der 1604—1617 bei Hof wie im Lande sehr einflußreiche P. Peter Cotton († 1626), einer der merkwürdigsten unter den in der Geschichte bekannten Verehrern des hl. Joseph. Am 20. Juni 1613 legte die Königin Maria von Medici in eigener Person den Grundstein zur ersten Josephskirche, die auf französischem Boden bekannt geworden ist. Es war die Kirche der unbeschuhten Karmeliter in Paris, die, 1620 vollendet, am 21. December 1625 feierlich eingeweiht wurde [2]. Fast um dieselbe Zeit wurde zu Lyon auf Betreiben des P. Cotton auch die neue Jesuitenkirche dem Heiligen geweiht. Nicht minder verehrten denselben die unter dem Schutz der Königin Maria Theresia aus Spanien eingeführten Töchter der hl. Theresia und die Söhne des hl. Bernhard, die Feillants (reformirten Bernhardiner). Der Abt und Generalobere der letzteren, P. Karl vom hl. Paulus, veröffentlichte 1629

---

[1] Acta SS. Oct. VII, 576. Dort von S. 574 ausführlich über den Eifer der hl. Theresia für die Verehrung des hl. Joseph, besonders 575, Annotata c.

[2] Die Inschrift besagt: Aedis. Hujus. Primae. In. Galliis. In. Honorem. S. Josephi. Deo. Sacrae. Maria. Medicea. Regina. Anno MDCXIII. Auspicalem. Lapidem. Posuit.

ein großes Werk zu Ehren des hl. Joseph, und in einem im Namen des ganzen Klosters ausgestellten Schreiben nennen 1649 die Feuillants von Paris ihr Kloster „in besonderer Weise der Verkündigung und dankbaren Anerkennung der Größe des unvergleichlichen hl. Joseph geweiht". Nach großen Anstrengungen erhielten sie in diesem Jahre durch die persönliche Verwendung der Herzogin von Guise ein Stückchen von dem einst von Joinville nach Frankreich gebrachten Gürtel [1], das dann als kostbares Heiligthum in ihrer Kirche zu Paris bewahrt wurde. In derselben Kirche predigte zehn Jahre später der 31jährige Bossuet [2], der kurz zuvor mit Empfehlungen des hl. Vincenz von Paul nach Paris gekommen, auf das Fest des hl. Joseph zum erstenmale vor dem königlichen Hof und vor jener Anna von Oesterreich, deren Andacht zum hl. Joseph gerühmt wird. Die Predigt, eine Perle christlicher Beredsamkeit und eine der besten, die Bossuet je gehalten, legte den Grund seiner spätern Größe, weckte aber auch am Hof das Interesse für die allgemeine Einführung des Festes, das schon vorher von Urban VIII. als gebotener Feiertag vorgeschrieben, aber in Frankreich noch nicht angenommen worden war. Ludwig XIV. selbst schrieb jetzt in dieser Angelegenheit an den Papst, und bei der Versammlung des Clerus 1661 drückte er wie die junge Königin den Bischöfen den Wunsch aus, das Fest als gebotenen Feiertag in ganz Frankreich eingeführt zu sehen. Noch im März 1661 ergingen nun bischöfliche Schreiben und königliche Ordonnanzen, die das Entsprechende anordneten [3]. Der Eindruck von Bossuets Predigt war ein so hinreißender gewesen, daß die Königin-Mutter zwei Jahre später von ihm verlangte, ganz dieselbe in der Karmeliterkirche noch einmal vor ihr zu halten. Joh. Santeul, einer der gefeiertsten lateinischen Dichter, die je in Frankreich gelebt, war bei Bossuets erster Predigt zufällig anwesend. Er wurde so hingerissen, daß er noch unter dem frischen Eindruck eine lateinische Ode auf den hl. Joseph niederschrieb, in die er Bossuets Text kunstvoll einflocht. Nach Jahren noch sprach er davon mit Entzücken. Noch eine andere meisterhafte Predigt auf den hl. Joseph findet sich in Bossuets Werken; beide gehören zu dem Vollendetsten, was über den Heiligen geschrieben wurde. So konnte und mußte der Mann sprechen, dessen hoher Geist seine Lieblingsbeschäftigung in der Meditation der Heiligen Schrift fand.

---

[1] Didron, Annales II, 123.

[2] Bausset, Histoire de Bossuet (Paris 1830). I. 2. tom. 3. chap. p. 92.

[3] Lucot, St. Joseph. p. 62.

Unterdessen war 1638 zu Bordeaux die Gesellschaft der Schwestern des hl. Joseph für Erziehung von Waisenmädchen ins Leben getreten, die sich bald, wenn auch mit manchen Verschiedenheiten, über ganz Frankreich verbreitete. 1643 folgten die Hospitaliterinnen vom hl. Joseph zu La Flèche in Anjou, 1650 die Josephsschwestern zu Le Puy en Vélay, 1660 die Missionspriester des hl. Joseph (gegründet von Crétenet). Bei den Benedictinernonnen des St. Josephsklosters in Chalons findet man bereits im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts die fromme Sitte in Anwendung, allwöchentlich den Mittwoch der besondern Verehrung des hl. Joseph zu weihen [1].

Während man selbst am Hof von Versailles sich für die Andacht zum hl. Joseph zu interessiren begann, hatte die fromme Habsburgerin Isabella Clara Eugenia durch ihr bloßes Beispiel und ihren moralischen Einfluß es bereits dahin gebracht, daß in ihrer Hauptstadt Brüssel das Fest des Heiligen wie ein öffentlicher Feiertag begangen wurde, lange bevor die Verordnung Urbans VIII. erflossen war. Auch scheinen die Zünfte der Schreiner und Zimmerleute in Belgien wie in Frankreich von Anfang an St. Joseph als ihren besondern Patron verehrt zu haben; ziemlich gewiß ist dies von Antwerpen, wo sie um jene Zeit an der Kathedralkirche eine eigene Kapelle mit Altar zu Ehren des hl. Joseph besaßen.

Die deutschen Habsburger in Wien standen in der Werthschätzung der Andacht zum hl. Joseph hinter ihren Verwandten aus der spanischen Linie kaum zurück. In dem Jahre, da die österreichischen Landstände dem 15jährigen Thronfolger Leopold zum erstenmale huldigten (1655), ließ Ferdinand III. den hl. Joseph unter dem Titel „Erhalter des Friedens“ zum besondern Patron des Reiches Böhmen erklären und sein Fest daselbst mit ungewöhnlicher Feierlichkeit begehen. Leopold I., Regent seit 1657, hatte in erhöhtem Maße die Frömmigkeit seines Vaters geerbt. Als auch seine zweite, sonst sehr glückliche Ehe mit Claudia von Polen ihm keinen männlichen Erben gegeben hatte und das kaiserliche Haus mit ihm auszusterben drohte, setzte er seine Hoffnung auf den hl. Joseph. 20 Jahre nach jener großen Feier in Böhmen ließ er eine feierliche Weihe seiner gesammten Länder an den hl. Joseph vornehmen [2], durch welche derselbe unter ganz außergewöhnlichen Festlichkeiten, die acht Tage hindurch währten, zum

[1] Lucot, St. Joseph. p. 84.

[2] F. Wagner, Hist. Leopoldi Magni, I. l. 6. p. 449. Ausführlich beschreibt diese Feier P. Michael Frie S. J., Vita St. Josephi . . . exemplis illustrata. Monachii 1678.

besondern Patron des Landes und des Erzhauses von Oesterreich gewählt wurde. In Wien errichtete er auf öffentlichem Platze dem Heiligen ein Standbild. Diese Feier war aber zugleich die Bitte um Gewährung einer Nachkommenschaft. Kaum waren drei Jahre verflossen, als ihm am 26. Juli von seiner dritten Gemahlin Eleonore ein Erbprinz geboren wurde, dem dann später noch andere Söhne folgten. Aus Dankbarkeit legte der Kaiser dem Erstgeborenen den Namen Joseph bei, obgleich dieser Name bis dahin weder im Erzhause noch in einer der übrigen europäischen Dynastenfamilien gebräuchlich war. Auch Joseph I. seinerseits bewies später seine Andacht gegen den Heiligen. Außer dem von seinem Vater dem hl. Joseph errichteten Standbild aus Guß ließ er ihm, wie es schon Leopolds I. Wunsch gewesen war, noch eine kunstvoll gearbeitete Marmorstatue errichten [1], und seine beiden Töchter erhielten den Beinamen Josepha. Als 1683 die Türken vor Wien lagerten und man mit banger Erwartung dem Ausgang der Kriegsereignisse entgegensah, entspann sich am 12. September der Kampf am Josephsberge (später Kahlenberg genannt), und dieser Kampf führte zum großartigen Sieg und zum Entsatze der Hauptstadt. Um dem Patron von Oesterreich, dessen Fürbitte Leopold den Sieg zuschrieb, sich dankbar zu erweisen, richtete er am 5. Februar 1684 ein Schreiben an den Papst, worin es unter anderem heißt:

„Als durch die Belagerung von Wien der ganze christliche Erdkreis in Gefahr stand, begann der Kampf, der zur Vertreibung der Türkenhorden führte, an einer Höhe des Kahlengebirges, die dem hl. Joseph geweiht ist, und der Erfolg scheint zu zeigen, daß, bewogen durch die Fürbitte dieses Patrons und Beschützers, der barmherzige Gott seinem Volke diesen großartigen Sieg verleihen wollte. Da wir es deshalb für billig und recht halten, daß die Verehrung und Andacht zu diesem heiligsten Patriarchen, dem Nährvater des Sohnes Gottes und Bräutigam der allzeit reinen Jungfrau Maria, von Tag zu Tag sich mehre, bitten wir Deine Heiligkeit mit kindlichem Vertrauen, auf unsere Bitte hin gewähren zu wollen, daß der Name des heiligen Patriarchen Joseph in die Allerheiligenlitanei eingeschaltet werde, und das Fest seines Patrociniums, wie es die PP. unbeschuhten Karmeliter schon erlangt haben und am dritten Sonntag nach Ostern feiern, als Fest allgemein vorgeschrieben werde.“ [2] Da der Kaiser dies damals nicht erreichen konnte, so setzte er wenigstens

[1] L. c. II. l. 18. p. 795.

[2] O. Klopp, Das Jahr 1683 (Graz 1882). S. 336 u. 556.

durch, daß zum Dank für diesen und die folgenden großartigen, in Ungarn erfochtenen Siege, durch welche die Kraft des Halbmondes für immer gebrochen und die Machtstellung Oesterreichs im Osten dauernd begründet wurde, das Fest der Vermählung Maria's mit Joseph im ganzen Reiche kirchlich begangen werden durfte. Die gleiche Bitte gewährte damals Innocenz XI. auch dem König von Spanien für seine gesammte Monarchie. Im Jahre 1690 sah Leopold I. an diesem Feste einen seiner höchsten Wünsche erfüllt: im Dom zu Augsburg wurde seinem zwölfjährigen, hoffnungsreichen Sohne Joseph die Kaiserkrone auf das jugendschöne Haupt gesetzt.

Als der berühmte Fürstbischof Bernhard von Galen [1] 7. Juli 1661 seinen triumphirenden Einzug in die wiedergewonnene Stadt Münster hielt, wurde die silberne Statue des hl. Joseph, die er dem Dom geschenkt hatte, in der Procession vor dem Clerus einhergetragen. Mit päpstlicher Gutheißung stellte bald darauf der Bischof die ganze Diöcese unter den besondern Schutz des hl. Joseph, der zum Mitpatron derselben erklärt wurde. Sein Fest wurde auf den Sonntag Lätare verlegt und sollte alljährlich durch feierliche Procession begangen werden. Durch Synodalbestimmung vom 17. März 1662 wurden die Priester angehalten, das Volk zur Andacht zum hl. Joseph, besonders als Patron einer guten Sterbestunde, aufzumuntern. Erst kurz vor des Fürstbischofs Tod war die prächtige Kapelle vollendet worden, welche er am Münsterer Dom zu Ehren des hl. Joseph hatte erbauen lassen und in welcher er nach testamentarischer Anordnung beigesetzt zu werden wünschte. Am 22. September 1678 wurde er dort zur Ruhe bestattet.

Ungefähr um dieselbe Zeit erhob Bischof Joh. Christoph von Freyberg (1665—1690) das Fest des hl. Joseph für die Diöcese Augsburg zum gebotenen Feiertag. 1661 war auf Betreiben P. Franz von Novara's dem hl. Joseph zum erstenmal auch zu Bethlehem eine Kapelle errichtet worden [2].

Rom war unterdessen nicht zurückgeblieben. Schon 1596 weihte daselbst die Innung der Schreiner und Zimmerleute im 58. Jahre ihres Bestehens eine neue Kirche dem hl. Joseph. Alljährlich am Josephstag sollten arme oder verwaiste Töchter von Innungsangehörigen aus der gemeinsamen Kasse eine Aussteuer erhalten; kraft eines Indultes, das schon früher Gregor XIII. ihnen gewährt, durften sie alljährlich an diesem Tag einem zum Tod Verurtheilten die Freilassung erwirken. Durch

[1] Hüsing, Fürstb. Ch. B. v. Galen (Paderborn 1887), S. 84; vgl. v. Alpen, Leben und Thaten &c. S. 100; Wiens, Sammlung fragmentarischer Nachrichten. S. 86.
[2] Mislin, Die heiligen Orte. III, 25.

einen gewissen Desiderius, Canonicus an der Kirche zu den Martyrern (Pantheon), der eben aus dem Heiligen Lande zurückgekehrt war, wurde 1598 ein frommer Verein von Künstlern (Malern, Architekten ꝛc.) zu Ehren des hl. Joseph ins Leben gerufen. Eine Kapelle wurde am Pantheon errichtet, der Altar daselbst dem hl. Joseph geweiht, und auch hier wurde alljährlich am Josephsfest einigen armen Mädchen eine Aussteuer geschenkt. Im folgenden Jahrhundert kam dazu noch ein vom Oratorianer Marc Socini ins Leben gerufener Verein von Weltpriestern, der gleichfalls dem hl. Joseph geweiht war, und dessen Statuten 1684 von Innocenz XI. bestätigt wurden. Auch das von Fulvia Sforza gegründete Kloster der Karmeliterinnen, wie das von Camilla Orsini Borghese in der Via Vittoria erbaute Ursulinerinnenkloster waren dem hl. Joseph geweiht.

Die Ehren, welche Kirche und kirchliche Körperschaften dem Heiligen erwiesen, waren in stetem Fortschreiten. Das Generalkapitel der Franziskaner war in den letzten vier Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts wiederholt in Thätigkeit, um die Feier des Josephsfestes im Orden zu erhöhen. Endlich erfüllte 1621 Gregor XV., derselbe, der bald nachher den Heiligsprechungsproceß der hl. Theresia zu Ende führte, den Wunsch der Verehrer des hl. Joseph, indem er dessen Fest zum gebotenen Feiertag erhob. In demselben Jahre erklärte das Generalkapitel der Karmeliter den Heiligen feierlich zum besondern Patron ihres umgestalteten und innerlich erneuerten Ordens; 1632 stellten die Augustiner-Eremiten in ähnlicher Weise alle ihre Häuser in Italien und Deutschland unter den Schutz des Heiligen. Urban VIII., obgleich sonst mehr zur Beschränkung als zur Vermehrung der Feste geneigt, erneuerte 1642 mit mehr Nachdruck die Verordnung Gregors XV. über die öffentliche Feier des Josephsfestes, und sein Nachfolger Innocenz X. brachte dieselbe wenigstens in Belgien zur allgemeinen Annahme. 1680 wurde den Karmelitern das Schutzfest des hl. Joseph gestattet und dafür von der Ritencongregation der dritte Sonntag nach Ostern festgesetzt; 1700 wurde dies Fest auch bei den Augustinern eingeführt zugleich mit dem Beschluß, daß künftig in jedem Officium semiduplex eine Commemoration des hl. Joseph einzuschalten sei. Im Missale der Dominikaner von 1721 erscheint das Fest des Heiligen bereits mit Festoctave.

Was man jetzt noch vermißte, war vor allem ein angemessenes Festofficium des Heiligen für die kirchlichen Tagzeiten. Das ursprüngliche, unter Innocenz VIII. eingeführte war 1522 durch ein entsprechenderes verdrängt, aber doch noch nebenbei im Franziskanerbrevier weitergeführt

worden; endlich waren vom hl. Pius V. beide abgeschafft, und statt dessen war das gewöhnliche Formular für die Bekenner vorgeschrieben worden. Aber mit Clemens XI. war 1700 ein Papst auf den Thron gestiegen, der, selbst ein inniger Verehrer des hl. Joseph, sich der großen und allgemeinen Bewegung der Geister zu Gunsten der Josephsandacht nicht verschließen konnte. Eben eiferte wieder einer jener großen Franziskanerprediger, der selige Bonaventura da Potenza[1] (Potentinus, † 26. Oct. 1712), für die Ausbreitung der Andacht und die würdige Feier des Festes, eben erschien das unübertroffene Josephsbüchlein P. Patrignani's[2] (1709), der in demselben bezeugen konnte, seit Isidor Isolani's berühmter Summe seien bis dahin über 300 Werke in allen Sprachen und allen Ländern erschienen über die Gnadenvorzüge des hl. Joseph. Clemens XI., gediegener Theologe und ausgezeichneter Prediger, wie er war, legte nun selbst Hand ans Werk und verfaßte ein neues Officium, fast ganz aus den Worten der Heiligen Schrift mit Beibehaltung des vom hl. Pius V. eingeführten Kirchengebetes und der Lesungen aus dem hl. Bernhard[3]. Nachdem er schon vorher, hauptsächlich auf Betreiben der ehrw. Clara Maria de Passione O. Carm. (einer Colonna), das Fest des hl. Joseph zu einem Feste höheren Ranges (duplex II. class.)[4] erhoben, schrieb er 3. Februar 1714 das von ihm verfaßte Officium für die ganze Kirche vor. Kurz vorher hatte eine der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten Roms, der gelehrte und heiligmäßige Theatiner Cardinal Thomasi († 1713), dessen Seligsprechungsproceß Clemens XI. selbst noch einleitete, auf Wunsch des Großherzogs von Etrurien das Formular einer Messe zu Ehren des hl. Joseph um einen guten Tod verfaßt, welches Clemens XI. sofort bestätigte und als Votivmesse ins römische Missale aufnehmen ließ[5]. Diesem selbst wurde wie zum Lohn dafür sieben Jahre später der gute Tod zu theil. Oft hatte er den Wunsch geäußert, am Fest des hl. Joseph aus diesem Leben scheiden zu dürfen: am 19. März 1721 starb der fromme Papst, das Muster eines treuen Hohenpriesters[6]. Auch für die neuntägige Vorbereitungs-

[1] Acta SS. Oct. XII. p. 162. n. 148.

[2] Die Andacht zum hl. Joseph, Mainz 1878.

[3] Bened. XIV. de Can. sanct. L. IV. P. II. c. 20. n. 49.

[4] Und zwar ist es ein privilegirtes Fest, so daß, wenn es auf Gründonnerstag fällt, gerade wie bei Mariä Verkündigung, mehrere heilige Messen gelesen werden sollen, was z. B. beim Fest des Kirchenpatrones nicht gestattet wäre. Vgl. Liguori, Theol. mor. VI, 350.

[5] Bened. XIV. de Can. sanct. IV. P. II. c. 20. n. 21.

[6] Guarnacci, Vitae PP. RR. et Card. Rom. 1751, Clem. XI.

andacht vor dem Josephsfest, die alljährlich in der Kirche St. Ignatio in Rom gehalten wurde, hatte er mit Erlaubniß, das heiligste Sacrament auszusetzen, besondere geistliche Gnaden verliehen — das einzige Beispiel, welches Benedikt XIV. bekannt war, daß die oberste kirchliche Behörde etwas über eine neuntägige Andacht entschieden habe.

Aber es war eine andere Angelegenheit, die unter ihm nicht mehr zur Erledigung kam. In der für die kirchliche Liturgie verwendeten Allerheiligenlitanei wurde des hl. Joseph nicht gedacht, während z. B. eine alte Litanei der Kirche von Bologna aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts ihn unter den Bekennern anführte, und die Litaneien in den kirchlich gutgeheißenen liturgischen Büchern sowohl der Dominikaner als der Karmeliter wenigstens seit der Mitte des 16. Jahrhunderts seine Anrufung enthielten. Schon 1684 hatte Kaiser Leopold bei Innocenz XI. darum angehalten, daß der Name des Heiligen nun auch in die Allerheiligenlitanei der Kirche aufgenommen werde; 1714 kam die Sache auf Betreiben einflußreicher Männer wirklich zur Verhandlung, aber Clemens XI. zögerte, zum Theil, um nicht für derartige Veränderungen einen Präcedenzfall zu schaffen. Unter Innocenz XIII. ward die Frage abermals erörtert. Der Promotor Fidei, der den Antrag zu vertreten hatte, war Prosper Lambertini (später Benedikt XIV.); unter den Bittstellern, in deren Namen der Antrag eingebracht wurde, war der römische Kaiser (Karl VI., Josephs I. jüngerer Bruder), die Kurfürsten von Köln und Pfalz, der Großherzog von Etrurien und 40 Generale oder Generalprocuratoren religiöser Orden. Am 19. December 1726 drang der Antrag durch.

Es wäre eine anziehende Aufgabe, die Bedeutung der Andacht zum hl. Joseph für die auswärtigen Missionen schon seit Beginn des 17. Jahrhunderts eingehender zu behandeln: für Canada, wo er der Landespatron, sein Fest das große Volksfest und der Tag großer Ereignisse für die Missionäre war; für Paraguay, wo große Erfolge und Segnungen seiner Fürbitte zugeschrieben wurden; für Madura, wo 1726 der große Missionär und Sprachenkenner Joseph Beschi S. J. durch sein aus 36 Gesängen bestehendes Gedicht auf den hl. Joseph in classisch schönem Tamul selbst die heidnischen Gelehrten entzückte und den Grund zu einem Rufe legte, wie ihn kaum ein Europäer vor ihm in Indien besessen hat, so daß er sich genöthigt sah, sein angestauntes „Tembavani“ noch durch zwei Commentare näher zu erläutern; auf den Marianischen Inseln, wo der in drei Welten gefeierte kühne Kriegsheld Don Joseph de Quiroga sich und seine Truppen ganz unter den Schutz des hl. Joseph gestellt hatte. „Er

und seine Leuth", so schreibt ein dort anwesender Missionär [1], „haben in mancherlei Gefahren, da sie zuweilen von dem Feind ganz umgeben waren, den wunderthätigen Beystand des göttlichen Bräutigams Josephi, welchen sie zu ihrem Schutzpatrone erwählt hatten, gefühlet . . ."

Für die Mission von China bestätigte 17. August 1678 Innocenz XI. in aller Form die Wahl des hl. Joseph zum besondern Patron. Am Josephsfest 19. März 1692 erhielten die Missionäre — um was sie in hundertjähriger Arbeit gerungen hatten — die schriftliche Erlaubniß des Kaisers, im ganzen Reich das Evangelium frei zu predigen. Aus Dankbarkeit beschlossen sie alsbald den Bau einer Votivkirche zu Ehren des hl. Joseph, obgleich bereits drei Kirchen in Peking standen. Am Josephsfest 1700 gelang unter dem Schutz der neuerworbenen Religionsfreiheit ein anderes, längst vergeblich angestrebtes Werk. „Den 19. März, als am Fest des hl. Josephi, jenes großen Schutzpatrons der chinesischen Mission", konnte der deutsche Missionär P. Kastner S. J., ausgiebig unterstützt durch eine wohlwollende Regierung und selbst durch militärische Bedeckung geschützt, auf der Insel Sanzian den Grundstein zu einer schönen Grabkapelle des hl. Franz Xaver legen. Während es ihm in unglaublich kurzer Zeit gelang, alle Schwierigkeiten zu überwinden, einen großen Theil der verwilderten Inselbewohner für das Christenthum zu gewinnen und eine dauernde Missionsniederlassung unter ihnen zu gründen, war ganz zufällig ein reicher spanischer Edelmann in Handelsgeschäften von Peru aus über Manila im Hafen von Kanton eingetroffen, der, als er von dem Unternehmen hörte, sogleich die beträchtlichen Kosten der ganzen Sanzian-Expedition, welche die Missionäre schon in Sorge versetzt hatten, aus seinen Mitteln deckte. Am 24. Juli 1721 wurde an der neuen Votivkirche zu Peking in lateinischer, chinesischer und tatarischer Sprache die Inschrift angebracht: „Gott dem Allmächtigen und Allgütigen haben zu Ehren des hl. Joseph, des Patrons von China, die Väter der Gesellschaft Jesu diese Kirche errichtet."

Bei dem furchtbaren Erdbeben 1730, das 500 000 Menschen in Peking allein das Leben gekostet haben soll, wurde das Missionshaus der Propaganda wie die zwei übrigen Kirchen der Jesuitenmissionäre zu Ruinen und Schutthaufen: die Kirche des hl. Joseph stand fest wie vorher; von allen Missionären war keiner verletzt, in allen drei Häusern hatte sich Gottes Schutz wunderbar gezeigt. Solange die Gesellschaft

[1] Stöcklein, Der neue Weltbott. I. S. 22 (n. 8).

Jesu bestand und noch über 1773 hinaus konnten trotz der furchtbaren Stürme, die über die Mission hereingebrochen, die Missionäre in Peking, inmitten jenes unduldsamsten aller Länder, ihren Posten behaupten, und bis in die letzten Jahre zieht sich eine Kette trostreicher, oft rührend schöner Ereignisse im Zusammenhang mit der Andacht zum hl. Joseph.

Doch auch in Europa sind noch zwei große Verehrer des Heiligen zu nennen. Der eine, zu Ende des letzten Jahrhunderts, ist der gefeierte Kirchenlehrer, Bischof und Ordensstifter, der hl. Alphons Liguori († 1787), der seinem jungen Orden den hl. Joseph zum besondern Beschützer gegeben und selbst ein Büchlein für die neuntägige Andacht zum Heiligen hinterlassen hat. Seinem Beispiel sind seine Söhne gefolgt, und in der kaum übersehbaren Menge von Schriften, die in allen Theilen der Welt von Mitgliedern der verschiedensten Nationen, Kirchen, Ordensfamilien zu Ehren des Nährvaters Christi erschienen sind, nehmen die der Väter vom heiligsten Erlöser eine ehrenvolle Stelle ein.

Der Josephsverehrer aus unserem Jahrhundert ist kein geringerer als Pius IX. Kaum war er auf den päpstlichen Stuhl erhoben, als er am 10. September 1847 das Schutzfest des Heiligen auf die ganze Kirche ausdehnte und damit verwirklichte, was einst Gerson, Isidor Isolani, Leopold I. vorgeschwebt hatte. Schon vorher (1. Febr. 1847) hatte er die Ablässe, welche bereits von Pius VII. und Gregor XVI. für die andächtige Betrachtung der sieben Schmerzen und Freuden des hl. Joseph verliehen waren, bedeutend bereichert; am 11. Juni 1855 bewilligte er große geistliche Gnaden für die tägliche Anrufung des Heiligen während des Monats März; am 27. April 1865 stellte er in dieser Beziehung den Märzmonat dem Muttergottesmonat gleich; am 4. Februar 1877 gestattete er, den „Monat zu Ehren des hl. Joseph" so früh im Februar zu beginnen, daß man ihn mit dem 19. März beschließen könne. Von seiner persönlichen Andacht zum Heiligen wußte man seinerzeit manches zu erzählen. Unter seiner Gutheißung und Begünstigung erfolgte auch am 19. März 1860 zu Verona die canonische Errichtung der „Gürtelbruderschaft des hl. Joseph", die zur Erzbruderschaft erhoben und mit reichen Ablässen ausgestattet wurde. Eben war tags zuvor, 18. März 1860, durch Victor Emmanuel der toscanische „Ritterorden des hl. Joseph" aufgehoben worden.

Anknüpfend nämlich an eine alte florentinische Stiftung zu Ehren des Heiligen vom Jahre 1514 aus der Blütezeit der Mediceer, hatte Ferdinand III. von Toscana, aus dem habsburgisch-lothringischen Hause, am 19. März 1807 in Würzburg, seinem damaligen Herzogthum, für dieses

den Orden des hl. Joseph wieder ins Leben gerufen. Infolge des Wiener Friedens wieder als Großherzog nach Toscana zurückgekehrt, nachdem er während der napoleonischen Stürme in auffallender Weise den Schutz des Himmels erfahren hatte, führte er auch dort den St. Josephsorden ein, gab ihm jedoch durch Verfügung vom 18. März 1817 eine neue Verfassung. Nur Katholiken konnten zum Orden zugelassen werden; das Großkreuz erhielten nur Verdienstvolle aus adeligen Geschlechtern, das Commandeurkreuz verlieh den Erbadel, das Ritterkreuz den persönlichen Adel. Großmeister war stets der Großherzog von Toscana. Er allein und der Erbprinz trugen den Orden mit Edelsteinen besetzt. Das Ordenskreuz, wie auch der mit dem Großkreuz zugleich verliehene silberne Bruststern, trugen das Bild des hl. Joseph, in der Rechten den Stab, in der Linken die Lilie, dazu die auf persönliche Erfahrungen des Stifters hindeutende Umschrift „Similis ubique" (überall der gleiche); die Kehrseite trug die Inschrift: S. J. F. 1807 (Sancto Josepho Ferdinandus 1807) [1].

Den Ritterorden des hl. Joseph hat Victor Emmanuel damals aufgehoben; daß aber die Ritter des hl. Joseph damit nicht ausstarben, zeigt am besten Pius IX. selbst. In seiner Encyklika von 1862 knüpft er gerade an die Zunahme der gebührenden Verehrung für Joseph und Maria die Hoffnung, daß die gesunkene Welt nochmals solle gerettet werden. Am 8. December 1870 erklärte er auf Andringen vieler der in diesem Jahre zum Vaticanischen Concil versammelten Kirchenfürsten den hl. Joseph zum besondern Schutzpatron der Kirche und erhob sein Fest vom 19. März zum Rang eines Festes erster Klasse, das jedoch in Rücksicht auf die Fastenzeit, in die es fällt, keine Octave haben solle. „Patronus militantis Ecclesiae" hatte Isolani 1522 bereits den hl. Joseph genannt. Es verstand sich fast von selbst, daß der Heilige jetzt auch in manchen liturgischen Gebeten, den sogenannten Suffragien des Breviers, und dem entsprechenden Kirchengebet des Missales an hervorragender Stelle genannt werden mußte, so auch in dem Gebet für die Nöthen der Kirche, das Leo XIII. für das Ende jeder stillen Messe angeordnet hat.

Noch selbstverständlicher aber war es, daß das christliche Volk jetzt mit verdoppeltem Vertrauen der Andacht zum hl. Joseph sich zuwandte. Tief gegründet in der Heiligen Schrift, hatte sie sich jahrhundertelang in das Herz der Gläubigen eingewachsen, war darin groß geworden und

[1] H. Schulze, Chronik sämmtlicher bekannten Ritterorden und Ehrenzeichen ... aus authentischen Quellen zusammengestellt, Berlin 1855, S. 1114; Supplementband 1870, S. 499; Abbildungen Tafel XLII.

hatte ihre Früchte reichlich getragen: jetzt sprach der Hohepriester darüber das Segenswort. Unser glorreich regierender Papst Leo XIII. hat nun sogar in einem eigenen Hirtenschreiben das christliche Volk für diese Andacht belobt und dasselbe zu neuem Eifer ermuntert — kein Zweifel, daß in der ganzen katholischen Christenheit ein freudiges Echo diesen Worten des obersten Hirten folgen wird.

Die hier über die Geschichte der Andacht zum hl. Joseph kurz zusammengehäuften Notizen sind weit entfernt, auf Vollständigkeit Anspruch zu machen. Ueber Andachten, über das Verhältniß gottesfürchtiger Seelen zu ihren verklärten Fürsprechern im Himmel wird ja nicht Protokoll geführt und werden keine Jahrbücher geschrieben. Es ist fast Zufall, wenn sich für eine Zeit von mehr denn 1000 Jahren, und aus Jahrhunderten, in denen nicht gedruckt und weit weniger geschrieben wurde als in unserer schreibseligen Zeit, Spuren einer solchen Andacht erhalten haben. Und auch das Finden der wirklich vorhandenen Spuren ist oft mehr vom Zufall abhängig. Der Grundsatz, daß nichts existirt habe, was nicht noch jetzt schwarz auf weiß geschrieben steht, ist doch zu hinfällig, um hier in Anwendung kommen zu können. Es dürften daher die zusammengestellten Notizen die Vermuthung nahe legen, daß die Andacht, die sich im Morgenland bis fast zum Anfang des Christenthums, im Abendland bis zum Beginn des 12. Jahrhunderts deutlich zurückverfolgen läßt, auch hier längst zuvor schon gepflegt worden sei, wenn auch nicht mit der heutigen Allgemeinheit und Vorliebe.

Für die Zeit aber, aus der reichlichere Nachrichten uns erhalten sind, ist ihre Entfaltung eine wahrhaft großartige gewesen. Als der fromme Dominikaner Isidor Isolani in seinem Kloster zu Pavia 1522 seine berühmte Summe über die Vorzüge des hl. Joseph schrieb, schloß er mit den Worten: „Der Heilige Geist wird nicht aufhören, die Herzen der Gläubigen zu bewegen, bis alles, was da Einfluß hat in der streitenden Kirche, mit erneuter Verehrung den hl. Joseph umgebe, zu seiner Ehre Klöster gründe, Kirchen und Altäre errichte; Feste wird man feiern, und alle werden Gebete an ihn richten. Gott wird das Gehör der geistigen Wahrnehmung schärfen, und große Geister werden die inneren Gaben Gottes ergründen, die in Joseph verborgen sind, und sie werden einen köstlichen Schatz finden, wie sie ihn bei den heiligen Patriarchen des Alten Testamentes nicht gefunden haben." Drei Jahrhunderte haben bewiesen, daß der Predigermönch wahr geweissagt hat. **Otto Pfülf** S. J.

Zur Wahlgeschichte Konrads II.

Bekanntlich waren und sind unsere Geschichtsforscher nicht einer Meinung über die Frage, ob Konrad II., der die Reihe deutscher Kaiser salischen Stammes eröffnet, bereits zu Lebzeiten seines Vorgängers, Kaiser Heinrichs II., zum Nachfolger designirt worden oder nicht. Es kann nicht unsere Absicht sein, ein Resumé der bisher geführten Controverse zu geben, noch weniger, die von beiden Seiten ins Treffen geführten Gründe gegeneinander abzuwägen, was alles hier viel zu weit führen würde. Dagegen möchten wir ein bisher unbeachtetes und, wie uns scheint, entscheidendes Moment in die Wagschale derer legen, welche sich für eine Designation Konrads ausgesprochen haben. Vorher nur so viel, als zur Klarlegung des Fragestandes durchaus erfordert ist.

Der jüngste Geschichtschreiber Konrads II., Harry Breßlau, hat der uns beschäftigenden Frage im dritten Bande der „Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II.“ von Siegfried Hirsch einen eigenen Excurs gewidmet und faßt eingangs seines Werkes über Konrad [1], nachdem er dessen Zerwürfniß und Aussöhnung mit Heinrich erwähnt, seine Ansicht abschließend dahin zusammen: „Dafür aber, daß nun der eine oder der andere der Vettern [2] dem Kaiser so nahe getreten wäre, daß dieser seine Rechte auf die Krone anerkannt und ihn zu seinem Nachfolger designirt hätte, liegen keine alten und zuverlässigen Zeugnisse vor. Was man dafür geltend gemacht hat, stammt theils aus bedeutend späteren Berichten pragmatisirender Geschichtschreiber, welche die Anfänge des salischen Kaiserhauses ähnlich an das Ende des sächsischen zu knüpfen bemüht waren, wie des letztern Herrschaft thatsächlich an eine Designation Konrads I. von Franken sich anknüpfte, theils beruht es auf der sagenhaft gefärbten und völlig unglaubwürdigen Erzählung eines von den deutschen Dingen nur sehr mangelhaft unterrichteten französischen Schriftstellers.“ Von den beiden mit „theils“ eingeleiteten Gliedern dieses Satzes bezieht sich das erste auf die u. a. von Pabst [3] und Arndt [4] vertretene Designation des ältern, das zweite auf

[1] Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Konrad II. Bd. I. S. 9 u. f.

[2] Des ältern Konrad, des nachmaligen Kaisers, und des jüngern Konrad, des Sohnes Herzog Konrads von Kärnthen.

[3] In „Forschungen zur deutschen Geschichte“ V, 353.

[4] Die Wahl Konrads II. Göttingen 1861. S. 18 ff.

die von Pflugk-Harttung[1] behauptete des jüngern Konrad, die uns hier nicht beschäftigt und durch Erweis der erstern von selbst hinfällig wird.

Jene „bedeutend späteren pragmatisirenden Geschichtschreiber", von denen Breßlau redet, sind Leo von Ostia, Hugo von Flavigny, Sigbert von Gembloux und Otto von Freising. Ihre Zeugnisse lauten merkwürdig bestimmt und sind, wie Breßlau selbst gesteht, voneinander unabhängig[2]. Befremdend ist dem gegenüber allerdings das Schweigen Wipo's, des Hofkaplans und Biographen Konrads II. Allein Breßlau fühlt selbst, daß es nur eines der verrufenen Argumente ex silentio sei. Er meint jedoch, dasselbe sei in unserem Falle „von besonderer Kraft"; denn es sei fast undenkbar, daß Wipo, welcher so sorgfältig alle Momente hervorhebt, die dem Anspruche seines Helden zu statten kommen, dieses wichtigste nicht einmal eines ausdrücklichen Wortes werth erachtet haben sollte, und es wäre überaus auffallend, wenn alle anderen Zeitgenossen, auch der so geschwätzige Annalist von Quedlinburg, sich mit ihm in diesem Todtschweigen eines so denkwürdigen Vorganges vereinigten und keinen Ausdruck des Lobes für die so preisenswerthe Selbstverläugnung übrig hätten, mit welcher der sterbende Kaiser dem frühern Gegner den Weg zum Throne geebnet hätte.

Breßlau fährt fort: „Und nimmt man einmal an, jene vier Chronisten hätten geirrt, so ist ja der Grund ihres Irrthums nicht schwer zu erkennen: schon Arndt hat darauf hingewiesen, wie hübsch es harmonirte, wenn, wie durch eine Designation Konrads I. die Krone an das sächsische Haus gekommen, ebenso der letzte Sachse den ersten Salier selbst als

[1] Studien zur Geschichte Konrads II. Bonn 1876. S. 19 ff.

[2] Es ist vielleicht nicht uninteressant, den Wortlaut der drei ersten älteren Zeugnisse zu vernehmen. Das des Chronicon Cassinense lautet: Defuncto igitur augustae memoriae imperatore Heinrico anno Domini 1025 et Chuonrado duce qui et Cono dictus est ejusdem Henrici electione in regem levato etc. Mon. Germ. SS. VII, 665. — Hugo schreibt: Ipse anno sequenti infirmitate ingravescente, quia erat absque filiis, videns quia ad regni fastigium plurimi duces et comites adspirabant, elegit Conradum aliquando sibi suspectum, qui Cono dicebatur, et sic cum gloria obiit monarches Caesar 3. Idus Julii. Mon. Germ. SS. VIII, 392. — Im Chronicon Sigberti endlich lesen wir: Henricus imperator consulentibus se principibus super substitutione regni designans Conradum virum regii generis et egregiae libertatis, quippe qui nunquam se submiserat alicujus servituti, moritur. . . . Cono dux praepotens cum ad imperium adspirare vellet repudiatur instinctu Arbonis Moguntini archiepiscopi et aliquorum regni primatum et Conradus ad imperium sublimatur. Mon. Germ. SS. VI, 356.

seinen Nachfolger bezeichnete; pragmatisirende Chronisten konnten dieser Analogie sich schwer entziehen."

Was den letztgenannten Grund betrifft, so heißt es den drei älteren der oben genannten Chronisten vielleicht etwas zu viel Ehre anthun, wenn man sie zu pragmatisirenden Geschichtschreibern stempeln will; von allen gilt, freilich mit einem einschränkenden mehr oder minder, was Wattenbach speciell von Hugo von Flavigny urtheilt: „Von Beherrschung des massenhaften Stoffes ist keine Rede; er trug eben nur zusammen, was er in zahlreichen Büchern und Archiven fand."[1] Am interessantesten ist, daß von den drei Chronisten, welche die Designation Konrads II. melden, nur einer, Sigbert, die Bezeichnung des ersten Heinrich durch den ersten Konrad kennt, während Leo vom Tode Konrads völlig schweigt, Hugo von Flavigny aber schreibt: „Hic etiam (Konrad I.) regnavit annis novem et Henricus primus successit magnus imperator." Und doch sollen sie dieser ersten Designation zuliebe alle drei in übereinstimmender Weise die des zweiten Konrad erfunden haben. Der zweite der obigen Gründe, das Schweigen der gleichzeitigen Chronisten, ist zunächst wieder ein argumentum ex silentio und im Vergleiche mit dem Schweigen Wipo's jedenfalls eines von „nicht besonderer Kraft". Aber auch dieses silentium ist denn doch so unerklärlich nicht. Wipo beginnt seine Vita Chuonradi mit dessen Wahl; der Tod Kaiser Heinrichs und was diesem voranging und denselben begleitete, wird mit einem einzigen Satze abgefertigt. Augenscheinlich will der Verfasser von dem, was vor dem Tode Heinrichs lag — und es lag doch ein reiches und bewegtes Vorleben seines Helden jenseits dieser Grenze —, nicht reden. Warum er davon nicht reden wollte, das bleibt allerdings sein Geheimniß.

Diese Gegengründe bringt Breßlau a. a. O. nicht bei. Dennoch ist er offenbar von seinen eigenen Ausführungen nicht ganz befriedigt und holt deshalb zu einem letzten Entscheidungsschlage aus. Er schreibt: „Und doch wird es schwer sein, über diese vereinigten Zeugnisse hinwegzukommen, sagt Arndt, und er hat Recht; vollständig wird die Designation Konrads II. erst aus der Welt zu schaffen sein, wenn man ihre absolute Unmöglichkeit nachweist, eine Aufgabe, der ich mich um so lieber unterziehe, als sie mir Gelegenheit gibt, der geheimen Geschichte der Wahl Konrads etwas näher zu treten." Das heißt viel versprechen und die Aufmerksamkeit aufs höchste spannen. Wie beweist aber Breßlau diese absolute Unmöglichkeit?

[1] Deutschlands Geschichtsquellen. 5. Aufl. II, 122.

Sein Gedankengang ist in Kürze dieser: Es standen sich bereits zu Lebzeiten Heinrichs II. zwei kirchenpolitische Parteien im Reiche gegenüber: eine clugnyacensische Reformpartei, eine Art von „Ultramontanen", an ihrer Spitze der Kaiser, Pilgrim von Köln, die Herzöge von Lothringen, die Mehrzahl der lothringischen und flandrischen Bischöfe; und eine anticlugnyacensische, nationalkirchlich angesäuselte Partei, zugleich die Partei der Kaiserin, mit Aribo von Mainz und — dem ältern Konrad als Häuptern. Folglich ist es absolut unmöglich, daß Heinrich eben diesen Konrad zu seinem Nachfolger designirt. Um Breßlau kein Unrecht zu thun, lasse ich ihn selbst reden. Er faßt am Schlusse seines Excurses nochmals die ganze Kraft seines Beweises also zusammen: „Und nun kann auch kein Zweifel mehr über die Frage sein, von der wir ausgegangen sind. Ist Konrad II. von derjenigen Partei im Reiche erwählt worden, mit der sein Vorgänger zuletzt auf gespanntem Fuß gestanden hatte oder deren Principien er doch entschieden bekämpfte; gehört zu seinen vertrautesten Anhängern eben der Mann, den Heinrich, trotzdem er sein Bruder, noch 1024 in die Verbannung gesandt; setzt sich andererseits aus den Persönlichkeiten, mit denen wir Heinrich in seinen letzten Lebensjahren eng verbunden wissen, deren Plane er getheilt hat, die Partei der Gegner des neuen Königs zusammen — dann kann man in der That den Bericht, daß Heinrich seinen Nachfolger selbst erwählt habe, getrost in das Reich der Fabeln verweisen" [1] — es sei denn, fügen wir bei, Heinrich II. sei gewissenhaft genug gewesen, einen Mann um persönlicher Anschauungen willen nicht einer Anwartschaft zu berauben, zu der seine Geburt ihm ein Recht, mindestens im weitern Sinne des Wortes verlieh.

Um die Designation des ältern Konrad aus dem Reich der Fabeln und absoluten Unmöglichkeiten nicht nur in das Reich des Möglichen, sondern selbst in das der Thatsachen zurückzuführen, ist es nicht nothwendig, Wahrheit und Dichtung in dem Bilde, das Breßlau von den Parteien unter Heinrich II. entwirft, zu sondern [2], da wir in der angenehmen Lage sind, den umgekehrten Weg einschlagen und „ab esse ad posse" argumentiren zu können. Zu den kostbarsten Schätzen der königlichen Bibliothek zu Berlin gehört ein Troparium des 11. Jahr-

[1] Bei Hirsch a. a. O. S. 358.

[2] Auch diese Aufstellungen Breßlau's sind nicht ohne Widerspruch geblieben. Vgl. G. Schnürer, Erzbischof Piligrim von Köln. Münster 1883. Gegen diese und andere Einwendungen ist der letzte Excurs Breßlau's (Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Konrad II. II, 524 ff.) gerichtet.

hunderts (Mans. Theol. lat. IV° 11), das einst für die Domkirche von Minden ausgeführt worden. Diese Provenienz beweist schon das häufige Vorkommen des hl. Gorgonius, mit Petrus Patron des gedachten Bisthums. Dies Troparium (Cod. memb. 21 × 13,5 cm, foll. 226) ist zweimal in ausführlicher Weise beschrieben worden: einmal von Kretzschmer in der Neuen Berliner Monatschrift für Philosophie, Geschichte, Literatur und Kunst, Jahrgang 1821, Band II. S. 285 ff.; ein zweites Mal von Bethmann in Pertz' Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Band VIII. (1843) S. 844 u. f., weshalb ich auf eine neue Beschreibung derselben füglich verzichten kann. An beiden Orten sind die uns hier interessirenden Daten bemerkt worden, ohne indes, wie es scheint, die nöthige Beachtung zu finden.

Ich habe in der Einleitung zum VII. Bande meiner Analecta hymnica medii aevi (Leipzig 1889) S. 5 auf das Interesse hingewiesen, welches die sogen. Laudes in Pascha unter paläographischer Rücksicht verdienen, weil in diese Litanei die Namen der regierenden geistlichen und weltlichen Fürstlichkeiten eingetragen zu werden pflegten, wodurch es möglich wird, das Alter der betreffenden Handschriften bis auf wenige Jahre genau zu bestimmen. Auch unser in Rede stehendes Troparium Mindense enthält fol. 111a sqq. diese Laudes und in denselben die folgenden acclamationes:

Iohanni summo pontifici et universali pape uita.

Redemptor mvndi, Tu illum adiuua etc.

Heinrico Romanorum imperatori augusto a deo coronato magno et pacifico uita et uictoria.

Chuonrado regi nostro a deo coronato magno et pacifico uita et uictoria.

Salvator mvndi, Tu illum adiuua etc.

Chunigunde imperatrici auguste a deo coronate salus et uita.

Gisele regine nostre a deo coronate salus et uita.

Sancta Felicitas, Tu illam adiuua etc.

Nobilissime proli regali salus et uita.

Sancte Stephane, Tu illum adiuua etc.

Piligrimo archiepiscopo [1] a deo electo, salus et uita perpetua.

Sancte Gereon, Tu illum adiuua etc.

---

[1] Erzbischof Pilgrim von Köln (1021—1036).

Sigeperto huius ecclesiae episcopo[1] salus et uita perpetua.
Sancte Gorgoni, Tu illum adiuua etc.

Die erwähnten Personen geben uns zunächst das genaue Alter des Manuscripts an die Hand. Papst Johann XIX. begann seine Regierung im Jahre 1024; Kaiser Heinrich beschloß die seine im gleichen Jahre. Das Tropar von Minden, oder, um ganz genau zu sein, mindestens die Partie desselben zwischen fol. 111 und fol. 142, woselbst es in einer metrischen Litanei heißt:

Ut rex noster henricus
eius et exercitus
hinc et inde servetur,
oramus, Christe, audi nos,

ist also im Jahre 1024 geschrieben. Weit wichtiger ist, wessen uns die Handschrift über Heinrich und Konrad, über Kunigunde und Gisela belehrt, daß nämlich zu einer Zeit, da Heinrich II. noch imperator augustus und Kunigunde Kaiserin war, im Dome zu Minden für Konrad und Gisela als König und Königin gebetet wurde. Die Sache ist so selbstredend, daß es nicht nöthig ist, irgend etwas hinzuzufügen, um so weniger, als es sich nicht um das Zeugniß eines spätern pragmatisirenden Geschichtschreibers handelt, den man nach Bedürfniß der Unwissenheit oder Parteilichkeit zeihen und an dessen Worten man herumdeuteln kann, sondern um ein zeitgenössisches liturgisches Document ersten Ranges, an dessen Angaben nicht vorbeizukommen ist.

Dennoch bleibt eine Schwierigkeit hinwegzuräumen. Der in unseren Laudes erwähnte Papst Johann XIX. wurde den 24. Juni 1024 geweiht — er war bis dahin ohne Weihen[2]; am 13. Juli desselben Jahres starb Heinrich II. Das Troparium Mindense oder doch die in Betracht kommende Partie müßte somit präcis zwischen dem 24. Juni und dem 13. Juli, oder, wenn wir in Rechnung ziehen, daß Nachrichten aus Deutschland schneller eintrafen als solche aus Italien, binnen noch kürzerer Frist geschrieben sein. Unmöglich wäre diese Annahme ja keineswegs; sie wäre indes beengend, ist aber glücklicherweise auch nicht nothwendig. Da Papst Johann seinem Vorgänger Benedikt VIII. „plane mox ut obierit" nachfolgte[3], so konnte sein Name sofort nach Bekanntwerden der Nach-

[1] Sigbert, Bischof von Minden (1022—1036).
[2] Breßlau II, 292. [3] Jaffé, Regesta Pontificum Roman. I, 514.

folge in das Troparium aufgenommen werden. Als Todestag Benedikts VIII. ist uns aber der 7. April [1], ja sogar der 28. Februar [2] überliefert. Was gegen das Datum eingewendet wird, kann jedenfalls, namentlich da es auf schwankende und widersprechende Angaben sich stützt, auf Gewißheit keinen Anspruch machen und somit gegenüber dem Zeugnisse des Codex Mindensis nicht ins Gewicht fallen, der eine für die deutsche Geschichte und insbesondere für die Geschichte der deutschen Königswahlen höchst interessante Thatsache dem Zweifel entrücken dürfte. In dem Umstande, daß trotz der Designation Konrads zu einer förmlichen Wahl geschritten ward, wird niemand ein Argument gegen erstere herleiten wollen, da eine solche auch nach der Designation Heinrichs I. erfolgte. Trug letztere Wahl mehr den Charakter eines Compromisses zwischen Franken und Sachsen, so wird man zugeben müssen, daß auch die Wahl vom 8. September 1024 mehr einem gütlichen Ausgleiche zwischen den beiden Konraden und ihren Anhängern, als einer eigentlichen Königskürung ähnlich sieht [3].

G. M. Dreves S. J.

Ungedruckte Briefe von Joseph v. Eichendorff und Karl Ernst Jarcke an Lebrecht Dreves.

Mitgetheilt von W. Kreiten S. J.

(Schluß.)

Endlich war das lange vergebens Versuchte geglückt. Die neue Sammelausgabe der Gedichte Dreves' lag bei A. Duncker in Berlin recht fein ausgestattet und mit einem Portrait-Titelkupfer geziert, nun doch zur Ausgabe bereit, und Eichendorff war bald im Besitze eines fertigen Exemplars. Er schreibt darüber hocherfreut an den Freund:

„Mein lieber, verehrter Freund! Tausendmal herzlichen Dank für Ihre Gedichte! Ich habe sie fleißig durchblättert und bei vielen wieder mit inniger

---

[1] Vgl. Breßlau II, 291. Note 2.

[2] Rerum Gallic. et Francic. Scriptt. X, 47 not.; Hergenröther, Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte I, 611.

[3] Vgl. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte V, 134 u. f.

Freude, ja Bewunderung verweilt. Manches kam mir wieder ganz neu vor in dem hübschen Kleide; nun so sauber gedruckt, ist es wie ein schöner Garten am frühen Morgen oder nach einem erfrischenden Gewitterregen, und ich bin ordentlich stolz darauf, am Eingange als Pförtner zu paradiren, obgleich es mir zuweilen wie eine Art Anmaßung meinerseits vorkommen will. Ihr Bild vor dem Buche ist mir und gewiß allen Freunden eine überaus werthe Zugabe. Auch Duncker ist allerdings eine tüchtige Firma. In Summa: gratulor von Herzen! Aber dieser Herr Robiling [1], das ist ja ein Drucker, den man in Gold fassen sollte. Wie gern möchte ich ihm — denn die Gedichte an sich werden es, wenn mich nicht alles trügt, nicht nöthig haben und sich schon selber durchschlagen — mit einer tüchtigen Recension unter die Arme greifen. Aber in solchen Dingen habe ich mir selbst zeitlebens nicht zu rathen und zu helfen gewußt. Mit Schöll in Weimar ist es leider nichts, da ich in der letztern Zeit mit ihm total auseinander gekommen bin. Vielleicht kommt über Nacht ein anderer guter Gedanke. Daß aus der Geschäftsreise nach Berlin nichts geworden, ist sehr schade, denn so muß ich leider befürchten, daß mein Lieblingsproject, Sie diesen Sommer hier zu sehen, gleich diesem ganzen fatalen Regensommer zu Wasser wird, und das würde mir herzlich leid thun. Ich soll Ihnen, mein lieber Freund, alles, was uns angeht, recht ausführlich schreiben. Da ist nun nicht viel davon zu sagen. Unser Stillleben, wie Sie es noch vom vorigen Jahr kennen, spinnt sich von Tag zu Tag ruhig fort, während die Kinder in dem kleinen Gärtchen vor dem Hause sich herumtummeln und nicht wenig lärmen. Ein paar Autos von Calderon sind wieder übersetzt [2], auch Frau Libertas ist längst fix und fertig, aber einstweilen ad acta gelegt, da sie wohl mit der gegenwärtigen Zeit zu sehr collidirt, um sich in ihr zu produciren [3]. Meine Tochter ist jetzt wieder bei uns, auch mein Schwiegersohn, da das Cadettencorps auf einige Wochen Ferien hat. Um die Mitte des September gedenken wir Dresden zu verlassen und unsere etwas langweiligen Winterquartiere in dem Cadettenhause zu Berlin wieder zu beziehen. Ueber den nächstfolgenden Sommer wage ich in dieser Sturm- und Drangperiode noch nichts zu bestimmen und nur den herzlichsten Wunsch auszusprechen, Sie — wenn es nicht früher sein könnte — hier oder freilich lieber in Hamburg wiederzusehen! Und nun, geliebtester Freund, die herzlichsten Grüße von allen den Meinigen; werden Sie vollkommen gesund, dichten Sie wacker fort in allen guten Stunden und vergessen Sie niemals Ihren treu ergebenen Eichendorff. Dresden den 1. August 49, Königsbruckerstraße 13."

[1] J. J. Robiling in Hamburg, der die Gedichte für Al. Duncker gedruckt hatte.

[2] Der erste Band der Calderon-Uebersetzungen war 1846 erschienen, der zweite trat nicht ohne Schwierigkeit 1853 an die Oeffentlichkeit. Vgl. H. Keiter, Joseph von Eichendorff. Köln, Bachem, 1887. S. 96.

[3] In der That ist das herrliche satirische Märchen zu Eichendorffs Lebzeiten nicht veröffentlicht worden.

Der folgende Brief ist auch wirklich aus Berlin datirt, November 1849, und es ist daher ein kleiner Irrthum, wenn in den Biographien gesagt wird, Eichendorff sei „erst im November 1850 nach Berlin zurückgekehrt". Der Brief lautet:

„Mein lieber, verehrter Freund! Schon hatte ich beinahe Sorge, daß die Cholera, die in diesem Sommer dort bedenklich versirt hat, einen tückischen Anfall auf Sie versucht haben könnte, und ich wollte mich eben zu allgemeiner Beruhigung näher erkundigen. Um so erfreulicher ist uns allen daher die Nachricht, daß Ihre Gesundheit nun völlig wiederhergestellt ist, wozu ich recht aus vollem Herzen Glück wünsche. Ihre Vermuthung in Betreff unseres Domicils hat Sie nicht getäuscht; wir haben Ende September das schöne Dresden verlassen und uns wieder hier, Neue Friedrichsstraße im Cadettenhause, angesiedelt. Aber Berlin hat es nun einmal auf mich abgesehen. Bald nach meiner Ankunft bewillkommte es mich mit einem ganz malitiösen Choleraanfall, von dem ich aber gottlob schon wieder vollständig genesen bin. Eines Diätfehlers bin ich mir nicht bewußt, und muß wohl also die plötzliche Veränderung der Luft und Lebensweise schuld daran sein. Für die Nachrichten von und über Jarcke danke ich herzlichst. Hiernach muß allerdings eine bedeutende Confusion stattgefunden haben. Glücklicherweise ist aber nicht das Geld, sondern eine Antwort verloren gegangen. Da hätten wir freilich wechselseitig lange aufeinander warten können. Ich schreibe nun heute noch an Jarcke und sende ihm eine neue Empfangsbescheinigung. Von seinem eigentlichen Leben, seinen Plänen und Hoffnungen für die Zukunft, sowie von unseren anderen Wiener Freunden werden wir aber bei seiner Art von Briefstellerei so gut wie nichts erfahren, das sehe ich schon. Ihren Brief an Duncker habe ich heute selbst abgegeben, bekam ihn aber nicht zu sprechen. Höchst wahrscheinlich hebt er Ihre Gedichte für Weihnacht auf, wogegen auch eigentlich nichts einzuwenden ist, da zu dieser Zeit d: Publikum am kauflustigsten ist. Einen passenden Recensenten habe ich leider noch nicht ausfindig machen können. Meine hiesigen Bekannten theilen sich nämlich in solche, die Ihre Gedichte wohl verstehen, aber niemals schriftstellern, und in solche, die zwar beständig schriftstellern, aber Ihre Gedichte gewiß gar nicht verstehen, als z. B. Häring, Rellstab ꝛc., deren groben und zuweilen schmutzigen Händen ich diese zarten Blüten um keinen Preis anvertrauen möchte. Mit Ihrem ganz richtigen Tact aber, daß ich als Herausgeber nicht füglich auch als Recensent auftreten kann, stimme ich vollkommen überein. Unter diesen Umständen wäre es daher vorderhand am besten, wenn Jarcke seine ‚Privatmeinung' frischweg drucken ließe. — Herr Tassart wird, wie jeder von Ihnen Empfohlene, mir sehr willkommen sein; nur bedaure ich und bitte, ihn darauf vorzubereiten, daß meine Bekanntschaften in Berlin nicht derart sind, um ihm zu seinem Vorhaben nützlich zu sein. Sehr gern aber wird mein Schwiegersohn alles aufbieten, was in unseren Kräften steht, um der Sache wenigstens durch guten Rath möglichst förderlich zu sein.

Zum Schluß endlich noch den herzlichsten Wunsch, daß Ihr ungebetener, kriegerischer Gast eine andere Schlafstelle erhalten haben möge. Wie unleidlich störend solcher Krieg im Frieden [1] ist, weiß ich aus eigener Dresdener Erfahrung. Alle die Meinigen empfehlen sich auf das herzlichste. Vor allen Dingen nun, mein verehrter Freund, bleiben Sie hartnäckig gesund und behalten Sie lieb Ihren Sie herzlich liebenden Freund Eichendorff. Berlin den 6. Nov. 49."

Der oben angedeutete Brief Jarcke's ist uns nicht erhalten. Dafür liegt uns das folgende, wiederum äußerst charakteristische Schreiben des eifrigen Publicisten vor:

„München den 16. Dec. 1849. Mein theurer Dreves! Sie glauben und wissen nicht, welche Freude Sie mir durch die Nachricht bereitet haben, daß Sie 1. bei einer *historischen* Arbeit beschäftigt sind [2] und 2. daß selbige Ihnen Freude macht. — Ohne Sie im geringsten von der Poesie abziehen zu wollen, möchte ich Sie doch gar zu gerne auch sonst für die gute Sache utilisiren, und in dieser Beziehung wären Sie gerade, bei Ihrem juristischen Sinne und Ihrem poetischen Talente (das eine ein Correctiv gegen das ausschließliche Vorwalten des andern), wie gemacht zu historischen Arbeiten. Sie haben gewissermaßen eine Verpflichtung dazu, — denn es ist unglaublich, welcher Mangel an höheren schriftstellerischen Talenten gerade unter den Katholiken herrscht.

Dies vorausgeschickt, würde es sich nur um die Wahl guter Stoffe handeln. So sehr ich Ihren Entschluß billige, sich mit der Geschichte der dänisch-deutschen Missionen zu beschäftigen, so muß ich dennoch in Beziehung auf die Hist.-pol. Blätter bemerken: daß eine ins Detail gehende, diplomatisch ausführliche Monographie dieser Art schwerlich geeignet sein dürfte, durch eine Anzahl von Heften durchzulaufen. Dazu ist der Gegenstand zu speciell, das Interesse unmöglich allgemein genug. — *Meinem* Wunsche würden Sie genügen, wenn Sie vorläufig das, was Sie bereits wissen, in die Form *eines oder mehrerer ausführlicheren Briefe brächten*, der dann auch Schweden und die übrigen skandinavischen Länder umfaßte.

Ueber einen weitern Stoff wollen wir dann noch weiter nachdenken. Das biographische Feld ist namentlich ein sehr lohnendes. Denken auch Sie einmal nach, zu wem Sie wohl Lust und Behagen trügen.

Der Zettel über die Defecte der Hist.-pol. Blätter ist der Redaction behändigt und die Sache wird hoffentlich besorgt.

---

[1] Wohl eine Anspielung auf die Nachwehen des Jahres 1848 in Hamburg, da gerade um jene Zeit die von der am 27. September 1849 ernannten Neunercommission ausgearbeitete neue Staatsverfassung bekannt wurde. Welche socialdemokratischen Tendenzen sich damals in Hamburg breit machten, vgl. bei L. Dreves, Geschichte der kathol. Gemeinden in Hamburg und Altona. 2. Aufl. S. 314 f.

[2] Nämlich mit den Vorarbeiten für die Geschichte der katholischen Missionen in Hamburg und Altona.

Auch die Recension Ihrer Gedichte nähert sich ihrer Vollendung.

Ich rechne darauf, daß Sie sehr bald wieder etwas von sich hören lassen. Mit aller Treue E. J."

Es scheint, daß Dreves recht fleißig war; denn bereits nach wenigen Monaten konnte er dem Freunde in München die ersten Bruchstücke seiner Geschichte, wie sie für die Zeitschrift passend schienen, zusenden. Nicht ohne Freude wird man die trefflichen kritischen Bemerkungen lesen, welche Jarcke dem angehenden Prosaiker für seine Schriftstellerei mit auf den Weg gab.

„München, 20. II. 50. Mein lieber, theurer Dreves! Gestern erhielt ich Ihr Packet Bruchstücke. — Sie haben mir eine doppelte Freude gemacht: 1. durch Ihren ansehnlichen Beitrag zu den Hist.-pol. Blättern, 2. und noch mehr dadurch, daß Sie mir den thatsächlichen Beweis liefern, daß die katholische Sache in Deutschland um ein sehr großes **historisches** Talent reicher ist. — Ja, mein lieber, guter Dreves! ich rufe Ihnen zu, wie die alten Conrectoren ihren Lieblingsschülern: Macte tua virtute! — Sie haben ein Talent, welches in Deutschland sehr selten ist, und welches große Historiker, z. B. Berthold, Leo und andere, nicht haben, in sehr hohem Maße: gut und interessant zu erzählen. — Gott segne Sie und benutze dieses Contingent! — Obwohl ich das Ganze sehr gut finde (das gescheute Arrangement des Stoffes bekundet gleich den tüchtigen, praktischen Juristen!), so ist doch die ‚Kapellen-Geschichte' der Glanzpunkt. Meine Frau, die über das Interessante oder nicht Interessante qua Frau doch immer ein bedeutendes Wort mitzureden hat, ist ganz entzückt davon. Genug, ich wünsche Ihnen Glück, wünsche den Hist.-pol. Blättern Glück und — der katholischen Sache in Deutschland. Damit Sie mich übrigens nicht für einen Schmeichler halten, so will ich auch mit meinem Tadel nicht zurückhalten. — In der (an sich ebenfalls vortrefflich gefaßten) kurzen Reformationsgeschichte kommen ein paar Sätze vor, mit welchen die, mir in der Staatswirthschaft sonst so verhaßte Parcellirung mit Nutzen hätte vorgenommen werden können; mit anderen Worten, es hätten aus einem Satze deren zuweilen zwei gemacht werden können. Ein paarmal (zwei- oder dreimal) ist mir auch in demselben Abschnitte das Wort nun (der gefährlichste Feind des lebendigen und frischen historischen Stils) aufgefallen; ‚über', ‚jedoch', ‚weil' sind im Anfange der Sätze zu behandeln, wie die Aufklärungspolizei die Jesuiten behandelte, — mit Mißtrauen und Vorsicht. — Das kommt mir jedoch ungefähr so vor, als wenn ich Ihnen sagte: Ihr Frack sitzt Ihnen wie angegossen, und das Tuch ist extrafein, erlauben Sie: hier am Kragen bemerke ich ein Federchen. Ich sage Ihnen das eben Gesagte nur, 1. um Sie auf einen für den historischen Stil entscheidenden Punkt (den die meisten Deutschen vernachlässigen!) aufmerksam zu machen: die Copulae der Sätze; und 2. Ihnen einen Beweis der Strenge meiner Kritik zu geben, wonach Sie meine Anerkennung tariren können. Einen Punkt habe ich mir jedoch sofort zu ändern erlaubt. Sie sagen z. B.: ‚nach

der Wiederherstellung des Jesuitenordens jungirten nur noch einzelne Mitglieder in Hamburg, z. B. u. s. w.' Um Gotteswillen! Freund! glauben Sie denn, daß die Leute von 1719 schon ausgestorben sind? — „Fungirten' ist übrigens nicht einmal richtig, wenigstens nicht genau. Ich setze statt dessen: ‚Lasen auf der Durchreise die Messe.' Das wird hoffentlich das Krypto-Jesuitengespenst nicht herbeirufen! Wann Ihre Arbeit gedruckt wird, kann ich nicht bestimmen, aber ich hoffe, es wird nicht allzu lange darüber hergehen [1]. — Die Wolken am Horizont der Hist.-pol. Blätter bestanden und bestehen! nicht in Abnahme der Abonnenten (im Gegentheil, sie scheinen wieder wachsen zu wollen), sondern in einem s. v. Schisma zwischen den Theilnehmern. Lieber Freund! Uneinigkeit unter den Gliedern der Kirche und Führern der katholischen Sache ist dieser zu allen Zeiten gefährlicher gewesen, wie die erklärte Ketzerei. Beten Sie, wenn Sie daran denken, ein Vaterunser und Ave, damit diese Gefahr glücklich vorübergehe.

Die Kritik Ihrer Gedichte erscheint bestimmt in dem Hefte vom 16. März. Ich bin nicht schuld daran, daß sie solange ausgeblieben ist.

Gott sei mit Ihnen, mein guter Dreves! Alles Erdenkliche von meiner Frau und recht bald wieder einige Zeilen von Ihnen! Ihr treuer J. Für Honorar für Ihre treffliche Arbeit sorge ich schon, wenn sie gedruckt sein wird."

Auch Eichendorff nahm das regste Interesse an der geschichtlichen Arbeit des Hamburger Freundes:

„Berlin den 22. Febr. 50. Im Cadettenhaus. Mein lieber, verehrter Freund! Es hat mich recht innig gefreut, nach so langer Unterbrechung wieder einmal etwas von Ihnen zu hören, und obendrein noch so mancherlei sehr Interessantes, als: die Verheißung einer militärischen Recension Ihrer Gedichte (beiläufig gesagt, eine Gewissens- und Ehrenpflicht, die die Hist.-pol. Blätter schon längst hätten erfüllen sollen), vor allem aber die Nachricht von Ihrer zu erwartenden Geschichte der katholischen Gemeinden in Hamburg 2c., deren Vorposten in den Hist.-pol. Blättern ich mit großer Freude entgegensehe, denn ich weiß gar wohl, daß Sie das interessante Thema in seiner ganzen Bedeutsamkeit für die Kirche werden aufgefaßt haben. Also meinen herzlichsten Glückwunsch dazu! Aber ebenso gewiß weiß ich auch, weil es eben nicht anders sein kann, daß Sie nach vollbrachter Arbeit zu der ‚Schönen ohne Schuh' wieder zurückkehren werden, und sie wird sicherlich nicht spröde sein, aber kapriciös und launisch freilich ist sie gegen alle, und es ist recht heilsam, sie manchmal auf diese Weise abzustrafen. Doch im Ernst gesprochen: Sie schrieben einmal von einer projectirten Novelle oder Novellenmärchen, auf das ich mich insgeheim schon sehr verspitzt hatte. Ist es beim Project geblieben? Das wäre doch sehr schade!

Die Sion beiderlei Alters ist auch hier rara avis, ich kann daher leider über die darin befindliche Recension auch keine Auskunft geben, ich werde aber versuchen, deren habhaft zu werden, und eventuell vom Erfolge Bericht erstatten.

[1] Sie erschienen Bd. XXV, 321—342 und 405—437.

Sie haben sich meiner Jungfrau Libertas so freundlich erinnert, sie schmachtet noch immer im Pult, und ich weiß, da sie für einen besondern Abdruck zu kurz gewachsen ist, keinen rechten Weg, sie an den Mann zu bringen. Fällt Ihnen gelegentlich guter Rath ein, so bitte ich sehr darum. Im zweiten Band des Calderon bin ich schon ziemlich weit vorgerückt. Es frägt sich aber sehr, ob Cotta eine Fortsetzung wird riskiren wollen. Auch die Studien und Rüstungen zu einer andern literarisch-historisch-kritischen Arbeit beschäftigen mich jetzt. Der Titel: ‚Der deutsche Roman in seinem Verhältnisse zum Christenthum' würde ungefähr ziemlich genau Zweck und Inhalt bezeichnen. Ob und wann ich aber damit zu Stande komme, weiß ich nicht.

Als uns Herr Tassart besuchte, war ich zufällig nicht zu Hause. Seitdem haben auch wir nichts mehr von ihm gehört, ich zweifle aber, daß aus seinen hiesigen Vorlesungen etwas geworden ist, ich hätte es sonst doch wohl erfahren müssen. Auch von Jarcke vernehme ich wieder gar nichts; wissen Sie vielleicht etwas Näheres über sein Leben und Treiben, seine Pläne für die Zukunft ꝛc., so bitte ich dringend um gütige Mittheilung. Uns selbst ist es übrigens diesen Winter ziemlich schlecht ergangen. Wir bildeten, zwar nicht lebensgefährlich, aber doch fortwährend abwechselnd, ein langweiliges Lazareth und husten auch jetzt wieder alle durcheinander.

Doch jetzt, mein verehrter, theurer Freund! endlich zu einer der Hauptsachen. Ihr freundliches Anerbieten als Commissionär für Hamburg hat uns allen das Herz recht schwer gemacht. Sie werden es hoffentlich ohne Versicherungen glauben, ich konnte mir seit unserer persönlichen Bekanntschaft nichts Herrlicheres denken, als gerade mit Ihnen in dem schönen Hamburg einen Sommer zu verleben. Allein ... Sie sehen also, geliebter Freund: der Mensch denkt und Gott lenkt, und dem muß man sich wohl beugen, so hart es auch fällt. Dagegen wiederhole ich die schon bei anderer Gelegenheit einmal ausgesprochene Bitte, daß Sie, liebster Freund, unter diesen Umständen durch einen sommerlichen Ausflug nach Berlin mich herzinnig erfreuen wollen! — Und mit dieser tröstlichen Aussicht scheide ich denn für heute. Alle die Meinigen, groß und klein, empfehlen sich herzlichst, ich aber bleibe immer und überall Ihr treu ergebener Eichendorff."

Der in dem folgenden Brief erwähnte Wasmann ist der Hamburger Maler und Convertit Friedrich Wasmann, der sich auf seiner Reise nach Oesterreich befand, wo er sich später in Meran niederließ und 1886 starb. Er ist der Vater des durch seine entomologischen Arbeiten bekannten P. Erich Wasmann S. J.

„Lieber, verehrter Freund! Mit großer Freude habe ich Ihren Gruß empfangen, den ich hiermit herzlich erwiedere mit dem schönsten Danke für die interessante Bekanntschaft Wasmanns, dessen Gesinnung, ernste künstlerische Bildung und ganzes Wesen mir sehr wohlgefallen hat. Seine Mutter hat leider das Unglück gehabt, sich durch einen Fall auf der Treppe ihres Gasthauses am Arme zu beschädigen, zwar nicht bedeutend, aber doch so, daß die

kleine Reisekarawane dadurch hier in ihren Excursionen mannigfach behindert war. Er will heute von hier, und zwar zunächst nach München weiterreisen, und hat mir aufgetragen, Ihnen einstweilen, wie hiermit geschieht, viele Empfehlungen auszurichten.

Was werden Sie aber von Berlin und von mir denken, theurer Freund, wenn ich Ihnen sage, daß es mir bis heute noch nicht gelungen ist, die diesjährigen Hist.-pol. Blätter, und mithin weder die genannte Recension, noch die Fragmente Ihres neuen Werkes zu Gesicht zu bekommen, und ebenso wenig die Sion! Ich werde aber jetzt ernstlich alle Minen springen lassen. Dagegen kann ich Ihnen mittheilen, daß mich letzthin ein junger Gelehrter und Literat, Kaufmann, aus Bonn besuchte, der eine große Freude an Ihren Gedichten hat, die ihm von Simrock in Bonn auf das wärmste empfohlen worden.

Auf Ihr neues Buch freue ich mich außerordentlich, und einige Andeutungen Wasmanns darüber haben mich noch begieriger darauf gemacht.

Von meinem künftigen — noch sehr zukünftigen Opus über den Roman bitte ich, zur Vermeidung bitterer Täuschungen, doch ja nicht zu viel zu erwarten. Jedenfalls ist sein Erscheinen noch gar nicht abzusehen, zumal da ich dazwischen auch immer wieder am Calderon übersetze.

Was, Tausend! macht Jarcke jetzt in Paris? Wenn Sie darüber etwas Näheres vernehmen sollten, so bitte ich sehr um gütige Mittheilung. Alle die Meinigen, die sich gottlob jetzt wohlbefinden, grüßen auch auf das herzlichste. Wir haben seit dem April eine Sommerwohnung auf dem sogen. Karlsbade bezogen; in Hamburg wäre es freilich schöner gewesen! Nun, wir wollen vom nächsten Jahre das Beste hoffen, und nun, mein verehrter Freund, für heute ein herzliches Lebewohl, bleiben Sie gesund und vergessen Sie niemals Ihren treu ergebenen Eichendorff. Berlin den 28. Mai 50. Auf dem Karlsbade Nr. 4."

Seinerseits schrieb Maler Wasmann aus Meran an den Freund in Hamburg in Bezug auf Eichendorff:

„Ihr Schreiben an den Herrn B. von Eichendorff hat mir einige angenehme Stunden verschafft, da ich ihn in seinem Landhaus besuchte. Ich hatte ihn mir ganz anders vorgestellt und fand einen schlichten, gemüthlichen Mann, der lieber mich reden ließ, als selber viel sprach. Nach Berlin zu kommen rieth er ab, weil das Kunstleben dort schlechter als irgendwo sei."

Durch übermäßiges Arbeiten hatte L. Dreves sich wieder ein ernstliches Unwohlsein zugezogen. „Lebrecht leidet", so schreibt die Mutter, „seit einiger Zeit wieder an dem Nervenübel, an dem er im vorigen Jahre so lange gelitten; weswegen sein Arzt ihm dringend eine Badekur oder wenigstens Luftveränderung empfohlen . . . Nun erhalte ich die Nachricht (13. August 1850), daß er sich doch entschlossen, nach München, wo ein Freund von ihm wohnt, der ihn früher oft eingeladen, abzureisen."

Inzwischen war Jarcke aus Paris zurückgekehrt, und die beiden Freunde verlebten in Schäftlarn einige schöne Tage. Die Mutter erhielt am 29. August die „frohe Nachricht, daß es sich mit seinem (Lebrechts) Befinden schon sehr gebessert; auch benutzt er eine dortige Heilquelle zum Baden".

Wann Dreves zurückkehrte, läßt sich aus dem vorliegenden Material nicht bestimmen. Der nächste Brief Jarcke's an ihn ist datirt:

„München, 12. Oct. 50. Mein theuerster Dreves! Wenn Sie wüßten, wie ich gearbeitet (im vormärzlichen Oesterreichisch gerobotet) habe, seit wir voneinander gegangen, so würden Sie es verzeihen, daß ich erst jetzt antworte. — Also zur Sache. Ich habe auf der Welt nichts dawider, daß Sie Ihr Buch bei Hurter untergebracht, und wünsche Ihnen dazu gute Geschäfte; zugleich aber auch, daß dieser würdige protestantische Inhaber einer katholischen Buchhandlung mehr für den Debit Ihres Werkes thun möge, als er sonst gewohnt ist. Sowie ich eine Hurtersche Anzeige Ihres Buches lesen werde, mache ich eine dergleichen in den Hist.-pol. Blättern. Das Gespensterbuch von der Engländerin Katharina Crowe ist bei allem Christianismus vagus der Verfasserin doch mehr werth, als man beim ersten Anblicke glauben sollte. Hätte ich die Zeit, so würde ich als Vorarbeit für Sie eine recht ausführliche, mit meinen Bemerkungen ausstaffirte Anzeige desselben schreiben. Geben Sie Ihr Vorhaben ja nicht auf, denn erstens ist dies überhaupt ein dankbares Thema und zweitens wird es, hoffe ich, ‚gut gehen' und einträglich werden.

Wir sitzen hier wieder in der Theresienstraße in dem Lokal, welches Sie kennen. Meine Nichte ist, wie vorausbestimmt, vor etwa vier Tagen mit Walters heim- und zu ihren Eltern gekehrt, geht mir aber und meiner Frau noch mehr ab. Walters sind auch fort, und ich muß noch, von meinem lieben Erzherzog eingeladen, in diesem nicht sehr angenehmen Spätherbst mich auf etwa acht Tage zu einem Besuch nach Ebenzweyer von hier wegverfügen. Im übrigen geht es in der Welt, wie es sich von dieser wunderlichen Anstalt erwarten läßt, bunt über Eck. Der Sturm auf Friedrichsstadt hat also die ‚meerumschlungene' Armee nicht bis auf den Marktplatz, wie die Allg. Zeitung anfangs meldete, sondern bis vor die Pallisaden geführt, wie sie jetzt berichtigend hinzusetzte — die Leute lügen wie gedruckt, wäre zu wenig gesagt, sondern mit Nachdruck, oder eigentlich ärger als Nachdruck.

Herzlichen Gruß von meiner Frau. Lassen Sie recht sehr bald etwas von sich hören und bleiben Sie gesund und vergessen Sie nie Ihres Freundes Ernst J."

Ende 1850 erschien bereits die erste Auflage der Hamburger Missionsgeschichte. Dreves beeilte sich, sie dem Freunde in Berlin zu senden, der sie außerordentlich freudig begrüßt:

„Mein lieber, verehrter Freund! Schon hatte ich die Feder gespitzt, um bei Ihnen anzuklopfen, da das lange Schweigen, verbunden mit Cholera, Grippe ꝛc., mich in der That mit Sorgen erfüllte. Gott sei Dank, daß sich die Sache so heiter gelöst hat.

Und nun, mein theurer Freund, vor allem meinen herzinnigsten Dank für Ihr Buch und die Freude, die es mir gemacht hat. Ich habe es, trotz Ihrer bescheidenen Zweifel daran, mit der lebhaftesten Theilnahme gelesen. Es ist nicht bloß der Rococostaub der alten Urkunden; die ganze Darstellung ist häufig, zumal in der lebendigen Schilderung der gegenseitigen Streitigkeiten und revolutionären Auftritte, wahrhaft dramatisch; abgesehen von dem großen Interesse, das der Gegenstand schon an sich für uns norddeutsche Katholiken hat. Mit einem Wort: es ist endlich wieder einmal ein gutes Buch, wie ich es von Ihnen erwartet habe, und wie sie jetzt so selten sind; und ich kann mir wohl denken, mit welcher spaßhaften Verbissenheit die dasigen Pastoren über diese ‚sogenannte Geschichte' und den sogenannten Jesuiten herfallen [1].

Um Ihre wunderschöne Reise könnte ich Sie fast beneiden. Lassen Sie sich's ja nicht gereuen! Die persönlichen Bekanntschaften und Anschauungen einer solchen Sommerfahrt sind bei allem etwaigen Minus für den Not: publ: ein bleibendes Kapital für den Dichter. Nur schade, daß Sie den Hin- oder Rückweg nicht über Berlin genommen haben! Nun habe ich nicht einmal den Muth — und thue es aber doch —, Sie feierlichst hiermit einzuladen, uns nächsten Sommer in Sedlnitz — ein Gut in Mähren — zu besuchen, wohin mich wohl leider, anstatt nach dem langersehnten Hamburg, Geschäfte und allerlei Pflichtgefühl unvermeidlich hinführen werden. Freilich finden Sie dort nichts als uns und ein grünes Stillleben in einer reizenden Gegend. Nun erwägen Sie das, lieber Freund, recht freundlich und ernstlich; wir besprechen nächstens das Weitere darüber.

Das fabelhafte Honorar für Ihr Werk ist so recht in der Ordnung unserer buchhändlerischen Niedertracht. Auch ich habe bei den neuen Ausgaben meiner Gedichte und des ‚Taugenichts', trotz des schönen Gewandes, meine diesfälligen Erfahrungen wieder mehr bewährt, als mir lieb ist. Es ist ja jetzt die Zeit der Associationen, wäre es denn nicht irgend möglich, daß ein Schriftstellerverein in Deutschland endlich einmal gegen diese ‚Blutsauger' ernstlich Front machte?

Sehr erfreut und überrascht hat es mich, daß Kerner meiner so freundlich gedenkt. Da er noch umherreist, so kann doch wohl, zu meinem wahrhaften Troste, das Gerücht von seiner Erblindung nicht begründet sein.

Meinhold habe ich leider noch nicht persönlich kennen gelernt; und die Gräfin Hahn befindet sich, soviel ich weiß, seit ihrer Bekehrung in ihrer Heimat Mecklenburg. Ich hatte ihr diese Tiefe nicht zugetraut.

Wie haben Sie denn Jarcke eigentlich gefunden? Ist er, abgesehen von der Politik, frisch und zufrieden, und was hat er denn für einen Lebensplan für die Zukunft? Wissen Sie etwas Näheres darüber und dürfen es mittheilen, so bitte ich sehr darum.

[1] Das Buch fand sehr großen Widerspruch in der Hamburger Presse, und der anonyme Verfasser wurde nicht sehr glimpflich behandelt. Vgl. Geschichte der kathol. Gemeinden 2c. 2. Aufl. S. 316.

Und nun, mein geliebter Freund, für diesmal Lebewohl, und die herzlichsten Grüße von allen den Meinigen, den kleinen Max, der durchaus Maler und Dichter werden will, nicht ausgenommen. Ihr treu ergebener Eichendorff. Berlin den 8. Febr. 51. Im Cadettenhause."

Zwischen diesem und dem nächsten Brief liegt mehr als ein volles Jahr, ohne daß darum in der Freundschaft der beiden eine Erkaltung eingetreten. Dreves gab zu Neujahr 1852 Rechenschaft über die inzwischen verflossene, durch den Tod der Mutter (12. März) besonders bezeichnete Zeit, worauf Eichendorff ihm erwiederte:

„Mein lieber, verehrter Freund! Wenn man einmal ins Verschieben kommt, wird leicht der schönste Vorsatz zu nichte. So wollte ich schon längst Ihnen wieder einmal schreiben, und nun bin ich unversehens doch wieder in meine eingewurzelte Unterlassungssünde verfallen! Nun, ich hoffe, Sie werden nicht gar zu streng mit mir ins Gericht gehen.

Mit großem Interesse und innigster Theilnahme habe ich Ihre Erlebnisse des vorigen Jahres vernommen: den herben Verlust Ihrer liebreichen Frau Mutter und Ihre innere und äußere Vereinsamung; und das alles fühle ich recht in Ihrer Seele mit und sage daher zu Ihrem Wunsche, daß Ihnen das neue Jahr eine liebe und treue Gattin bescheren möge, aus vollem Herzen Amen! Die fünfunddreißig Jahre schaden dabei gewiß nicht; vielleicht das günstigste Alter für solche Wahl, die nicht bloß den Frühling, sondern auch den schwülen Sommer, Herbst und Winter des Lebens mit umfaßt.

Ueberaus reizend, ja wahrhaft verlockend kommt die wiederholte freundliche Einladung nach Hamburg. Aber — mein letzter längerer Aufenthalt auf meinem Gute Sedlnitz in Mähren hat mir leider als Pater familias die moralische Pflicht recht fühlbar gemacht, die wenigen Sommer, die ich vielleicht noch zu erleben habe, d o r t zuzubringen, wenn nicht alles drunter und drüber gehen soll. Und so m u ß ich wohl schon, falls nicht etwa die große Ordnungsmacherei in Frankreich uns einen recht ordentlichen Krieg beschert, auch im nächsten Sommer meinen Wanderstab wieder nach Süden richten. Mein einziger Trost hierbei ist die sehr freudige Nachricht, daß Sie, theurer Freund, zu Ostern nach Berlin kommen wollen. Freilich ist h i e r an ein stilles, gemüthliches Zusammenleben kaum zu denken, zumal da ich selbst bei meinem Schwiegersohne wohne, und die Räumlichkeit es daher unmöglich macht, Sie unmittelbar bei uns aufzunehmen. Besser und eine wahre Herzensfreude für uns alle wäre es demnach, wenn Sie noch ein wenig weiter gingen und uns in unserer mährischen Landeinsamkeit besuchten. Die Eisenbahn, sowohl über Dresden und Prag, als über Berlin und Breslau, führt bis auf eine halbe Meile von meinem Dorfe, wo wir in grüner Abgeschiedenheit miteinander die schönsten Dorfgeschichten, wo nicht schreiben, doch erleben könnten. Ueberlegen Sie daher, lieber Freund, das alles recht ernstlich und thun Sie das Mögliche! — Vor allem aber lassen Sie ja weder die Wehmuth noch den Notar dem Poeten über den Kopf wachsen, es haben alle drei Raum genug in Ihrer

reichen Natur, und es wäre schade und Sünde, eine so schöne Gottesgabe unter den Scheffel zu stellen in einer prosaischen Zeit, wo es so viele Dichterlinge und so wenige Dichter gibt.

Der flaue Winter ist auch uns ziemlich flau vergangen, sämmtliche Kinder haben der Reihe nach die Masern gehabt, sind aber gottlob nun alle wiederhergestellt.

Von unserem Jarcke höre ich noch immer nichts. Es scheint fast, als sollte Florencourt in Wien an seine Stelle treten.

Alle die Meinigen grüßen herzlich. Leben Sie, mein geliebter Freund, bis zu unserem Wiedersehen wohl und frisch, und schreiben Sie recht bald wieder und behalten Sie stets lieb Ihren treu ergebenen Eichendorff. Berlin den 22. Febr. 52. Im Cadettenhaus."

Ehe jedoch Dreves sich zu der Mährener Reise noch entschließen konnte, traf aus Berlin vom 2. April 1852 ein kurzes Brieflein des Inhalts ein, daß freudige Familienereignisse wohl zwingen würden, „für dieses Jahr die Reise nach Mähren, wo nicht ganz aufzugeben, doch jedenfalls bis zum Herbste aufzuschieben"; es sei „daher zu einigem Ersatz bereits im hiesigen Thiergarten (Thiergartenstraße 25) eine sehr bescheidene, kleine Sommerwohnung gemiethet, die jedoch erst gegen Ende Mai bezogen wird. Da es nun jedenfalls . . . besser ist, uns in Berlin, als gar nicht in diesem Jahre wiederzusehen, so wollte ich nicht unterlassen, Ihnen, verehrtester Freund, diesen veränderten Sommerplan baldigst mitzutheilen, mit der herzlichsten Bitte, darnach zu erwägen, wo und wann wir Sie wieder begrüßen können, worauf wir alle uns innig freuen".

Zu einem Wiedersehen kam es aber weder in Berlin noch in Sedlnitz. Dafür ging Dreves, den Rath des Freundes befolgend, sehr stark auf Freiersfüßen, so daß er gegen Jahresschluß sich verloben konnte. Er schreibt darüber seinem Vetter: „Ich habe mich verlobt mit einem jungen Mädchen von hier, das Maria Salmin heißt . . . Meine Braut ist ein gebildetes, sehr gutes und braves Mädchen . . . sehr einfach und anspruchslos, weshalb ich hoffe, daß wir mit Gottes gnädiger Hilfe bei unserer beiderseitigen Genügsamkeit durchkommen werden." Leider aber wurde Dreves um diese Zeit wieder recht leidend und mußte trotz allem auch noch die Arbeit seines erkrankten Associé Dr. de Drusina verrichten. Daß die Verlobungsanzeige in Berlin einen frohen Widerhall finden werde, war selbstredend. Eichendorff schreibt:

„Mein lieber, verehrter Freund! Vor allem andern aus voller Seele meinen dreifachen Glückwunsch: zur Genesung, zum neuen Jahre und zum Bräutchen! Sie wissen's ja, welchen herzlichen Antheil ich an allem nehme, das Sie betrifft in Lust und Leid, und so können Sie sich wohl vorstellen,

wie freudig mich und die Meinigen, die gleichfalls sämmtlich herzlich grüßen und gratuliren, die Nachricht von Ihrer Verlobung überrascht hat. Es ist gewiß wahr, man ist hienieden nicht eher recht zu Hause, als bis man eben sein eigen Haus hat. Möge es Ihnen daher der liebe Gott in diesem neuen Jahre recht fröhlich aufbauen und mit dem schönsten Liebesglücke ausschmücken.

Daß Sie, verehrter Freund, dieses neue Jahr so schmerzlich angetreten, thut mir sehr leid. Leider habe ich auch hierin mit Ihnen sympathisiren müssen und gleichfalls um Weihnachten das Bett gehütet, bin aber, gottlob! jetzt wieder ganz hergestellt.

Von Jarcke, der wohl in der letzten Zeit überhaupt nicht mehr correspondiren konnte, wußte ich durch eine Schwester in Baden, daß er an der Herzbeutelwassersucht leide und von den Aerzten aufgegeben sei. Dennoch hat mich die Todesnachricht [28. Dec. 1852] überrascht. Man hofft so gern, was man wünscht. Die Kirche hat an ihm einen ihrer rüstigsten Verfechter, wir einen treuen und redlichen Freund verloren. Gott lohne ihm jenseits! Sollten Sie durch Führich über die Wittwe, sowie vielleicht auch über unsere anderen dortigen Freunde, als Fick, Phillips &c., etwas Näheres erfahren, so bitte ich sehr, es mir gelegentlich mittheilen zu wollen.

Sie schreiben nichts von Ihrem dichterischen Treiben. Sollte die jetzige Zeit nicht frischen Klang geben? Den zweiten Band meines Calderon hat auch Cotta wieder übernommen, aber mit gewohnter Langsamkeit bis heute noch nicht ausgegeben. Auch ein größeres Gedicht in mehreren Romanzen von mir, von Kaiser Julian dem Abtrünnigen, wird nächstens bei Simion in Leipzig erscheinen, ist aber gleichfalls noch nicht fertig gedruckt.

Aus einem Briefe von Dr. Julius[1] ersehe ich, daß er mit Ihnen befreundet ist. Wenn Sie ihn sehen, bitte ich, ihn herzlich von mir zu grüßen. Und nun, mein lieber, verehrter Freund, für diesmal ein herzliches Lebewohl, pausiren Sie nicht wieder so lange und behalten Sie stets lieb Ihren treu ergebenen Eichendorff. Berlin den 21. Januar 53. Im Cadettenhause."

Leider war es Eichendorff nicht möglich, bei der in der rauhen Jahreszeit gefeierten Hochzeit zu erscheinen. Er entschuldigt sich darüber noch in einem spätern Schreiben:

„Mein lieber, verehrter Freund! Vor allem meine herzlichsten Wünsche und Gottes reichsten Segen zu Ihrem neuen Liebesleben! Wie wohlthuend und verlockend zugleich war mir Ihre freundschaftliche Einladung, bei der Hochzeit gegenwärtig zu sein! Das Wetter war indes grade in jenen Tagen so böse und meine Gesundheit so wankend, daß ich mich leider wohl des schönen Gedankens entschlagen mußte. Aber im Geiste und mit voller Freundestreue, das können Sie glauben, war ich am ersten heiligen Ostertage Punkt 4 Uhr nachmittags mitten unter Ihnen.

[1] Ebenfalls ein Hamburger Convertit.

Daß Ihre Frau Gemahlin, der ich mich bestens zu empfehlen bitte, an ‚Dichtern und ihren Gesellen' Gefallen gefunden, ist ganz in der Ordnung, da sie nun einmal unrettbar unter die Poeten gerathen ist.

Mit großer Freude habe ich vernommen, daß Sie wieder wohlgemuth dichten; der innere und äußere Friede einer eigenen Häuslichkeit wird da neue Klänge bringen, und ich freue mich herzlich darauf, recht bald den angedrohten zweiten Band Ihrer schönen Gedichte begrüßen zu können. Benutzen Sie die gute Zeit; das Alter taugt nichts zur Lyrik, davon kann ich ein Liedchen singen.

Hierbei macht auch mein Julian in seinem Goldwämschen sein Compliment und bittet bescheidentlich um Nachsicht und möglichste Herabspannung aller großen Erwartungen. Er hat, freilich ohne meine Schuld, lange auf sich warten lassen, möchte er das Sprichwort: ‚Was lange währt, wird gut' wenigstens einigermaßen bewähren. Zugleich bitte ich, den beifolgenden Calderon II freundlich aufzunehmen. Der braucht keine Recommandation, er bleibt trotz meiner Uebersetzung schön. Den Aufsatz über Jarcke in den Hist.-pol. Blättern habe ich noch nicht gelesen. Die Wittwe lebt, wie ich höre, in München.

Allerlei Lebensverwicklungen führen mich schon gegen Ende April mit den Meinigen — die sämmtlich sich bestens empfehlen und gratuliren — für den kommenden Sommer wieder nach meinem Gute Sedlnitz bei Freiberg in Mähren. Dort werde ich in der stillen Abgeschiedenheit getreulich an Sie denken, mein verehrter Freund. Vergessen Sie auch mich nicht in Ihrem Glück! Und somit nochmals den herzlichsten Gruß von Ihrem treu ergebenen Eichendorff. Diese Zeilen hatte ich bereits früher geschrieben, aber, in stündlicher Erwartung der darin erwähnten Bücher, bis jetzt noch zurückgehalten. Indes ist der Calderon unbegreiflicherweise noch immer nicht ausgegeben, und da ich schon den zweiten Mai abreisen muß, so bitte ich, einstweilen mit dem Julian vorlieb zu nehmen. Nochmals die herzlichsten Grüße. E. Berlin den 30. April 1853."

Die hier folgenden beiden letzten Briefe erklären sich selbst.

„Verehrtester Freund! Vor allem meinen freudigen Glückwunsch im voraus zu dem zu verhoffenden neuen Männlein oder Fräulein, nebst dem herzlichsten Danke für die große und mir wahrhaft wohlthuende Liebe und Freundschaft, womit Sie mir die Ehre der Pathenschaft zugedacht. Wie gern wäre ich persönlich dabei! Da das aber, zumal in dieser Jahreszeit, nun einmal nicht angeht, so bin ich mit Freuden bereit, die Stelle per procura zu übernehmen, und will wenigstens im Geiste mit ganzem Herzen und den innigsten Segenswünschen zugegen sein. Ich habe daher heute Freund Julius ersucht, in meinem Namen die Pathenstelle zu vertreten, und hoffe, daß er unsere gemeinsame Bitte erfüllen wird.

Daß mein Julian Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin nicht mißfallen hat, freut mich sehr. Seitdem ist von mir nur ein Liedchen in Böttgers

Album und eines im Gruppe'schen Musen-Almanach erschienen [1]. In ersterem hat mir ein sehr schönes Gedicht von Ihnen große Freude gemacht und mich recht lebhaft an den lieben Freund erinnert. Diesen ganzen Sommer habe ich mit Kind und Kegel auf meinem Gute in Mähren im Grünen verlebt. Erst in den letzten Tagen des September sind wir wieder in unsere hiesigen Winterquartiere zurückgekehrt und denken alle recht oft Ihrer. Und nun, mein lieber Freund, also eine recht freudige und glückliche Weihnachtsbescherung! Bleiben Sie gesund und halten Sie stets lieb Ihren treu ergebenen Gevatter in spe Eichendorff. Berlin, 28. Nov. 53. Neue Friedrichsstraße 13.

Das „zu verhoffende Pathchen" erschien am 27. October 1854 und erhielt die Namen Guido Maria. Es ist der unsern Lesern bekannte P. G. M. Dreves S. J.

„Mein lieber, verehrter Freund! Meinen herzlichsten Glückwunsch zu der ersten Vaterschaft und die schönsten Grüße an das kleine Pathchen! Beides kommt zwar etwas spät, aber deshalb nicht minder recht von Herzen. Die Verspätung rührt aber lediglich daher, daß meine gute Frau soeben erst von einer Krankheit erstanden ist, und folglich bisher überall die rechte Stimmung fehlte.

Ich bin zwar kein berühmter Goethe, wie weiland Knebels Pathe. Allein ich hoffe, Sie werden eben deshalb freundliche Nachsicht haben mit dem anliegenden poetischen Angebinde, das wenigstens ebenso gut gemeint ist, als das Goethe'sche.

All die Meinigen gratuliren und grüßen herzlichst, ich aber bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin gehorsamst zu empfehlen und ferner in liebreichem Andenken zu erhalten Ihren treu ergebenen Eichendorff. Berlin den 12. November 54."

---

[1] Eines dieser Liedchen schlägt noch einmal so rein und voll die eigenthümliche Eichendorff'sche Note an, daß es als Typus einer ganzen Gruppe dienen könnte. Es erinnert an die stille Waldeinsamkeit „im Grünen". Der Fünfundsechzigjährige singt:

„Ich stehe im Waldesschatten
Wie an des Lebens Rand;
Die Länder wie dämmernde Matten,
Der Strom wie ein silbern Band.

Von fern nur schlagen die Glocken
Ueber die Wälder herein;
Ein Reh hebt den Kopf erschrocken
Und schlummert gleich wieder ein.

Der Wald aber rühret die Wipfel
Im Traum von der Felsenwand;
Denn der Herr geht über die Gipfel
Und segnet das stille Land."

Dem Briefe beigefügt war das folgende Gedicht:

[Einem Pathen zum ersten Geburtstag.]

Noch singt der Wind, der durch die Bäume
Am Fenster lind vorüberzieht,
Das Meer von fern in deine Träume,
Du Dichterkind, ein Schlummerlied.

Doch wenn dereinst die Segel schwellen:
Glücksel'ge Fahrt durch Ebb' und Flut,
Lenzfrischen Hauch beim Klang der Wellen,
Ein fröhlich Herz in Gottes Hut!

Und so mag dich von Strand zu Strande
Ein milder Wind hinüberweh'n
Einst zum geheimnißvollen Lande,
Wohin wir alle hoffend seh'n [1].

Für den Dichter, von dem uns weitere Briefe nicht mehr aufbewahrt sind, sollte sich das „geheimnißvolle Land" nach wenigen Jahren schon erschließen, nachdem seine treue Lebensgefährtin ihm bereits am 3. December 1855 dorthin vorausgegangen. Eichendorff hauchte seine edle Seele aus am 26. November 1857.

Neue Untersuchungen
über die Stellung der Ada-Handschrift zu den Evangelienbüchern der karolingischen Zeit.

Mabillon hat in seinen Annalen des Benediktinerordens [2] eine Verordnung abgedruckt, durch welche Ludwig der Fromme 817 bestimmt, was die Klöster seines Reiches zu leisten hätten. Er theilt sie ein in solche, welchen Kriegsdienst und Geschenke, Geschenke ohne Kriegsdienst oder keines von beiden obliege. Als vornehme deutsche Klöster der ersten Art nennt er: Stablo in der Diöcese Lüttich, Lorsch in der Wormser, Offonwillar (Offenburg) in der Augsburger, Mansee in der Salzburger, Tegernsee in der Freisinger Diöcese, sowie die

[1] Zuerst abgedruckt nach des Dichters Tode in dem Album Ad. Böttgers vom Jahre 1858.

[2] II. p. 436 sqq.; vgl. G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte. 2. Aufl. IV. S. 108 f.

Nonnenklöster Favernay bei Besançon und St. Marien in Soissons. In der zweiten Klasse, aus welcher nur Geschenke an den Hof zu senden waren, sind hervorzuheben: Schwarzach, Fulda, Fritzlar, Kempten und Altenmünster. Viele hervorragende Abteien, z. B. St. Martin bei Metz, St. Medard bei Soissons, St. Ricquier (Centulum), fehlen. Es fragt sich nun, welcher Art jene Geschenke waren, durch welche Aebte, Aebtissinnen und ihre Gemeinden die Gunst der Herrscher zu sichern und zu mehren trachteten. Die Nachrichten darüber sind ungenügend und erlauben keine bestimmte Antwort. Einzelne Klöster sandten freilich Rosse mit Schild und Lanze, die wohl als Beiträge zum Kriegsdienst anzusehen sind, andere Gewänder, Schmucksachen, Gold, Silber, Edelsteine oder Geld. Bei dem Mangel fester Bestimmungen über die Art jener Geschenke werden manche jener prächtig ausgestatteten, in den großen Bibliotheken als Prunkstücke vorgewiesenen karolingischen Bücher als derartige, von den Klöstern den Königen und Kaisern dargebrachte Ehrengaben anzusehen sein. Beispielsweise besitzt die Nationalbibliothek zu Paris ein aus St. Sernin zu Toulouse stammendes, 781—783 von Godescalc für Karl den Großen geschriebenes Evangelienbuch, die Wiener Bibliothek aber jenes, das Otto III. bei Eröffnung der Gruft auf den Knieen Karls gefunden haben soll. Zwei Evangeliare Ludwigs des Frommen ruhen in der Pariser National-Bibliothek. Das reichere hatte der Kaiser 827 bei einem Besuche auf den Altar des hl. Medard in dessen Abtei zu Soissons gelegt. Auch von den drei Söhnen Ludwigs sind Prachthandschriften bis auf unsere Zeit gekommen. Vom ältesten, Lothar, der 855 im Kloster Prüm starb, ist ein aus St. Hubert in den Ardennen stammender Psalter zu London in Privatbesitz und ein in St. Martin zu Tours hergestelltes Evangeliar in der reichen Pariser Büchersammlung. Vom zweiten Sohn, Ludwig dem Deutschen († 876), zeigt die Berliner Bibliothek einen Psalter. Der dritte, Karl der Kahle († 877), muß ein besonderer Freund solcher Bücher gewesen sein, da noch sechs von ihm benutzte vorhanden sind, nämlich ein Gebetbuch zu München, ein Psalterium zu Paris, zwei Evangelienbücher zu Paris und München, endlich zwei Bibeln, von denen die eine aus St. Denis, die andere aus Tours in die Pariser Nationalbibliothek gelangte. Karls des Dicken († 888) Namen trägt die kostbare, reich ausgemalte Bibel des Benediktinerklosters St. Paul zu Rom.

Gleich den Herrschern liebten auch deren Großen solche liturgische Prachthandschriften. Rorico, Graf von Maine, Karls Eidam, schenkte eine Bibel dem Kloster Glanfeuil, von wo sie schon im neunten Jahrhundert nach St. Maur-des-Fossés gelangte und wo sie blieb, bis die Revolution auch sie der Nationalbibliothek zuführte. Erzbischof Drogo von Metz († 855), Karls Sohn, ließ sich ein Meßbuch schreiben, dessen Initialen zum Besten der Zeit gehören. Für Ebbo, Erzbischof von Rheims († 835), wurde zu Hautvilliers bei Rheims ein jetzt zu Epernay aufbewahrtes Evangelienbuch ausgemalt. Die Stadtbibliothek zu Abbeville besitzt ein von Karl dem Großen dem Abt Angilbert von St. Ricquier (Centulum) geschenktes Evangeliar. Endlich hat Alcuin als Abt von St. Martin zu Tours für Verbesserung der Schrift und

des Textes der Bibel so viel gethan, daß eine Reihe von Bibeln des neunten Jahrhunderts seinen Namen tragen, z. B. die „Alcuin-Bibeln" zu Zürich, Bamberg, München, London und in der Vallicelliana zu Rom. Die neuere Kritik zieht freilich seinen persönlichen Antheil an diesen Bibeln in Zweifel und will dieselben als Nachwirkung der erst nach seinem Tode blühenden Schreibschule von Tours ansehen. Indessen wird dadurch die Stellung jener „Alcuin-Bibeln" in der Geschichte der Texteskritik und Ausstattung der heiligen Schriften nur zeitlich herabgerückt, nicht aber wesentlich geändert.

Alle bis dahin genannten Prachtbücher — es sind die bedeutendsten der karolingischen Zeit — enthalten mehr oder weniger von der Heiligen Schrift. Bietet diese noch heute den Kern für Brevier und Meßbuch, so war das vor tausend Jahren in noch höherem Maße der Fall; denn damals benutzten nicht nur die Priester, sondern auch vornehme Laien das Psalmenbuch und die Evangelien, weiterhin auch die übrigen Bücher der Bibel zur Erbauung und Belehrung, wie zum Gebet. Psalterium und Evangelien bieten darum den Text jener kostbaren Codices. Bischöfe und Aebte ließen sich reiche Sacramentare anfertigen, die unseren Missalen im wesentlichen entsprechen.

Die Ausstattung jener den Herrschern als Ehrengabe überreichten, von ihnen gelegentlich weitergeschenkten Handschriften suchte den Text durch große, oft in Gold auf Purpur geschriebene Buchstaben zu heben, die am Anfange der Handschrift und bei ihren größeren Abschnitten zu farbigen, mit Rankenwerk verzierten Initialen auswuchsen. In die Psalterien kamen Darstellungen Davids und seiner Sänger, in die Evangelienbücher die Bilder der Evangelisten mit ihren Zeichen, zu denen sich oft eine Miniatur des thronenden Weltheilandes gesellte. Am Anfang boten die zehn Canontafeln (tabellarische Darstellungen der Stellen, worin die Evangelisten übereinstimmen oder nicht) eine willkommene Gelegenheit zu mannigfach behandelten Zierblättern, welche eine Façade oder einen Theil des Innern einer Kirche frei nachahmten. Mit besonderer Pracht und Sorgfalt wurde oft das Bild des Königs oder Kaisers, für den das Buch bestimmt war, ausgeführt und als Titelblatt an den Anfang gesetzt. Die Geschenkgeber und ihre Schreiber fanden im Bilde nicht selten dem Herrn gegenüber einen Platz, damit derselbe an jene erinnert würde, die sich durch so kunstvolle und mühselige Arbeit seine Huld sichern wollten. In den Bibeln wurde besonders das erste Buch Moses' mit Bildern ausgestattet.

Seit langen Jahren sind nun diese Bilderhandschriften der karolingischen Zeit untersucht, beschrieben und abgebildet worden. Schon Labarte hat in seiner bedeutenden Histoire des arts industriels au moyen-âge die meisten so gut behandelt, als man es vor einem Vierteljahrhundert vermochte. Viele Abbildungen brachte Louandre in dem etwas früher (1858) erschienenen Prachtwerk Les arts somptuaires. Einfachere Bilder gaben Cahier und Martin in ihren Mélanges. Alles hat aber Graf Bastard zu Paris in seinem gewaltigen Werk überboten, einem der größten und theuersten, welche je erschienen, worin die besten und wichtigsten alten Miniaturen in möglichster Treue nachgeahmt sind. Deutschland hat hinsichtlich der Wiedergabe solcher Miniaturen diesen französischen Werken kaum etwas an die Seite gesetzt, da-

gegen für die Vergleichung und Würdigung der Perlen karolingischer Miniaturen desto mehr gethan; denn Schnaase und Woltmann förderten in ihren Geschichten der Malerei, Rahn, Arneth, Springer, Frimmel, Leitschuh und andere in größeren und kleineren Arbeiten die Kenntniß wesentlich. Trotzdem blieben wichtige Fragen ungelöst und dunkel. Man war um eine Antwort verlegen, sobald es sich darum handelte, wo die betreffenden Bücher geschrieben und gemalt seien, ob im karolingischen Reich bestimmt abgegrenzte Schulen bestanden, ob sie in Schrift und Malerei ihre Eigenart festhielten, endlich was sie von der Vorzeit lernend erbten und hinwiederum der Nachwelt als lebenskräftige Keime überlieferten.

Die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde hat es darum unternommen, eine hervorragende Handschrift nach allen Seiten hin gründlichst untersuchen zu lassen und soviel als möglich festzustellen, wie sie sich zu den anderen verhalte. Die so in den Mittelpunkt gestellte Handschrift trägt den Namen einer Ada, gehört der Trierer Stadtbibliothek und „steht als Denkmal der rheinischen Geschichte ihrer Art nach einzig da; sie ist nicht nur der hervorragendste Prachtcodex des Landes überhaupt, sie ist zugleich die einzige der wenigen rheinischen Handschriften aus karolingischer Zeit, welche der nationalen Empfindungsweise innerhalb der großen karolingischen Kunst Ausdruck verleiht“ [1].

Die Bedeutung der Handschrift und das Ansehen jener Gesellschaft, welche deren Untersuchung unternommen hat, bürgen dafür, daß es für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein wird, den Gang jener scharfsinnigen Untersuchungen und die nach mühevoller, vereinter Arbeit gewonnenen Ergebnisse kennen zu lernen.

Schon die äußere Erscheinung der Ada-Handschrift spannt die Erwartung hoch. In karolingischer Zeit hatte sie einen goldenen Einbanddeckel, der 1499 durch einen neuen ersetzt ward. Ihn behandelt in der in Rede stehenden Publication eingehend Domkapitular A. Schnütgen, der gewiegte Kenner mittelalterlicher Goldschmiedearbeiten und Redacteur der geachteten Zeitschrift für christliche Kunst. So sehr derselbe den Gesammteindruck des Einbandes anerkennt, kann er doch nicht umhin, die in Silber getriebenen, gegossenen und gravirten Einzelheiten als unbefriedigende Arbeiten zu kennzeichnen. Den günstigen Gesammteindruck schreibt er besonders der glücklichen Anordnung des Ganzen zu; denn ein antiker Kameo bildet die Mitte, an den sich die Bilder der vier Evangelisten so anschließen, daß ein Kreuz entsteht, in dessen Ecken die vier Schutzheiligen der alten kaiserlichen Maximin-Abtei angebracht wurden: Johannes der Evangelist, der ältere Patron der Kirche, und die drei heiligen Trierer Bischöfe, deren Gebeine dort ruhten: Maximin, Agritius [2] und Nicetius.

---

[1] Die Trierer Ada-Handschrift. 120 S. und 38 Tafeln in Imperial-Folio. Leipzig, Dürr, 1889. Preis: cart. *M.* 80; geb. *M.* 86.

[2] Das vom Bischofe Agritius getragene Käjtchen, worin man in Silber gebildete Gebeine erblickt, ist wohl ein Protest des Stifters des Deckels, des Maximiner Abtes Otto von Elten, gegen die Ansprüche des an der andern Seite der Stadt liegenden Klosters des hl. Matthias, welches das Grab des hl. Agritius zeigte und behauptete, auch dessen Gebeine zu besitzen.

Den Kameo, „kostbar durch sein Material (Sardonyx) und seine Größe (10,7 cm Breite zu 8,5 cm Höhe), bedeutsam durch seine historische Darstellung“, hat F. Hettner endlich richtig erklärt; denn es ist ihm gelungen, die Bedeutung der fünf auf ihm dargestellten Brustbilder klarzustellen durch den Nachweis, daß dieselben nach dem Jahre 321, aber vor 327 entstanden sein müssen und Constantin, dessen zweite Gemahlin Fausta nebst seinen Söhnen Crispus, Constantin und Constantius zeigen.

Oeffnet man das Buch, so gibt das erste Blatt Nachricht über dessen Geschichte. Es erzählt, Ada, Karls des Großen Schwester, habe diese mit Gold geschriebene Handschrift der Abtei des hl. Maximin geschenkt, wo sie bis zur französischen Revolution geblieben. Der Bibliothekar Sandrad Müller habe dieselbe nach Mainz geflüchtet, sie sei ihm von den Franzosen entrissen, nach Paris entführt, aber von den preußischen Bevollmächtigten 1815 wiedererlangt, nach Aachen gesandt, von dort 1818 auf Befehl Friedrich Wilhelms III. nach Trier zurückgebracht und der Stadtbibliothek überwiesen worden. Der mitten in der Schrift stehende rothe Stempel der „Bibliothèque nationale“ zu Paris zeugt für die Wahrheit ihrer Angaben.

Blättern wir weiter, so sehen wir auf kräftigem Pergament in goldenen Kapitalbuchstaben den Anfang der Einleitung des hl. Hieronymus zu den vier Evangelien uns entgegenleuchten. Einem Brief desselben an den Papst Damasus über die Verbesserung des Textes der lateinischen Bibel folgen sodann die zehn „Canontafeln“. An sie schließt sich der Text der vier Evangelien. Er ist begleitet von kurzen Angaben über die Lebensumstände eines jeden Evangelisten und den Inhalt der Kapitel seines Buches, sowie von vier blattgroßen Miniaturen, worauf die Verfasser der Evangelien sitzend dargestellt sind. Als Anhang dient ein Comes, hier Capitulare Evangeliorum genannt, worin angezeigt wird, welches Evangelium an jedem einzelnen Tage des Jahres zu lesen sei.

1. Drei Gelehrte haben sich in die Untersuchung dieses Inhaltes des Buches getheilt. Der erste, Professor K. Menzel zu Bonn, übernahm die Kritik der geschichtlichen Nachrichten über den Codex und die Darlegung seines Schriftcharakters. Die zuverlässigste geschichtliche Nachricht über die Handschrift geben drei an ihrem Schluß von einer anscheinend ungeübten Hand beigefügten Hexameter:

Quem devota Deo jussit perscribere mater
Ada, ancilla Dei, pulchrisque ornare metallis;
Pro qua, quisque legas versus, orare memento.

„Die Gott geweihte Mutter (Aebtissin?) Ada, eine Dienerin Gottes, befahl, dies Buch zu schreiben und mit edeln Metallen (dessen Einband) zu zieren. Wer immer du diese Verse liesest, gedenke, für sie zu beten.“

Wir erfahren hieraus, daß die „Mutter“ Ada ancilla Dei, d. h. Benediktinerin war. In den Kalendern der Abtei des hl. Maximin wurde nun um 1200 eine Randbemerkung beigefügt, aus der weiterhin erhellt, daß man dort damals glaubte, Ada habe dieser Abtei große Güter geschenkt.

Im 12. und 13. Jahrhundert fügen die Todtenbücher bei, Ada sei eine Schwester Karls des Großen, eine Tochter Pippins gewesen, habe dem hl. Maximin Grundstücke bei Mainz und Worms, sowie unsern Codex gegeben und liege in der Abteikirche des hl. Maximin begraben. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurde sie als Herzogin angesehen und mit Karl als Schenkerin der Besitzungen „Cumiciaco, Steinsele und Wimeriskircha" geehrt. Man sieht, wie der Inhalt der Nachrichten wächst. Der Verdacht, die Erweiterung derselben habe sich nicht auf sichere Urkunden, sondern auf bloße Vermuthungen gestützt, lag um so näher, weil ein Mönch, welcher um 1227 ein Urkundenbuch jener Abtei verfaßte, in ein Todtenbuch bei den dort vorkommenden Namen beifügte, was die Betreffenden schenkten, bei Ada's Namen aber keinen Zusatz machte. Es scheint demnach, er habe nicht gewußt, daß sie Karls Schwester war und was ihr die Abtei verdankte. Die Inschrift des ehedem in der Maximiner Kirche liegenden, jedenfalls vor 1227 gemeißelten Grabsteines: Ada, ancilla Christi, soror Karoli magni kann nur als Beweis für die Ansicht des 12., vielleicht schon des 11. Jahrhunderts Verwerthung finden. Hontheim mag recht gesehen haben, als er die Vermuthung aussprach, der Titel „Schwester Karls des Großen", woraus die anderen: „Tochter Pippins und Herzogin" abgeleitet wurden, beruhe auf Mißverständniß einer guten Nachricht, indem Karl wohl in einer Urkunde die Ada gleich anderen Nonnen seiner Zeit als seine Schwester (soror nostra) in Christus bezeichnet habe. Professor Menzel hat nun aber aus den von der Trierer Lokalforschung bis dahin für unsern Gegenstand nicht verwertheten Urkundenbüchern von Fulda und Lorsch nachgewiesen, daß jene Klöster 768 bis 823 vierzehnmal von einer oder mehreren Ada, Ata oder Atun genannten vornehmen Frauen Grundstücke erhielten, die bei Mainz und Worms lagen, besonders aber, daß die auch Atun genannte Dienerin Gottes, die Nonne Ata, 803 dem Kloster des Erlösers zu Fulda ein in Mainz stehendes Haus überwies, dessen Nutznießung sie sich bis zum Ableben vorbehielt. Da nun Abt Ricbodo von Lorsch um 792 Erzbischof von Trier wurde, 804 starb, die Handschrift aber nachher vollendet ward, so scheint dadurch jene alte Nachricht bestätigt zu werden, Ada sei zu Trier gestorben und habe ihr Buch dem hl. Maximin geschenkt, in dessen Kirche sie ihr Grab fand. Sie ist wohl dem von ihr als Abt von Lorsch[1] verehrten Ricbodo nach Trier gefolgt. Abgeschwächt wird freilich diese Beweisführung durch den Umstand, daß der Name Ada sowohl zu Trier, als in der Gegend von Mainz und Worms oft vorkommt. Nichtsdestoweniger ist eine bedeutsame Stütze für die alten Maximiner Nachrichten gewonnen, welche melden, Ada sei in der Gegend von Mainz und Worms begütert gewesen und habe dort liegende Besitzungen geschenkt.

Stand Ada, die Geberin der Handschrift, mit Fulda und Lorsch in naher Beziehung, so ergibt sich daraus ein wichtiger Fingerzeig für die Auffindung

[1] Mabillon (Annales ordinis s. Benedicti, II. p. 270) meint freilich, der Erzbischof Richbod von Trier sei vor seiner Erhebung Abt von Mettlach, nicht von Lorsch, gewesen. Vgl. p. 374.

der Schreibstube, worin die Handschrift entstand, den Professor Menzel nicht hervorgehoben hat. Daß das Buch nicht zu Trier geschrieben und ausgemalt wurde, ist allgemein angenommen. Man wird demnach auf ein anderes Kloster hingewiesen, zu dem Ada in naher Beziehung stand. Drei Orte kämen also in Betracht: Mainz, Fulda und Lorsch, jene hochberühmte, bei Worms gelegene Culturstätte der karolingischen Zeit. Das 764 vom Grafen Cancor und dessen Mutter Williswinda gestiftete Kloster war unter die Leitung des Erzbischofs Chrodegang von Metz († 766) gestellt worden. Chrodegang übertrug die Abtwürde seinem Bruder Gundeland und sandte ihm aus Gorze Mönche. Karl der Große bewies dem Kloster seine Gunst durch Urkunden und traf 774 zur Weihe der neuen Kirche dort ein, zu der sich auch die Bischöfe von Mainz, Trier und Metz einfanden. Wie sehr die Künste in Lorsch blühten, erhellt daraus, daß Helmerich, der zweite Abt, den Altar und das dort befindliche Grab des hl. Nazarius mit goldenen und silbernen Platten zierte, der dritte Abt, Richbod, die Ausstattung jenes Grabes vollendete, den Chor mit musivischem Belag zierte und viele Gebäude aufführte, der vierte ein goldenes Kreuz und andere Zierate herstellte. Das Kloster wird also geschickte Goldschmiede gehabt haben. Wie hoch seine Arbeiter in baulicher Beziehung standen, beweist die freilich erst in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts entstandene, bis heute erhaltene Vorhalle, ein Meisterwerk jener Zeit, technisch weit höher stehend als die Ausführung der Aachener Pfalzkapelle, in den Einzelheiten mit geläutertem Geschmack und Verständniß antiker Bauformen durchgeführt. Für die schriftstellerische Bedeutung des Klosters des hl. Nazarius legen die beiden Annales Laureshamenses Zeugniß ab. Sollten sie auch nicht zu Lorsch abgefaßt sein, so hat man sie dort in karolingischer Zeit abgeschrieben und durch Lokalnachrichten vermehrt. Das aber genügt, um das lebhafte wissenschaftliche Interesse und die Freude an Herstellung von Handschriften zu erweisen. Pflegte man zu Lorsch die Kunst, schrieb man dort Bücher, so haben die Mönche vielleicht der Ada durch Herstellung und Ueberreichung unserer Handschrift einen dankbaren Entgelt für ihre Güterschenkungen bieten wollen. Ein Bedenken gegen diese Vermuthung scheint in den oben angeführten Versen zu liegen, weil darin gesagt wird, Ada habe „befohlen“ (jussit), die Handschrift zu schreiben. Sie hatte zu Lorsch nicht das Recht, zu befehlen. Indes wird dies Bedenken durch ähnliche Verse jener Zeit abgeschwächt. Wird doch in dem zu Tours geschriebenen Evangeliar Lothars zu Paris sowohl von Lothar, als vom Abt des Klosters gesagt, jeder von beiden hätte „befohlen“ (jussit), die Handschrift herzustellen [1]. Wollte man den in den Versen erwähnten Befehl betonen, sowie den Ausdruck Mater („Mutter“, d. h. Aebtissin?), so würde man freilich auf ein anderes Kloster hingewiesen, auf jenes Nonnenkloster, worin oder wobei sie als Benediktinerin lebte. Der hl. Bonifatius, welcher 755 als Erzbischof

[1] Die Verse sind abgedruckt bei Baluze, Capitularia II, 1279 und theilweise bei Mabillon, Annales ordinis s. Benedicti II, 625, mit irrthümlicher Beziehung auf St. Martin bei Metz, statt auf St. Martin von Tours.

von Mainz starb, liebte schöne Handschriften. Im Jahre 735 bat er die englische Aebtissin Eadburg, ihm die Briefe des hl. Petrus in goldenen Buchstaben zu schreiben [1]. Daß auch in Deutschland in den unter seiner Leitung stehenden Frauenklöstern fleißig geschrieben und gemalt wurde, erhellt aus dem im neunten Jahrhundert geschriebenen Leben der Aebtissinnen Herlindis und Renildis von Alteneyck im holländischen Limburg [2] und aus dem von ihnen hergestellten, noch vorhandenen Evangelienbuche.

Hat Ada „befohlen", die Trierer Prachthandschrift zu schreiben, so konnte ihr Befehl zuerst den Benediktinerinnen gelten, welche in ihrem Kloster lebten. Man hat leider keine Nachricht über das Kloster, worin sie Gott diente, kommt also auch hier nicht über Vermuthungen hinaus. Dieselben durften trotzdem hier ausgesprochen werden, weil auch die Herausgeber nur Vermuthungen aussprechen, die ebenfalls, wie wir sehen werden, sicherer wissenschaftlicher Beweise entbehren.

Da äußere Zeugnisse zur Feststellung des Ursprunges der Ada-Handschrift fehlen, hat Professor Menzel den Charakter ihrer Schrift ins Auge gefaßt, um darauf Schlüsse zu bauen. Das Ergebniß seiner Untersuchungen besteht zunächst darin, daß diese Schrift zwei verschiedenen Händen entstammen muß, einer ersten, der man die Blätter 6 bis 38 mit ihren schönen Canontafeln und die Hälfte des Matthäus-Evangeliums verdankt. Der zweite Schreiber hat etwa zehn Jahre später, um 810, die Blätter 1 bis 5 und 39 mit den folgenden hergestellt. Hatte schon der Vorgänger von Blatt 23 an auf die bunten Umrahmungen der beiden jede Seite füllenden Colonnen verzichtet, so vereinfachte der Fortsetzer das Ganze noch mehr, doch nur so, daß die Einheit des Buches im wesentlichen bewahrt blieb. Der Charakter des Buches zeigt, daß die Ada-Handschrift jedenfalls nicht zu der von Delisle in neuester Zeit festbestimmten, von Alcuin († 804) gegründeten Schreibschule von Tours in Beziehung steht. Ebenso entfernt er sich von den Schriftwerken der nordfranzösisch-belgischen Schule, als deren Hauptorte St. Denis, Arras, Cambray, Lüttich, Stavelot und Egmond in Holland gelten dürften. Dagegen nähert er sich in unverkennbarer Weise dem prachtvollen, vom Mönche Godescalc um 780 für Karl den Großen geschriebenen Evangelienbuche der Pariser Nationalbibliothek (Nr. 1993), mehr noch dem kurz vor 800 entstandenen goldenen Harley-Evangeliar des Britischen Museums (Nr. 2788); dann jenem aus St. Ricquier stammenden, jetzt zu Abbeville befindlichen Evangelienbuche, am meisten dem herrlichen, von Ludwig dem Frommen der Abtei Soissons geschenkten Evangeliar, das jetzt zu Paris einen der höchsten Schätze der Nationalbibliothek (n. 8350) bildet.

Endlich sind also durch den Charakter der Schrift die ersten festen Anhaltspunkte gewonnen. Einerseits ist der Ada-Codex losgelöst von den Schulen

---

[1] Bibliotheca rerum germanicarum, ed. Jaffé. III. Mon. Moguntina, p. 99. Der Brief, worin der Empfang erbetener Bücher angezeigt wird, p. 212.

[2] Acta SS. 22. Mart. III. p. 384 sq. (Neue Ausgabe) n. 5 u. 12; 29. Nov. XIII. p. 129 n. 13. Vgl. Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands II, 345 f.

von Tours und Nordfrankreich, andererseits zu einer Gruppe vereint mit mehreren hervorragenden Prachthandschriften. Es handelt sich nun darum, einen Mittelpunkt zu suchen, der diese Gruppe bestimmen, ihr einen Namen leihen könne. Menzel will ihn in der Palastschule Karls des Großen finden, welche den Herrscher auf seinen Zügen begleitet, in dessen letzten Jahren aber meist zu Aachen geweilt habe. Nur aus ihr konnten nach seiner Ansicht die besten jener genannten Handschriften hervorgehen, weil nur in ihr Künstler und Schreiber sich gefunden hätten, die Geschick und Zeit besaßen, mit solcher Pracht und Sorgfalt Handschriften fertig zu stellen. Janitschek gibt im dritten, dem von ihm behandelten Theile der Publication über die Ada-Handschrift den Bestand einer solcher Palastschule zu und ebenso die Thatsache, daß aus ihr reich ausgemalte Handschriften hervorgegangen seien, will aber dieser Palastschule eine andere Gruppe liturgischer Prachthandschriften zuschreiben. Er möchte die von Menzel als Werke der Palastschule angesehenen Bücher als Erzeugnisse des Klosters St. Martin bei Metz angesehen wissen. Somit wird die Ada-Handschrift von Menzel als Haupterzeugniß der zu Aachen in enger Beziehung stehenden Palastschule, von Janitschek als Glanzleistung der Metzer Schule erklärt. Gibt es kein Mittel, den Streit zu schlichten? Sickel scheint in seiner „Lehre von den Urkunden der ersten Karolinger“ [1] den Weg gewiesen zu haben, der zu einer Entscheidung führen dürfte. Er führt aus, die karolingische Bücherschrift habe „auch in königlichen Schriftstücken bis zu einem gewissen Grade Eingang gefunden“. „Von jeher war für die Datirungszeile (der Urkunden) eine minder gedrängte Schrift zugelassen worden. Da ward denn von den jüngeren Schreibern Ludwigs und namentlich von Hirminmaris (seit 821) geradezu die neue Minuskel angewandt.“ Weil nach Sickel die Kanzlei wenigstens äußerlich in enger Beziehung zum Hofkaplan stand und zur Hofschule, wo talentvolle Knaben zu Schreibern und Notaren ausgebildet wurden, müßte sich eine Aehnlichkeit zwischen den aus der Kanzlei hervorgegangenen Urkunden und den in der Schola Palatina so reich ausgestatteten liturgischen Büchern auffinden lassen, wenigstens mit Rücksicht auf bestimmte Buchstabenformen. Man würde also, je nachdem diese Aehnlichkeit mehr oder weniger hervorträte, entweder die von Menzel oder die von Janitschek als Werke der kaiserlichen Schule angesehenen Handschriften dieser zuweisen. Trotzdem ist nicht zu verhehlen, daß selbst für den Fall, wo eine solche Aehnlichkeit hervorträte, die Sache noch nicht wissenschaftlich feststände, indem jene Ansicht, die Hochschule habe Prachthandschriften geliefert, auffallend erscheint, äußerer Beweismittel entbehrt und darum immerhin Vermuthung bleibt. Man ist in unserem 19. Jahrhundert so strenge bei Beurtheilung mittelalterlichen Nachrichten und verwirft diese oft, weil die Quellen unbekannt sind, woraus dieselben flossen, muß darum aber auch sich hüten, unsichere Ansichten als feststehende Thatsachen hinzustellen.

2. Der zweite Gelehrte, welcher die Untersuchung der Ada-Handschrift in Angriff nahm, Dr. P. Corssen zu Jever, hat versucht, auf einem neuen Wege

---

[1] S. 303, 91 und 100 f.

vorzubringen, um Licht zu bringen. Er verglich nicht nur die Texte der eingangs genannten prachtvollen Evangeliare, sondern auch die anderer, im ganzen den Inhalt von nicht weniger als 43 aus der Zeit und dem Reiche der Karolinger stammenden Handschriften der Evangelien. Seine Vergleichung dehnte sich aus auf deren Vorreden, Kapiteleintheilungen, Varianten und Perikopenverzeichnisse [1]. Aus den in Tabellen mit staunenswerthem Fleiß übersichtlich geordneten Angaben ergeben sich nun Folgerungen, welche an erster Stelle für Theologen, besonders für Erklärer der Heiligen Schrift von Wichtigkeit sind. Corssen faßt dieselben also zusammen:

„Auch ohne äußeres Zeugniß (das Hieronymus in seinem fast in allen Ausgaben der Evangelien aufgenommenen Briefe an Damasus für sich ablegt) würde es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß (seit dem Ende des 4. Jahrhunderts) eine durchgreifende Revision (der alten italienischen Bibel) gegen die wachsende Mannigfaltigkeit und Entartung des Textes erfolgreich gewirkt hat. Die Vulgata in diesem Sinne (als verbesserte Itala) ist eine unzweifelhafte, durch eine endlose Reihe von Handschriften bewiesene Thatsache. Richten wir aber unsere Blicke von dem Ganzen auf das Einzelne (auf die einzelnen Sätze und Worte dieser Vulgata), so finden wir ihre Zeugen an vielen Punkten untereinander in Widerspruch, und fassen wir einseitig die Mannigfaltigkeit der Ueberlieferung (in der Ausgestaltung der Texte) ins Auge, so bietet sich uns ein Bild großer Verwirrung dar. Dieser Umstand hat nichts Auffälliges. Die Vulgata konnte dem allgemeinen Schicksal der schriftlichen Ueberlieferung nicht entgehen, und dies ist immer und unvermeidlich die Veränderung. Veränderung erfolgt willkürlich und unwillkürlich, durch Versehen und Mißverständniß wie durch gewaltsame Anmaßung. Ueberall

---

[1] Eine genauere Untersuchung der Perikopenverzeichnisse würde, wie Dr. J. Schneider in der „Deutschen Literaturzeitung“ (1890, Nr. 1) mit Recht bemerkt, schöne Ergebnisse geliefert haben, ist aber nicht durchgeführt, weil der Zweck der Publication sich auch ohne diese mühevolle Arbeit erreichen ließ. Eine einschlägige Studie habe ich jüngst in der Innsbrucker „Zeitschrift für katholische Theologie“ veröffentlicht (1889. XIV. 661 ff.): „Zur Geschichte der evangelischen Perikopen während des neunten bis dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland.“ Professor Menzel bemerkt S. 2 der Publication über die Aba-Handschrift, im 17. oder 18. Jahrhundert habe in dieser Handschrift jemand den Abschnitt 269 des Matthäus-Evangeliums Homo peregre proficiscens, „welcher nach dem Capitulare am Tage der Translation des Papstes Leo's I. (28. Juni) gelesen wurde“, zum kirchlichen Gebrauche hergerichtet, und fügt bei: „Daraus geht hervor, daß der Aba-Codex in St. Maximin, wenigstens am 28. Juni, bis in die neuere Zeit in Gebrauch war.“ Dieser Nachweis, daß der Aba-Codex bis ins 17. oder 18. Jahrhundert in St. Maximin bei feierlichen Hochämtern vom Diakon zum Singen des Evangeliums benutzt wurde, ist mit Dank anzunehmen; zu bemerken ist aber, daß der 28. Juni für die Maximinerabtei kein besonderer Feiertag war. Die Perikope Homo peregre proficiscens wurde im Mittelalter, wie noch heute, an den Festen heiliger Bischöfe verwendet, also in St. Maximin an den Tagen der auf dem Deckel des Aba-Codex dargestellten Heiligen (Maximin, Agritius und Nicetius) gesungen.

entstehen Abweichungen von der echten Lesart, die im Unterschied von den zweifellosen Schreibfehlern einen gewissen Schein der Zulässigkeit an sich haben. Die eigenthümlichen Verhältnisse der Vulgata begünstigten (bis Clemens VIII. im Auftrage des Concils von Trient 1592 und 1593 den officiellen Text autoritativ feststellte) das Eindringen von Varianten in besonderem Maße. Nicht scharf genug von der ältern (in den Itala-Ausgaben liegenden) Ueberlieferung unterschieden, der sie in ihrer eigentlichen Substanz selbst angehörte, war sie, so lange beide nebeneinander vorhanden waren, gegen ältere gewohnte Lesarten wenig geschützt. Vielfach ist offenbar die Ausbreitung der Vulgata auch auf dem Wege der Assimilation der älteren Texte an den revidirten Texten vor sich gegangen. So entstanden (aus Itala und Vulgata) gemischte Texte schon in ältester Zeit . . . Zwei Männer werden vor allen als diejenigen genannt, die sich unter Karl dem Großen um die Verbesserung des biblischen Textes bemüht haben: Theodulph, Bischof von Orleans, und Alcuin . . . (Bei eingehender Untersuchung) aber schwindet jeder Grund, Alcuin überhaupt einen Antheil an der ersten allgemeinen Textesrevision unter Karl dem Großen zuzuschreiben. Bei dem unverkennbaren Zusammenhange unter den verschiedenen liturgischen Reformen Karls des Großen, zu denen er doch zweifellos die Anregung von einem seiner Hoftheologen empfing, ist es vielmehr natürlich, in dem Manne den Urheber des Ganzen zu erblicken, dessen Autorschaft für einen Theil gesichert ist (also in Paulus Diakonus, dem Herausgeber der von Karl dem gallischen Clerus empfohlenen Predigtsammlung)."

Geht man auf die Einzelheiten der karolingischen Textesrevision ein, so beweist der Inhalt jener 43 von Corssen auf das genaueste zergliederten Handschriften, daß dieselben in drei Klassen zerfallen. Zur ersten gehören 19. Sie theilen die einzelnen Evangelien meist in 81, 46, 73, 35 oder in 74, 47, 79, 36 Kapitel, stimmen hinsichtlich ihrer Varianten im großen und ganzen überein und beginnen ihr Perikopenverzeichniß im Anschluß an die alte gallicanische Art mit der Vigil von Weihnachten [1]. In ihnen haben wir Erzeugnisse der von Alcuin als Abt von St. Martin zu Tours gegründeten Schule, also Ausgaben, deren verbesserter Text für seine sorgsame Hand Zeugniß ablegt.

Die zehn Handschriften der zweiten Klasse, zu denen die der Ada gehört, haben wiederum in ihren Varianten viel Gemeinsames, theilen die Evangelien in nur 28, 13, 21, 14 Kapitel, beginnen den Comes mit dem Weihnachtsfest und schließen das Kirchenjahr mit der Weihnachtsvigil.

Der Rest der noch bleibenden 14 Handschriften bildet eine dritte Klasse, worin meist Vertreter späterer Zeit und fortgeschrittener Entwicklung stehen; enthalten doch drei dieser Handschriften schon das Allerheiligenfest. Die Verschiedenheiten sind in dieser Klasse trotz mancher Uebereinstimmung groß, ihre Glieder entstammen wohl verschiedenen Gegenden. Wie Paulus Diaconus am Hofe Karls bei der Schola Palatina, wie Alcuin zu Tours, so hat ja Theodulph zu Orleans die Verbesserung des Vulgata-Textes befördert. Aus

[1] Vgl. Mabillon, De liturgia Gallicana, Paris 1729, p. 98, 106 und 188.

dieser dritten Klasse erhellt, daß man im neunten Jahrhundert auch in den Kirchenprovinzen von Sens und Rheims an der großen Aufgabe der Wiederherstellung eines reinen Textes der Hieronymianischen Vulgata mitarbeitete. Dadurch entstand eine Gruppe von Handschriften, denen sich auch jene berühmte Bibel nähert, die Karl der Kahle für das, vielleicht auch in dem Kloster St. Denis bei Paris schreiben ließ. Sie blieb dort bis 1595 und wurde dann der Bibliothek des Königs einverleibt, aus der sie in die Nationalbibliothek (Nr. 2) kam. Nahe verwandt sind dieser Bibel zwei Evangeliare der Stadtbibliotheken von Lyon und Boulogne-sur-Mer, weniger nahe das der Stadtbibliothek von Epernay, welches Erzbischof Ebbo durch den Abt Peter von Hautvilliers bei Rheims schreiben ließ. Am wichtigsten sind in dieser dritten Klasse zwei römische Bibeln, nämlich die wegen ihrer reichen Ausstattung mit guten Miniaturen weltberühmte von St. Paul und die der Vallicelliana. Baronius sah letztere als Originalhandschrift Alcuins an, verleitet durch einige ihren Schluß bildenden Verse. Seine Meinung fand bis in die neueste Zeit Vertheidiger. Jetzt „denkt gewiß niemand mehr daran, diese Handschrift der Zeit Alcuins zuzuschreiben ... Sie ist in Nordfrankreich, aber sicher nicht in Tours geschrieben". Jene Verse, wodurch Baronius irregeleitet wurde, sind von einem ziemlich lange nach Alcuins Tode arbeitenden nordfranzösischen Schreiber einer Touronischen Handschrift entlehnt worden.

Corssen bezeichnet die unter dem Einfluß von Tours stehenden Handschriften der ersten Klasse mit A, diejenigen der Gruppe, wohin der Ada-Codex gehört, mit B, die nordfranzösischen der dritten Klasse mit C. Er schließt mit den wichtigen Sätzen: „Die Reform des Evangelientextes nach Alcuin (von Tours) ist in B zuerst zum Abschluß gekommen. Sie hat offenbar an dem Ort, wo die Mehrzahl der Handschriften dieser Klasse entstanden sind, ihren Ursprung gehabt und sich von B nach A und C ausgebreitet. Innerhalb der Klasse B hat sich die Ada-Handschrift als ein wichtiges Glied erwiesen. Zu verschiedenen Zeiten entstanden (um 800 und 810), verbindet sie Anfang und Ende der Entwicklung dieser Handschriftenklasse und zeigt in ihren späteren Theilen (von Blatt 39 an) und in den Correcturen des Anfangs den Fortschritt in der Gestaltung des Textes ... Nicht als Werk eines einzelnen Mannes (Alcuins) erscheinen die Verbesserungsversuche des lateinischen Bibeltextes in der karolingischen Zeit. Zwar wurden sie von gewissen Centren geleitet, aber überall treten sie hervor. Sie sind das Gefolge der neu erblühten Cultur, auch sie ein Theil der aufgegangenen Saat, die der große Kaiser mit reicher Hand ausgestreut hatte ... Wir werden nach Italien für die Vorbilder der karolingischen Bibelhandschriften gewiesen. Dieses Land, besonders Rom, von wo die Reform der lateinischen Bibelübersetzung ausgegangen war, wird gewiß noch immer eine Fundgrube guter Texte gewesen sein."

Schon Menzel hatte auf Italien hingewiesen als auf jenes Land, woher bereits zur Zeit Pippins infolge der italienischen Feldzüge der Aufschwung der Schrift ins Frankenreich kam. Nach seiner Meinung haben Schreiber und Schreibstuben der karolingischen Blütezeit durch Anlehnung an Vorbilder des fünften und sechsten Jahrhunderts, durch Uebung, Beispiel und Wettstreit

sich gegenseitig gehoben und angespornt. Der Besserungsproceß ging also von weit auseinander liegenden Orten aus, wurde aber durch die hierarchische Gliederung des Reiches und den regen Verkehr unter den Benediktinerklöstern zum einheitlichen Fortschritt zusammengefaßt. Was Menzel aus der Betrachtung der in den karolingischen Codices verwandten Schrift schloß, das fand Corssen durch kritische Untersuchung der Texte. Ihm zeigt sich das Land jenseits der Alpen als die Gegend, welche dem Reiche Karls gute Vulgata-Ausgaben bot, an die man sich anschloß. Alcuins Verdienst bleibt groß, wenn es auch geschmälert wird und er selbst zu einem der vielen wird, welche die neuen Bestrebungen trugen und förderten. Er hatte am Hofe im Mittelpunkt der Bewegung gestanden und gründete zu Tours einen neuen, wichtigen Mittelpunkt, von dem Licht und Leben ausging.

Kehren wir zu jener zweiten Klasse (B) zurück. Sie wird gebildet durch folgende Handschriften: die der Ada, sechs Parisern und je einer aus London, Abbeville und Rom. Leider läßt sich von keiner durch äußere Zeugnisse feststellen, wo sie entstand; denn mit den Nachrichten, das Evangeliar von Soissons sei durch Ludwig den Frommen 827 der dortigen Abtei St. Medard geschenkt worden und nach Paris gekommen, und das Prachtbuch von Abbeville sei von Karl dem Großen an Angilbert, Abt von Centulum, gegeben worden, ist hinsichtlich der Ursprungsstätte nichts erreicht. Von den übrigen Handschriften weiß man noch weniger, von der römischen nur, daß sie aus Deutschland kam. Janitschek sieht sich gezwungen, „für die Einzelfälle, wo ihn das allgemeine Uebereinkommen im Stich läßt, etwas Treue und Glauben an sein Urtheil von seinen Lesern zu fordern“ [1], und weist daraufhin die Hauptvertreter dieser zweiten Klasse dem Kloster St. Martin-aux-Champs bei Metz zu. Diese Zuweisung wird trotz des Mangels ausreichender Begründung als Vermuthung eines talentvollen, verdienten Kenners zu achten sein, um so mehr, weil sie in ihrem Hauptgedanken sehr annehmbar erscheint; denn ihr Kern will besagen, die der Ada-Handschrift verwandten Evangelienbücher entstammten jener Gegend, worin unter Erzbischof Drogo von Metz († 855) jenes wundervolle Sacramentar von Metz ausgeführt wurde. Leider wissen wir auch in diesem Falle nicht, aus welcher Schreibstube diese Prachtleistung hervorging [2], doch wird sie nicht zu weit von Metz zu suchen sein.

3. Die Würdigung der künstlerischen Ausstattung der Ada-Handschrift mit Miniaturen, Zierleisten und einer größern Initiale, die letzte Aufgabe der in Rede stehenden Publication, war für Professor Janitschek leicht zu lösen, weil derselbe in der bei Grote in Berlin erscheinenden „Geschichte der deutschen Kunst“ die „Geschichte der deutschen Malerei“ eben vollendet hatte. Die dort

[1] Geschichte der Malerei. Berlin, Grote, 1890. Einleitung S. VI.

[2] Weder bei Delisle (Mémoire sur d'anciens Sacramentaires. Paris, Imprimerie nationale, 1886, p. 100 sq.), noch bei Cahier (Nouveaux mélanges, Ivoires, p. 114 sq.), noch bei Labarte (Histoire des arts industriels III, p. 114), noch in unserer Publication findet sich der Beweis, daß dies Sacramentar in St. Martin entstand.

vorgetragenen Ansichten hat er auf Grundlage der von Menzel und Corssen gewonnenen Einsicht in Schrift und Textesgestaltung der karolingischen Prachthandschriften vertieft und näher begründet. Immer mehr erweist sich der Aufschwung der karolingischen Blütezeit als Ergebniß verschiedener Strömungen, in deren treibenden Kräften jedoch zwei wesentliche Elemente in stets verschieden gemischter Weise hervortreten, ein germanisches und ein römisches, welche von der geschichtlichen Entwicklung immer von neuem zusammengebracht wurden.

In der Zeit vor Karl dem Großen waren die deutschen Diöcesen des Reiches in argen Verfall gerathen. Englische Glaubensboten, besonders Columban († 615) und Gallus († ca. 627), Willibrord († 739) und Bonifatius († 755), hatten Besserung und neues Leben vermittelt, hatten mit dem Lichte ihrer Lehre und ihres Beispiels auch einen Theil der Cultur ihrer Heimat nach Deutschland gebracht, besonders die sogen. „irische" Buchmalerei, worin heimische und römische Elemente in eigenthümlichster Art vermengt waren. Mit linearem und gewundenem Flechtwerk füllten und verbrämten die irisch-schottischen Mönche oder Nonnen in kunstvollster Weise, oft in bewundernswerther farbiger Pracht ihre Buchstaben und Zierleisten. Menschliche wie thierische Gestalten, welche sie innerhalb der Verzierungen oder von ihnen losgelöst erscheinen lassen, werden von ihren an mathematische Ornamente gewöhnten Händen so stilisirt, so zu diesen liebgewonnenen Linien in Einklang gebracht, daß die eigenthümlichsten Formen entstehen.

Die Aufnahme dieser irischen Kunst konnte in Deutschland um so weniger Schwierigkeit finden, als sich auch dort jene Elemente vorfanden, aus denen sie jenseits des Kanals hervorgewachsen war: das germanische und das römische. Haben doch die Grabfunde der letzten Jahrzehnte immer mehr gezeigt, daß die Grundmotive jenes merkwürdigen Flechtwerkes, wie in Skandinavien, so in Germanien und Gallien in früher Zeit weit verbreitet waren, also wohl als ein aus der Urzeit stammendes, vielleicht aus Asien mitgebrachtes Erbe anzusehen sind. Bald hatten irisch-schottische und germanisch-römische Stilart sich vereint und gemischt. Neben ihnen her ging bis ins 11. Jahrhundert eine reinere, sich mehr an die formschöne Antike anlehnende Darstellungsart, die von byzantinischen Vorbildern mehr oder weniger beeinflußt scheint. Indessen hat sich diese reinere Art sowohl an italienischen als auch an heimischen, aus der Römerzeit diesseits der Alpen erhaltenen Vorbildern immerfort erneuert. Sie hat nicht erst unter Karl dem Großen begonnen, sondern war, wie Menzel dies von der Schrift und Corssen vom Text nachwies, schon vorher in Uebung. Das erhellt schon aus dem oben erwähnten, von jenen beiden heiligen Aebtissinnen in Alteneyck geschriebenen Evangelienbuche, welches jetzt im Pfarrarchiv des von den großen Verkehrswegen weit abliegenden belgischen Städtchens Maeseyck aufbewahrt wird. Die Brüsseler Bibliothek versuchte wiederholt, es zu erwerben; doch scheiterten die Bemühungen an der Höhe des geforderten Preises. Zweimal hatte ich Gelegenheit, das merkwürdige Buch zu sehen. Trotz der mühseligen Reise blieb freilich nur kurze Zeit, unter ungünstigen Verhältnissen rasch einige Bemerkungen zu

machen[1]. Die Ueberlieferung, welche es als Werk der beiden Schwestern Herlindis und Renildis erklärt, findet darin eine Bestätigung, daß die Malereien der Canontafeln (S. 2—22) zwei verschiedene Hände verrathen. Die erstere Hand malte auf Seite 1 einen unter einem Bogen sitzenden Evangelisten, dann die in Unordnung gerathenen, jetzt als S. 3 und 4, 5 und 6, 19 und 20, 21 und 22 zu bezeichnenden Blätter. Sie liebte jene Blumen und Ornamente, welche in verbesserter Gestalt im 11. und 12. Jahrhundert auf den Säulen emaillirter rheinischer und belgischer Reliquienschreine wiederkehren. Die zweite Hand zeichnete gerne irisches und schottisches Flechtwerk und Linearverzierungen, bei Säulenbasen Thiere und Blumen, als Kapitäl ein längliches Viereck. Die erstere schließt sich mehr an classische, die andere mehr an irisch-schottische Vorbilder an. Wie reich die freilich roh, in leicht colorirter Federzeichnung hingeworfenen Malereien angelegt sind, beweist Seite 21. Dort ist nämlich auf den die vier Colonnen des Canon einschließenden Säulen an den Ecken je ein Mannskopf, dann je ein Hund, in der Mitte ein Frauenkopf eingezeichnet. In dem auf jene fünf Säulen gestellten Rundbogen findet man die Zeichen der Evangelisten, höher in einem Kreis einen Mann mit Nimbus ohne Buch, endlich neben dem großen, alles abschließenden Rundbogen zwei Vögel. Letztere sind bemerkenswerth, weil Janitschek die in manchen karolingischen und ottonischen Handschriften, auch im Ada-Codex, neben dem großen Rundbogen der Canontafeln oder Evangelistenbilder stehenden Thiergestalten auf syrische Vorbilder zurückführen möchte. Im Maeseycker Codex erscheinen solche Vögel sowohl in als neben diesen Hauptbogen — Beweis genug, daß sie lange vor Karls d. Gr. Zeit bei diesen Bogen angebracht zu werden pflegten. Da sie sich bereits neben griechischen Canontafeln des sechsten Jahrhunderts finden[2], müssen sie als alte, schwerlich aus Syrien entlehnte Erbstücke angesehen werden. Daß jene Schwestern nicht im Stande waren, selbständige Zeichnungen zu erfinden, erhellt aus der Ungelenkigkeit ihrer Arbeit. Sie werden nach zwei Mustern sich gerichtet haben, nach einem der Antike nahestehenden und nach einem irisch-schottischen. Eine besondere Bedeutung gewinnt ihre Anlehnung an eine antike Vorlage, weil Janitschek fünf, wohl in den Maasgegenden entstandene karolingische Evangelienbücher nachweist, in denen eine weit vollkommenere Nachahmung dieser Antike erfreut. Diese Bücher sind: das aus der Aachener Palastkapelle stammende, jetzt bei den Reichskleinodien zu Wien ruhende Evangelienbuch Karls des Großen, ein nach demselben angefertigtes, noch jetzt im Aachener Münster aufbewahrtes, ein ähnliches aus Blois, jetzt zu Paris in der Nationalbibliothek (Nr. 265), ein aus Xanten in die Brüsseler Bibliothek gekommenes, endlich das zu Hautvilliers bei Rheims für Ebbo geschriebene Evangeliar zu Epernay. Das erstgenannte steht am höchsten, das zweite ist dessen Copie; im letztgenannten durchbricht der ungebändigte Sinn des barba-

[1] Vgl. über dieses Buch einen Aufsatz von J. Gielen in dem Messager des sciences historiques, 1858, p. 1 s.; C. Deshaines, L'art chrétien en Flandre, p. 31 s.; Revue de l'art chrétien XXVI. p. 122; XXVII. p. 209; XXVIII. p. 211.

[2] Shaw, Illuminated Ornaments. London, Pickering, 1833. Plate I—IV.

rischen Franken wiederum die maßvollen Schranken, worin die Antike ihr Vorbild in vornehmes Ebenmaß gebunden hatte. Die Xantener Handschrift zu Brüssel zeigt auf einer Seite die buntgemalten, aber in antiker Art behandelten Evangelisten sitzend und schreibend, über ihnen ihre in leichten grünen Farben, fast wie Wolken hingeworfenen vier Zeichen, endlich in der Höhe den auf der Weltkugel thronenden Heiland. Weit beachtenswerther ist ein anscheinend nicht fertiggestelltes, in den Codex eingesetztes Blatt: es zeigt das Bild eines Evangelisten auf Purpurgrund. Wie in den vier anderen ebengenannten Büchern deutet, abgesehen von der Zeichnung, schon die weiße Kleidung ein der Antike nahestehendes Vorbild an. Es bleibt zu untersuchen, ob die vier besseren Handschriften an der Hochschule Karls entstanden, die ihm bei seinen Zügen gefolgt sein und wenigstens in den letzten Jahren seines Lebens meist in Aachen gewirkt haben soll, oder ob hier hochstehende Leistungen einer Schule erhalten sind, welche mit den alten Culturstätten Rheims, Maastricht und Lüttich in Beziehung zu setzen wäre.

Wie jene classicirenden Miniaturen den Stil der Hofschule oder der Maasgegenden kennzeichnen, zeigen die durch Leitschuh[1] allgemeiner bekannt gewordenen Genesisbilder der Bamberger Bibliothek die Darstellungsart der Maler von St. Martin zu Tours.

Für die Beurtheilung der Ada-Handschriften bieten die Leistungen sowohl dieser als jener Schule negative Beweismittel, welche die schon aus der Schrift und aus dem Text gewonnenen stützten. Sie zeigen, wie richtig es war, Schrift und Varianten zu untersuchen, um so eine erste Handhabe zur Classification der Handschriften zu gewinnen. Positive Analogien von in die Augen springender Bedeutung gewähren die in den Tafeln vorzüglich wiedergegebenen Miniaturen der oben besprochenen Handschriften zu London (Harley 2788), Abbeville und Soissons. Offenbar stehen diese drei Prachtcodices der Ada-Handschrift so nahe, daß ihre Bilder aus einer und derselben Schule stammen müssen, die wiederum dem Maler des Godescalc-Evangeliars nicht fern stehen kann. Godescalc, der Karl dem Großen nach Italien und Rom gefolgt war, hatte dort wirksame Anregungen erhalten und gelernt, alte römische Tüchtigkeit mit germanischer Jugendkraft zu paaren. Seine Leistungen sind in den Büchern von Abbeville und Soissons abgeklärt und ruhiger geworden, in dem Londoner gemäßigt und veredelt, schließlich im Ada-Codex auf eine so hohe Stufe gehoben, daß von da ab ein Fortschritt nicht mehr stattfand. Die Malereien des zuletztgenannten Buches nöthigen jedem Beschauer Staunen und Bewunderung ab und sinnbilden dem verständigen Auge, das sich in sie vertieft, die frische Jugendkraft, welche im karolingischen Weltreiche pulsirte, die kindliche Naivität, womit Karl und sein Gelehrtenkreis versuchten, das Gute der Antike aufzunehmen und in christlich-germanischer Art weiter zu entwickeln. Wie hoch wären Deutschlands Macht, Kunst und Wissenschaft gestiegen, wenn der große Kaiser Nachfolger gefunden hätte, die es verstanden, auf den von ihm und seinem Vater gelegten Grundlagen weiter zu bauen!

[1] Aus den Schätzen der kgl. Bibliothek zu Bamberg. Bamberg 1888. Tafel 1.

Der Ada-Codex ist und bleibt ein Ehrendenkmal, das Karl mehr ehrt, als manche große Standbilder es vermocht hätten.

Wie leicht regen Meisterwerke zu leichtem Genuß an! Aber wie ernst mahnt dann die trockene Kritik zur Vorsicht und zum gemessenen Schritt auf dem dunkeln Gebiet der ältern deutschen Kunst! Eine folgenschwere Frage drängt sich bei Untersuchung der vier Evangelistenbilder der Ada-Handschrift auf. Macht sie nicht die durch Texteskritik und paläographische Untersuchungen gewonnenen Ergebnisse wiederum zweifelhaft? Hoher wissenschaftlicher Ernst, sichtliches Bestreben, die Kenntniß der deutschen Kunst durch sichere Schlüsse zu fördern, zeigen sich auf jeder Seite der neuesten und glänzendsten Publication der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. Dieses rege Suchen der Wahrheit erlaubt, auch diese Frage hier offen auszusprechen. Welche Sicherheit hat man, daß die Miniaturen der Ada-Handschrift von einer der beiden Hände stammen, welche den Text schrieben? Sind sie nicht an einem Ort gemalt, der mehr oder weniger weit entfernt liegt von dem Kloster oder Palast, worin jene beiden Schreiber oder Schreiberinnen in so fleißiger Ausdauer walteten? Könnte nicht, um den Grundgedanken in eine feste Form zu kleiden, der Text zu Lorsch oder Mainz oder Metz geschrieben sein, während die Bilder irgendwo anders gemalt, von dort gesandt und in das Buch eingeheftet worden wären? Aber gleicht denn unsere Frage nicht jenen leichtfertigen Schwierigkeiten, wodurch fast jedes wissenschaftliche Ergebniß in Zweifel gezogen werden kann? Nein; denn sie wird durch zwei gewichtige Thatsachen aufgenöthigt. In vielen Handschriften sind die Miniaturen auf Blätter gemalt, die mit denen des Textes aufs engste verbunden sind. Oft geht die mit einem scharfen Werkzeug gezogene Liniirung auch über jene Seiten, welche durch Miniaturen bevorzugt sind. In solchen Fällen wird man die Person des Kalligraphen von der des Miniators nur dann trennen dürfen, wenn positive Gründe vorliegen. Die Sache liegt beim Ada-Codex anders; denn hier sind jene vier die Miniaturen tragenden Blätter (15, 59, 85 u. 127) in die den Text enthaltenden Lagen nachträglich eingeheftet worden. Dieser erste Umstand wird durch den zweiten bedeutend erschwert. Anerkanntermaßen stammt der Text von zwei Schreibern, von denen angenommen wird, sie hätten in demselben Kloster gelebt. Der erstere vollendete nur die Blätter 6—38, d. h. die Lagen 2—5. Nun aber enthalten Blatt 6—11 die Canontafeln, Blatt 16 „die einzige künstlerisch ausgestattete Initiale", Blatt 11—23 bunte Randleisten, „doch hört schon von Blatt 18 an die sorgfältige Ausfüllung auf". „Mit dem Blatt 39, dem ersten der sechsten Lage, beginnt ein einfacheres Liniirungsschema, welches zeigt, daß bei dem zweiten Theile der Handschrift die Absicht der prachtvollen Ausstattung von vornherein nicht vorhanden war." Der zweite, etwa zehn Jahre nach dem ersten arbeitende Schreiber hat zwar auf der Rückseite des ersten Blattes mit „kräftiger Kapitalschrift in Gold" den Anfang des Buches ausgezeichnet. Er hat aber sonst keinerlei Verzierungen angebracht, sondern nur „die Handschrift überhaupt vervollständigt, revidirt, corrigirt und zum Gebrauche vollendet". Sein Text ist besser als der seines Vorgängers und beweist, daß er genauer zusah, eine bessere Vorlage benutzte,

vielleicht auch philologisch höher gebildet war. Die Miniaturen stammen nun sicher nicht vom ersten Schreiber, der auch malte, sondern aus der Zeit des zweiten, in dessen Arbeit keinerlei Spur von Malerei zu finden ist. Liegt darin nicht ein sehr positiver Grund zu ernstem Zweifel, ob die künstlerisch so hochstehenden, nachträglich eingefügten Evangelistenbilder von seiner Hand stammen? Philologische Befähigung, kritischer Sinn ist nicht gerade ein zu hervorragenden Leistungen der Malerei befähigendes Talent. Vielleicht haben also drei Hände an der Handschrift gearbeitet. Wenn die erste und zweite an demselben Orte schrieben, steht noch nicht fest, daß auch die dritte dort wirkte. Bei zahlreichen Goldarbeiten des Mittelalters findet man Elfenbeintafeln und Emailplättchen, die weit herkamen und von deutschen Künstlern in ihr Werk hineingesetzt wurden. Vielleicht bietet der Xantener Codex zu Brüssel eine Analogie; denn da auf dem ersten Blatt alle vier Evangelisten dargestellt sind, auf dem anscheinend unfertigen, später folgenden Purpurgrund ein einzelner, in ganz anderem Stil ausgeführter erscheint, wird man schwerlich beide Malereien demselben Meister zuschreiben können, muß man demnach eine derselben als von anderer Hand gefertigt und als nachträglich eingefügt ansehen. Wie dem auch sei, die Ergebnisse der besprochenen Publication bleiben doch im wesentlichen ungeändert, auch wenn jemand die Bilder dem zweiten Schreiber absprechen wollte. Das Verhältniß sowohl des Textes als der Bilder spricht für die Zugehörigkeit der Ada-Handschrift zu dem Künstlerkreis, dem jene herrlichen Bücher von Abbeville, London und Soissons entstammten, nur die Zuweisung des Ganzen an ein bestimmtes Kloster wird erschwert. Der Ada-Codex steht demnach infolge der meisterhaften Publication der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde an der Spitze der in karolingischer Zeit im Bereich der Erzdiöcesen Trier und Mainz, im mittlern Theile von Austrasien entstandenen Buchmalerei.

Grundlegende, mit Tafeln reich ausgestattete Werke kann ein Einzelner unter den heutigen Verhältnissen kaum mehr in Angriff nehmen. Die Mittel und das Gewicht einer angesehenen Gesellschaft erleichtern die Aufgabe ungemein. Möge die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, auf dem betretenen Weg fortschreitend, noch manche groß angelegte Unternehmen in Angriff nehmen, fortführen und vollenden, welche sich der Achtung gebietenden Bearbeitung und Herausgabe der Ada-Handschrift würdig zur Seite stellen.

Für die Ordnung der bis dahin unentwirrbar scheinenden Menge der mit mehr oder weniger Pracht ausgestatteten Handschriften der großen Zeit der Karolinger sind feste und sichere Gesichtspunkte und Eintheilungsgründe gefunden. Jene Codices stehen uns nicht mehr als Fremdlinge gegenüber, von denen man nicht weiß, woher sie kommen, wohin sie gehören, sondern als Vertreter jetzt ziemlich fest umgrenzter Schulen. Selbst für die Beurtheilung der ganzen Cultur der karolingischen Periode ist eine bedeutsame neue Erkenntniß gewonnen. Diese Cultur ist nicht ein von oben herab bureaukratisch gegliederter und geleiteter Fortschritt, sondern ein lebendiger, dem freien germanischen Geist entsprechender. Aus Italien, dem nie versiegenden Quell religiöser, wissenschaftlicher und künstlerischer Anregung, brachten die Begleiter

Pippins und Karls neue Ideen mit in ihr frisch aufblühendes Reich. Diese Ideen wurden gleich Samenkörnern ausgestreut in die verschiedenen Provinzen des Frankenreichs. Der Same wuchs auf, anders an der Hofschule, anders in Tours, Orleans oder in Rheims, anders in den Gegenden der Maas oder der Mosel. Organisch nahm er hier und dort aus dem Boden die Kräfte in sich auf, welche in demselben seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten ruhten. So gestalteten sich die Blüten verschieden aus, als die frischen Keime frei entwickelt waren zur Vollendung. Darum finden wir in Schrift, Text und Malereien so vielen Wechsel. Zeigt die karolingische Kunst sich nicht in bureaukratischem Einerlei oder gleich einer Treibhauspflanze, dann muß sie frisch organisch gewachsen sein. Sie konnte also nur eine Fortsetzung dessen sein, was da war, was seit Jahrhunderten im Volke lebte; sie konnte durch die dunklen Jahrzehnte, die folgten, nicht erstickt werden. Die Blüteperiode unter den Ottonen wird demnach nur die Fortsetzung jener Blüte sein, welche Deutschland den Karolingern verdankt. Freilich ist der Mensch frei, so daß seine Arbeiten nicht der Nothwendigkeit unterliegen. Nichtsdestoweniger wird sich der Mensch verschiedenartigen Einflüssen niemals ganz entziehen. Mit seinem leiblichen Dasein ist er mehr an die Scholle gebunden, als man oft eingestehen will. In der Kunst und Cultur fällt dem Auge, dem Ohr und der Hand, d. h. den leiblichen Organen, ein großer Theil der schönen Aufgabe zu. Darum gibt es in der Culturentwicklung selten unvermittelte, sprungweise gestaltete Uebergänge und Fortschritte. Es geschieht freilich, daß uns plötzlich das Werk eines großen Talents entgegentritt, welches in genialer Selbständigkeit emporgewachsen zu sein scheint. Aber wenn wir alle Fäden kännten, welche zusammengewirkt wurden, bevor ein solches Meisterwerk hervortrat, würden wir auch hier mehr gesetzmäßige Folgerichtigkeit sehen, als der erstaunte Blick vermuthen mag. Die Ada-Handschrift ist wie eine Blume, die plötzlich im Garten aufgeht, die aber ihre Vorgänger hat im dunkeln Waldesgrün an frischer Quelle. Die Vorgänger wuchsen auf in stiller Einsamkeit, ungekannt, unbeachtet, vergessen. Der Kenner, welcher im Garten sich der durch die Cultur so hoch veredelten Blume freut, weiß, daß ihre Vorgänger Vorstufen durchzumachen hatten, daß ihre Nachfolger wiederum herabsinken, sich aber auch wiederum heben werden, wenn eine sorgsame, erfahrene Hand sich ihrer annimmt.

St. Beissel S. J.

Recensionen.

Die Bücher des Neuen Testamentes, erklärt von Dr. Aloys Schäfer, ord. Professor der Theologie an der kgl. Akademie zu Münster i. W. I. Band: Die Briefe Pauli an die Thessalonicher und an die Galater. VIII u. 361 S. gr. 8°. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1890. Preis: *M.* 5.50.

Das Vorwort macht uns mit den Grundsätzen bekannt, nach denen der Herr Verfasser, bereits durch andere Schriften vortheilhaft bekannt (vgl. diese Zeitschrift 1888, Bd. XXXIV, S. 107), seine Erklärung bearbeitet hat. Man wird diesen zustimmen müssen und ebenso dem Herrn Verfasser die Anerkennung zollen, daß er mit viel Geschick dieselben angewandt und in seinem Buche zum Ausdruck gebracht habe. Die Hauptaufgabe der Erklärung liegt in der Darlegung des Inhaltes und der Entwicklung der Gedankenfolge; diese Aufgabe ist recht gut gelöst. Den Schwerpunkt sieht der Herr Verfasser in dem Hineinversenken in die Ideen, von denen der inspirirte Autor erfüllt ist und aus denen heraus er schreibt, im Streben, die bewunderungswürdige Einheit in den Lehren des Neuen Testamentes zu erfassen und zur Darstellung zu bringen. Auch diesem Gesichtspunkt wird ausreichend Rechnung getragen; man darf nur in der Hinsicht an eine Erklärung nicht zu weitgehende Forderungen stellen. Die Untersuchung des Wortes, in das die göttliche Wahrheit gekleidet ist, ist Mittel zum Zweck; es ist ganz richtig, daß durch diese Untersuchung die Erkenntniß nicht gehemmt, sondern gefördert und die innere Ueberzeugung von der Wahrheit auch wissenschaftlich gefestigt werden soll. Aber gerade weil das Wort Mittel zum Zwecke ist und die wissenschaftliche Ueberzeugung oft nur durch scharfe Prüfung des Wortes gewonnen oder befestigt werden kann, hätte ich gewünscht, daß der Herr Verfasser der sprachlichen Seite, dem Worte und dessen Bedeutung zuweilen mehr Aufmerksamkeit zuwendete. Manchmal wird unter verschiedenen Auffassungen die Wahl gelassen; es verschlage nichts, ob man es so oder so fasse. Das mag hie und da allerdings das gerathenste sein; allein der Erklärer soll doch mit allen Mitteln dahin streben, für eine feste Ansicht exegetisch Grund und Boden zu gewinnen. Der wissenschaftliche Apparat, Lesarten und deren Zeugen, Citate, Literaturangaben sind in die Anmerkungen verwiesen; ebenda finden sich auch meistens die abweichenden Meinungen anderer vermerkt, außer wenn es sich

um Hauptfragen handelt. Man kann es auch billigen, daß der Herr Verfasser nicht bezweckte, sich mit den vielen Sonderansichten mehr oder minder einzeln auseinanderzusetzen; er zog es vor, die positive Erklärung so zu bieten, daß von da aus die Urtheile über andere Anschauungen, besonders über die sehr mannigfaltigen „Resultate“ der „kritischen“ Richtungen sich als Folgerungen ergeben. Doch hätte hie und da eine eingehendere Behandlung sicher nicht geschadet.

Den einzelnen Abschnitten ist eine deutsche, an den Originaltext sich anschließende Uebersetzung vorausgeschickt. In ihr finden sich einige Härten und Unebenheiten; z. B. S. 50: „denn weder haben wir uns jemals in der Schmeichelei Worte bewegt“ — S. 70: „wir haben in euch Trost erhalten in aller unserer Noth“, und: „die Mängel eueres Glaubens zu berichtigen“ (?) — S. 87: „ihr habt es nicht nöthig, euch zu schreiben“ (?); unverständlich ist S. 143: „nur bis der, welcher zur Zeit hinhält, aus der Mitte wird“.

Daß 1 Thess. 2 der Apostel die Art und Weise seiner Wirksamkeit und seines Benehmens so nachdrücklich hervorhebt, um sich gegen Verdächtigungen zu vertheidigen, anerkennt S. 52 der Herr Verfasser; es hätte dieser Gesichtspunkt auch S. 25 bei der Inhaltsangabe des Briefes hervorgehoben werden sollen. Die Frage, wie Paulus über die Zeit der Ankunft Christi denke, ist sehr gut behandelt. Ein Mittel, mancher Schwierigkeit die Spitze abzubrechen, gibt uns der Herr Verfasser S. 84 an die Hand: unter παρουσία im eminenten Sinne des Wortes ist die Wiederkunft und Offenbarung des Messias in all seiner Herrlichkeit beim Weltende, aber auch jedes unverkennbare Eingreifen desselben zur Rettung Seiner Kirche und zur Strafe Seiner Gegner zu verstehen, wodurch der Herr Sich in besonderer Weise als bei Seiner Kirche gegenwärtig zeigt; und in diesem Sinne erklärt er auch Luc. 9, 26—27. Uebrigens können wir uns auch auf die eschatologischen Reden Jesu berufen und sagen, die Apostel predigten, was und wie Christus gelehrt und ermahnt hatte; daher die häufigen Hinweise auf den Abschluß aller Dinge. Gut wird S. 102 zur Erklärung von nos qui vivimus, qui relinquimur (4, 14) bemerkt, der Apostel versetze sich auf den Standpunkt der Thessalonicher und bewege sich in ihren Anschauungen; aber noch treffender und zur Lösung der Schwierigkeiten geeigneter scheint mir die Ansicht Cornely's: Assumit verba Thessalonicensium quae forte per Timotheum resciverat, et respondet: nos qui vivimus melioris conditionis non sumus; so erklärt sich die Redeweise leicht und ungezwungen; für die Thessalonicher selbst ist die so gegebene Antwort ebenfalls die schlagendste und am leichtesten verständliche. Derselben Ansicht wurde auch schon früher in diesen Blättern das Wort geredet (1885, Bd. XXVIII, S. 308); ebenso scheint mir die ebenda zu 5, 10 gegebene Erklärung die richtige zu sein: Christus ist für uns gestorben, damit wir, mögen wir nun bei seiner Ankunft noch leben oder bereits entschlafen sein, jedenfalls mit ihm leben. Der Herr Verfasser bezieht die Stelle auf das natürliche Schlafen und Wachen; aber so ist denn doch der Gedanke sonderbar, ja kleinlich und paßt nicht zu V. 9. Die Uebersetzung: „Das eigene Gefäß zu erwerben“ (S. 86) stimmt, abgesehen von ihrer Dunkelheit, auch nicht zu

der S. 91 gegebenen Erklärung. Mit Rücksicht auf 2 Theſſ. 2, 2. 3 dürfte das omnia probate (1 Theſſ. 5, 21) auch ſchon wegen der eben in V. 20 genannten Prophezieen ſich doch auf das Charisma discretionis spirituum beziehen; daß V. 20 von der wahren Prophezie die Rede iſt, kann kein Grund dagegen ſein; denn es handelt ſich eben darum, die objectiv wahre auch ſubjectiv ſicher zu erkennen, und daß die Theſſalonicher es gerade an der richtigen Unterſcheidung fehlen ließen, zeigt klar 2 Theſſ. 2, 2. 3. Gerade die Mahnung: prophetias nolite spernere, omnia autem probate, zeigt, wie gut der Apoſtel die Verhältniſſe kannte. Der Ausdruck „chriſtliche Obrigkeit" für das kirchliche Vorſteheramt (S. 114) iſt doch wohl ungewöhnlich.

Bei 2 Theſſ. richtet ſich die Aufmerkſamkeit an erſter Stelle auf das und den Hinhaltenden. Die Anſicht, der κατέχων ſei der Antichriſt ſelbſt, der J. Grimm und auch Simar in der 2. Auflage der „Theologie des hl. Paulus" beipflichten (vgl. dieſe Zeitſchrift 1884, Bd. XXVI, S. 448), wird vom Herrn Verfaſſer S. 164 mit Recht zurückgewieſen. Ich zweifle aber ſehr, ob ſeine eigene Anſicht ſich die Zuſtimmung vieler erobern werde. Nach ihm iſt der Hinhaltende der Satan, der Fürſt dieſer Welt; damit nun der Antichriſt kommen könne, muß zuerſt dieſer Hinhaltende „aus der Mitte heraustreten, nicht mehr im Wege ſein, verſchwinden"! Das iſt aber ſchwer begreiflich; denn nach S. 167 ſteht gerade dem Antichriſt die Macht des Satans zu Gebote und hat der Teufel nie mit ſeiner ganzen Macht einer Creatur wie dieſer ſich zur Verfügung geſtellt; „an die Stelle des geheimnißvollen Wirkens des κατέχων im Myſterium der Bosheit tritt die volle Enthüllung der Gottloſigkeit in der Perſon des Anomos" (S. 166), und das ſoll heißen: der κατέχων, der Fürſt dieſer Welt, iſt nicht mehr im Wege? und doch werden wir S. 164 belehrt, daß der κατέχων ſich der Perſon des Antichriſts bedient, um die höchſte Stufe ſeiner Gottloſigkeit und Bosheit, die Sünde als Selbſtvergötterung, in ihrer ärgſten Entfaltung auch offenkundig zu wirken.

Es iſt mir ſehr zweifelhaft, ob der Streitpunkt, um den es ſich bei den Galatern den Judaiſten gegenüber handelt, richtig dargeſtellt iſt. Nach dem Herrn Verfaſſer ſind die Judaiſten in Galatien genau da, wo die Judaiſten in Jeruſalem vor dem Apoſtelconcil ſtanden. Alſo iſt das Apoſtelconcil und das feierliche Decret ſpurlos vorübergegangen, ein Schlag ins Waſſer; die Judaiſten behaupten nach wie vor die Nothwendigkeit der Geſetzeswerke, ſpeciell der Beſchneidung für die Heidenchriſten. Das iſt denn doch für den Apoſtelbeſchluß mißlich — und ſehr erwünſcht für die, welche der Apoſtelgeſchichte Zuverläſſigkeit abſprechen und gerade das Apoſtelconcil eine reine Erfindung nennen. Iſt es nun wirklich ſo? Nein, der Standpunkt der Judaiſten iſt jetzt ein anderer. Das iſt in Gal. 3, 3 ausgeſprochen. Auch die folgenden Beweisführungen des Apoſtels ſind ſo angelegt, daß ſie die Waffen und Scheinbeweiſe jenen entwinden, die behaupten, zur vollen Ebenbürtigkeit mit Abraham und zur letzten Weihe gehöre die Beſchneidung; daher betont der Apoſtel ſo nachdrücklich die völlige Unvereinbarkeit der Geſetzeswerke und des Neuen Bundes. Man ſehe darüber Cornely, Introd. III. p. 422 sq. und in dieſer Zeitſchrift Bd. XXVI, S. 447, und Bd. XXXII, S. 455. Das

si tamen frustra (3, 4) nimmt der Herr Verfasser mit manchen im steigernden Sinn: wenn nur euere früheren Leiden und Verdienste bloß umsonst gewesen wären, allein sie werden euch sogar zum Nachtheil sein! Aber der Gedanke, daß die früheren Verdienste dem Sünder zu um so größerer Strafe gereichen sollen, dürfte doch sonderbar sein. Sehr gut wird Gal. 3, 16: et semini tuo qui est Christus S. 286 erklärt. Ob aber 3, 20, die crux interpretum, so gefaßt werden kann, wie der Herr Verfasser S. 297 will, ist mir sehr zweifelhaft: im Neuen Bund gibt es keine zwei mehr, zwischen denen noch eine Vermittlung möglich wäre, weil das neutestamentliche Volk mit Christus vereint ist und es zwischen Christus und Gott keinen Vermittler geben kann, denn diese sind wieder nicht zwei, sondern Eins. Dagegen erheben sich alsbald zwei Bedenken: mediator unius non est, wo es sich um eine Person handelt, da ist für einen Vermittler kein Platz; Deus autem unus est: Gott ist einer der Natur nach; sodann aber ist es mir undenkbar, daß der Apostel das semen Abrahae, das mit Christus vereinte neutestamentliche Volk, dem die Verheißung gilt, Gott nenne; das müßte aber angenommen werden, damit man sagen könne: die Verheißung geschah von Gott an Gott, also ist für einen mediator kein Platz; denn: mediator unius non est, Deus autem unus est. Was 1 Tim. 2, 5 steht, scheint mir auch gegen diese Erklärung zu sein. Man sehe zu dieser Frage diese Zeitschrift 1884, Bd. XXVI, S. 447.

Wie ich glaube, hat sich der Herr Verfasser die Erklärung von Gal. 4, 1. 2 unnöthigerweise erschwert. Der Apostel gebraucht ein aus dem Leben gegriffenes Beispiel zur Erläuterung, wie er es auch 3, 15 gethan hat und sonst zu thun pflegt, z. B. Röm. 7, 2, und wie es durch das folgende ita et nos cum essemus parvuli angezeigt wird. Der Herr Verfasser stellt sich nun unter anderem die Frage, wie das, was vom unmündigen Erben gesagt ist, auch für Christus gelte: „Auch der Sohn Gottes hat in seinem Leben eine Zeit, von der das Wort νήπιος gelten kann; es ist das die Zeit seiner Wirksamkeit im geistigen Samen Abrahams vor seiner Menschwerdung" (S. 309). Dunkel ist die Rede! Die elementa mundi sollen Heiden und Juden umfassen und die natürliche Ordnung im Gegensatz zur übernatürlichen Schöpfung bezeichnen (S. 308), und doch sollen wir (S. 309) gerade aus diesen Worten die trostvolle Lehre erkennen, daß das unendliche Erlösungswerk Christi einer Sonne vergleichbar sei, die alle Zeiten mit ihren Strahlen durchleuchtet! Das iterum (Gal. 4, 9) soll gesagt sein, „insofern Heiden und Juden als auf einer Stufe stehend betrachtet werden können" (S. 315); allein so hat sie der Apostel sicher nicht betrachtet, da er ja gerade V. 8 die Heiden als Götzendiener schilderte. Die falsche Auffassung, als ob egena et infirma elementa Juden und Heiden angingen, liegt hier wieder zu Grunde. Daß der Apostel mit dem nos (4, 3) nicht Juden und Heiden begreife, erhellt unter anderem auch aus V. 5: ut eos qui sub lege erant redimeret.

Zu S. 287 kann ich die Bemerkung nicht unterlassen, es sei wenigstens sehr mißverständlich ausgedrückt, zu sagen: „Es ist sofort ersichtlich, daß die Folgerung des Apostels oder der wesentliche Gedanke desselben durch die Anzahl der Jahre nicht bestimmt wird und daß also die Zahlangabe hier

außerhalb des Rahmens der Inspiration liegt"; Gott ist auctor libri; er redet zu uns durch den inspirirten Schriftsteller; was dieser selbst schon weiß oder durch eigenes Nachforschen findet und in eine volksthümliche Redeweise einkleidet, das braucht ihm Gott freilich nicht noch eigens zu offenbaren, aber deshalb liegt das nicht „außerhalb des Rahmens der Inspiration"; Offenbarung und Inspiration sind nicht gleichwerthige Begriffe. Wie übrigens die Zahlangabe Gal. 3, 17 ganz gut mit den Angaben des hebräischen Textes und der Vulgata vereinbart werden könne, hat P. Patrizi in seinem Commentar zu Act. Ap. gezeigt: dieselben Verheißungen sind Abraham, Isaak und Jakob gegeben; die Periode der Verheißungen reicht bis zum Einzug Jakobs in Aegypten; da verstummen sie, und so ist das Gesetz thatsächlich 430 Jahre nach den Verheißungen gegeben. — Ist S. 214 die Uebersetzung: „die dafür galten, etwas zu sein", richtig? Bei der Erklärung S. 239 wird mit Recht betont, daß δοκοῦντες εἶναί τι die bleibende Autorität der Apostel bezeichne und das quales aliquando fuerint sich auf eine vorübergehende Eigenthümlichkeit derselben beziehe. Die Ausführung über Gal. 2, 2: μή πως εἰς κένον τρέχω S. 233 ist trefflich, und gut wird die ganz falsche Auslegung Bispings zurückgewiesen, nur sollte nicht gesagt sein, daß Bisping so nach Estius erkläre; Estius schreibt richtig: Evangelium cum illis contuli non ut discerem quod prius nesciebam aut quasi causae meae parum fiderem etc.

Die Ausstattung ist vortrefflich; der Druck schön, klar, recht gefällig. Druckfehler sind mir wenige aufgefallen, doch könnte zu dem einzigen Corrigendum noch ganz gut S. 96, 278 und 279 hinzugefügt werden. Das Buch sei bestens empfohlen; es bietet auch Predigern durch die Darlegung und Ausführung der Sätze des heiligen Textes, ihres inneren Zusammenhanges und ihrer Verknüpfung mit anderen Wahrheiten einen ergiebigen Stoff.

Joseph Knabenbauer S. J.

Compendium theologiae moralis. Juxta probatissimos auctores ad usum Confratrum theologorum III. anni concinnatum a Patre **Hilario** Ord. Capuc., Lectore theologiae moralis. Cum approbatione Excell. Episc. Brixiensis et Super. Ord. Pars I: Theologia moralis generalis. XXVIII u. 316 S. 8°. Pars II: Theologia moralis specialis. XVI u. 542 S. 8°. Merani 1889. In Commission der Verlagsanstalt (vorm. G. J. Manz) in Regensburg. Preis: *M.* 3.60 u. *M.* 6.

Der hochw. Verfasser hat diese neue Moraltheologie zwar zunächst für seine Ordensmitbrüder zur Hilfe in ihren Studien geschrieben; doch schließt dieses selbstverständlich deren Verwendbarkeit in weiteren Kreisen nicht aus, ja dieselbe wird dadurch thatsächlich in keiner Weise beeinträchtigt. Betreffs der Beschränkung des Stoffes wird der Leser dahin verständigt, daß alle jene Gegenstände unberücksichtigt geblieben seien, welche nach dem Studienplan der österreichischen Seminarien dem canonischen Recht, der Pastoral oder sonst

anderen Disciplinen zugewiesen sind; d. h. fast die ganze Lehre von den Sacramenten und von den kirchlichen Strafen ist abgetrennt; nur was über das heilige Meßopfer und dessen Application zu sagen ist, wurde unter die Pflichten gegen Gott eingereiht.

Die Eintheilung ist übersichtlich und einfach. Der allgemeine Theil enthält fünf Kapitel: 1. Subjectum theologiae moralis (homo quoad suam naturam et facultates, quoad actus); 2. objectum (de lege in genere, in specie); 3. relatio subjectum inter et objectum (de conscientia in genere, in specie); 4. harmonia inter subjectum et objectum (actus boni in genere, actus boni seu virtutes in specie); 5. de disharmonia subjectum inter et objectum (de peccato in genere, in specie). Beim vierten Kapitel erlauben wir uns die Bemerkung, daß es eigentlich nicht angeht, die Tugenden actus boni zu nennen. Der besondere Theil besteht aus zwei Sectionen. Die erste Section behandelt die allgemeinen Christenpflichten: 1. Officia erga Deum (interna, externa); 2. officia erga nosmetipsos (generalia, specialia); 3. officia erga proximum (generalia, specialia). Die zweite Section enthält die besonderen Standespflichten in den Unterabtheilungen: 1. Officia societatum privatarum (status conjugalis et parentalis, herilis et forensis); 2. officia societatum publicarum (societatis ecclesiasticae, civilis).

Besonders reichhaltig tritt bei den einzelnen Kategorien der allgemeinen Pflichten die Tugendlehre auf; die verschiedenen Tugenden und Tugendacte werden dann durch die entgegengesetzten Laster und Sünden beleuchtet. Im ganzen können wir dies neue Werk eine wahre Blumenlese aus den besten und gediegensten Werken der Moraltheologie nennen, welche, mit sicherm Verständniß ausgehoben und in eine recht passende Ordnung gebracht, den Leser in die einzelnen Fragen dieser so reichhaltigen Disciplin einführen. Die Darstellungsform ist mehr die einer einfachen Auseinandersetzung als die einer eigentlichen Beweisführung: nicht freilich als ob für die Sätze und Ausführungen der Beweis nicht erbracht wäre; er wird kurz angedeutet durch den Hinweis auf Autoritäten und bei strittigen Fragen durch Beifügung des einen oder andern Grundes. Eben jener Hinweis auf andere Autoren, besonders auf Werke der Moraltheologie, aber auch auf die gediegensten Werke der Dogmatik und Ascese, auf die heiligen Väter und die Heilige Schrift, setzen den Leser in den Stand, mit leichter Mühe das Studium der bezüglichen Fragen allseitig zu erweitern und zu vertiefen.

Es sei uns gestattet, hier einiges anzumerken, worin wir dem hochw. Verfasser nicht zustimmen können. Daß er den Aequiprobabilismus vertreten zu müssen geglaubt hat, darüber wollen wir mit ihm nicht rechten; unerfindlich ist und bleibt uns aber, wie ein System dem Laxismus nahestehen und kaum von demselben verschieden sein soll (I. S. 190), welches von einer zu Gunsten der Freiheit befolgbaren Meinung fordert, daß sie vere et solide probabilis sei. — S. 217 hebt Verfasser es zu stark als Pflicht hervor, daß der Christ im Grunde bei allen Handlungen die Liebe Gottes zum Beweggrund haben müsse. Auch geht er in der Abwägung oder Unterscheidung der Sünden über

die Lehre des hl. Alphons hinaus, wenn er die von Suarez und einer großen Anzahl der besten Theologen vertheidigte Meinung für „falsch“ erklärt, nach welcher zu jeder Sünde, um Todsünde sein zu können, nothwendig irgend welche actuelle und ausdrückliche advertentia, oder suspicio oder dubitatio de malitia actûs gehöre; der hl. Alphons nennt diese Meinung lib. 5 n. 4 die communior, nimmt sie auch an, modificirt sie nur etwas im Ausdruck, um die Möglichkeit einer zu laxen Auffassung zu beseitigen. — Die Stelle Hebr. 11, 6 vom habitus fidei zu erklären (II. S. 11), ist ihrem Contexte nicht entsprechend. — Statt diejenigen, welche über das Geheimniß der allerheiligsten Dreifaltigkeit und das der Menschwerdung des Sohnes Gottes in unverschuldeter Unwissenheit sind, der sacramentalen Lossprechung für absolut unfähig zu erklären (ebend.), wäre es richtiger zu sagen, eine derartige Lossprechung sei zweifelhaft, und daher nur im äußersten Nothfall bedingungsweise zulässig. — Wenn S. 153 von der indirecta irritatio der Gelübde gesagt wird, daß eine solche, falls sie ohne genügenden Grund geschehe, ungiltig sei: so müßte da unterschieden und der Satz auf jene irritatio beschränkt werden, welche vermöge der Jurisdictionsgewalt über die gelobende Person ausgeübt würde; wenn die irritatio in dem Rechtsanspruch auf die gelobte Sache oder Leistung ihren Grund hat, dann ist sie, auch wenn unerlaubt, dennoch giltig. — Diese wenigen Ausstellungen sollen und können nicht als Tadel des Werkes gelten; sie mögen vielmehr dem hochw. Verfasser bekunden, mit welchem Interesse der Recensent auf die Einzelheiten der vorliegenden Bände eingegangen ist.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. Mit Biographieen, Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Dr. **B. Schulz**, Dr. **J. Gansen**, Dr. **A. Keller.** Paderborn, Schöningh.

Zwei bedeutende literarische Unternehmungen wurden katholischerseits in den letztverflossenen Jahren begonnen mit dem gleichen Zweck, werthvolle pädagogische Schriften aus älterer und jüngerer Zeit neu herauszugeben, die eine von der Schöningh'schen Buchhandlung in Paderborn und Münster, die andere von der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Beide stehen unter der Leitung namhafter katholischer Gelehrten; beide bringen Werke nicht bloß aus den verschiedenen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, sondern auch aus verschiedenen Ländern, alle in deutscher Bearbeitung, an der Spitze jedesmal eine Lebensbeschreibung des betreffenden Verfassers, unter dem Text oder am Schlusse belehrende Anmerkungen verschiedenen Inhalts. Die Herder'sche Sammlung erscheint in etwas größerem Format in Bänden von ungefähr 300 Seiten; die Schöningh'sche kann nach Belieben bandweise oder in kleineren Heften bezogen werden; bei beiden ist die äußere Ausstattung gediegen und schön.

Der Hauptunterschied besteht darin, daß die Herder'sche Sammlung ausschließlich katholische Schriftsteller bringt, die Schöningh'sche dagegen auch protestantische, diese jedoch nach katholischen Grundsätzen bearbeitet.

Der Leserkreis, auf den solche Werke zu rechnen haben, ist so groß, daß beide Unternehmen gut nebeneinander bestehen können; der Sache selbst aber ist durch die Doppelarbeit entschieden gedient. Ein zweifacher buchhändlerischer Mittelpunkt fördert die weitere Verbreitung in Nord und Süd; beide Sammlungen, vereint genommen, werden sicher mehr Abnehmer und Leser finden als eine allein. Die größere Zahl der Mitarbeiter aus den verschiedenen Gegenden verbürgt einen weitern Gesichtskreis und eine umfassendere Kenntniß der einschlägigen pädagogischen Literatur. Dieses zeigt sich auch schon in dem beiderseits veröffentlichten Verzeichniß der für die Neuherausgabe in Aussicht genommenen Bücher. Finden sich einzelne Werke auf beiden Seiten, so bietet doch jede auch manches Eigenthümliche, so daß sie einander ergänzen. Ueberdies ist durch den doppelten Arbeiterring für die Stetigkeit und Schnelligkeit der Herausgabe eine festere Bürgschaft gegeben. Darum sind beide Sammlungen aller Theilnahme und Empfehlung werth.

Von dem Werke des Silvio Antoniano, welches die Herder'sche „Bibliothek" eröffnete, ist bereits in dieser Zeitschrift (Bd. XXXVI. S. 249 ff.) die Rede gewesen. Im folgenden bringen wir der Reihe nach mehrere Schriften, welche in der Schöningh'schen Sammlung erschienen sind, zur Anzeige.

I. Bernhard Overbergs Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterricht. Für den Schul- und Selbstgebrauch bearbeitet und mit einer Einleitung versehen von Dr. **J. Gansen,** Regierungs- und Schulrath. 330 S. 8⁰. 1888. Preis: *M.* 1.80.

Eine im Banne der rothen Erde veranstaltete Sammlung pädagogischer Schriften durfte kaum schwanken in der Wahl ihrer ersten Nummer. Schon das heimatliche Hochgefühl mußte für das Buch des unvergeßlichen Lehrer- und Kinderfreundes sprechen, der vor einem Jahrhundert nicht bloß seinem engern westfälischen Vaterland, sondern weit darüber hinaus Erneuerer und Förderer eines wahrhaft erziehenden Unterrichts in der Volksschule wurde, für Overbergs „Anweisung". Der innere Werth der Schrift selbst mußte die Frage vollends im bejahenden Sinne entscheiden.

Was von dem Buche zu halten, können wir nicht besser als mit des Verfassers eigenen Worten geben. Am Schlusse sagt derselbe:

„Es steht zwar an sich nicht fein, daß man seine eigene Arbeit vorzüglich anempfehle; doch können Gründe dafür da sein, die dies nicht nur rechtfertigen, sondern auch allen Verdacht von Großthuerei, von Eitelkeit u. s. w. entfernen. . . . Von ähnlicher Art sind die Gründe, warum ich gedachte Anweisung empfehle. Sie ist:

1. Leicht verständlich, und sie mußte es sein, weil sie für Lehrer geschrieben ward, die wenig oder noch gar keine Vorkenntnisse hatten und noch erst sozusagen aus dem Rohen mußten herausgearbeitet werden.

2. Bescheiden in ihren Forderungen, und sie mußte es sein, weil von Lehrern und Schulcandidaten, die zu ihrer Bildung kaum andere Hilfe haben, als den Unterricht in der Normalschule, welcher nicht länger als dritthalb Monat jährlich dauert, nicht viel darf gefordert werden, wenn man sie nicht abschrecken und ihnen allen Muth benehmen will."

Verständlichkeit und Klarheit, keineswegs zu verwechseln mit Oberflächlichkeit, ist überall ein Vorzug und bedarf keiner Entschuldigung. Wir haben in den obigen Worten aber den Erklärungsgrund für einige Ausdrücke und Redewendungen, die sonst mehr der gewöhnlichen Gesprächsweise angehören. Der Herausgeber hat dieselben absichtlich beibehalten, weil sie uns die Zuhörerschaft und Unterrichtsart des Verfassers recht veranschaulichen. Was die Bescheidenheit der Forderungen betrifft, so darf sie nicht zu wörtlich genommen werden. Die Forderungen sind vielmehr derartig, daß sie beim Verfasser großes Vertrauen, bei den Zuhörern nicht geringeren Muth voraussetzen. Auch dem durchgebildeten Lehrer wird anregender Denkstoff in Fülle geboten.

„3. Die Anweisung ist gründlich. Sie führt nichts an, was nicht mit den allgemein anerkannten Grundsätzen des gesunden Menschenverstandes, der Vernunft, der Seelenlehre übereinstimmt und sich auch in der Erfahrung bewährt gefunden hat.

5. Vollständig. Alles Wesentliche, was zu einer Anleitung zum zweckmäßigen Schulhalten erforderlich ist, wohin insbesondere die Lehrmethode und die Handhabung der Schulzucht gehört, kommt darin vor. Manches ist ausführlich genug behandelt, manches auch nur kurz angedeutet und sozusagen in Verwahr gelegt, um zu gelegener Zeit mehr Gebrauch davon zu machen."

Mit vollstem Rechte werden dem Buche diese zwei Haupteigenschaften zugeschrieben. Manches in demselben ist sogar mit solcher Gründlichkeit und Vollständigkeit bis aufs äußerste durchgeführt, daß man sich, um nicht fehl zu gehen, stets die gesammte Lehre und den Geist des Verfassers wohl gegenwärtig halten muß. So ist S. 220 ff. die Wichtigkeit des Gedächtnisses und der Gedächtnißübung gebührend auseinandergesetzt. Darauf aber folgt, unstreitig durch die damaligen Mißbräuche hervorgerufen, eine so scharfe Betonung der Nachtheile, welche „das Auswendiglernen des nicht verstandenen Katechismus" mit sich führt, daß leicht Zweifel in Betreff der Nützlichkeit des wörtlichen Auswendiglernens überhaupt, besonders beim Katechismus, entstehen können, zumal dieser, dem doch die erste Stelle zukäme, S. 225 unter den Wort für Wort dem Gedächtniß einzuprägenden Stücken auch in der That nicht genannt ist. Die Grundsätze, die der Verfasser entwickelt, sind gewiß die einzig richtigen und müssen bei jedem Unterricht durchaus festgehalten werden. Wir glauben nur, daß jener Spruch der Rechtswissenschaft hier einigermaßen Anwendung findet: summum ius summa iniuria, d. h. in sich wahre, aber in ihrer wissenschaftlichen Entwickelung auf die Spitze getriebene Rechtsgrundsätze können in ihrer thatsächlichen Ausübung zu wahrer Ungerechtigkeit werden. Aehnlich verhält es sich mit dem S. 304 ff. über Belohnung Gesagten. Die Sache ist durchaus richtig, aber wiederum so gründlich streng entwickelt, daß für die wirkliche Anwendung eine gewisse Aengstlichkeit oder Engherzigkeit entstehen kann, die gerade der Belohnung einen großen Theil ihres Werthes nehmen würde. „Einen freudigen Geber" hat nicht nur Gott, sondern auch der Mensch lieb. Wenn es Seite 307 d heißt:

„Dispensirt die Kinder nie zur Belohnung von solchen Dingen, die ihnen an sich betrachtet, stets lieb, ehrwürdig und wünschenswerth sein sollen. . . . Hieraus

läßt sich einsehen, was davon zu halten sei, wenn Kindern außerordentliche Spieltage zur Belohnung ertheilt werden." —

so scheint uns das „nie" in der ersten Zeile durchaus in ein „nicht leicht" oder „nie ohne besondern Grund" verwandelt werden zu müssen. — Nicht anders ist es S. 103 ff. mit der Auseinandersetzung über den Kirchengesang in der Volkssprache. Mit Recht befürwortet der Verfasser eifrige Gesangesübung im allgemeinen und fleißiges Singen deutscher Lieder in der Kirche. Aber heutzutage würde er einzelnes in andere Ausdrücke gekleidet, jedenfalls nicht versäumt haben, auf die Bedeutung und Schönheit der Kirchensprache hinzuweisen und auf den Unterschied zwischen eigentlich liturgischem und Privatgottesdienst oder Volksandacht. Dieses steht bei seiner tiefkirchlichen Gesinnung und weil er selbst (S. 107) „die wiederholten Befehle" betont, „die desfalls von der geistlichen Obrigkeit ergangen sind", außer Zweifel. Darum wäre hier eine Anmerkung am Platze gewesen. Wie Beherzigenswerthes sonst auch dieser Abschnitt gerade für unsere Tage enthält, möge die folgende Stelle beweisen:

„Die Kinder müssen ermahnt werden, auf das, was gesungen wird, genau zu merken, um es ihrer Seele recht einzuprägen. Das Singen heiliger Gesänge muß ebenso wie das Beten mit wahrer Herzensandacht geschehen. Um eure Schüler zur Andacht beim Singen zu erwecken, seid ihnen auch hierin ein nachahmungswürdiges Muster; suchet dabei alles zu entfernen, was die Andacht stören könnte, und stellet ihnen oft vor, die heiligen Gesänge seien nichts anderes, als in Verse gebrachte Gebetsformeln. Gleichwie nun eine auch noch so schöne Gebetsformel ohne Andacht hersagen kein gottgefälliges Beten sei, so sei auch das Singen heiliger Gesänge, wenn es ohne Andacht geschieht, kein gottgefälliges Singen. . . . Man müsse zum Singen ebensowohl als zum Beten sein Herz durch die Erinnerung an die Gegenwart Gottes und durch Verdemüthigung vor ihm vorbereiten. . . . Der beste Sänger sei nicht derjenige, der die beste Stimme, sondern der beim Singen die größte Andacht hat."

Endlich sagt der Verfasser in seiner Selbstbeurtheilung:

„4. Mir ist kein Unterrichtsbuch für Schullehrer bekannt, welches das, was bei allem, besonders bei dem Unterricht in den gemeinsamen Schulen das Allerwesentlichste ist, nämlich die Einpflanzung der religiösen Gesinnungen oder der Gottesfurcht sowohl in die Herzen der Lehrer als der Schüler, von einem Ende bis zum andern so nachdrücklich betreibt, als die gedachte Anweisung."

Obwohl wir nun seitdem vortreffliche Werke ähnlicher Art von katholischen Verfassern erhalten haben, behält dennoch unser Buch etwas Eigenartiges gerade in diesem „nachdrücklichen Betreiben des Allerwesentlichsten von einem Ende bis zum andern". Wahrhaft apostolische Lehren, wie sie nur ein vom Glauben an den Erlöser und von Liebe zu ihm ganz durchdrungenes Herz eingibt, bietet uns der erste Abschnitt über das Amt und die Eigenschaften eines Schullehrers. Derselbe Glaube, dieselbe heilige Liebe tritt uns in manchen Beispielen des zweiten Theiles entgegen, wo mit erfinderischem Scharfsinn fernliegende Gegenstände schließlich in ungezwungener Weise zur Erklärung einer Glaubens- oder Sittenlehre benutzt werden. Der

gleiche apostolische Geist herrscht in der letzten Abtheilung, welche die Pflichten des Lehrers nach der Schule entwickelt. Als Beleg und zugleich als Inhaltsangabe des ganzen Buches führen wir die Punkte an, über welche nach dem Unterricht der Lehrer sich selbst kurz prüfen soll (S. 247).

„Der Zurückblick über den ertheilten Unterricht kann am besten gleich nach demselben geschehen. Bei dieser Prüfung könnet ihr eure Pflichten in folgender Ordnung frageweise durchgehen:

a) Vor der Schule: Vernachlässigte ich heute keine Gelegenheit, in den zu meinem Amte nöthigen Eigenschaften, Kenntnissen und Fertigkeiten zuzunehmen? Bereitete ich mein Herz zum Unterrichte vor? Studierte ich die Lectionen gehörig durch? Bereitete ich das beim Unterrichte Nöthige zu?

b) In der Schule: Fing ich die Schule zu rechter Zeit und auf die rechte Art an? War ich in derselben gehörig fleißig, geduldig und sanftmüthig, liebevoll, freundlich, munter und väterlich ernsthaft? Zog ich kein Kind dem andern unbilligerweise vor? Sorgte ich endlich für eine gute Zucht in der Schule? Hielt ich die Kinder auf die rechte Art dazu an? Versündigte ich mich nicht in Ansehung der Pflicht, zu strafen und zu belohnen? (Hierauf muß besonders fleißig Acht gegeben werden.) Unterrichtete ich die Kinder gut? Suchte ich auf die rechte Art ihre Aufmerksamkeit und ihr Nachdenken zu erwecken, ihnen klare und deutliche Begriffe beizubringen, ihr Gedächtniß zu üben? War es überall meine Hauptsorge, ihren Herzen kindliche Liebe und kindliche Furcht gegen Gott einzuflößen? Fing ich das auf die rechte Art an? Habe ich alle Klassen gehörig vorgenommen?

c) Nach der Schule: Habe ich mir nichts vorzuwerfen in Ansehung des Verhaltens gegen die Schüler außer der Schule? des Lehrzimmers? des Pfarrherrn? der Eltern? Habe ich heute nicht etwa einen nützlichen Vorschlag in betreff der Schulverbesserung aus Trägheit oder Eigensinn vernachlässigt? Suchte ich heute die Lehren auch selbst zu befolgen, die ich meinen Schülern ertheilte? Gab ich ihnen in keinem Stücke Aergerniß? Verrichtete ich alle meine Geschäfte aus reiner Absicht? Worin muß ich mich vorzüglich bessern? Wie will ich dies anfangen?

Der allmächtige Gott lehre euch dies und helfe es euch vollbringen. Amen."

Jede Beifügung wäre hier Abschwächung. Heil dem Lehrer, der, wenn auch nur allsonntäglich, mit Ernst einer solchen Selbstprüfung sich unterzieht, und Heil der Schule, die der Leitung eines solchen Lehrers sich erfreut!

II. **Fénelon über die Erziehung der Mädchen.** Für den Schulgebrauch und das Privatstudium bearbeitet und mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen von **Fr. Schieffer**, Regierungs- und Schulrath. 95 S. 8⁰. 1888. Preis: 60 *Pf.*

Von der Ludgeristadt zum Seineufer, aus der westfälischen Dorfschule in den Pariser Salon, vom schlichten Begründer des Normalunterrichts zum feingebildeten Hofmann und Kirchenfürsten!

Fénelon schwebt die Einzelerziehung in der Familie vor. Hierbei betont er allerdings zu wenig, wie der Bearbeiter richtig anmerkt, ein ernstes, streng geregeltes Lernen. Sonst aber enthält sein Buch eine Menge vortrefflicher Lehren zunächst über die besonders entwickelte Frage der Mädchenerziehung, dann aber auch über die Ausbildung der Kinder im allgemeinen. Zum ersten

gehört beispielsweise, was S. 52 ff. über Putz und Mode, S. 63 über die Verschiedenheit der Stände gesagt wird; zum zweiten u. a. die Erörterung S. 23 und 25, wie gleichgiltige und empfindungslose Kinder zu behandeln sind.

„Manche Kindesnaturen sind ganz geeignet, Eltern oder Erzieher über ihren eigentlichen Charakter und ihr wahres Wesen zu täuschen. Sie erscheinen unter dem Eindrucke des Reizes, mit dem das erste Kindesalter so glücklich ausgestattet ist, anfangs als ganz allerliebste Kinder. Das Reizende und Liebenswürdige ihres Wesens besticht in dem Maße, daß man nicht daran denkt, die Züge des Angesichtes im einzelnen sorgfältig zu prüfen. Jede geistige Regung, die man in ihnen wahrnimmt, setzt in Erstaunen, weil man bei dem Alter nicht darauf gefaßt ist; nicht selten wird auch eine gewisse den Kindern eigenthümliche Beweglichkeit des Körpers mit geistiger Regsamkeit verwechselt. Daher kommt es, daß die Kindheit so oft verspricht, was sie später nicht hält. Mancher galt mit fünf Jahren als hochbeanlagtes Kind und erwies sich, je größer er wurde, als recht unbedeutend und armselig. Unter allen Eigenschaften gibt es nur eine, auf die man bei Kindern einigermaßen rechnen kann, das ist ein gesunder Menschenverstand. Wenn der vorhanden ist, so nimmt er, die nöthige Pflege vorausgesetzt, nicht ab, sondern zu, während der Reiz der Kindheit vergeht, ihre Lebhaftigkeit schwindet und oft genug auch das gute Gemüth keinen Bestand hält, wenn einmal die Leidenschaft und der Verkehr mit schlau berechnenden Menschen beim Eintritt ins Leben die Herzen der jungen Leute härter macht. Man suche also, unbeirrt durch die kindliche Anmuth, über die eigentliche Kernfrage zur Klarheit zu kommen, nämlich ob das uns anvertraute Kind auch wirklich Wissens- und Ehrtrieb besitzt. Fehlt beides, dann stehen Eltern und Erzieher allerdings vor einer so undankbaren und dornigen Aufgabe, daß ihnen der Muth vergehen könnte. Aber das darf nicht sein. Vielmehr gilt es hier, frühzeitig zu studiren, wo sich ein Zugang findet, um dem armen jungen Wesen beikommen und es aus seinem Seelenschlummer wecken zu können. . . . Da sein Fehler gerade das Gegentheil von übertriebenem Selbstbewußtsein und von Dünkel ist, so flöße man ihm Muth ein, indem man ihm zeigt, was es kann, wenn es auch zunächst nur wenig ist. Man mache es auf seine kleinen Erfolge aufmerksam und zeige ihm, wie unberechtigt seine Besorgniß war, als es vor Dingen zurückschreckte, die es nun doch so gut ausführt. Auch der Wetteifer, wenn man es dazu bringt, kann hier von großem Nutzen sein. . . .“

Das Angeführte bietet zugleich eine Probe der fließend schönen Sprache — Aehnliches gilt auch für die aus den folgenden Werken noch anzuführenden Stellen —, in welcher der Bearbeiter das ganze Werk wiedergegeben hat. Mehrere Stellen, die von geringerer Bedeutung schienen, sind ausgelassen. Doch scheint uns hierin des Guten fast zu viel gethan. Ueber Fragen z. B., wann ein Kind zur ersten heiligen Beicht zuzulassen ist oder wie Mädchen zu behandeln sind, die Beruf zum Ordensleben in sich fühlen, könnte es für Eltern und Geistliche nur erwünscht sein, die Ansicht eines so frommen und einsichtigen Seelenführers zu vernehmen, wie der Erzbischof von Cambrai es war.

Die am Schluß beigefügten zahlreichen Anmerkungen bieten viel Schönes und Belehrendes.

III. **Hieronymus, Brief an Läta und an Gaudentius. — Augustinus, Buch über die Unterweisung der Unwissenden.** Uebersetzt und erläutert, zunächst für Geistliche und Lehrer von **Conrad Ernesti,** geistlichem Seminarlehrer zu Wittlich. 132 S. 8°. 1889. Preis: 90 *Pf.*

Die beiden ersten Werke unserer Sammlung waren Kinder der Neuzeit, durchdrungen von den Grundsätzen und Forderungen der jetzigen Bildung, wie sich dieselbe unter dem Einflusse der herrschenden christlichen Religion entwickelt hat. Der dritte Band versetzt uns um mehr als ein Jahrtausend zurück in die Zeiten, wo das eben befreite Christenthum sich allmählich umgestaltend und neubelebend in das altrömische Wesen einsenkte. Ueber diesen geschichtlichen Vorgang finden wir wichtige Aufschlüsse in den Schriften der zwei genannten Kirchenväter. Keiner von beiden hat eine eigentliche ausführliche christliche Pädagogik geschrieben; doch finden sich in ihren Werken verschiedene kürzere oder längere Bemerkungen über Erziehung und Unterricht. Dieses sind die ältesten derartigen Denkmäler aus der lateinischen Kirche; sie entstammen ebenso heiligen wie in der Wissenschaft ihrer Zeit und ihres Landes hochgebildeten Männern.

Vom hl. Hieronymus erhalten wir außer den durch den Bearbeiter fleißig gesammelten und geordneten Bruchstücken zwei vollständige Briefe an ihm befreundete Familien. Von diesen um Rath gefragt, sandte der Heilige ihnen jene Schreiben mit Anweisungen über die Erziehung der Mädchen. Wir lernen da u. a., wie in jenen Zeiten der erste Lese- und Schreibunterricht ertheilt wurde, wie gleich von vornherein auf eine gute Aussprache geachtet werden müsse, wie der Sprachunterricht mit dem Griechischen anfangen solle, wie schon damals religiöse Frauengenossenschaften sich mit dem Unterricht der weiblichen Jugend befaßten. Am Schlusse des Briefes an seinen Freund Gaudentius gedenkt der hl. Einsiedler von Bethlehem der über Italien und seine Hauptstadt durch Alarich hereingebrochenen Verwüstung und der Verderbniß der Zeiten, in welchen die kleine Pacatula — so hieß das Töchterlein des Gaudentius — leben soll, und bricht unwillkürlich (S. 31,4) in den erschütternden Klageruf aus:

„O Schande! Der Erdkreis geht zu Grunde, in uns aber vergehen die Sünden nicht. Die berühmte Stadt und der Mittelpunkt des römischen Reiches ist durch einen innern Brand verzehrt. Es gibt keine Gegend, welche nicht ausgewanderte Bürger Roms beherbergte. In Staub und Asche sind versunken einst der Gottheit geweihte Kirchen, und doch geben wir uns der Habsucht hin. Wir leben heute, als ob wir morgen sterben sollten, und führen Bauten auf, als ob wir ewig in dieser Welt leben würden. Von Gold glänzen die Wände, von Gold die Decken, von Gold die Kuppeln der Säulen, und nackt und hungernd stirbt Christus vor unseren Thüren in den Armen.... Unter diesen Zeitverhältnissen ist unsere Pacatula geboren. Unter solchem Getöse bringt sie die erste Lebenszeit hin, um früher Thränen zu lernen als Gelächter, eher Klagerufe zu vernehmen, als den Ausdruck der Freude...."

Gott hat unser bis jetzt gnädig geschont. Aber sind nicht auch unsere Zeiten drohend genug, daß Eltern und Erzieher mit doppeltem Ernst der Zukunft gedenken, in welche die ihnen anvertrauten Kinder eintreten werden, und daß sie mit doppeltem Fleiß streben, denselben besonders das Eine große

Nothwendige zu sichern, das allein standhält in allen Stürmen und Kämpfen, Christenglaube und Christentugend?

In ähnlicher Weise hat der Bearbeiter aus den Schriften des hl. Augustinus, hauptsächlich aus den „Bekenntnissen" den Bildungsgang eines jungen Römers von Stand und anderweitige „pädagogische Bemerkungen" zusammengestellt. Hierauf folgt nach einer ausführlichen Inhaltsangabe die Schrift dieses Kirchenlehrers „Ueber die Unterweisung der Unwissenden." Sie behandelt den für das Christenthum vorbereitenden Religionsunterricht, hierin besteht ihre eigentliche Bedeutung; doch enthält sie auch sonst manches Werthvolle für Lehrer und Priester. Wen hätte nicht, wenn er wiederholt dieselben längst bekannten Sachen vortragen muß, Ueberdruß und Unlust befallen? Er lese da, was der hl. Augustinus hierüber in dem schönen Abschnitte von der Lehrfreudigkeit sagt (S. 90):

„Wenn wir daran Ueberdruß empfinden, für uns gewöhnliche, wenn auch für die Kleinen angemessene Lehren öfters zu wiederholen, so mögen wir uns ihnen durch die Liebe eines Bruders, eines Vaters und einer Mutter gleichförmig machen, und wenn wir so ihren Herzen verbunden sind, werden uns auch die Lehren neu erscheinen. Soviel nämlich vermag das Wohlwollen eines mitleidigen Herzens, daß, während jene durch unsere Belehrung und wir durch ihr Lernen angeregt werden, wir gleichsam ineinander wohnen, und so jene, was sie hören, gleichsam in uns reden, und wir in ihnen gleichsam lernen, was wir lehren. Wir gehen ja auch an der Umgebung der Städte oder an ländlichen Gegenden, welche durch Ausdehnung und Schönheit sich auszeichnen, eben weil wir sie schon öfter sahen, ohne jedes Vergnügen vorüber; und doch, pflegt sich nicht, wenn wir sie andern zeigen, welche sie vorher nie gesehen hatten, an ihrer Freude über die Neuheit auch unsere Freude zu erneuen? Und dies um so mehr, je liebere Freunde sie uns sind, weil durch das Band der Liebe in demselben Maße, in welchem wir in ihnen leben, das Alte in uns neu wird. . . . Und wenn wir die bekanntesten Straßen mit wohlthuender Heiterkeit durchschreiten, da wir einem müden Wanderer, der sich verirrt, den Weg zeigen: mit wieviel größerer Munterkeit und Freude müssen wir in der Heilslehre auch das durchgehen, was unseretwegen zu wiederholen nicht nöthig ist, wenn wir eine beklagenswerthe und durch die Verirrungen in der Welt ermüdete Seele auf den Weg zum Frieden führen, nach dem Befehle dessen, der uns denselben bereits gegeben hat?"

IV. **Alkuins pädagogische Schriften.** Uebersetzt, bearbeitet und mit einer Einleitung versehen von **Jos. Freundgen,** königl. Seminar-Director zu Paradies. 178 S. 8⁰. 1889. Preis: *M.* 1.20.

V. **Des Hrabanus Maurus pädagogische Schriften.** Uebersetzt u. s. w. von demselben. 236 S. 8⁰. 1890. Preis: *M.* 1.60.

Mit diesen zwei Bänden bleiben wir zwar in der ältern Zeit, kehren aber zu den Ländern zurück, in welchen die zwei ersten Bücher der Sammlung erschienen. Wenn die beiden ersten in der neueren Bildung wurzelten, wie dieselbe voll ausgestaltet in Frankreich und Deutschland herrschte und herrscht, zeigen uns der vierte und fünfte Band, wie eben diese Bildung ihren Anfang nahm, wie mit dem Christenthum und durch das Christenthum altclassische Kunst und

Wissenschaft sich bei den fränkischen und germanischen Stämmen langsam einlebte, um dann zu so herrlicher Blüte sich zu entfalten.

Alkuin war nicht bloß Lehrer der Söhne und Töchter Karls, sondern auch des gewaltigen Herrschers selbst. Unter seiner Leitung stand die dem königlichen Hoflager folgende Hofschule, in der edelgeborne Söhne aus dem ganzen Frankenland zu Trägern der wichtigsten Aemter herangebildet wurden; auch aus den Hofleuten in Karls Umgebung ließen sich manche von ihm unterweisen. Er war des Kaisers Rathgeber bei der Gründung von Schulen durch das Reich hin. Aeußerst thätig für die Anlegung neuer Büchersammlungen und Erweiterung schon bestehender, verfaßte er selbst viele Schriften verschiedenen Inhalts und in verschiedenen Arten der Darstellung. Aus denselben enthält unser Buch die für seinen besondern Zweck wichtigen Abhandlungen über Grammatik (zum Theil), über Redekunst und Tugenden, eine Unterredung zwischen Pippin, Karls Sohn, und „dem Lehrmeister Albinus" (Alkuin), eine Erörterung über das Wesen der Seele, einen Brief an den Kaiser, als Anhang einige Gedichte.

Von der Grammatik ausgehend soll der Unterricht durch die sieben freien Künste (Trivium und Quadrivium) zur wahren Weisheit führen, durch die Weisheit zu Gott. Das ist der herrschende Kerngedanke in Alkuins Schriften. Da das Lateinische für Kirche und Staat so wichtig war, ist nur dieses, nicht auch das Griechische, im Unterrichtsplane berücksichtigt. In Betreff der alten Classiker schloß sich Alkuin in seinen späteren Jahren der strengen Richtung an, welche deren Lesung von der Schule ausschließt. Für die Lehrmethode liebte er nach angelsächsischem Vorbild die Gliederung in Frage und Antwort. Wie anregend lebendig diese Form war und eine wie treffliche Uebung schlagfertigen Scharfsinns, möge der Anfang jener oben erwähnten Unterredung mit Pippin zeigen (S. 138 ff.):

„Pippin: Was ist der Buchstabe?
Albinus: Der Hort der Geschichte.
P.: Was ist das Wort?
A.: Der Verkündiger des Geistes.
P.: Wer erzeugt das Wort?
A.: Die Zunge.
P.: Was ist die Zunge?
A.: Eine Geißel der Luft.
P.: Was ist die Luft?
A.: Ein Erhalter des Lebens.
P.: Was ist das Leben?
A.: Die Freude der Glücklichen, die Qual der Elenden, ein Warten auf den Tod.
P.: Was ist der Tod?
A.: Ein unvermeidlicher Ausgang, eine Wanderung ins Ungewisse, ein Quell der Thränen für die Lebenden, der Stützpunkt des letzten Willens, ein Wegelagerer für den Menschen.
P.: Was ist der Mensch?
A.: Eine Beute des Todes, ein vorübereilender Wanderer, ein Fremdling auf Erden."

Hraban war zu Tours ein Jahr lang Schüler Alkuins, darauf Vorsteher der berühmten Schule zu Fulda und später Oberer der großen Abtei daselbst, dann Erzbischof von Mainz. Seine ganze Richtung und Wirksamkeit glich der seines Lehrers. Vermehrung von Schulanstalten und Schulmitteln, eifriges eigenes Studium und Förderung der Studien anderer, Unterrichten mündlich und schriftlich, wie es nur seine Stellung erlaubte, Beachtung aller, auch geringfügiger Dinge, sobald sie für die Bildung der Schüler dienlich erschienen — das waren die Beschäftigungen, welche neben den Obliegenheiten der hohen ihm von Gott angewiesenen Stellung sein Leben so segensreich ausfüllten. Das Hauptaugenmerk hielt er gerichtet auf die Ausbildung und allseitige Tüchtigkeit der Geistlichen; diesem Zweck ganz besonders galt seine schriftstellerische Thätigkeit. Wie umfassend sie aber war, erhellt aus dem Umstande, daß noch im 16. Jahrhundert das Kloster zu Fulda 38 Bände handschriftlicher Werke von Hrabanus besaß. Aus den pädagogisch wichtigen derselben bringt der vorliegende Band der Sammlung in guter Auswahl einen großen Theil des Hauptwerkes „Von der Unterweisung der Geistlichen", Abschnitte aus der Schrift „Von der Zeitrechnung", die dem König Lothar gewidmete Abhandlung „Von der Seele", Bruchstücke aus dem umfangreichen Buche „Von der Welt" — es ist dies eine Art Real-Encyklopädie nach dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft, gestützt auf ein ähnliches Werk Isidors von Sevilla —, eine Predigt über das Studium der Weisheit und des göttlichen Gesetzes, endlich in einem Anhang drei Hymnen.

Nur ein kurzes schönes Wort heben wir aus der Einleitung der Schrift „Von der Zeitrechnung" hervor (S. 172). Es kennzeichnet ganz das Streben des eben so frommen und demüthigen wie in vieler Hinsicht hervorragenden Mannes.

„Denjenigen, welche die Wahrheit getreulich suchen und dem katholischen Glauben getreu dienen, biete ich mich nach dem Maße meiner Kraft als Begleiter an; ich stelle mich ihnen, wofern ich der Jüngere bin, vollauf zur Verfügung. Möchte doch die göttliche Gnade verleihen, daß ich während meines ganzen Lebens denen diene, welche Christus dem Herrn dienen; daß ich denen zuhöre, welche trefflich lehren; daß ich denen helfend zur Seite trete, die getreulich arbeiten."

Die Lebensbeschreibungen sowohl Alkuins als Hrabans sind sehr lesenswerth. Die Vorzüge beider werden gebührend hervorgehoben. In betreff des zweiten räumen wir gerne ein, daß die ihm gespendeten Lobsprüche älterer Zeit nicht frei sind von Ueberschwänglichkeiten; wenn jedoch der Verfasser wiederholt ausführt und betont, was Hraban nicht geleistet, was in seinen Schriften nicht enthalten ist, so scheint er uns hierin in das Gegentheil verfallen zu sein. Daß das neunte Jahrhundert nicht das neunzehnte war, ist ja selbstverständlich. Dem abfälligen Urtheil über Hrabans Gedicht de laudibus sanctae crucis (S. 34) können wir nicht beistimmen. Kap. 6 S. 91 hätte wohl noch einer weitern Anmerkung bedurft; man ist sonst zu glauben versucht, Hraban hätte nicht alle Bücher der Heiligen Schrift für inspirirt gehalten. Zu der Aeußerung S. 27: „Hrabans kirchliche Lieder werden als Gesänge beim Gottesdienst Verwendung gefunden haben", gehört

als Ergänzung, daß die im Anhang mitgetheilten Hymnen Christe sanctorum decus Angelorum und Te virtus et splendor Patris nach dem römischen Brevier auch jetzt noch an den Festen der heiligen Erzengel gebetet oder gesungen werden. Einzelne Anmerkungen bei philosophischen Gegenständen werden nicht alle Leser befriedigen. Beim Worte „Tugend" z. B. (S. 201, a. 2) hätten wir den Definitionen Kants und Herbarts durchaus die eines hl. Thomas von Aquin vorgezogen. So gibt es noch die eine oder andere Einzelheit, in der wir mit dem Herausgeber nicht ganz übereinstimmen. Dieses hebt indessen die wesentlichen Vorzüge des Buches und großen Verdienste des Herausgebers nicht auf.

Allen Bearbeitern gebührt Anerkennung für die Sachkunde und Sorgfalt, mit welcher sie die schönen, eben besprochenen Werke aufs neue einem größeren Leserkreise zugänglich und verständlich gemacht haben. Dieses gilt aber insbesondere dem Herausgeber der Schriften Alkuins und Hrabans, da seine Aufgabe unstreitig die schwierigste war in Bezug sowohl auf Uebersetzung als Einleitung und Anmerkungen.

Werfen wir zum Schlusse einen Blick auf das Ganze zurück, so wird, obschon erst ein Theil der Sammlung erschienen ist, doch deren hohe Bedeutung einleuchtend. Die besprochenen Werke, räumlich drei Welttheilen entstammend, zeitlich anderthalb Jahrtausend umfassend, bilden ein herrliches Zeugniß für die Katholicität der heiligen Kirche als gottberufenen Lehrerin. Immer und überall finden wir das gleiche Menschenwesen mit den gleichen Anlagen zum Guten und Bösen, immer und überall die gleiche Erziehungsbedürftigkeit der Jugend, immer und überall die gleiche Nothwendigkeit tüchtiger, gewissenhafter Lehrer — aber immer und überall finden wir auch hervorragende katholische Männer, voran Priester und Bischöfe (Alkuin war Diakon, der hl. Hieronymus und Oberberg einfache Priester, der hl. Augustinus, Hrabanus und Fénelon Bischöfe), die aus heiligem innern Drang mit opferfreudiger Hingabe sich der Jugendbildung widmen — ein glänzender Beweis für den lebendig wirkenden Geist dessen, der einst sprach und fortwährend spricht: „Lasset die Kleinen zu mir kommen", — eine ernste Mahnung für die katholischen Eltern, mit aller Kraft unermüdet den Geist des Widersachers zu bekämpfen, der die Kirche aus der Schule verdrängen, die Kleinen von ihrem Erlöser fernhalten und losreißen will. **R. van Acken** S. J.

Kreuzesblüten. Meinen lieben Gefährten in Krankheit und Leiden zur frommen Unterhaltung gewidmet von **Emmy Giehrl** („Tante Emmy"). 2. Aufl. 258 S. kl. 8⁰. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1889. Preis: *M.* 1.60; geb. *M.* 2.60.

„Fünfundzwanzig Jahre sind es gewesen, daß ich mein Krankenbett bestiegen und nicht wieder verlassen habe, und ein halbes Jahrhundert habe ich gelebt. Berechtigt solch ein Abschnitt nicht zum Stillehalten auf der Wanderschaft? Zum Athemholen, zur Prüfung der Vergangenheit?" — Mit dieser zweifachen Jubiläumsanzeige führt sich die Verfasserin im Vorworte zur ersten Auflage obigen Buches bei ihren „lieben Gefährten in Krankheit und Leiden"

ein. Wir möchten die Frage beifügen: Hat sie sich somit nicht genugsam habilitirt und die facultas docendi in der Schule der Leiden verdient? Bekanntlich ist „Emmy Giehrl" die in der heitern Kinderwelt beliebte classische Märchenerzählerin „Tante Emmy". Welch eine Werkstatt für Kindermärchen — ein Krankenbett von 25 Jahren! Wir nahmen deshalb, sehr gespannt, wie die Kennerin der Feenwelt auf den rauhen Alltagsstraßen so langen Leidens zu Hause sei, das Buch zur Hand. Wir waren hoch erstaunt. Wir müssen es den Hunderttausenden von Leidenden dringend empfehlen; denn wollen sie glücklich werden, dann müssen sie leiden lernen, und das lernen sie hier. Leiden ist ein Märchen für so viele, besonders große Kinder; hier wandelt sich seine grause Prosa in die höste Poesie christlichen Glaubens.

Vier Vorzüge zeichnen dies originelle Buch aus.

Der erste zeigt einen theologischen Meistergriff. Das Buch baut seine Lehre vom Leiden in sechs Abschnitten um das große Kapitel des Evangeliums auf, das in der Sprache der heiligen Kirche den rührenden Titel trägt „Passio Domini nostri Jesu Christi": „Zum Leiden berufen" — „Gethsemane" — „Nach Golgatha" — „Am Kreuze" — „Es ist vollbracht" — „Gott hat alles wohl gemacht" oder „Wie viele Freude uns aus dem Leiden erwächst". — Da steht er denn mitten drin im kleinen Leiden des kleinen Menschen der große Heiland mit seiner großen Passion, — das blutig-glorreiche Mysterium freiester ewiger Liebe gegen die Welt, seinen Reflex in vielfacher Brechung auf das gnadenreichste Geheimniß im Leben des einzelnen, auf das menschliche Leiden werfend. Die verklärende Sonne im trüben Wölkchen — Sonnenaufgang „aus der Höhe" für manch düsteres Krankenzimmer!

Der zweite Vorzug ist die praktische und psychologische Behandlung des großen Stoffes. Die Verfasserin bleibt nicht in den sublimen Höhen des Theologen. Mit der Virtuosität, die 25jährige Erfahrung gibt, mit dem kundigen Blicke der barmherzigen Schwester, mit der weichen Frauenhand durchmustert sie alle Stadien und Stunden des Krankseins, alle Einflüsse von außen und von innen, alle Stimmungen, Gefahren, Versuchungen, Enttäuschungen, Hoffnungen, Prüfungen und Tröstungen des Kranken und dazu alle Winkel seines Zimmers bis zu den Blumen an seiner Seite und dem Lämpchen in seinen Nächten, knüpft überall Belehrung, Ermuthigung, Züge aus eigenem und fremdem Leben, selbst praktische und materielle Winke an, um ihre „lieben Gefährten" mit dem Leiden möglichst, selbst menschlich, zu versöhnen und zu befreunden. Eine unermeßliche Fülle praktischer Lebensweisheit aus dem großen, weiten Reiche des Schmerzes! — Diese verschiedenen Partien aber behandelt die Verfasserin mit dem feinsten, psychologischen Takte, wie innere Reife und hohe Bildung ihn geben, niemals ihren kranken Leser anpredigend, überladend, überbietend, erschreckend oder nur einschüchternd, auch nicht täuschend und die Wahrheit sentimental verhüllend. Geradezu ein Meisterstück der Feinfühligkeit ist der Abschnitt, in dem sie ihren Kranken dem Tode nahe bringt (S. 156—166). Man möchte sich niederlegen und unter dem wohlthuenden Eindrucke dieser lieben Betrachtungen hinüberschlafen!

Der dritte Vorzug ist Sprache und Form. Ueberall classisch einfach und klar wie Quellwasser und Sonnenschein, nach des Kranken Fassungs- und Nervenkraft berechnet, — jetzt fließend und plaudernd im edelsten Tone des Gespräches — jetzt sich in der Wärme eigenen Betrachtens zum gemäßigten Pathos echt weiblichen Stiles erhebend — jetzt sich krystallisirend zum diamantenen Kernspruch — jetzt im Märchentanze schweifend durch Feld und Flur und Wald und Wiese — jetzt ein Blatt aus dem eigenen Tagebuche hinwerfend, oder ein Gedicht, das wie eine Nachtigall aus dem stachelichten Akazienbusche das Lied der Liebe des Gekreuzigten singt: so eilen die Seiten und Blätter dahin, nirgends langweilend, nirgends, was wir bewunderten, die Breite weiblichen Stiles oder den Mangel an Schule des Gefühles verrathend.

Der vierte Vorzug ist originelle Individualität. Ihn theilt die Verfasserin wohl einzig mit Scupoli („Geistlicher Kampf") und Thomas von Jesu („Leiden Christi"), die beide ihre Bücher im Kerker schrieben. Was sie schreibt und singt und lehrt und mahnt und tröstet, ist von ihr durchlebt, durchlitten, durchstritten, durchgebetet, ist der goldene Niederschlag des Leidensstromes, der 25 Jahre durch ihr Leben zog. Sagte es uns auch die Verfasserin nicht bisweilen in bescheidenen Lauten, man fühlt es überall an der Tiefe der Gedanken, an der Wärme der Empfindungen, an der Natürlichkeit der Sprache und an dem weisen Maßhalten ihrer Forderungen gegenüber dem Kranken, daß alles ihr unmittelbares, eigenstes, innerstes Leben ist, das zur Oberfläche sprudelt. Daher die erfrischende Originalität.

Hat die Verfasserin oftmals im Verlaufe des Buches den Kranken auf „den Vater der Erbarmungen und den Gott alles Trostes", den er anrufen solle, hingewiesen, so führt ihn ein mäßiger Anhang lieblicher Gebete, wie an der Hand, schließlich zu dessen Schatzkammern: zum Gebete.

Es ist nicht zu verwundern, daß die „Kreuzesblüten" von mehreren bischöflichen Stellen nicht nur den Laien, sondern auch dem Seelsorgsclerus angelegentlichst empfohlen wurden. Auch ist nicht zu verwundern, daß die erste Auflage in vier Monaten vergriffen und eine zweite nöthig war, in der, wiederum begreiflicherweise, „einige kleine Zusätze ausgenommen, der Inhalt unverändert blieb".

Einzig damit unsere Recension nicht den Schein einseitigen Lobens auf sich ziehe, wollen wir die eine oder andere sachliche Beanstandung beifügen, fühlen dabei aber das Bedürfniß, die edle Kranke und alle Leser ihres Buches um Verzeihung zu bitten, wenn in ihrem Interesse die zunftgerechte Kritik auch einem 25jährigen Krankenlager naht.

Wenn Laien bei Betrachtung der geheimnißvollen Seelenvorgänge Christi am Oelberge leicht in ein dogmatisches Straucheln gerathen, so werden Theologen das gern entschuldigen. Die Verfasserin schreibt (S. 66): „Sobald der Act vollkommener Ergebung vollendet war, erschien der Engel vom Himmel und stärkte ihn." Dieser Act vollkommener Ergebung war in Christi heiliger Seele vom ersten Momente seines Lebens vollendet und blieb es beständig, konnte also nicht erst in Gethsemane vollendet werden. — Desgleichen lesen

wir (S. 102): „Jesus hätte wohl auch andere Mittel und Wege gehabt, die Welt zu erlösen, aber er hat gerade diesen Weg der Erlösung gewählt. Weil die Sünde eine so furchtbare Beleidigung Gottes war, sollte auch nur eine heroische Liebe, wie die seinige, eine Liebe über alles, den beleidigten Gott versöhnen." Die erlösende Liebe Christi gegen den Vater wie gegen uns wäre in jeder, nicht bloß der blutigen Erlösungsform „eine Liebe über alles" und mehr als eine heroische gewesen.

Indessen diese und einige andere Ausstellungen, die wir machen könnten, berühren weder den Zweck des kostbaren Buches, noch nehmen sie ihm seinen hohen Werth. Möge es sein so schön begonnenes Apostolat fortsetzen bei den Seelen, die des „Evangeliums" vor allem bedürfen! Möge es seinen Weg finden zu allen Krankenhäusern, Spitälern, Lazarethen, wie zu den stillen Kammern, wo einsam die Kranken leiden, des Trostes harren und zum Himmel steigen sollen! **Ph. Löffler** S. J.

Das Opferlamm. Sonette von **U. Park.** 84 S. kl. 8°. Augsburg, Literar. Institut von Dr. M. Huttler (Mich. Seitz), 1890. Preis: *M.* 1; geb. *M.* 2.

Es ist eine gewisse tiefe Wehmuth, die uns beim Anblick dieses schmucken Büchleins beschleicht; wir möchten ihm die Ewigkeit prophezeien, und dürfen ihm doch kaum hie und da einen seltenen Leser versprechen. Die heutige „Förderung" bringt den Kritiker zwar nicht oft, aber dennoch hie und da noch in die Gelegenheit, sein Urtheil bedauernd in die kurzen Worte fassen zu müssen: zu gut! Ein solches zu gutes Büchlein ist auch das vorliegende von U. Park. Es ist gleich recht bemerkenswerth, daß, wie Göthe eine Ausgabe seiner Lieder mit einer „Vorklage", so U. Park seine Sonette mit einer „Klage" anhebt, des Inhalts, daß er voraussieht, wie keiner „verweilend lauschen seinen Sängen mag", weil seine Muse nicht von Frühlings goldnen Tagen, nicht von Minne und anderem Tande singen kann:

„Erzählen will sie . . .
Von tiefem Falle, von Verbannungsklagen,
Von einem Helden, der ans Kreuz geschlagen,
Von eines Riesenkampfs gewaltigem Drängen!"

Der religiöse Stoff würde freilich schon ein großes Hinderniß für die Verbreitung des Büchleins in gewissen Kreisen sein; aber nun kommt noch dazu, daß U. Park in der Behandlung seines Stoffes auch gar zu weit sich von den ausgefahrenen Geleisen fernhält, daß er sich gleich auf Höhen erschwingt, wohin ihm nur Geister mit einer gewissen Spannweite der Flügel zu folgen vermögen. Wir befinden uns gleich mit dem ersten Sonett in jenen reinen Regionen, in denen sich beispielsweise auch die herrlichen Sonette P. Baumgartners über die Lauretanische Litanei (vgl. diese Zeitschr. Bd. XXIV, S. 431 ff.) bewegen, mit welchen überhaupt „das Opferlamm" manche Vorzüge gemeinsam hat, während beide Dichtungen doch wieder in anderem den Stempel der eigensten Persönlichkeit ihrer Sänger tragen.

U. Park umfaßt seinen Riesenstoff in sechs Kapiteln oder Büchlein: 1. Verlornes Glück; 2. Das göttliche Kind; 3. Der höchste Preis; 4. Sieg im Tod; 5. Neues Leben; 6. Aufsteig.

„Das erste Sein", so hebt das erste Sonett in gewaltiger Erhabenheit an:

„Das erste Sein, das keinem Quell entsprungen,
Darin kein Werden ist und kein Vergehen,
Das ewig währt in eigenem Bestehen,
Thront, der da unaussprechlich allen Zungen!

Ein Geist, hält Er die Weiten rings umschlungen
Und wird von Menschenaugen nicht gesehen,
All Seiner Hoheit nur ein leises Wehen
Ist, was dem Geiste Höchstes je erklungen!

Was immer lebt und wirkt in weiter Ferne,
Im goldnen Riesenkreislauf aller Sterne,
Es singt Sein Lob als wie im Himmelsraum!
Vor Seiner Größe ist es nur ein Lallen,
Wie allerletzten Grußes schwach Verhallen
Von eines Meergestades fernem Saum!"

In dieses ew'gen Seins Geheimnisse sucht nun der Dichter in den beiden folgenden Sonetten einzudringen, um uns von den drei göttlichen Personen und ihrem Verhältniß unter sich zu stammeln. Zur Charakteristik nur den Anfang von II:

„In tiefster Wesenheit sich selbst erschlossen,
Erzeugt, verbleibend in sich selbst, sein Denken
Des Wesens Bild, darin sich zu versenken,
In eignem Sein vom Bild in sich umflossen. . . ."

und den Schluß von III:

„O ewiger Gottheit wunderbare Stille!
All Seins Erschauen und erfüllter Wille!
Geheimniß uns ob allen Sinnen weit!
Des ewigen Seins unwandelbare Sonne,
Erkenntniß selbst und höchste Liebeswonne —
Ein Gott in seliger Dreifaltigkeit!"

„Um liebend auszuspenden aus ewiger Fülle", schuf Gott das All als Kunde seiner Schönheit:

„Und wie sie (die Schönheit) göttlich lebt im ewigen Sohne,
Ist Er der Schöpfung goldne Himmelskrone,
Verkörpert selbst in menschlicher Gestalt!
Ihn schuf Sein Geist als erstes aller Werke;
Sein Bild, ihr Bild; Sein Glanz und ihre Stärke;
Sein ewiges Wort, dem alles wiederhallt." (IV.)

Er sollte das göttliche Haupt sein, „das der Schöpfung Enden zu seiner Menschheit lichtem Glorienscheine gehoben hätte, daß Geist- und Körperwelt

in Ihm sich eine und beider Werke sich in Ihm vollenden". Er sollte kommen in verklärter Schönheit, ein Reich reiner Gottesminne auf Erden zu gründen. Schon lag das irdische Paradies da (V), aber: „O goldner Tag, so frühe schon verglommen! Des Paradieses Freuden, so rasch . . . auf Strömen bitt'ren Leids hinweggeschwommen!" Der Feind des Menschensohns bethörte die Eltern, „da schwand ihr Friede hin und alles Heil!" (VII.) Der Fluch liegt über der Erde:

„Ihm stehen jetzo tausend Pforten offen,
Der uns zum Fall den ersten Anstoß gab,
Auf eines jeden Haupt sinkt sie herab,
Des Feindes Hand, die uns so schwer getroffen!

Nur das Verzeihen ewiger Huld und Liebe,
Daß allen uns der Weg zur Rückkehr bliebe,
Erschloß der Hoffnung milden Friedensstern"

in der Verheißung des künftigen Erlösers (VIII). Der Sohn bot sich dem Vater für uns zum Pfande.

„Er kam; nicht herrlich, in verklärtem Bilde,
Nein, niedrig, in verachtetem Gewande;
Er ward ein Mann der Schmerzen und der Schande,
Ein Fremdling, arm auf eigenem Gefilde! . . ."

Auf daß in ihm sich alles erneuere,

„Ward Er uns Lösepreis und Opferlamm!" (IX.)

Als dann die Fülle der Zeit gekommen, brachte ein Engel der Jungfrau Maria die Botschaft, und so ward sie „Vermittlerin und Mutter, das Morgenroth der ewigen Sonne und die goldene Himmelspforte" (X).

Der zweite Gesang ist dem „göttlichen Kinde" gewidmet.

„Vom Kampf ermüdet, lag die Welt im Frieden!
Es waren dennoch keine Friedenstage.
Denn mehr als je, in Schmerz und Geistesplage
Empfand die Menschheit all ihr Weh hienieden.

Da ward ihr endlich Licht und Trost beschieden,
In Jubel löste sich der Sehnsucht Klage! . . .
Er kam." (I.)

In den folgenden Sonetten wird nun die Kindheit mit ihren Geheimnissen und das verborgene Leben bis zum dreißigsten Jahre geschildert. Auf Einzelschönheiten können wir uns hier nicht einlassen; es gilt hier nur, eine charakterisirende Skizze des Ganzen zu bieten.

Wir stehen also vor dem dritten, wohl eigenthümlichsten und ergreifendsten Gesang des Büchleins: „Der höchste Preis". Als wir diese acht-Sonette mit ihrem hochphilosophischen Inhalt über Weltordnung und Geschichte ein- oder auch zweimal gelesen, fragten wir uns befremdet, warum sie sich so eigenmächtig zwischen das verborgene und das öffentliche Leben Jesu einschieben.

Erst bei tieferem Eindringen glaubten wir einen genügenden Grund darin gefunden, daß gerade diese acht Sonette uns das Wechselverhältniß des verborgenen und des öffentlichen Lebens in Beziehung auf die Erlösung der Menschheit im allgemeinen und eines jeden insbesondere nahebringen sollen. Der Mensch muß in seinem tiefsten Innern erlöst werden; jede, die kleinste wie die größte seiner Handlungen, muß wieder auf ihr einziges Endziel gerichtet, muß wieder eingereiht werden in die große, durch die Sünde gestörte Ordnung der Allgemeinheit. Der hl. Ignatius stellt diese Gedankenreihe an die Spitze seiner Exercitien in dem sogenannten Fundament, und daß dem Dichter gerade die Exercitien vorgeschwebt, geht unzweideutig aus mehr als einer Stelle hervor. Darum hebt er an:

„Was immer unsre Sehnsucht mag umfangen,
Nichts Irdisches kann ihr Genüge geben.
Sie rastet nicht, erneut hinauf zu schweben,
Dem Unveränderlichen anzuhangen.

Das allumfassend wirkende Verlangen,
Das Gott erstrebt in wandellosem Streben,
Ist einzig dauerndes, ist wahres Leben,
Voll unbesiegter Kraft in Lust und Bangen.“

Gott ist „Der Inhalt und die Deutung alles Lebens,
Wie Er der Wesen Ursprung, so ihr Ende.“ (I.)

Darum: „Glückselig alle, die da unbefangen
Von vieler Dinge wechselndem Geschehen,
In Gott allein ihr Ziel und Ende sehen,
Zu seiner Freiheit lichten Höh'n gelangen. . . .

Wo Göttliches in lichtem Himmelsglanze
Der Liebe lauterm Drange sich enthüllt,
Da lebt in jedem Werk ein höchstes Ganze! . . .
Da ist die Größe alles Thuns erfüllt,
Sei's im Gewaltigen, sei's nur im Kleinen.“ (II.)

Ein glänzendes Erscheinen trügt leicht. Die große Ordnung wurzelt in dem Gesetz des Kleinen.

„Wie hehre Gottesspur heraufgedrungen,
Ist heiliger Liebe stilles Opferleben,
Was sie gethan, gelitten, arm und klein,
Erhaben über alles stolze Streben!“ (III.)

„Denn nur der Geist kann die Vollendung geben,
Nicht eitler Erdendinge Maß und Schranke;
Sinnbilder sind's des Herzens lauterm Danke,
Verloren in der Liebe reinem Streben!

Sie ist der Thaten Werth und inneres Leben,
Ob all ihr Werk zerfalle oder wanke;
Und wie verkannt sie auch empor sich ranke,
Nur sie allein kann uns zu Gott erheben. . . .“

Aber diese Liebe kostet Gewalt;

„Denn fluchbeladen wir zur Tiefe neigen,
Umnachtet ist der Blick, erlahmt die Kraft,
Ein Drang zu allem Bösen ist uns eigen.“ (IV.)

Darum „Das ist der Kampfpreis, herrlich zu erringen,
Das hohe Werk in Thaten jeder Stunde,
Ein Reich des Geistes in verschwornem Bunde
Verrathener Herrschschaft mächtig zu bezwingen. . . .

Im Innern selber wir den Zwiespalt tragen!
Wohin wir immer unsere Schritte lenken,
Nicht Rast und Ruh' auf dieser Erde weit,
Bis wir das müde Haupt im Tode senken!“ (V.)

Aber auch im äußeren ist Kampf. Wir müssen uns entscheiden, nicht bloß ob wir innerlich für uns gut sein, sondern ob wir für des einen oder des anderen Heerführers Sieg kämpfen wollen.

„Zwei Fahnen seh' ich mächtig sich entfalten!
Die eine flattert stolz auf Babels Zinnen,
Umher — ein wirres Kommen und Entrinnen,
Vor eines Throns gebieterisch lautem Schalten!

Die andre, weiße, kündet Sions Walten;
Da lebt ein hohes, herrliches Beginnen,
Des Fürsten Ruhm alleiniges Gewinnen! —
Zwei Heere sind's, die nimmer Frieden halten.

Des einen Haupt ein schrecklich Ungeheuer,
In seinem Blick Entsetzen, Wuth und Hohn,
Um ihn nur Wirrsal, Rauch und düsteres Feuer!
Der andere ein erhabener Held, voll Milde,
Ein Hochgefühl erweckt sein Anblick schon,
Vor ihm entweicht das Niedere wie das Wilde!“ (VI.)

Beide Heerführer werben, je nach ihrer Art. Auch in diesem Sonett schließt sich der Dichter wieder ganz an die bekannte Betrachtung des hl. Ignatius an (VII).

Und nun wogt der Kampf, „wo immer Menschen unter Menschen wohnen“,

„Und immer neu, aus Weiten der Geschichte,
Ersteh'n Geschlechter auf und Nationen
Und wandeln hin im Kampf um ew'ge Kronen,
Auf ihrer Bahn zum großen Weltgerichte!

Gefallener Schöpfung Wiederauferstehen
Im Kampf und Schmerz aus Nacht zum ewigen Lichte
Dient aller Dinge Wirken und Geschehen! . . .“ (VIII.)

In den vierzehn Sonetten des jetzt folgenden vierten Gesanges führt uns der Dichter das öffentliche Leben des „milden Königs“, sein Wandeln durch Judäa's Fluren, sein Lehren, Leiden, Sterben und Auferstehen in meisterhaft gezeichneten Bildern aus.

Christus hat die Welt erneut und die fortdauernd treibende Kraft dieser Erneuerung in einer Einrichtung niedergelegt, die bis zum Ende der Zeiten fortbestehen, allen Zeiten das erworbene Heil vermitteln soll. So schließt sich denn in zehn Sonetten ein Hymnus auf die Kirche als fünfter Gesang, „Neues Leben", an. Wundervoll schildert der Dichter den Eintritt der Kirche in die Welt durch einen Vergleich mit dem ersten ahnungsvollen Frühlingstag, der nach Besiegung des Winters sich über die Erde breitet. Wir müßten beide Sonette einfach abdrucken, um die ganze Schönheit des Bildes dem Leser zu vermitteln. Die Kirche ist das letzte Weltreich:

„Die stolze Riesenstatue sank dahin,
Vom Stein, der aus der Höhe fiel, erschlagen!
Wo bald des Eisenreiches Trümmer ragen,
Erschien die letzte Weltbeherrscherin!

Entschwund'nen Heldenvolkes Schlachtgewinn,
Erhöhten Drangs befreiend Geistestagen,
Vom Widerschein erhellt verwehter Sagen,
Gestaltet sich zu letztem Werdesinn.

Sie lebt und herrscht in ewig neuem Glanze,
Die heilige, auserkorene Braut des Herrn,
Nicht erdgeboren, frei in Erdenbanden! . . ." (III.)

Der Mittelpunkt dieses Reiches ist der Altar mit dem täglichen Opfer (IV) und dem immer in unserer Mitte persönlich weilenden Heiland (V—X).

„Wie Er in Eden einstens sich ergangen,
Voll Lieb' mit uns, in goldner Abendglut,
Weilt Er nun immerdar, voll sanfter Hut,
Bei uns in dieser Erde Leid und Bangen. . . .

Wir tragen Ihn hinaus in Thal und Felder,
Da glänzt die Höh'! Es rauschen alle Wälder!
Denn Er ist da, wie einst beim Anbeginn!" (IX.)

„O Jesu! Ewiger Gottheit Glanz und Sonne!
Sei du mein Theil! Sei meines Herzens Wonne!
Sei Friede mir und süße Himmelsruh'!
Denn Du allein bist würdig aller Liebe,
Und was ich auch erstrebt in irrem Triebe,
Das Höchste, Schönste, Göttlichste bist Du! —" (X.)

So hat Christus die erneuernde Kraft durch seinen Opfertod verdient, ja er ist als ewiges „Opferlamm" für jeden einzelnen die persönliche erneuernde Kraft im heiligen Altarssacrament. Aber darum bleibt „der Aufstieg" (letzter Gesang) dennoch mühsam; es ist ein Kampf, den wir freilich nicht allein, aber doch immerhin selbst ausfechten müssen.

„Es ist ein Schwert, was uns der Meister beut,
Im Kampf für seine Fahne es zu regen;
Denn wer nicht mit Ihm, der ist Ihm entgegen,
Und wer nicht mit Ihm sammelt, der zerstreut!" (I.)

Maria steht uns in diesem Kampfe bei (II); die Vorsehung leitet und lenkt alles, daß wir nicht über unsere Kräfte versucht werden (III), und dann, winkt nicht ein Lohn über alles herrlich und groß? (IV—VIII.)

„Verwandelt werden wir Ihm ähnlich sein,
Wenn erst die Morgenglocken ewiger Feier
Laut auferwecken lang entschlafene Zeit;
Wenn alles, was da edel, hoch und rein,
Sich jubelnd eint, zu schauen ohne Schleier
Sein Angesicht in alle Ewigkeit! — —" (VIII.)

Das ist in kurzen Zügen und wenigen Stichproben die gedankentiefe und sprachgewaltige Dichtung. Wer auch noch andere Schöpfungen als den „Trompeter von Säckingen" oder den „Rattenfänger von Hameln" zur Poesie rechnet und Dante und Calderon noch zu den Dichtern zählt, der wird sich freuen, daß unsere katholische Dichtung auch solche Blüten zeitigt, wie sie in der Weltliteratur von jeher zu den schönsten und unverwelklichen gehören. Leichthin lesen sich diese Sonette nicht, ja einem großen Theile des Publikums werden sie trotz aller Bemühungen schon deshalb verschlossen bleiben müssen, weil ihm die nöthigen Vorkenntnisse mangeln. Für jeden aber, der Geistesstärke genug hat, in diese Ideenwelt einzutauchen, sich vom poetischen Strom in das große Meer hinaustragen zu lassen — welcher Genuß und welche Aussicht! Man versichert uns, daß diese Sonette von einem Weltenwanderer im wörtlichsten Sinne auf seiner Weltfahrt gedichtet wurden, auf der See — in der großen Weltstadt — auf der einsamen Prairie oder dem Hinterwald.... So interessant diese Notiz uns war, und so sehr sie einerseits — wenigstens anscheinend — mit dem beschaulich-speculirenden Charakter der Dichtung in Widerspruch steht, der eher auf eine einsame Studierstube hinweist, so sehr erklären sie auch andererseits einige Schwächen und Mängel. Wir denken dabei nicht so sehr an ein paar Stellen, wo eine größere Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks erwünscht wäre, als vielmehr an einige Inversionen und besonders einige Sonettenschlüsse, die nicht die dem Dichter sonst eigene Schwungkraft aufweisen, die man vielleicht jedem andern verzeihen würde, die bei ihm aber unangenehm auffallen. Im übrigen ist, wie die Proben mehr als hinreichend darthun, auch die Sprache eine des hohen Gedankenfluges durchaus würdige, voll prägnanter Kraft und rhythmischer Harmonie. Ob uns der Dichter, der augenblicklich die Inseln der Südsee durchforschen soll, noch ähnliche Perlen zu bieten hat? —

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Bischofsweihe nach der Lehre und Liturgie der katholischen Kirche. Von Dr. O. Zardetti, Bischof von St. Cloud, Minn., Nordamerika. Mit 13 Phototypieen nach alten Kupferstichen. 96 S. 16°. Einsiedeln, Benziger u. Co., 1889. Preis: geb. *M.* 1.20.

Die Substanz des Büchleins ist die deutsche Uebersetzung des Weiheritus bei der bischöflichen Consecration. Diese ist der schon bestehenden Uebersetzung von Dr. M. A. Nickel entlehnt; die in den Text eingefügten Abbildungen sind diejenigen, welche man vielfach im Pontificale selbst als Illustration zur betreffenden Partie der Weihehandlung antrifft. Doch der besondere Werth des Büchleins liegt in den vorausgeschickten Kapiteln, in welchen der hochwürdigste Herr Verfasser eine dogmatisch-liturgische Erläuterung gibt über den sacramentalen Charakter der Weihe, speciell der Bischofsweihe und über die einzelnen Theile des ergreifenden Ritus, nach welchem in der lateinischen Kirche diese Weihe vollzogen wird. Wer aus dem christlichen Volke je in die Lage kommen mag, einer solchen feierlichen Handlung beizuwohnen, findet gerade wegen der vorausgeschickten Erörterungen in vorliegender Schrift den besten Führer, um mit Verständniß der heiligen Handlung zu folgen; jeder aber zu aller Zeit eine Belehrung, welche ihm die hohe Würde des Hohenpriesterthums zeigt und ihn mit Achtung und Ehrfurcht vor den Würdenträgern der Kirche erfüllen muß.

Der katholische Priester vor fünfzehnhundert Jahren. Priester und Priesterthum nach der Darstellung des hl. Hieronymus gezeichnet von Dr. Arthur König, o. ö. Professor an der Universität Breslau. Mit bischöflicher Approbation. VIII u. 204 S. kl. 8°. Breslau, G. P. Aderholz, 1890. Preis: *M.* 2.40.

Das Werkchen ist eine Blütenlese aus den Schriften, vorzugsweise den Briefen des hl. Hieronymus. Der hochw. Herr Verfasser hat die verschiedensten Aussprüche des Heiligen mit bewunderswerthem Fleiße gesammelt und geschickt zu einem Ganzen verwoben, in welchem priesterliches Leben und priesterliche Wirksamkeit dem Leser vor die Seele tritt. Wenn auch die Auslegung und Verwerthung einzelner weniger Aussprüche bestritten werden kann, so bietet doch die Schrift nicht nur im allgemeinen ein Gesammtbild des priesterlichen Lebens, sondern sie ist auch ein wahres Repertorium, wo man für paränetischen, apologetischen und dogmatischen Gebrauch eine große Menge von Stellen mit genauer Angabe der Werke des heiligen Kirchenlehrers findet, welche die priesterlichen Tugenden, die Kirche, Hierarchie und Primat, die Sacramente und die göttliche Gnade beleuchten.

Die Chronologie der Bücher der Könige und Paralipomenon im Einklang mit der Chronologie der Aegypter, Assyrer, Babylonier, Phönizier, Meder und Lyder. Nebst zwei Excursen: I. Reduction der Regierungszeiten der Könige von Athen, Argos, Mykene, Sikyon und Dardania auf die aera vulgaris; II. Deutung der sogenannten „Dynastien des Berosus“ und der „Königslisten des Ktesias“ auf Grund

neuer Hypothesen. Quellengemäße und bis ins Detail vollständige Abhandlungen von Emmerich Alker, Priester der Diöcese Olmütz. 160 S. gr. 8°. Leobschütz, Georg Schnurpfeil, 1889. Preis: M. 3.

Diese Schrift gibt Zeugniß von einem bewundernswerthen Sammelfleiß und einer nicht gewöhnlichen Combinationsgabe. Schon die 23 Tabellen sind ein wahres Magazin chronologischer Angaben und Berechnungen. In ihnen und den beigefügten Erörterungen ist eine sehr reiche Fundgrube geboten für die chronologischen Bestimmungen, welche sich bei alten und neuen Forschern finden. Ein wie großes Gebiet diese Untersuchungen umfassen, ist schon im Titel zu erkennen. Wenn der hochw. Herr Verfasser seine Abhandlungen quellengemäße und bis ins Detail vollständige nennt, so hat er sie der Wahrheit gemäß bezeichnet. Um nun aus der Masse von überlieferten Zeitangaben eine in sich geeinte Zeitrechnung herzustellen, hat der Herr Verfasser neben mühevollen Umrechnungen auch nicht selten zu Vermuthungen und Textänderungen seine Zuflucht nehmen müssen. Auch da bekundet er viel Scharfsinn, so daß seine Aufstellungen der Beachtung der Chronologen von Fach sehr empfohlen zu werden verdienen, schon aus dem Grunde, weil ein so reiches Material aufgespeichert ist. Um die biblische Chronologie der Königszeit mit sich und den außerbiblischen Nachrichten und Angaben in Einklang zu bringen, wird mehrmals eine Mitregentschaft angenommen; so bei Achaz, Ezechias, Manasse. Freilich muß man dann auch mit in den Kauf nehmen, daß in den biblischen Berichten bald die Jahre der Alleinherrschaft, bald die der Mitregentschaft angegeben werden. So rechnet nach unserm Herrn Verfasser die Chronik bei Ezechias nach Jahren der Alleinherrschaft, bei Manasse aber vom Beginn der Mitregentschaft an; diese Mitregentschaft findet er angedeutet in dem dispone domui tuae (Js. 38, 1; 4 Kön. 20, 1), was aber wegen der gleich folgenden Genesung (antequam egrederetur Isaias mediam partem atrii . . . 4 Reg. 20, 4 sq.) doch recht zweifelhaft erscheint. Daß in Jeremias 4, 17; 6, 1 u. f. an keinen Einfall der Scythen gedacht werden kann, möge man im Commentarius in Jeremiam des P. Knabenbauer (Parisiis, Lethielleux, 1889) nachsehen. Andere Schwierigkeiten werden vom Herrn Verfasser gut gelöst, z. B. betreffs des 20. Jahres Joathams, des Alters von Achaz, da ihm Ezechias geboren wurde (S. 46. 65). Oft macht der Herr Verfasser darauf aufmerksam, daß in den Summirungen der Alten nicht selten ungleichwerthige Jahre einfach addirt wurden. Dabei spielen die Dreifünfteljahre eine große Rolle, und gewiß, es wird soviel Auffallendes bemerkbar gemacht, das durch diese Annahme sich in Harmonie auflöst, daß diese Aufstellung jedenfalls einer eingehenden Prüfung zu empfehlen ist. Man sehe besonders S. 81. 83. 84. 87. 128 u. f.

Der Nutzen der heiligen Communion. Von Anton Maria Bodewig, Priester der Erzdiöcese Köln. Mit bischöflicher Approbation. XXIV u. 415 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1889. Preis: M. 4.20.

Es ist ein besonderes Verdienst vorliegenden Werkes, daß der hochw. Verfasser es verstanden hat, aus dem Begriff der heiligen Eucharistie als Seelenspeise mit großer Schärfe und Gewandtheit all die großartigen herrlichen Früchte zu entwickeln, welche der wohl vorbereitete Empfang dieses heiligen Sacramentes in der Seele des Christen hervorbringt. Ein tiefes Verständniß der diesbezüglichen Schriften des heiligen Lehrers Thomas von Aquin, sowie eine eingehende Bekanntschaft mit den Aussprüchen der heiligen Väter befähigten den Verfasser, eine allseitige, für Priester und Laien lehrreiche Erörterung über diesen an sich reichhaltigen und anziehenden

Gegenstand zu liefern. Bewahrung des übernatürlichen Lebens, Wachsthum desselben, Anregung zu seiner Bethätigung, geistiger Genuß, Vereinigung der Christen zu einem socialen Ganzen in übernatürlicher Weise — dieses sind die Hauptgesichtspunkte, unter welchen die verschiedenen Wirkungen der heiligen Communion gruppirt und dann einer eingehenden Erörterung unterzogen werden. Die Sprache ist trotz des hochtheologischen Inhaltes des Werkes für Jedermann verständlich, wozu die Vergleiche und bildlichen Ausdrücke nicht wenig beitragen. Aber in der bilderreichen Ausschmückung kann der hochw. Verfasser sich doch auch bis ins Uebermaß versteigen, wie das z. B. S. 74 geschehen ist. Sachlich erscheint uns zu wenig betont, daß das Maß der Wirkungen der heiligen Communion, wie bei allen übrigen Sacramenten und vielleicht hier noch mehr, von dem Maß der Vorbereitung und der Disposition abhängig ist. Und wenn S. 402 als einzige Bedingung der öftern, ja auch täglichen Communion bloß gefordert werden soll „die Bereitschaft, das Sacrament jeden Tag mit Andacht zu empfangen", ohne daß geachtet werden müßte auf eine „gewohnheitsmäßige Reinheit von läßlichen Sünden, oder Freiheit von der freiwilligen Neigung zu denselben", oder auf eine gewisse Stufe christlicher Tugend und Vollkommenheit, so dürfte das doch nicht so ganz im Einklang stehen mit den Forderungen, welche die maßgebende kirchliche Auctorität selbst erhebt. Das von Innocenz XI. approbirte Decret des 12. Februar 1679 über die öftere Communion gibt ausdrücklich den Beichtvätern den Entscheidungsgrund für öftere oder weniger öftere Communion an, puritas mentis et fervor spiritus.

Katholisches Leben im Mittelalter. Ein Auszug aus Kenelm Henry Digby's „Mores Catholici: or, Ages of Faith". Von Andreas Kobler S. J. Vierter Band. X.—XI. Buch. 940 S. 8°. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1889. Preis: *M.* 9.60.

Die jetzt vorliegenden beiden letzten Bücher des in dieser Zeitschrift Bd. XXXVII. S. 297 f. warm empfohlenen Werkes vollenden den Beweis, daß die acht Seligkeiten in der That die Ideale und der Ruhm des Mittelalters gewesen sind. Im X. Buche werden die Klöster als Stätten des Friedens geschildert, im XI. die Verfolgungen der Kirche und ihrer lebendigen Glieder als nothwendige Gnadenerweise Gottes und Weg zum Himmel dargestellt. Wir gratuliren dem deutschen Bearbeiter zur Vollendung des lehrreichen und von echt katholischem Geiste durchdrungenen Werkes, und heben nochmals hervor, daß viele seiner Kapitel insbesondere für Priesterseminarien, Klöster und Lehranstalten als Tischlesung zu empfehlen sind. Möge das Buch in die weitesten Kreise die Erkenntniß tragen, „was das katholische Mittelalter Gutes unter den Völkern gewirkt hat".

Der heilige Sturmi, Gründer Fulda's und Apostel Westfalens. Ein Lebensbild aus dem achten Jahrhundert. Von Bernhard Kuhlmann, Gymnasiallehrer in Paderborn. Ertrag für den Emeritenfonds der Paderborner Diöcese. IV u. 215 S. kl. 8°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1890. Preis: *M.* 1.20.

Mit Liebe und Begeisterung beschreibt der Verfasser unter steter Benutzung der besten alten Quellen und Bearbeitungen, wie der hl. Bonifatius den hl. Sturmi erzog, zum Priester weihte, in den Buchonischen Urwald gehen ließ und durch ihn dort 744 das Kloster Fulda gründete, wo er seine Grabstätte fand. Die zweite Hälfte des Lebensbildes zeigt uns den heiligen Abt von Fulda von Pippin auf zwei Jahre

ungerechterweise verbannt, aber von Karl dem Großen als Glaubensbote bei den Sachsen kräftig unterstützt, bis er 779 den Anstrengungen des apostolischen Amtes unterlag, in die Mitte seiner Mönche zurückkehrte, dort starb, als Heiliger verehrt und endlich 1139 auf der zweiten Kirchenversammlung im Lateran von Innocenz II. feierlich canonisirt wurde. Die Schrift liest sich leicht und angenehm, sie erfüllt den Leser mit hoher Bewunderung jener Männer, denen ein großer Theil der Deutschen den Glauben verdankt, und die darum ein Anrecht haben, besser gekannt und verehrt zu werden.

Les Missions Catholiques d'Afrique, par le Baron Léon Béthune, Secrétaire de Légation de S. M. le Roi des Belges, Docteur en Droit et en Philosophie et Lettres, Président du Comité anti-esclavagiste de l'Arrondissement d'Alost. 320 p. 8°. Bruges, Société de St-Augustin, 1889.

„Dies Buch ist nicht die Frucht persönlicher Anschauung. Meine Arbeit beschränkte sich darauf, die zahlreichen, aber sehr zerstreuten Documente, welche die afrikanischen Missionen betreffen, zu sammeln und zu einem Gesammtbild kurz und übersichtlich zusammenzustellen." So bezeichnet der Verfasser selbst seine Aufgabe, und er hat dieselbe mit Fleiß und Geschick gelöst. Sein Buch ist ein recht willkommener Beitrag zur Missionsgeschichte, doppelt willkommen in einem Augenblicke, wo der dunkle Continent in so hervorragender Weise in den Gesichtskreis der europäischen Völker getreten ist. Welchen Antheil nimmt an der gegenwärtigen Afrika-Bewegung die katholische Kirche, sie, die gottbestellte Lehrerin der Völker? Wie vertritt und sichert sie ihre übernatürlichen Interessen? Was bedeutet für sie die afrikanische Bewegung? Wer über diese für den Katholiken wichtigsten Fragen Aufschluß erhalten will, greife zum vorliegenden Buche. Ausgehend von der nordafrikanischen Küste, führt es den Leser von Osten nach Westen und um Afrika herum, sowie in die unermeßlichen Ländergebiete des Innern hinein und vergißt auch der Afrika umlagernden Inselgruppen nicht. Nachdem bei den einzelnen Gebieten in wenigen, aber durchweg treffenden Zügen die geographischen, politischen, ethnographischen Verhältnisse charakterisirt worden, wird die katholische Missionsthätigkeit in ihren Anfängen, Kämpfen, Schwierigkeiten, Erfolgen und Hoffnungen auf Grund authentischen Quellenmaterials und mit Herbeiziehung auch nicht katholischer Zeugen vorgeführt. Wo die neue Missionsgeschichte anknüpft an die Bemühungen früherer Jahrhunderte, wird auch die alte Missionsgeschichte kurz skizzirt, und wir sehen hier, wie die katholische Kirche längst vor den Forschungsreisenden des 19. Jahrhunderts in den dunkeln Erdtheil vorgedrungen war. Ohne bei Einzelheiten länger zu verweilen, drängt die Darstellung rasch und lebhaft voran. Es ist ein großartig erhebendes Bild, das sich vor uns entrollt, bewunderungswürdiger als die Geschichte der kühnsten politischen Eroberung. Wenn der Verfasser, hingerissen von diesem Bilde, die Feder mit warmer Begeisterung führt, und wenn französisches Feuer die Sprache belebt, so ist das nicht zu verwundern. Weniger sympathisch berührt das überreiche Lob, das dem Patriotismus der französischen Missionäre so häufig gespendet wird. Eine sehr gute Karte mit genauer Grenzangabe der verschiedenen europäischen Interessensphären bildet eine werthvolle Beigabe.

Sehr erfreulich ist es, daß auch die periodische Literatur mit Eifer die großen Aufgaben in Behandlung genommen hat, welche der dunkle Continent dem civilisirten Europa stellt. Insbesondere erheischt die Antisklaverei-Bewegung, soll sie mit

frischer Begeisterung weitergeführt werden, daß die Presse unausgesetzt in diesem Sinne thätig ist. So sind denn auch in jüngster Zeit eigene Zeitschriften zu diesem Zwecke ins Leben getreten. „Gott will es! Katholische Zeitschrift für die Antisklaverei-Bewegung deutscher Zunge. Zugleich Afrika-Missions-Blätter" (Münster, Heinrich Schöningh) hat bereits den zweiten Jahrgang angetreten. Von dem „Echo aus Afrika. Zur Belehrung und Unterhaltung für alle Freunde und Freundinnen der Antisklaverei-Bewegung, insbesondere für österreichische Vereinsmitglieder" (Wien I, Johannesgasse 8, Redaction des „St.-Angela-Blattes"), liegt uns die erste, am 30. November 1889 ausgegebene Nummer vor.

Ranke's Weltgeschichte. Eine kritische Studie von Emil Michael S. J., Dr. theol. et phil., Privatdocent für Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck. 51 S. 8°. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1890. Preis: *M.* 1.

Ranke gilt vielfach als der größte, der unvergleichliche Geschichtschreiber des deutschen Volkes. Der Verfasser vorliegender Schrift tritt diesem Cultus offen und muthvoll entgegen in kräftigen, zuweilen schneidigen Worten. Er stellt sich die Frage: Wie hat Ranke in seiner weitgreifendsten Arbeit, der „Weltgeschichte", Christenthum und katholische Kirche behandelt? Die Antwort darauf geben uns zahlreiche Stellen und Abschnitte der „Weltgeschichte", mit Einschluß von Band VIII und IX, welche bekanntlich nach Ranke's Tod dem Werke beigegeben wurden: Band VIII und IX¹ aus Vorlesungsheften, IX² nach dem Stenogramme von Vorträgen Ranke's vor einem Fürsten, vom Jahre 1854. Wir sehen, daß der Berliner Gelehrte die christliche Auffassung in Gegensatz bringt zu der „rein historischen". Der Geschichtsforscher, sagt er uns, muß „die Ereignisse aus menschlichen Motiven erklären", also natürlich auslegen. Darum finden wir denn auch nirgends eine offene Erklärung, Gottes Sohn sei Mensch geworden, Christus habe Wunder gewirkt, sei von den Todten auferstanden. Geschraubte Andeutungen, dunkle, verschlungene Redewendungen helfen an diesen größten Thatsachen der ganzen Weltgeschichte vorbei. Vergleiche zwischen Erscheinungen aus dem Judenthum und Christenthum einerseits und aus dem Heidenthum und dem Islam andererseits sind dazu angethan, die religiösen Begriffe im Sinne eines verschwommenen Rationalismus abzuschwächen und zu verflachen. Geradezu überraschend ist das Spiel, welches dieser „gut evangelische Christ", wie Ranke selbst sich nennt, mit gewissen Erzählungen der Heiligen Schrift treibt. Auch werden Stellen mitgetheilt, in denen der Mann, welcher unter Umständen von der „Großartigkeit" und „Unentbehrlichkeit" des Papstthums, sowie von der „Weltklugheit" und den Culturverdiensten der Päpste reden konnte, seinen subjectiven innern Groll gegen die Päpste und ihre Freunde vor aller Welt ausgeschüttet hat. Treffend wird gezeigt, wie Ranke die großen Heldengestalten der katholischen Vergangenheit, einen Athanasius, Bonifatius, Karl den Großen, Gregor VII., benörgelt, um dann wieder Hus-Verehrung zu treiben und an Leute wie Arius, Nestorius, Photius, ja selbst an Mohammed ehrende Beiwörter zu verschenken. Leopold von Ranke mag für seine Person an die Gottheit Christi geglaubt und sich überhaupt allen Ernstes mit dem Gedanken getröstet haben, er sei denn doch ein „gut evangelischer Christ". Soviel aber hat der Verfasser in seiner mit viel Scharfsinn und reicher Fachkenntniß verfaßten Schrift dargethan: Sucht jemand Aufschluß über die größten, tiefgreifendsten Ereignisse der gesammten menschlichen Vergangenheit, so findet er in Ranke's „Weltgeschichte" nicht die objective Wahrheit, sondern ein Bild, verzerrt von Rationalismus und Papsthaß.

Handbuch der brandenburgisch-preußischen Geschichte. In geschichtlichen Bildern und Darstellungen für Schule und Haus bearbeitet von Dr. Ernst Hoffmann. Mit dem Bildniß Kaiser Wilhelms II. VIII u. 552 S. 8⁰. Leobschütz O./S., G. Schnurpfeil, 1889. Preis: *M.* 5.

Bei einer zusammenfassenden geschichtlichen Darstellung, wie der vorliegenden, kann man in der Auffassung von Personen und Verhältnissen verschiedener Ansicht sein und doch der Arbeit als Ganzes Anerkennung zollen. Der Plan bei dem Buche war, Abschnitte aus größeren Geschichtswerken zu einer Gesammtgeschichte des brandenburgisch-preußischen Staatswesens zusammenzufügen, die kurz, übersichtlich und angenehm zu lesen, mit lebhaft hervortretender Begeisterung für Preußen und dessen Königshaus soviel Wahrheitsliebe und Billigkeit vereinigt, daß die Gefühle der Katholiken in nichts verletzt werden. So ist z. B. die Darstellung der Kölner Wirren aus H. Rütjes (Gesch. des brandenb.-preußischen Staates), die des Culturkampfes aus J. Bachem (Preußen und die kath. Kirche) geschöpft, und wenn auch im ganzen manches vermißt wird, was dem preußischen Katholiken zum rechten Verständniß der Geschichte seines Vaterlandes wünschenswerth wäre, so findet sich auch wieder manches, was er mit Befriedigung lesen kann. Was die Empfehlung des Buches wesentlich erschwert, ist die höchst kurzsichtige und nicht gerechte Beurtheilung Friedrich Wilhelms IV. und seiner Regierung. Auch Sätze wie S. 114 über den erbärmlichen Joachim II.: „er war ein tüchtiger Regent", oder S. 464, daß die Barrikadenkämpfe von 1848 „zum Theil die edelsten Elemente eines großen Volkes" gewesen, können nicht gutgeheißen werden. Manche andere unrichtige Urtheile, die einer eingehenden Kritik bedürften, manche Unterlassungen, sowie manche Ueberschwänglichkeiten, wie sie jetzt vielfach an der Tagesordnung und fast als Erbstück des Franzosenthums auf uns übergegangen zu sein scheinen, kann man leichter nachsehen um des Guten willen, was durch das Buch geleistet, und in Anbetracht des Bedürfnisses, dem dadurch abgeholfen wird. Denn immerhin unterscheidet es sich sehr vortheilhaft von vielen anderen Darstellungen dieser Art.

Die Jesuiten und das Herzogthum Braunschweig. Ein offener Brief an Herrn Professor Friedrich Koldewey, von Matthias Reichmann S. J. 55 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 1.

Trotz der Kürze ist diese Schrift sehr lehrreich für Gelehrte und Ungelehrte, am lehrreichsten vielleicht für den Herrn Professor, an den sie sich richtet. Dieser wird daraus ersehen, daß es nicht gut ist, wenn „Männer der Wissenschaft" sich zu Handlangern des „Evangelischen Bundes" erniedrigen. Um dem deutschen Volke Angst vor einer möglichen Rückkehr der Jesuiten einzujagen, hatte derselbe „aus gedruckten und handschriftlichen Quellen" eine Anzahl Schreckbilder zusammengelesen, welche nun sämmtlich in ihr Nichts aufgelöst und zum Theil als recht alberne Geschichtslügen nachgewiesen werden. Herr Koldewey wird Mühe haben, den erdrückenden Beweisen gegenüber seinen Ruf als gewissenhafter und zuverlässiger Geschichtsforscher aufrecht zu erhalten. Den genauern Inhalt mögen die Kapitelüberschriften wenigstens andeuten: 1. Vorurtheil anstatt Kritik. 2. Der Jesuitengehorsam. 3. Die Jesuitenschule. 4. Der dreißigjährige Krieg keine „Frucht jesuitischer Aussaat". 5. Ein gefälschter Brief des kaiserlichen Beichtvaters Lamormaini. (Es handelt sich um eine lächerliche Verleumdung und Urkundenfälschung aus dem 30jährigen Krieg, die von niemand mehr ernst genommen wurde; jetzt beginnt sie unter Koldewey'scher Flagge wieder durch die jesuitenfeindliche Presse zu segeln.) 6. Ein „evangelischer

Martyrer". (Joh. Bissendorff, ein wüthender Pamphletist, wegen Aufreizung gegen die Obrigkeit zum Tode verurtheilt und hingerichtet 1629. Sein Tod wird von Koldewey ohne Schatten von Beweis dem „heimtückischen und blutdürstigen Verfahren der Hildesheimer Jesuiten" aufgebürdet.) 7. Ein katholischer Martyrer (P. Friedrich von Spee S. J.). 8. Die Rückkehr „der gefiederten Räuber". Die Darstellung ist bei aller Ruhe des Tones fesselnd und überzeugend.

Lebenserfahrungen eines Convertiten aus dem Volke. Von Ludwig Riedt. Zweite, veränderte Auflage. XII u. 255 S. 8°. Saulgau, H. Kitz, 1890. Preis: *M.* 2.

Ein Leben reich an göttlichen Erbarmungen und reich an inneren Kämpfen und äußeren Lebensschicksalen sieht der Leser hier vor seinen Augen sich entwickeln. Die natürliche und einfache, doch spannende und lebendige Sprache läßt ihn mitfühlen und gewissermaßen nachleben, was der Verfasser des Büchleins durchlebt und durchgekämpft hat. Ein Kind unbemittelter Eltern, lebhaft und geweckt, von fremder Hand zur Weiterbildung befördert, begeistert von dem Gedanken, dereinst als protestantischer Missionär in den Heidenländern wirken zu können, fühlt er sich schon kurz vor der sogen. Confirmation von der Unhaltbarkeit des Protestantismus überzeugt und zur katholischen Kirche hingezogen, die er bis dahin gelästert und verflucht hatte. Aber zum Uebertritt kommt es nicht. Das Revolutionsjahr 1848 drängt in dem 15jährigen Knaben die religiösen Gedanken in den Hintergrund, doch erstickt es sie nicht. Bald wird der Zug zum Katholicismus wieder stärker; ein ernstlicher Versuch zur Conversion wird durch widrige Zwischenfälle von neuem erschwert; der Jüngling dürstet nach Thaten und Abenteuern; endlich treibt ihn Mißerfolg, Krankheit, Unglück aller Art zunächst in die irdische Heimat zurück, aber auch nach jahrelangen Kämpfen in die geistliche Heimat der katholischen Kirche. — Ein großer Theil des Büchleins regt zu innigem Mitleid an, wenn der Leser sieht, wie mehrmals die katholische Wahrheit dem Suchenden schon so nahe trat, und wie ein letztes schweres Opfer, welches zu schwer däuchte, sie auf längere Zeit wieder ferner rückte; aber es muß sich auch ein lebhaftes Gefühl der Bewunderung und des Dankes gegen Gottes Erbarmungen regen, man möchte fast sagen, gegen Gottes erbarmungsvolle Gerechtigkeit, welche für die nicht gebrachten Opfer zwar schwerere fordert, aber zugleich so drängt und kräftigt, daß schließlich das schwerste Opfer gebracht wird. Friede und Seligkeit kehrt damit in das Herz des Convertiten ein; aber die Feuerprobe der Leiden und der Verfolgungen bleibt ihm nicht erspart, und es dauert lange, bis die Wogen sich glätten. — Man darf das Büchlein eine für den Leser interessante und lehrreiche psychologische Studie nennen. Lehrreich ist es aber noch nach anderer Seite hin: es enthüllt gar manche an sich unglaubliche Vorurtheile, in denen das protestantische Volk gegen die katholische Kirche befangen ist und gefangen gehalten wird. So ist das Buch beim heutigen Auflodern confessioneller Gegensätze um so zeitgemäßer.

Erstes Jahrbuch der kath. Männer- und Arbeiter-Vereine für das Jahr 1889. Herausgegeben vom Comité des cantonalen Männervereins Zürich. 125 S. 8°. Basel, Birkhäuser, 1889. Preis: 65 *cts.*

Die sociale Frage wird im ganzen von der Schweiz mit einem sehr regen Interesse verfolgt; vielleicht ist kaum anderswo das Interesse so allgemein wie dort. Dennoch befinden sich die katholischen Arbeitervereine noch in ihren Anfängen. Der Sammlung der Katholiken unter Einer Fahne standen bisher nicht geringe Schwierig-

keiten im Wege. Das Jahr 1889 scheint da Wandel geschaffen zu haben mit der am 7. Juli in **Zürich** tagenden Generalversammlung der katholischen Männer- und Arbeitervereine. Es ist höchst interessant, den actenmäßigen Bericht, wie ihn das oben verzeichnete Jahrbuch bietet, zu durchgehen. Die Katholiken der Schweiz können mit Genugthuung auf den Verlauf dieser Versammlung hinblicken. Von großer Wichtigkeit ist es, daß man das Hauptaugenmerk auf die Gründung von möglichst vielen Arbeitervereinen richtete, aber auf Arbeitervereine mit entschieden katholischem Gepräge und mit praktischer Uebung unserer heiligen Religion, und daß man regelmäßig wiederkehrende allgemeine Katholikenversammlungen auch für die Schweiz ernstlich in Aussicht genommen hat. Bei der Rührigkeit und dem praktischen Sinn der Schweizer ist zu hoffen, daß das in Zürich niedergelegte Samenkorn recht bald Sprossen treibe und viele Frucht zeitige zur Mehrung des zeitlichen und ewigen Wohles der betheiligten Klassen.

Der musikverständige Organist. Kurz und populär gefaßtes, methodisch geordnetes Lehrbuch der Kirchenmusik, sowie des kirchlichen, d. h. auf dem gregorianischen Tonsystem fußenden Orgelspiels. Nebst einem Anhange: Von den Accorden, welche nur der neuern Musik angehören, als Ergänzung des Buches zu einer Unterweisung in der Kirchen- und weltlichen Musik. Zum Gebrauch für Musikschulen, Lehrerseminare, Organisten und Kirchenmusikliebhaber verfaßt und herausgegeben von Franz Diebels, ordentl. Lehrer am Großherzogl. Schullehrerseminar in Vechta. I. Theil: Die Melodik und die Harmonik der Kirchenmusik, enthaltend nebst vielen zur Erklärung dienenden Beispielen 106 Nummern Prä-, Inter- und Postludien für die Orgel und das Harmonium. 92 S. 4°. Paderborn, Schöningh, ohne Jahreszahl. Preis: *M.* 3.

Im Vorworte heißt es: „Der ganze Reichthum der Tonarten wie die unbefleckte Reinheit der Musik Gregors d. Gr. muß wieder zu Gehör und zu Gemüth kommen, nicht bloß in dem liturgischen gregorianischen Gesange, sondern auch in dem metrischen, lateinischen und landessprachlichen Liede, nicht nur in den Melodien, sondern auch in den Harmonien, in der Gesangs- wie in der Orgelmusik, und zwar überall, in dem Dom wie in den Dorfkirchen." — Das ist der Grundgedanke, von dem der Verfasser ausgegangen ist, den er von Anfang bis zu Ende folgerichtig und fest durchgeführt hat. Er handelt im ersten Abschnitt von der Melodik der Kirchenmusik, im zweiten von den Harmonien des gregorianischen Tonsystems im allgemeinen, im dritten von denselben insbesondere — dieser Theil enthält zugleich die Lehre von der Imitation und Fuge; der vierte Abschnitt endlich bringt eine Zusammenstellung des modernen Dur und Moll mit der jonischen und äolischen Tonart. — Das Buch bildet ein vortreffliches Unterrichtsmittel. Die Fassung der Regeln ist knapp und bündig, so daß dem strebsamen Lehrer die Anregung zu weiterer Erklärung nicht fehlen kann; dabei klar und vollständig, so daß der auf sich angewiesene Musikfreund leicht genußreiche Belehrung findet. — Es ist unmöglich, daß, wer dieses Werk mit seinen theoretischen Belehrungen und praktischen Uebungen ernstlich durcharbeitet, nicht eine gründliche und sichere Kenntniß der echten alten Kirchenmusik sich erwerbe. — Die Ausstattung muß besonders hervorgehoben werden. Das große Format, der deutliche Lateindruck, die kräftig hervortretenden Noten, die klare Scheidung der Theile sind wohlthuend für das Auge und erleichtern das Studium, indem sie das Lesen zur Freude machen.

Das Büchlein vom guten Trost auf der Wanderschaft. Eine Legende, erzählt von Gust. Zeile. 88 S. 12°. Stuttgart, Actien-Gesellschaft „Deutsches Volksblatt“, 1890.

Mit großem Fleiß und in reicher Auswahl sind hier zahlreiche Stellen der Heiligen Schrift zusammengetragen, welche für die verschiedensten Lebenslagen und die herbsten Unglücksfälle in Gott Hoffnung und Trost zu finden lehren. Interessant, fast launig ist die Einkleidung und Verschmelzung dieser Sammlung von Stellen. Der Verfasser wählte die Form einer „Legende“ über das Schicksal des Büchleins, welches von vertriebenen Ordensschwestern auf der Abreise verloren, auf seiner Wanderschaft an vielen Orten zum Quell des Trostes und des Segens wird und endlich wieder in die Hände der ersten Besitzer gelangt: dadurch erhält das Büchlein den Charakter einer erbaulichen Unterhaltungslectüre.

Die Kreuzigung Christi. Entwurf zu einem Kirchen-Drama von Victor Harbung. 24 S. 8°. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1889. Preis: *M.* 1.

Der scenische Aufbau dieses Entwurfes ist nicht ohne Verdienst. Zuerst tritt der Chor christusfreundlicher Jünger klagend um den Meister auf, den man jetzt gleich auf dieser Stelle ans Kreuz schlagen wird. Es kommt dazu Veronika mit dem Schweißtuch und berichtet ihr Wunder. Darauf drängen sich unbekehrte Juden vor, die dem Zuge voraufgeeilt sind, um sich einen guten Platz für die Kreuzigung zu sichern. Disput mit den Jüngern. Ahasver tritt auf, bereits belastet mit dem Fluch der Ruhelosigkeit. Endlich naht der Zug mit dem Heiland. Dieser hält sich einige Augenblicke bei den Gläubigen auf, sie zu trösten und zu ermuthigen, wird dann aber von den Knechten auf die Seite gezerrt, um hinter der Bühne ans Kreuz geschlagen zu werden. Maria hört auf der Bühne die Hammerschläge; ihr Schmerz; sie wird von Johannes getröstet. Nun bringt man die drei Kreuze und richtet sie im Hintergrund auf. Die sieben Worte. Tod. — Wir können uns denken, daß ein solches Schauspiel, würdig und geschickt vorgeführt, einen wahrhaft großartigen Eindruck macht, eben weil der Entwurf so einfach ist. Daß die Ausfüllung des Planes in sprachlicher Hinsicht jetzt schon mehr als ein vorläufiger Versuch sei, wollen wir nicht behaupten. Man fühlt, der Dichter hat Wagner studirt; aber uns scheint, Wagner ist für bloße Recitation weniger Muster, als für musikalische Declamation. Die griechischen Chormaße gefallen uns besser; aber für unsere Sprache gerade hier die richtigen zu treffen, ist schwer. Dann meinen wir, jedes Tändeln und Kleine müsse nothwendig fortfallen: Mütterlein, Tüchlein u. dgl. ist gegen den Ernst der Chorsprache; Kürze sodann ist Kraft. Jedes Wort eines solchen Textbuches müßte wuchtig und bedacht sein, soll etwas wirklich Classisches geboten werden. Der eingeschlagene Weg ist gut. Bei fortgesetztem Studium der heiligen Väter kann der Verfasser seinen Entwurf zu wahrer Vollendung führen. Nach dem Ausdruck „Kirchen-Drama“ auf dem Titel soll man an einen Protestanten denken; wir halten es deshalb für angebracht, zu bemerken, daß im Stück selbst nichts davon zu spüren ist.

Gesucht und gefunden. Tagebuchblätter eines alten Fräuleins von A. Jüngst. 170 S. 8°. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1890. Preis: *M.* 2; geb. *M.* 3.

Alle Achtung vor diesem „alten Fräulein“! Der Zusatztitel deutet schon an, daß es sich hier nicht um eine der tausend und eine Liebschaften handelt, und der Name der Verfasserin bürgt dafür, daß das „alte Fräulein“ uns etwas Hörenswerthes zu sagen hat. In der That haben wir es in dieser Erzählung mit dem uralten, aber ewig neuen Problem zu thun, wie das Herz nach Glück verlangt und dieses Glück

gewöhnlich anderswo sucht, als wo es einzig gefunden werden kann. Sehr ergreifend ist die Schilderung des Umschwunges in den äußeren Verhältnissen der Heldin, die ein einziger Unglückstag aus einer reichen, umschwärmten „Partie“ zu einem armen, verlassenen und verrathenen Mädchen macht. Die innere Verbitterung, die bis zur Gottlosigkeit gesteigerte Trauer ist ebenso psychologisch fein wiedergegeben, wie die allmähliche, an natürliche Momente richtig anknüpfende Umkehr. Die Dichterin hat es fertig gebracht, daß wir an das Seelenglück und die innere Zufriedenheit der Heldin schließlich glauben, und daß uns ein solches Glück begehrenswerth erscheint selbst in der Nähe des jungen, so reich ausgestatteten Menschenlebens, das uns mit feiner künstlerischer Absichtlichkeit zum Schluß des Ganzen wie eine Wiederholung des Anfanges vorgeführt wird. Die ganze Ideenwelt des gedankenreichen Büchleins ist eine ernst-religiöse und dabei doch geistreich interessante. Von einigen, für unsern persönlichen Geschmack zu lang ausgesponnenen Beschreibungen und Betrachtungen abgesehen, halten wir diese „Tagebuchblätter“ für durchaus vortrefflich gedacht und geschrieben; sie bringen goldene Früchte der Lehre auf silberner Schale echter Literatur, und so empfehlen wir sie nachdrücklich zu Geschenken für junge Damen, — was nicht ausschließt, daß auch junge Männer sie mit Nutzen lesen können.

Miscellen.

Statistik und Fanatismus. „Peru hat den Accent auf der zweiten Silbe und gehört gleich Bolivia zu den zurückgebliebenen Staaten.“ „Jüdische Pferdehändler, die deutsche Verwaltung und die allgemeine Wehrpflicht sorgen für die Verbreitung der deutschen Sprache in den ‚rein‘ französischen Dörfern“ (Lothringens). „Außerdem ist zu bemerken, daß die Juden, abgesehen von einem Theile der russischen, zur selben Rasse gehören wie die Germanen.“ „Es ist nicht unrichtig, die Israeliten Ost-Europas als Nationalität und die Israeliten West-Europas als Confession zu betrachten.“ — Sätze, wie diese, kennzeichnen besser als lange Schilderungen die Art, wie sich die Staatsweisheit in der höchsten Potenz aufgehäuft findet in dem Buche, das sich unter dem pompösen Titel ankündigt: Grundriß der Statistik, der Staatenkunde. Ein Nachschlagewerk und culturgeschichtliches Lesebuch von Dr. Karl Walker, Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig. Berlin 1889. (Die angeführten Sätze stehen S. 318, 98, 139, 49.) Die Idee ist glücklich ohne Zweifel: Begriffsbestimmung, Bibliographie, Kritik und Aufgaben der Statistik, der neuen Staatswissenschaft, zugleich aber auch schon fast alle nur erreichbaren statistischen Angaben über alle Länder der Erde — und das auf 323 Seiten, und das mit dem Anspruch wahrer Wissenschaftlichkeit, und nicht nur für Dilettanten (vgl. S. 63, 8), und doch zugleich „culturgeschichtliches Lesebuch“ — wer möchte da nicht mit

Spannung und Wißbegierde an diesen „Grundriß“ herantreten, der in „späteren Auflagen — so gewiß ist bereits sein Erfolg — zu einem Handbuch der Statistik erweitert werden soll“?

Aber Erstaunen folgt auf Erstaunen! In einem tollen Durcheinander von Ideen und Phrasen, unter zusammengerafften Lappen aus allen verschiedenen Gebieten, und einigen haarsträubenden Versündigungen gegen die Geschichte glaubt man sich — trotz schätzenswerther Angaben über Viehstand und Handel, Geburts- und Sterbeziffern, strategischer Vorschläge zu einem Krieg gegen Rußland, und politischer Abmahnungen von der Wiederherstellung Polens — nur zu bald gegenüber einer Streitschrift des evangelischen Bundes, der denn auch S. 103 als culturhistorisches Ereigniß eine zwar völlig unmotivirte, aber doch ehrenvolle Erwähnung findet.

Die Staatsweisheit, die hier zu Markt getragen wird, läßt sich dahin zusammenfassen: Die Zukunft der Welt gehört dem Protestantismus, und zwar einem Protestantismus, dessen Ideal Voltaire ist. Schon jetzt hat derselbe überall die günstigsten Aussichten, und wo er zur Herrschaft kommt, sind gesunde Zustände gesichert, und das Heil der Welt ist da. „Der Ultramontanismus hat schon deshalb keine Zukunft, weil er die mächtigsten Klassen der modernen Gesellschaft, die Großindustriellen, überhaupt das Bürgerthum, den gebildetsten Theil des Adels und die Arbeitermassen wider sich hat; und weil das chronische und acute Anwachsen der Todten Hand zu anti-ultramontanen, gesunden Reactionen der öffentlichen Meinung führt“ (S. 50). Ueberhaupt haben ja „seit Jahrhunderten die christlichen Völker mit einer verheirateten Geistlichkeit, d. h. die Protestanten und Russen, die katholischen . . stark zurückgedrängt oder wenigstens überflügelt“ (S. 49). Zu den historischen Beweisen dafür zählt u. a. die Ueberwindung Ludwigs XIV. (durch die habsburgische Monarchie!) und Napoleons I., die mexicanische Expedition Napoleons III. und die italienische Einheit. „Montesquieu, Voltaire u. a. verdankten englisch-protestantischen Ideen sehr viel und Rousseau war ein Genfer Protestant“ (S. 50). Was läßt sich also nicht alles von der Zukunft hoffen? In Deutschland haben wir „deutschnationale Einigkeit der Confessionen“; denn zum Kölner Dom haben Friedrich Wilhelm IV. und andere Evangelische beigesteuert, und beim Regierungsantritte Kaiser Wilhelms II. wohnten alle in Berlin anwesenden Fürsten (auch die von Bayern und Sachsen) dem Gottesdienst in der evangelischen Kirche bei (S. 104). Zudem „nimmt die Zahl der Katholiken und Juden im Durchschnitt des Reiches relativ ab (S. 102), sogar in Oldenburg, ‚das in den 1870er Jahren von den preußischen Ultramontanen als ein Land gerühmt wurde, in welchem die katholische Kirche volle Freiheit habe‘“ (S. 154). „Da der Verlust bei Mischehen fast jährlich geringer wird, und da die polnischen Gegenden germanisirt werden, so ist zu erwarten, daß die Protestantenzahl künftig auch in Preußen, wie schon jetzt im Durchschnitt des Reiches, zunehmen wird“ (S. 135). Auch haben 1887 9275000 Katholiken ultramontan und 7500000 nicht ultramontan gewählt, einige fast ganz katholische Wahlkreise sogar nationalliberal (S. 126). Auch von Rußland ist nichts zu fürchten. Schon jetzt sind Rußland und das

Deutsche Reich „natürliche Alliirte gegenüber dem Ultramontanismus und dem Polenthum" (S. 261). „Die Aussichten des Protestantismus sind in Rußland sehr günstig" (S. 238). „In den 1880er Jahren hat der (beiläufig bemerkt, nicht zum Freimaurerorden gehörige) Verfasser der vorliegenden Schrift von zuverlässiger deutscher Seite gehört, daß der russische Freimaurerorden im Geheimen fortbesteht, und daß deutsche Freimaurer bei gelegentlichen Reisen nach Rußland mit russischen Freimaurern verkehren. Diese Thatsache ist höchst erfreulich, eine der Garantien für eine bessere, menschenwürdigere Zukunft Rußlands" (S. 239). In Frankreich sind augenblicklich allerdings ungesunde Zustände, es krankt an Jesuiten- und Weiberherrschaft, alle französischen Schäden sind zurückzuführen auf Ultramontanismus und Demokratie (S. 222). Aber Frankreich ist doch „der natürliche Alliirte Deutschlands gegenüber dem Panslavismus und italienischen Jesuitismus" (S. 100). (Uebrigens „ist die ganze panslavistische Agitation ein nicht nachhaltiges Strohfeuer, wie auch daraus hervorging, daß Moskau im Krimkriege nur einige hundert Freiwillige stellte, und daß dieselben fast nur aus unbrauchbaren Tagedieben und Taugenichtsen bestanden" S. 256.) „Die italienischen Zustände sind doch, infolge der Verdienste der savoyischen Dynastie, deutscher Cultureinflüsse und anderer Gründe relativ viel gesunder als die französischen, trotz der ultramontanen Einflüsse, an welchen auch Italien krankt" (S. 222). Aber „es kommt darauf an, den Clerus selbst durch Aufhebung des Cölibatszwanges und gute Staatsbesoldungen für die Sache der Nation und Volksbildung zu gewinnen" (S. 266). Das evangelische Amerika wird mit politischer und ökonomischer Nothwendigkeit bald den ganzen Continent bis zum Kap Horn sich unterthänig machen, Australien ist bereits „überwiegend protestantisch" (S. 50); „die Japaner haben eine Vorliebe für den Protestantismus und das Deutschthum, und so kluge Politiker wie die Chinesen werden ohne Zweifel einsehen, daß die Zukunft der Cultur und Macht bei den frisch aufstrebenden Germanen liegt" (S. 51). „In Afrika streiten die kinderreichen Deutschen, Engländer, zum Theil auch Holländer, um die Herrschaft." Mit einem Wort, dem Protestantismus gehört bereits die Welt; natürlich aber nicht dem orthodoxen Lutherthum, denn mit diesem steht Dr. Walker gar nicht gut (vgl. S. 73).

Doch vernehmen wir jetzt einiges über den Ultramontanismus, den Gegensatz der „großen protestantischen Ideen", der als das größte aller Uebel im ganzen Buche roth angemalt wird. Was hat er alles Böses in die Welt gebracht! „In einem sehr ultramontanen oder überhaupt politisch sehr kranken Lande kann z. B. unter einem reactionären Regime manches unbestraft bleiben, was früher unter einem conservativen oder liberalen Regime bestraft wurde" (S. 65). Manche alte Unsitte, wie z. B. die Trunksucht, und jener Pseudo-Ehrbegriff, der das Wesen der Ehre nur oder fast nur in physische Tapferkeit setzt, stammt aus dem Mittelalter (S. 75), ist also gleichfalls ultramontan.

„Wenn jemand gegen die kirchlichen Mißbräuche auftrat, so lief er Gefahr, als Ketzer verbrannt oder, wie Papst Hadrian VI., Papst Clemens XIV. und König Karl XI. von Schweden, vergiftet zu werden. Kaiser Joseph II.

wurde zu Tode geärgert, und selbst vornehme, reiche oder berühmte Männer, auch Reformminister, liefen so manche Gefahr" (S. 76). „Der falsche Demetrius war ein Werkzeug der Jesuiten, welches Rußland katholisch machen sollte, aber bald gestürzt wurde." „Thomas Cromwell wurde 1540 von der katholischen Partei gestürzt und hingerichtet" (S. 199; d. h. von Heinrich VIII., weil er die Eheschließung des Königs mit Anna von Cleve zu Stand gebracht hatte, die dem Begründer des Protestantismus nicht gefiel). „Die ultramontanen Länder Europas und Amerikas waren und sind die Hauptherde der Revolutionen. Man denke z. B. an den belgischen Arbeiteraufstand von 1886" (S. 31). „Die irische revolutionäre Bewegung ist im wesentlichen eine extrem ultramontane Agitation" (S. 200 Parnell?). „Der Dualismus (Oesterreich-Ungarns) war einfach ein Werk der feudal-jesuitischen Partei, welche einen Revanchekrieg gegen Preußen-Deutschland plante" (S. 189). Auch „hinter dem Revancheschwindel der Franzosen stecken hauptsächlich Jesuiten und Leute, welche sich bei Kriegslieferungen und Anleihen auf unrechtmäßige Weise bereichern wollen" (S. 222). Aber „selbst in freien Ländern (wie Deutschland) können Jesuiten oder Alliirte derselben in der Maske von Protestanten erscheinen" (S. 47) — eine Heuchelei, die aber z. B. von den Juden ja nicht angenommen werden darf, weshalb die Nachrichten von Masseneinwanderungen der Juden in Preußen bis zu den Ausweisungen von 1885 alle falsch sein müssen (S. 139). Von welchen „Pfaffenintriguen" (S. 9) und „Erbschleichereien der Todten Hand", die selbst vernünftige Leute ins Irrenhaus zu stecken fähig ist (S. 46), sehen sich also diese freien Länder bedroht? Aber Dr. Walker hat noch ganz andere Perlen der Weisheit feil. „Die Greuel der französischen Revolution waren nicht die Folgen der Doctrinen von 1789. Die 1789 geborenen Knaben waren 1793 erst vier Jahre alt. Jene Greuel waren hauptsächlich eine Folge der Bartholomäusnacht und der bourbonischen Unterdrückung der staatswissenschaftlichen Bildung und der Preßfreiheit" (S. 30; wohl unter Choiseul, Turgot und Necker?). „Die relative Ordnung, welche selbst in den schlimmsten Zeiten der Jahre 1848—50 in Berlin herrschte, war andererseits eine Folge der allgemeinen Wehr- und Schulpflicht, des Geistes der Luther-Kant-Hegel'schen Kritik, vor der die Phrasen der Straßendemokratie nicht bestehen konnten. Das heutige Oesterreich und Ungarn zehrt noch von dem geistigen Kapital deutsch-centralistischer Ordnung und Cultur, welches unter Joseph II. und zum Theil selbst unter Bach angesammelt worden ist" (S. 30).

Unbequeme statistische Ergebnisse bereiten Dr. Walker niemals Schwierigkeiten. Das Zweikindersystem der Franzosen wird mit Recht an verschiedenen Stellen gebrandmarkt. Daß die reformirten wohlhabenden magyarischen Bauern im westlichen Ungarn gewöhnlich nur ein Kind pro Ehe haben, und von den dort ansässigen katholischen Schwaben ausverkauft werden, wird S. 175 als „interessante Notiz" nebenbei erwähnt. „A. Wagner u. a. nehmen an [wohl aus Liebhaberei?], daß bei den Protestanten Selbstmorde häufiger sind als bei römischen und griechischen Katholiken. Die Sache ließe sich durch dies und jenes erklären. Wahrscheinlicher ist es indes, daß Dr. med. Bernheim

Recht hat, der darauf hinweist, daß die römische Geistlichkeit gegen Selbstmörder besonders streng ist, und daß aus diesem Grunde in katholischen Gegenden noch mehr Selbstmorde vertuscht werden wie anderswo" (S. 46). Eine auffallende, statistisch festgestellte Thatsache ist die durchschnittliche Unfruchtbarkeit der gemischten Ehen. 1875—81 kamen im Mittel auf rein katholische Ehen 5,2, auf rein protestantische 4,3, auf rein jüdische 4,41 lebend geborene Kinder, auf katholisch-protestantische Mischehen dagegen nur 3,5, auf christlich-jüdische nur 1,65. Dr. Walker hat dafür eine treffliche Erklärung. „Die Gründe der geringern Fruchtbarkeit ihrer Ehen sind offenbar darin zu suchen, daß die Eheleute eben infolge ihrer Mischehen, vor und nach Eingehung derselben häufig Aerger hatten und haben; daß z. B. ein Katholik eine Protestantin erst nach langjährigem Warten, nach dem Tod seiner eifrig katholischen Mutter heiratet; daß die Ehegatten sich nach dem Verfliegen des ersten Liebesrausches enttäuscht fühlen, oder daß sie über die Confession der Kinder streiten. Aehnliche Gesetze dürften in noch viel höherem Grade bei vielen christlich-jüdischen Mischehen wirksam sein, wozu noch Meinungsverschiedenheiten über die jüdischen Speisegesetze u. s. w. kommen können" (S. 138). „Man kann ein guter Protestant sein", heißt es S. 78, „und doch zugeben, daß das protestantische Princip der Freiheit, der Selbstverantwortlichkeit, des Individualismus auch seine Gefahren hat. Unter sonst gleichen Umständen, in dem und dem Fall können z. B. die Protestanten A und B Mißbrauch mit dem Princip der Freiheit treiben, während die Katholiken C und D dieselben unsittlichen Gelüste empfinden [d. h. wohl, dieselben Versuchungen erfahren], aber durch die gewohnte priesterliche Bevormundung von entsprechenden Handlungen [d. h. sündhaften Acten, seien sie äußerlich oder rein innerlich] abgehalten werden. Der Umstand, daß die protestantischen Gegenden und Länder trotzdem in sittlicher, wirthschaftlicher, politischer, wissenschaftlicher und militärischer Beziehung eine große Ueberlegenheit über die katholischen Gegenden und Länder hatten und haben, steht damit nicht im Widerspruch. Die Vortheile des Protestantismus überwiegen eben im großen und ganzen."

Eine der interessantesten Ausführungen des ganzen Buches, die nicht ohne jeden wahren Gehalt wäre, stände sie nur am rechten Platz, und wäre sie nicht entstellt durch ganz thörichte, von krasser Unwissenheit zeugende Anklagen gegen das Mittelalter, schließt Dr. Walker mit den Worten: „Zu einem Gentleman gehört vor allem eine edle, wahrhaft ritterliche Gesinnung, eine wissenschaftliche, oder wenigstens eine gediegene allgemeine Bildung, Redlichkeit und Feinfühligkeit in Geldsachen und in der Politik, ein muthiger Kampf für die Rede- und Preßfreiheit, gegen Gründerbetrügereien, Jesuitenintriguen und zahlreiche andere Mißstände. ‚Noblesse oblige'" (S. 76). Ob in dem vorliegenden Buch, das ungefähr den gesammten Ideenschatz des Verfassers wiedergeben zu sollen scheint, diese Elemente des wahren Gentleman sich finden? Ob vor allem edle, wahrhaft ritterliche Gesinnung, Redlichkeit, Feinfühligkeit und Noblesse auch gegen solche, die anderer religiöser Anschauungen sind als Dr. Walker? Indes gegen das Innere dieses Herrn soll hier kein Urtheil abgegeben werden, nicht einmal gegen alle Bestandtheile

seines Buches, das mitunter auch einen richtigen Wink und mancherlei Material enthält. Aber im ganzen ist es eine traurige, allerdings auch culturhistorisch merkwürdige Erscheinung. So weit also ist es mit deutscher Geistesbildung und deutscher Wissenschaft gekommen, daß ein öffentlicher Lehrer an einer bedeutenden deutschen Hochschule einen solchen Gallimathias, eine solche Unsumme von Fanatismus und Widersinn als Wissenschaft bieten und dabei noch auf künftige Auflagen rechnen darf. Man sollte glauben, eine einzige solche Schrift müßte genügen, den Mann an jeder Hochschule unmöglich zu machen. Und in solchen Vorlesungen hören die künftigen Beamten ihre Staatenkunde!

„Die Kirche der Reformation.“ Ein gläubiger, wie es scheint, aufrichtig religiöser Protestant bringt in der „Neuen Lutherischen Kirchenzeitung“ (1. Jahrg. Nr. 5) in bemerkenswerther Weise seine Klagen über den gegenwärtigen Stand des Protestantischen Kirchenwesens in Deutschland zum Ausdruck. Wir lassen einzelne seiner Ausführungen hier folgen, da sie nach manchen Seiten hin die ernstesten Erwägungen nahe legen. „Das nahende Reformationsfest drängt doch wohl uns allen die Frage auf: Wie steht es denn eigentlich mit der Kirche der Reformation? Sind wir nunmehr in 350 Jahren schon so weit gekommen, daß wir klagen müssen: Der Verfall unserer Kirche ist himmelschreiend! Ist es die Wirkung des Evangeliums, daß die Gotteshäuser in den meisten Gemeinden verlassen dastehen, daß die Altäre von der Majorität der mündigen Glieder gemieden werden, wie solches ja die statistischen Tabellen der Synoden beweisen? Aus einer Reihe von Gemeinden besitzen wir Zählungen der Kirchgänger, und wenn man die Festtage abrechnet, dann besuchen nur sonntäglich $^1/_2$, höchstens 1 Procent den Gottesdienst!! In zwei Kirchen des südlichen Holsteins habe ich in diesem Jahre bei einem wunderschönen Sonntagswetter die Zahl der Kirchengänger festgestellt. In einer Gemeinde von 2700 Seelen waren wir, die Lehrer eingeschlossen, 17 Männer und 11 Frauen. In einer Gemeinde von circa 3600 Seelen zählte ich 14 Männer und 25 Frauen, und mir wurde gesagt, dies sei sonntäglich die Durchschnittszahl. In einem Umkreise von 5 Meilen gab mir ein schleswig'scher Pastor die Zahl der sonntäglichen Kirchenbesucher auf 20—30 an in Gemeinden, die von 2000—4500 Seelen zählten. Gewiß gibt es auch viele Kirchspiele, in denen es weit besser steht. Aber die Zahlen, welche ich aus dem Osten und Westen, wie aus dem Süden Schleswig-Holsteins besitze, lassen das als unzweifelhaft erkennen, daß dies für 70 Procent aller Gemeinden zutrifft.

„Ist es nicht eine ganz entsetzliche, himmelschreiende Thatsache? ..... Welch ein Bild, die Kirche der Reformation am Ausgang des 19. Jahrhunderts! ..... Und fragen wir uns einmal: Woher diese Verwüstung? — Man ist leicht bei der Hand, zu sagen: Das Staatsregiment ist daran schuld; dadurch, daß die Kirche angebunden wird, wie ein Boot hinter dem Staatsschiff, und daß es nun, wie Bischof Monrad über Schleswig-Holstein sagt, durch alle die Klippen mit hindurch muß, in welche das Staatsschiff von

widrigen Winden getrieben wird. — Gewiß, das ist wahr! Ein großer Theil dieser Schuld liegt in dieser Kirchenverfassung, die dem Kirchengebiet nicht gerecht werden kann, weil geistliche Sachen doch nicht fleischlich behandelt werden sollen. Aber die Hauptsache liegt auf dem Gebiet der Lehre. Seitdem man es aufgegeben hat, mit Entschiedenheit auf gesunde, bekenntnißmäßige Lehre zu halten, seitdem diese entsetzliche Zügellosigkeit eingerissen ist, daß jeder Pastor sein Menschenfündlein der armen Seele vortragen darf, seitdem man das Mährlein erfunden hat von der ‚freien Wissenschaft‘ und infolgedessen es duldet, daß auf den Universitäten Professoren es wagen, Gnostizismus statt Christenthum zu lehren, ist der Verfall der Kirche so nothwendig geworden, wie ein Mensch, dessen Knochengerüst verfällt, nothwendig auch seine Glieder nicht gebrauchen kann.

„In der Umgebung von Berlin hat man unter dem Rindvieh — (wir wiederholen diesen drastischen Vergleich ohne jeden böswilligen Nebengedanken) — eine eigenthümliche Krankheit entdeckt. Alle Knochen werden weich, soweit das Rindvieh mit den üppigen Producten der Berliner Rieselfelder genährt wird. Nun die Universitäten sind zumeist solche Rieselfelder geworden, wo üppig die Menschenfündlein ins Kraut schießen. Aber knochenbildend ist die Speise nicht, und daher kommt es zu diesem christuslosen Christenthum, zu diesem bekenntnißlosen Lutherthum, zu diesem Wesen, das weder Fisch noch Fleisch ist!“

Wie wird da überhaupt noch zu helfen sein? Jedenfalls thut es einem leid um den braven, gläubigen Mann, dem die Seelennoth solche Klagen erpreßt, und der darüber die Unhaltbarkeit und das Widersprechende des eigenen Standpunktes nicht erkennt. Mag übrigens auch der Jammer über das „christuslose Christenthum“, das „bekenntnißlose Lutherthum“, das „Wesen das weder Fisch noch Fleisch ist“, dem protestantischen Kirchenthum ausschließlich eigen sein, der Hinweis auf die wachsende Entchristlichung des deutschen Volkes, und das von den Universitäten ausgehende Unheil sollte auch das Herz der Katholiken mit Trauer und ernsten Befürchtungen erfüllen. Verfällt der Protestantismus Deutschlands vollends dem Heidenthum, so schwindet das letzte gemeinsame Band, durch das eine Hoffnung der Einigung, der letzte gemeinsame Boden, auf dem eine Verständigung oder doch ein „Verstehen“ möglich ist.

Ueber Hypnotismus.

Das Interesse, welches der Hypnotismus erregt, verdankt er weniger seiner Neuheit als der Dunkelheit seiner Natur. Derselbe besteht, wie bekannt, in einem künstlich erregten Schlaf, welcher nicht selten in den Zustand des Schlafwachens oder Somnambulismus übergeht. Es läßt sich jedenfalls nicht in Abrede stellen, daß er für uns den Reiz des Geheimnißvollen hat. Das Verlangen aber, dies Räthsel ungewöhnlicher Erscheinungen zu lösen, ist keineswegs als unberechtigt zu verwerfen oder als kindische Neugier zu verachten. Warum sollten wir uns also nicht auch die Frage stellen, was vom Hypnotismus zu halten sei? Es macht sich hier im wesentlichen derselbe Forschungsdrang geltend, welcher uns zu den Ergebnissen der heutigen Naturwissenschaften geführt hat. Wem sollte es aber einfallen, so manche unserer bedeutendsten Geister zu tadeln, daß sie rast- und ruhelos gearbeitet haben, um die dunkeln Tiefen der Natur zu erhellen? Freilich kam ihnen dabei die Körperwelt hilfreich entgegen, indem sie ihre Wirkungen in strenger Gleichförmigkeit so lange wiederholte, bis sie selbst ihr geheimes Gesetz verrathen hatte. Gewiß ist es schwieriger, Ausnahmserscheinungen aufzuklären, und diesen darf der Hypnotismus wohl zugezählt werden. Aber die größere Schwierigkeit macht den Versuch der Lösung nicht weniger vernunftgemäß, sie sollte sogar eine lebhaftere Herausforderung dazu sein.

Es wäre thöricht, allem Außergewöhnlichen ängstlich aus dem Wege zu gehen oder ihm gegenüber einfach die Augen zu verschließen. Wenn dem aber so ist, dann verdient heutzutage der Hypnotismus unter allen ähnlichen Erscheinungen eine besondere Beachtung.

Wir sehen natürlich von den Wundern hier ab, welche ja auch aus dem gewöhnlichen Laufe der Natur als gottgewirkte Ausnahmen hervortreten. Jedoch sei bemerkt, daß auch bei den Wundern Gott sich an unsern Drang wendet, die verborgenen Ursachen zu entdecken, da wir ja

ihn, den Unsichtbaren, und seinen verborgenen Willen aus den staunenerregenden Thaten seiner Allmacht besser erkennen sollen. Darin liegt offenbar eine Billigung jenes Wissensdranges.

Die übrigen ungewöhnlichen Vorkommnisse, über welche uns das Alterthum berichtet, kommen hier ebenfalls nicht in Betracht. Schon wegen der geschichtlichen Unrichtigkeit brauchen wir uns nicht bei jenen unglaublichen Erzählungen aufzuhalten, mit denen die Buddhisten die Lebensgeschichte ihres Stifters ausgeschmückt haben. Lassen wir auch die Fabeln über Aesculap und Apollonius von Tyana auf sich beruhen, die das griechische und römische Heidenthum ersonnen hat. Wenn wir uns so auf solche Thatsachen beschränken, die uns näher liegen und deren Umstände besser festgestellt werden können, bleibt noch immer genug, ja zu viel des Geheimnißvollen zu erklären. Da gibt es Tischrücken, Verkehr mit wirklichen oder vermeintlichen Geistern, was man Spiritismus nennt, und jenen künstlichen Schlaf, der gesteigert sich in eine Art Nachtwandeln umgestaltet. Letzterer, der sogen. Hypnotismus, hat in der jüngsten Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr auf sich gezogen, daß gerade für ihn eine genauere Kenntnißnahme zur gebieterischen Nothwendigkeit wird.

Sehen wir von Spiritismus und seinen Anhängseln, wie Tischrücken und Geisterschriften, auch ganz ab, so lassen sich die veröffentlichten Schriften über Magnetismus oder Hypnotismus allein schon kaum mehr zählen. Bereits vor mehreren Jahren schätzte Perty[1] dieselben auf zehntausend. Wie tief der Hypnotismus ins Volk eingedrungen ist, beweist die traurige Thatsache, daß vor kurzem in Pforzheim und anderen Städten selbst die Schulkinder sich in künstlichen Schlaf versetzten und dabei argen Unfug trieben. Liegt nicht, nebenbei bemerkt, schon hierin eine Widerlegung jener, welche den Hypnotismus zur Erziehung oder doch zur Besserung jugendlicher Verbrecher benutzen wollen?[2]

Wenn nun vollends eine so weit verbreitete Erscheinung vielfach mißbraucht wird, so ist es nicht länger gestattet, dieselbe als ungefährlichen Zeitvertreib unbeachtet zu lassen, oder ihr, um dem Vorwurf der Leichtgläubigkeit zu entgehen, nicht näher zu treten. Ein Mißbrauch ist es aber offenbar, Personen in den künstlichen Schlaf zu versetzen, in welchem sie halberwacht Gespräche führen[3], die anständiger Weise nicht

[1] Die mystischen Erscheinungen. II. Aufl. 1872. Bd. 1. S. 161.

[2] Felix Hément, Hygiène et médecine morales. Membre du conseil supérieur de l'instruction publique.

[3] Franco, Civiltà cattolica. 1888. vol. XI. p. 535.

wiedergegeben werden können; mögen nun die Hypnotiseure Aerzte sein oder nicht. Ein noch schlimmerer Mißbrauch besteht darin, die Dunkelheit und Unerklärlichkeit der Erscheinungen zum willkommenen Anlaß zu nehmen, um den Unterschied zwischen den wunderbaren Wirkungen Gottes und rein natürlichen Vorkommnissen oder gar Werken des bösen Geistes zu verwischen. Das kann nicht echte Wissenschaft sein, die statt Klarheit zu suchen, nur die Wahrheit trübt und dann im Trüben das zu fischen sucht, was nach ihrem Geschmack ist. Zum Beleg bedarf es nur des Hinweises auf eine Stelle aus La Tourette [1]. Wo derselbe von Autosuggestion, Selbsteingebung, spricht, wählt er folgendes bezeichnende Beispiel: „Eine hysterische Kranke ist gelähmt; sie hat eine Hallucination und erhält in ihrem Innern den Befehl, zum Grabe eines beliebigen Heiligen zu wallfahrten, der allein im Stande sei, sie von ihren Leiden zu befreien. Man bringt sie dahin; sie wird geheilt, und nun wird ein großes Geschrei über dieses Wunder gemacht." Wenn nun aber die Kranke nicht hysterisch ist, keine Hallucination hatte und von einem innern Befehl nichts gemerkt hat? Geschrei ist dann nicht nöthig, aber ein wahres Wunder könnte es doch wohl sein. Auch bei dem folgenden Falle ist es nicht schwer, zwischen den Zeilen zu lesen, wohin die Absicht zielt. Bourru, Burat und Mabille behandelten einen hystero-epileptischen Marine-Soldaten [2]. Eines Tages zeichneten sie die Anfangsbuchstaben seines Namens auf dessen Unterarm. Dann sagten sie ihm: „Heute Nachmittag um 4 Uhr wirst du einschlafen, und dein Namenszug wird alsdann an den oben bezeichneten Linien mit blutenden Lettern erscheinen." Der Kranke schlief zur bestimmten Stunde ein, und auf seinem Arm erschienen die erhabenen, leicht blutenden Schriftzüge. Ist da nicht beabsichtigt, daß der Leser damit die stigmatisirten Heiligen in Parallele setze? [3] Schon Perty [4] ging so weit, in Christus dem Herrn den vorzüglichsten Magnetiseur zu finden. Weiter kann einer, der sich noch Christ nennen will, nicht mehr gehen.

Die thatsächlich beim Hypnotismus auftretenden Mißbräuche rücken die Frage nach der Erlaubtheit des Hypnotismus in den Vordergrund — eine Frage, deren Entscheidung nicht dem Naturforscher oder Arzt, sondern dem Theologen zusteht. Hierin liegt für uns ein weiterer Beweggrund, dem sonst

[1] Dreher, Der Hypnotismus. S. 14.

[2] Siehe Mérie, Le merveilleux et la science. p. 105.

[3] Forel, Hypnotismus rc. S. 88.

[4] Mystische Erscheinungen. II. S. 451, und Der jetzige Spiritualismus. S. 216 ff. Aehnlich F. Maack, Einführung in das Studium des Hypnotismus. S. 9.

heikeln Gegenstande näher zu treten, und das um so mehr, als schon seit 1841 die kirchliche Autorität sich wiederholt darüber geäußert hat. Erleichtert wird uns unsere Aufgabe insofern, als beim Hypnotismus eine zuverlässigere Grundlage gewonnen werden kann als bei Geisterseherei und Tischrücken. Die Thatsachen nämlich, auf welche wir uns zu stützen haben, sind fast ausschließlich von wissenschaftlich gebildeten Männern, von Aerzten, festgestellt; wogegen die anderen außergewöhnlichen Erscheinungen nicht selten von wenig zuverlässigen Leuten zur bloßen Befriedigung der Neugier oder auch zur Erwerbung des täglichen Brodes mißbraucht wurden, zwei Nebenabsichten, welche weit vom reinen Streben nach Erkenntniß der Wahrheit abführen.

Das Gesagte wird genügen, um die Behandlung des Hypnotismus zu rechtfertigen, ja als nöthig erscheinen zu lassen. Außerdem zeigt es uns, worauf wir als Ziel hinarbeiten sollen. Es handelt sich nämlich darum, uns, soweit es möglich ist, in der verwirrenden Zahl und Verschiedenheit der Vorkommnisse zurechtzufinden und eine Richtschnur zu suchen, nach welcher wir ihren Werth oder Unwerth beurtheilen können. Zu dem Zweck wollen wir in folgender Ordnung vorangehen. Zuerst ist das Entstehen ins Auge zu fassen, mithin die zu Tage tretenden Ursachen. Darauf sind die Erscheinungen des Hypnotismus nach glaubwürdigen Quellen zusammenzustellen. An diese Aufzählung knüpft sich naturgemäß die Frage, wieviel davon als erwiesener Thatbestand angenommen werden müsse. Haben wir so eine genügende Grundlage aus der Erfahrung gewonnen, so ist wenigstens der Versuch zu machen, alles natürlich zu erklären, d. h. es ist zu untersuchen, ob der Zustand, in sich genommen, ein rein natürlicher sein könne, und ob den angewendeten Mitteln eine entsprechende Kraft von Natur aus zukomme. Der Entscheid über Erlaubtheit oder Verwerflichkeit wird sich dann als Folgerung aus dem Vorhergehenden ergeben.

I.

Beginnen wir mit der Untersuchung des Entstehens. Schon gleich bei der ersten Frage, ob jeder hypnotisiren und ob jeder hypnotisirt werden könne, erhalten wir keine oder widersprechende Antworten. Der erste Theil der Frage wäre von großer Wichtigkeit, um die wahre Ursache der Erscheinungen zu entdecken. Denn wenn nicht jeder beliebige die natürliche Veranlagung besitzt, um die Kunst des Einschläferns erlernen und ausüben zu können, so muß die Wirkung der Eigenschaft des Hypno-

tisirenden als ihrer Ursache zugeschrieben werden, oder wenigstens als einer nothwendigen Vorbedingung. Allerdings könnten noch andere mitwirkende Ursachen außerdem vorhanden sein. Indessen läßt es sich einstweilen nicht feststellen. Man kann doch nicht uns alle ohne Ausnahme nöthigen, den Versuch zu machen und an so vielen verschiedenen Leuten zu wiederholen, bis wir mit Sicherheit behaupten könnten, wir seien dazu im Stande oder nicht. Ob noch ein anderer Weg zur Lösung möglich ist, hängt vom Ergebniß ab. Wenn es nämlich gelingt nachzuweisen, daß ein glänzender Knopf ohne Zuthun des Hypnotiseurs den Schlaf erzeugt, so ist damit der gestellten Frage die Voraussetzung entzogen. Denn dann ist überhaupt nicht der Mensch, sondern der leuchtende Gegenstand allein äußerer Grund des erzeugten Schlafes. Sollte es dagegen ohne moralischen oder physischen, gleichzeitigen oder vorhergehenden, Einfluß eines Menschen nie gelingen, dann bleibt die Frage offen, ob es alle oder nur einige vermögen. Zu einer Streitfrage ist dieser erste Theil nicht geworden, da bisher kaum Versuche zur Lösung gemacht worden sind und sich noch keine einander entgegenstehende Ansichten ausgebildet haben.

Dr. Engelbert Fischer[1] entscheidet sich für Ausschluß eines jeden Einflusses von seiten des Magnetiseurs. Er sagt: „Nicht allein läßt sich all das, was wir aus analogen Fällen gesehen haben, aus subjectiver, ungewöhnlicher Nervenerregtheit erklären, sondern wir können auch positiv und experimentell nachweisen, daß bei Hervorbringung des hypnotischen Zustandes keineswegs, wie die Mesmeristen annehmen, eine besondere magnetische Kraft oder ein eigenartiges Fluidum oder ein sonstiges geheimnißvolles Agens im Spiele ist und von dem Magnetiseur auf den Magnetisirten übergeht. Denn man kann ja, wie wir jetzt bestimmt wissen und durch das Experiment handgreiflich zeigen können, den magnetischen Zustand oder die Hypnose auch allein ohne alle und jede Mitwirkung und Gegenwart eines Magnetiseurs erzeugen. So habe ich bei den meisten meiner Versuche gar nichts zur Hervorrufung des hypnotischen Zustandes mitgewirkt." Kurz gesagt: Wir können uns selbst hypnotisiren, also trägt der Hypnotiseur gar nichts dazu bei. Allein wir dürfen eigentlich nur schließen, daß Hypnotiseur und Hypnotisirter nicht zwei verschiedene Personen sein müssen, aber nicht, daß der Hypnotiseur gar nichts beitrage. Man erlaube uns den Vergleich mit einem täglichen Vorkommniß. Daraus, daß ich mich selbst rasiren kann, werde ich keinem

[1] Der sogenannte Lebensmagnetismus. S. 69.

Barbier beweisen, daß er nichts leistet, wenn er seine Kunst an mir ausübt. Weiter kommt Dr. Fischer zu dem Schluß, weil man beliebige glänzende Gegenstände zum Einschläfern benutzen könne, so folge, „daß auch im Fixirobject nicht der eigentliche Grund der Hypnose liege". Es wird jetzt allgemein zugegeben, was auch Dr. Fischer vorhin behauptet, daß kein magnetisches Fluidum anzunehmen ist. Aus dem hier Gesagten ergibt sich, daß eine ungewöhnliche Erregtheit der Nerven und eine entsprechende gleichfalls ungewöhnlich gesteigerte Phantasiethätigkeit die nächste Ursache der hypnotischen Zustände, vielleicht ihr erstes Stadium ist. Die weitere Ursache ist dann in allem zu suchen, was das Ungewöhnliche der Erregtheit erzeugen kann. Wir müßten also zunächst klar und bestimmt wissen, worin das Außergewöhnliche der Erregtheit bestehe, welche in so auffallender Weise in die Erscheinung tritt, um die wahre Ursache zu ermitteln.

Ganz unbeantwortet brauchen wir indessen die grundlegende Frage nicht zu lassen; wir können uns eine Ansicht bilden, welche jedenfalls Gründe für sich hat. Da es nämlich sogar Schulkindern untereinander gelungen ist, so dürfen wir wohl annehmen, daß es jedem wenigstens bei irgend einem nach irgend einer Methode, falls alle Umstände sich günstig gestalten, gelingen werde, den Schlaf hervorzurufen. Dabei muß leider unentschieden bleiben, ob er persönlich etwas beiträgt, oder ob alles auf Rechnung der angewandten Mittel zu setzen ist.

Anders verhält es sich mit dem zweiten Theil der Frage, ob nämlich jeder Mensch hypnotisirbar sei. Hier antworten einige, jedermann sei es, andere stellen es in Abrede. So glaubt F. Maack[1], jeder sei hypnotisirbar, Mittel und Wirkung seien aber bei den einzelnen verschieden. Dem gegenüber behauptet J. Ochorowicz[2] nach zahlreichen Versuchen: „Nach meiner persönlichen Erfahrung glaube ich zugeben zu müssen, daß man kaum 30 % finden wird, welche in den hypnotischen Zustand sich versetzen lassen, wenn man aus allen Klassen der Gesellschaft beliebig die Leute auswählt und sich nicht auf krankhafte beschränkt; etwa 15 % sind für den schlafwachen oder somnambulen Zustand befähigt." Ochorowicz hatte eine Art von Instrument ausgesonnen, das er Hypnoskop nannte. Es bestand aus einem kleinen Magneten in Form einer gespaltenen Röhre. Bei der Untersuchung wurde der Finger so hineingesteckt, daß seine innere Fläche die beiden Pole berührte; Sammlung und Stillschweigen waren weitere

[1] Einführung ꝛc. S. 4. [2] Revue de l'hypnotisme. 1er août 1886.

Erfordernisse. Schon nach zwei Minuten zog man den Finger zurück, es war allen Anforderungen genügt. Alle jene, welche unwillkürliches Zucken und Zerren im Finger oder sonst im Körper, Gefühllosigkeit, Hitze- oder Kältegefühle, jenes eigenthümliche Stechen oder Brennen, das man im gewöhnlichen Leben mit „Einschlafen" zu bezeichnen pflegt, Hang zum Schlaf verspürten, — alle jene galten als hypnotisirbar, die anderen nicht. Seine zahlreichen Versuche und das Uebereinstimmende seiner erzielten Ergebnisse verschafften ihm ein nicht unbedeutendes Ansehen. Ihm folgte Geßmann. Ueber den Werth der Untersuchungsart mag jeder denken, wie er will, uns kommt es nur darauf an, daß nach seiner Erfahrung nur 30 % sich beeinflussen lassen. Beaunis von Nancy, dem es auch nicht an Sachkenntniß und Erfahrung gebricht, gibt durchaus verschiedene Zahlen. Bei Kindern zwischen 7 und 14 Jahren fand er 55,3 %, welche sich in somnambulen Zustand versetzen ließen. Andere Procentsätze stellt Max Nonne[1] zusammen. Nach seiner eigenen Erfahrung waren unter 130 beliebig ausgewählten Individuen nur 16, 8 Männer und 8 Frauen, jeder Einwirkung unzugänglich. Van Renterghem in Amsterdam gelang es, unter 178 Personen nur bei 16 nicht, Forel in Zürich unter 105 bei 11 nicht. Wetterstrand in Stockholm gelang es unter 718 sogar bei 701; nur 17 erwiesen sich als unempfänglich. Es bleibt uns also nichts übrig als weitere Forschungen abzuwarten. Sollte etwa Méric[2] recht haben, wenn er sagt: jede Person, welche hypnotisirbar ist, befindet sich in einem krankhaften Zustande?[3] Dann wären vollkommen Gesunde auszuschließen.

Die Erwägung, welche Eigenschaften von seiten des zu Hypnotisirenden hinderlich, welche förderlich sind, führt uns über zu der verschiedenen Art und Weise, wie der künstliche Schlaf hervorgerufen wird. Nach den Beobachtungen von Dr. E. Fischer (S. 79) sind alle Mittel vergeblich, wenn infolge einer vorhergegangenen Krankheit die Nerven wenig erregbar sind. Es wäre nicht ohne Belang, die Versuche bei Gesunden anzustellen, welche sich in der gewöhnlichen Weise vollständig ausgeschlafen haben. Ob es sogleich nachher gelingen werde oder nicht, ist, wie F. Maack[4] bemerkt, nicht festgestellt. Wie nun Mangel an Reizbarkeit als Hinderniß angegeben wird, so auch andererseits verschiedene Arten von Ueberreiztheit. Eine derartige Ueberreiztheit findet sich beispielsweise bei gewissen Geisteskranken.

[1] Sammlung klinischer Vorträge. Nr. 346. S. 3108 f.

[2] Méric, Le merveilleux et la science. p. 178. [3] p. 123.

[4] Einführung &c. S. 10 Anm.

Dr. A. Voisin, Arzt an der Salpetrière[1], stellte durch verschiedene Versuche gegen Berger und Bernheim, welche die Möglichkeit in Abrede gestellt hatten[2], fest, daß auch Geisteskranke hypnotisirt werden können. Er verspricht sich sogar die schönsten Heilerfolge von dem eingeschlagenen Verfahren, muß aber beifügen, es wäre ein Glück für die Geisteskranken, wenn sie alle hypnotisirbar wären. Damit ist eingestanden, daß sie es nicht alle sind. Ob es ein Glück oder Unglück für dieselben ist, können wir hier dahingestellt sein lassen. Eine andersartige Aufregung folgt dem Genusse von Alkohol. J. Sallis erklärt in seiner Schrift über hypnotische Suggestion (S. 27), daß es ihm nie möglich war, bei Versuchspersonen, welche Alkohol genossen hatten, die erste Hypnose zu erzielen, während bei denselben nach Vorenthaltung geistiger Getränke die Hypnose unschwer eingeleitet wurde. Eine weitere Disposition von seiten der einzuschläfernden Person ist die Einwilligung. Braid[3], Beaunis[4], Bernheim[5] erklären unumwunden, daß, wenn die Einwilligung nicht frei gegeben oder durch Einschüchterung und Ueberredung erlangt wird, alle Bemühungen des Hypnotiseurs vergeblich seien[6]. Das gilt wenigstens für das erstemal, jedoch scheint eine einmalige Zustimmung für wiederholte Behandlungen auszureichen; Weigerung ist bei den folgenden Hypnosen jedenfalls schwerer, wenn nicht moralisch unmöglich. Jedermann sieht leicht, welche Folgen in Bezug auf die Verantwortung des Eingeschläferten aus dessen freiwilliger Hingabe an einen andern sich ergeben.

Ferner pflegen noch als störend oder hemmend folgende, mehr zufällige oder vorübergehende Dispositionen erwähnt zu werden. Außer der anhaltenden Erschlaffung, welche von einer Krankheit verursacht wurde und deren bereits gedacht ist, gehört hierhin jedes Unaufgelegtsein, mag es nun von Uebermüdung oder Unwohlsein herkommen, von Hunger oder reichlichem Genuß von Speise und Trank; selbst dann, wenn es nur aus Abneigung gegen den Hypnotiseur herrührt. Diese Art von Hemmniß läßt sich leicht auf die zuerst angeführten zurückführen. Es liegt nämlich eine geringere Erregbarkeit der Nerven, oder eine bald stärkere bald schwächere Abneigung

[1] De l'hypnotisme et de la suggestion hypnotique dans leur application au traitement des maladies nerveuses et mentales.

[2] Ronne a. a. O. S. 3117 bemerkt gleichfalls, „daß Geisteskranke nicht beeinflußbar sind, darin stimmen alle überein".

[3] Braid, Neurupnologie. p. 18.

[4] Beaunis, Le somnambulisme provoqué. p. 34.

[5] Bernheim, Revue médicale de l'Est 1884. p. 556. Meric p. 164.

[6] Max Ronne, Sammlung klinischer Vorträge. Nr. 346. S. 3126.

des Willens vor. Ueberdies ist noch beobachtet worden, daß Aufregung, Zerstreuung, lärmende Umgebung, welche ja auch den natürlichen Schlaf fernzuhalten pflegen, höchst ungünstige Umstände sind[1]. Damit hängt zusammen, daß flatterhafte Personen wenig geeignet erscheinen. Wo aber mag der Grund liegen, daß es mit kleinen Kindern nicht gelingt? Es ist doch im Lauf der Jahrhunderte wohl kein Mittel unversucht geblieben, um sie in Schlaf zu bringen. Der Grund könnte höchstens darin gefunden werden, daß ihr Gehirn und folglich ihre Einbildungskraft noch nicht hinreichend entwickelt sei. Sie wären somit wohl aus einer ähnlichen Ursache ungeeignet wie manche Blödsinnige oder Narren.

Andererseits gibt es Zustände in den zu beeinflussenden Personen, welche förderlich sind. Diese Ansicht wird in ihrer Allgemeinheit von keiner Seite angezweifelt. Entsprechend den bereits aufgezählten Hemmnissen scheinen sich die günstigen Verhältnisse, insoferne sie in der Persönlichkeit ihren Grund haben, auf zwei zurückführen zu lassen: nämlich je größer die Empfänglichkeit gegen äußere Eindrücke und je geringer die Widerstandskraft des Willens ist, desto sicherer steht der Erfolg in Aussicht. Dahin gehören nach Ansicht der bekannten Pariser Aerzte an der Salpetrière die hysterischen Personen[2]. Bei denselben stellt sich nämlich ein höherer Grad von Reizbarkeit oder Erregbarkeit ein. Der Erfolg tritt leicht ein, sobald es gelingt, ihre gespannte Aufmerksamkeit auf den angewandten Gegenstand zu richten. Wenn nun Max Nonne[3] sagt, alle Beobachter stimmten darin überein, daß die Hysterischen schwer zu hypnotisiren seien, weil sie so wenig im Stande seien, ihre Gedanken dauernd an einen Gegenstand zu heften, so können wir darin keinen directen Widerspruch finden. Sind nämlich diese Kranken einmal so weit gebracht, sich genügend zu sammeln, was nicht leicht sein mag, so wirkt bei ihnen das angewandte Mittel leicht und bald. Die Empfänglichkeit ist groß, die Sammlung schwierig. Aehnlich mag es nicht leicht sein, einem Kinde eine Arznei beizubringen; ist sie aber glücklich eingenommen, so wirkt sie leichter und kräftiger als bei Erwachsenen. Wegen der größern Erregbarkeit gilt bei den meisten das weibliche Geschlecht als günstiger veranlagt, obschon andere, wie Max Nonne widersprechen. Jugendliches Alter, bei dem zur

[1] Maack, Einführung &c. S. 3. Fischer a. a. O. S. 9.

[2] Méric, Le merveilleux et la science. p. 176. Dreher, Der Hypnotismus. S. 11.

[3] Klinische Vorträge. Nr. 346. S. 3100. Sallis, Ueber hypnotische Suggestion. S. 9.

Lebhaftigkeit der Einbildungskraft sich größere Fügsamkeit des Willens gesellt, gilt allgemein als vortreffliche Vorbedingung. Bei einer und derselben Person ist jene Ruhe, in der die Nerven des Gehirnes nicht bereits anderweitig stark in Anspruch genommen sind, der Aufregung, der Angst oder dem Unbehagen entschieden vorzuziehen. Was andererseits den Willen betrifft, so soll die Gewohnheit zu gehorchen, insofern dieselbe eine natürliche Lenksamkeit zur Folge hat, besser vorbereiten. Als Beispiele führt Maack[1] Soldaten, Arbeiter, Taglöhner an. Es scheint sich also um Leute zu handeln, welche mehr oder weniger blindlings gehorchen.

Um der Ursache des Hypnotismus nachzuforschen, war es nöthig, auf das aufmerksam zu machen, was ihm als Hinderniß entgegensteht, und auf der andern Seite auf alles, was ihm als Förderung entspricht. Wir haben uns nun nach den Mitteln umzusehen, welche die Erscheinung hervorrufen, bevor wir diese selbst aufzählen.

Dr. F. G. Guermonprez, Professor der Medicin an der freien Universität zu Lille, will uns die Aufgabe recht leicht machen. In seiner Schrift „Der Hypnotismus und die Suggestion“ (S. 15) bestätigt er die Ansicht Dr. Grassets, wenn er sagt: „Alle langdauernden und einförmigen Sinnesempfindungen können den hypnotischen ebenso wie den natürlichen Schlaf hervorrufen; bei geeigneten Individuen haben plötzliche und starke Eindrücke das gleiche Ergebniß.“ Wir erlauben uns, daran zu zweifeln. Bei einer langweiligen Lesung ist schon mancher eingeschlafen, immer sehr natürlich; warum nie hypnotisch? Trotzdem es übereilt erscheint, so ganz allgemein von beliebigen gleichförmigen Sinneseindrücken den künstlichen Schlaf abhängen zu lassen, so ist dennoch die Zahl der Mittel bereits außerordentlich groß, und eine Verallgemeinerung liegt jedenfalls nahe. Beispielsweise wendet man gleichmäßiges Streichen mit oder ohne Berührung an, das starre Hinschauen auf einen leuchtenden Gegenstand, ein gespanntes Horchen auf das Ticken einer Uhr. Wir hätten es also hier mit Tast-, Gehör- und Gesichtssinn zu thun. Sollte es auch beim Geruchs- und Geschmacksinn möglich sein? Wenn nicht, so dürften wir darin einen weitern Hinweis auf die eigentliche Ursache sehen. Letztere pflegen nämlich die Einbildungskraft weniger gefangen zu nehmen als die drei erstgenannten Sinne. Den andauernden, gleichförmigen Eindrücken stehen die kurzen, heftigen scheinbar entgegen. So benutzt man in der Salpetrière[2]

[1] Einführung &c. S. 3.

[2] Méric, Le merveilleux etc. p. 159.

das Aufblitzen einer Magnesiumflamme oder des elektrischen Lichtes, einen starken Schlag auf den Tam-Tam; auch genügt wohl ein schwacher Druck auf einzelne Theile des Körpers, z. B. über der Stirne. Derartige Stellen hat man hypnogene genannt und gefunden, daß sie bei verschiedenen Personen nicht dieselben sind.

Als ein durchaus verschiedener Weg, um zu demselben Ziele zu gelangen, stellt sich das Einreden oder die Suggestion dar. Schon dem Portugiesen Faria gelang es durch den bloßen Befehl: „Schlafe", den beabsichtigten Zustand herbeizuführen. Bernheim[1] und andere hypnotisiren entweder durch bloßes Einreden oder dessen Verbindung mit den obgenannten Mitteln. Sie zählen dem zu Hypnotisirenden vor, was mit ihm vorgehen soll: „Sie fühlen, wie Ihre Augendeckel schwer werden, Ihre Augen ermüden, sie fallen Ihnen zu, alles verschwimmt vor Ihren Augen, jetzt sind sie geschlossen, der Schlaf übermannt Sie — schlafen Sie." Nur selten tritt der Schlaf nicht ein. Bei Wiederholungen stellt sich der Schlafzustand fast sofort nach einigen Worten ein, ja bei Beaunis[2] gelang es sogar ohne Beisein des Hypnotiseurs, indem die betreffende Person nur selbst zu sagen brauchte: „Jetzt schläfern Sie mich ein."

Bei den folgenden Hypnosen gelingt es leichter und schneller. Liégeois konnte eine anderthalb Kilometer von ihm entfernte Person, Burot und andere schriftlich hypnotisiren[3]. Die erforderliche Zeit, um eine erste Hypnose herbeizuführen, ist sehr verschieden. Zuweilen genügen 3 oder 4 Minuten, anderemale reicht eine halbe Stunde nicht aus; im Durchschnitt ist eine Viertelstunde erforderlich[4]. Es kann auch vorkommen, daß erst nach vielen vergeblichen Versuchen der Schlaf eintritt. Beaunis[5] kam einmal erst im dritten Monate zum Ziel.

Die mehr angedeuteten als beschriebenen Methoden weisen sämmtlich auf eine Beeinflussung der Einbildungskraft als nächsten Zweck hin. Daher sind Ruhe, Stille, Ausschluß zu grellen Lichtes erforderlich, und alles, was aufregen oder zerstreuen kann, wird ferne gehalten.

Das Aufwecken andererseits scheint wenig Schwierigkeit zu bieten. Ein gelindes Anblasen, Zufächeln kühler Luft, das Oeffnen eines nahen

[1] Max Nonne, Ueber Hypnotismus. S. 3102.

[2] Méric, Le merveilleux etc. p. 162.

[3] Liégeois, Revue de l'hypnotisme. Juillet 1886. Burot, Revue de l'hypnotisme. Février 1887.

[4] Sallis, Ueber hypnotische Suggestion. S. 8.

[5] Somnambulisme provoqué. 1886

Fensters, wodurch ein frischer Zug über den Schlafenden hinstreicht, genügen. Den gleichen Erfolg kann auch hier das sogenannte Einreden haben. Der laute Ruf: „Erwache!“ ruft das Bewußtsein zurück. Weil aber zu gewaltsames Wecken wiederholt üble Folgen hatte, so bereitet man allmählich vor. Man sagt beispielsweise: „Wenn ich die Hand an Ihre Stirne lege, werden Sie erwachen.“ Dann erweckt das leichte Anlehnen der Hand.

Das hier Zusammengestellte möge genügen, um die Art und Weise, in welcher der hypnotische Zustand entsteht, zu charakterisiren. Wir müssen dazu übergehen, den Zustand selbst zu beschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

H. Haan S. J.

Der „Mordversuch“ gegen den König von Portugal (1758).

1. Die Verwundung des Königs.

Auf den König von Portugal, Joseph I., sollen bei einer Ausfahrt in der Nacht vom 3. auf den 4. September 1758 mehrere Schüsse abgefeuert worden sein und dem Könige eine Verwundung am Arme beigebracht haben. Die Ursachen dieses „Mordversuches“ sind bis heute noch in Dunkel gehüllt. Die vielen falschen Gerüchte, die gleich anfangs verbreitet wurden, der formlos geführte Proceß und die Hinrichtung der Edelsten des Landes haben zu der Vermuthung Anlaß gegeben, als sei der König gar nicht durch einen Schuß verwundet worden; wie ja auch Pombal in seinem, bald nach dem Vorfall ausgegebenen Rundschreiben an die fremden Gesandten erklärte, der König habe sich die Verwundung durch einen Sturz von der Treppe zugezogen. Es dürfte deshalb nicht ohne Interesse sein, die Berichte eines Mannes zu vernehmen, der, an Ort und Stelle weilend, ein Interesse daran hatte, möglichst genauen Aufschluß zu geben; der zudem durch seine sehr engen Beziehungen zu Carvalho in keiner Weise geneigt war, diesem seinem Freunde Unrecht zu thun; es ist dies der kaiserliche Gesandte zu Lissabon, Graf Sigmund von Khevenhüller-Metsch.

Erst zwanzigjährig war Graf Sigmund im Jahre 1752 dem damaligen Monsignor Migazzi beigesellt worden, als dieser nach Madrid reiste, um den dortigen Gesandten Graf Esterhazy abzulösen. Da ihm aber das Klima in Madrid nicht zusagte, rief ihn die Kaiserin auf Wunsch der Eltern zurück und gab ihm 1754 eine Stelle an der Hofkammer[1]. In demselben Jahre heiratete der junge Graf die Fürstin Amalie Liechtenstein; zwei Jahre später erhielt er die Ernennung zum kaiserlichen Gesandten am Hofe zu Lissabon. Im Mai 1756 treffen wir ihn auf seiner Reise in Brüssel, im Juli in Paris, im September in Madrid, wo er durch verschiedene Umstände aufgehalten wurde. Am 6. December brach er dann endlich von Madrid auf und langte am 19. December in Lissabon an. Mit Carvalho, dessen Frau, wie bekannt, eine Gräfin Daun war, trat er gleich anfangs auf so vertrauten Fuß, daß er sich bei ihm stes ungebeten zu Gaste laden durfte. Schon in dem Schreiben vom 23. December hat Khevenhüller eine Commission für Madame Carvalho auszurichten: da ihre Schwester durch die Verehelichung mit dem Baron von Wallhorn des Zutrittes zum Wiener Hofe beraubt worden sei, so möge man dieselbe in Anbetracht der Daun'schen Familie wieder zulassen. Der Gesandte befürwortet diese Bitte, „umsomehr als Carvalho dem Ansehen und der allgemeinen Aussage nach immerfort, ja fast mehr als jemalen das Staatsruder des ganzen Königreiches fast willkürlich und ohne Ausnahme führt". Dieser letzte Umstand, der auch für unsere Frage von Wichtigkeit ist, wird noch ausführlicher betont in der ersten Relation vom 27. Januar 1757 an die Kaiserin. Dort heißt es: „Es ist noch immer der schon bekannte Sebastian de Carvalho, welcher bis auf diese Stunde des Königs ganzes Vertrauen ebenso unumschränkt als einzig und allein besitzet; denn obwohl er dem Ansehen zufolge der Besorgung der auswärtigen Geschäfte nicht mehr vorstehet, so geschieht doch ohne sein Wissen und Willen weder in diesem, noch auch in einem andern Departement das Geringste, und scheint es, daß all' die übrigen Capi in der Sach selbst lediglich subalterni von ihm seien, und er sich selbe, sowie besonders den zeitlichen Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Luis Da Cunha, als Gehilfen oder vielmehr Namensträger nach eigenem Gutachten zugesellet habe. Dieses ist wenigstens die allkundige Meinung, welche noch dadurch sehr bestärkt wird, daß man

[1] Vgl. Adam Wolf, Aus dem Hofleben Maria Theresia's nach den Memoiren des Fürsten Joseph Khevenhüller. Wien 1858. S. 34.

erwähnten Da Cunha für einen Mann von blödem Geiste haltet, der sein Thun und Wollen blindlings nach den Winken des Carvalho lenket und leitet. Es ist klar und deutlich zu erkennen, wie sehr er anstehe, ja recht zaghaft sei, über auch nur sehr geringe Dinge zu antworten, über welche er sich nicht vorläufig mit Carvalho vernommen; und geschieht es, daß man mit diesem letztern von einer Sache zuerst redet, so darf man sicher zählen, daß die Worte des Da Cunha nach der Hand ein bloßer Wiederhall der Carvalhischen und sozusagen eine förmliche Ausgab seien.... Seiner sonstigen Leutseligkeit ungeachtet ist mit ihm (Da Cunha) überhaupt derentwillen sehr hart umzugehen, weil er außer der portugiesischen keine als die französische Sprache, diese aber sehr mühsam redet und ihrer nicht wohl mächtig, sohin sich auszudrücken recht verlegen ist.“

Zur Zeit, als die Verwundung des Königs erfolgte, befand sich Graf Khevenhüller auf einem Landgute in der Nähe der Stadt. Von diesem aus schrieb er am 5. September 1758 an Kaunitz in einer Nachschrift: „Diesen Augenblick kommt mir die Nachricht, daß dem Könige zur Ader gelassen worden. Obschon dies aber aus keinem andern Grund beschehen sein solle, als damit Ihre Majestät bei Ihrem etwas stärker denn gewöhnlich sich zeigenden Schwindel solche nützliche Vorsicht gebrauchen möchten, so werde mich gleich Morgens nach Lissabon begeben, um wegen dieser Gesundheitsumständ die förmliche Anfrage bei Hofe zu verrichten.“ [1]

Nach genauen Erkundigungen sandte dann Khevenhüller an Kaunitz am 12. September eine lange, ganz chiffrirte Depesche. „Gleich bei meiner hiesigen Ankunft hörte ich den allgemeinen Ruf, so die Krankheit des Königs einem ihm beigebrachten Schuß zuschreiben. Euer Excellenz erachten von selbst, wie schwer einem fremden Minister fallen müsse, die Wahrheit ergründen zu können, sonderlich da möglichst getrachtet wird, dieses Unglück geheim zu halten, und der Mangel der dabei gegenwärtig gewesenen Zeugen alle Nachfrage vergeblich macht. Mir war seit langer Zeit des Königs vertraulicher Umgang mit einer hiesigen Dame, Marquise Tavora, und der darüber geschöpfte Argwohn ihrer sehr ehrgeizigen Verwandten bekannt. Wiewohl nun nach hiesiger Denkungsart in dergleichen Gelegenheiten auch der Souverän selbst nicht verschont wird, und also ein Verdacht auf besagte Anverwandten fallet, so gebe ich doch denjenigen Personen Beifall, welche glauben, daß der mörderische Anschlag

[1] Geh. Staatsarchiv in Wien. Portugal 1758.

auf den bei jedermann verhaßten Hofbedienten Teixeira (Texeira), welcher damalen in der Gesellschaft des Königs war, gemünzt gewesen. Insgemein wird dieser Vorfall also beschrieben.

„Der König in Begleitung des Teixeira sei bei Zurückfahrt von der Marquise Tavora mit vier Schüssen empfangen worden, wovon jeder fünf bis sechs Kugeln geführt; sieben Kugeln hätten die Chaise durchlöchert, drei den Teixeira an der Seiten verwundet, ein Maulthier sei getödtet, der Kutscher zu Boden geworfen und des Königs rechter Arm getroffen worden; der König sei mit dem zweiten Thier, so er selbst angeführt, entflohen, hätte den Teixeira in das Haus des M. Angeia gebracht und alsogleich den Da Cunha und Carvalho kommen lassen. Da hierüber ein heimliches Murmeln bei Hof entstanden, (habe) die Königin einen Argwohn geschöpft und sich augenblicklich zum König begeben, welcher, um diesen Zufall zu verbergen, sich in ihrer Gegenwart nicht verbinden lassen, sondern einen Fehltritt über die Stufen einer Gartenstiege beigemessen, gleichwie solches gegen die fremden Minister sowohl als das ganze Publikum vorgegeben wird; sicher ist, daß man ein und den andern Schuß in der Gegend des Hauses der Marquise um eben solche Stund, nämlich zwischen ein und zwei Uhr nach Mitternacht, 4. September, gehört; daß Teixeira ebenfalls bettlägerig sei, und obschon derselbe Tags darauf bei Hof eine augenblickliche Erscheinung gemacht, doch jedermann gewahr worden, daß er ohne Beistand seines Bruders sich nicht auf den Beinen zu halten vermochte. Das Weib des Kutschers erzählte die ganze Begebenheit, beklagt den Zustand ihres Mannes, und äußert dabei, daß ihr und ihren Kindern eine Versorgung versprochen worden. Um die Neugierde zu verhindern, wurde die sonst öffentlich stehende Chaise sorgfältig versperrt. Alle diese Umstände, der versagte Zutritt zu dem König, sowohl für die königliche Familie als sonst vertraute Bedienten, der bei Hof in Beschreibung des Zufalls sich stets zeigende Widerspruch, der achtmalige Aderlaß machen obige Erzählung sehr glaubwürdig. Ich habe mich hierunten der Freundschaft des Carvalho zur Anfrage nicht bedienen können, jedoch um ein wahrscheinliches Urtheil zu fällen, brachte ich im Discours vor, es hätte ein Jesuit, so als Missionarius in Maranham für ein Heiliger gehalten und nebst einigen Mitbrüdern gefangen nach Portugal gebracht worden, in einem Schreiben an den Papst vorgesagt, dem König würde noch vor dem Geburtsfest Maria ein großes Unglück zustoßen und darauf die Jesuiten in das Predigtamt und den Beichtstuhl wieder eingesetzt werden. Carvalho zeigte sich sehr erschrocken, und anstatt

über den Ungrund dieser Prophezeiung sich aufzuhalten, gab er mir zur Antwort: er begreife nicht, warum man jetzt mit Prophezeiung hervorkommen wolle und warum diese Prophezeiung nicht auch das große Erdbeben vorgesagt hätte. — Wenn die Krankheit des Königs gefährlich gewesen wäre, würde ich gleich einen Courier nach Wien geschickt haben; gegenwärtig aber müßte mich eine solche Abschickung verdächtig machen, weswegen mich dieses langen Ziffers bedienen müssen. Uebrigens ist in Portugal eine unglaubliche Fermentation, welche leicht die traurigsten Folgen nach sich ziehen dürfte." [1]

Am 19. September meldet Khevenhüller, daß die Königin in Stellvertretung die Regierung übernommen und dabei große Gewandtheit zeige. „Der ehemalige Staatssecretär Diego de Mendoza", so heißt es in der Depesche vom 26. September, „ist aus seinem Exil unfern Oporto durch ein Detachement Soldaten abgeholt, auf ein Kriegsschiff gebracht und nach Angola, andere sagen nach einer Azorischen Insel abgeführt worden. Da die Königin vor Zeiten diesen Mann ihres Vertrauens gewürdigt, so ist glaublich, daß bei den hiesigen nunmehrigen Umständen ihrer Regierung Carvalho sich vor ihm gefürchtet und ihn habe aus dem Weg räumen wollen. Die Flotte von Rio de Janeiro, so gestern auslaufen sollen, bleibt bis auf den 30. September zurück gehalten. Man weiß, daß in dortigen amerikanischen Gegenden ein öffentliches Mißvergnügen herrscht und besonders niemand den Wein um den hier von der Handlungs-Compagnie ausgesetzten Preis kaufen wolle. Ueberhaupt muß die allgemein gefährlichen Bewegungen sowohl in Portugal als in den zugehörigen Landen nochmals bestätigen. Der Besserungsstand des Königs, dem man jüngsthin etliche eingestoßene Holztrümmer von der Chaise aus dem Leibe schneiden müssen, nimmt täglich zu."

Von der Besserung reden dann in den verschiedensten Variationen die folgenden Berichte; bald soll es besser gehen, bald wieder schlechter. Dieselben Berichte geben auch wiederholt Kunde, wie Pombal die Netze enger und enger zieht, um seiner Opfer sicher zu sein. So am 10. October: „In Lissabon ist ein neues Regiment eingerückt und noch ein anderes soll zur Verstärkung folgen, so zu verschiedenen bedenklichen Gesprächen Anlaß gibt." Am 17. October: „Der König soll dem Vernehmen nach in einem guten Stande und wenigstens außer Lebensgefahr sich befinden. Doch steht man in Sorgen, es könnte der beschädigte Arm in etwas lahm

[1] Geh. Staatsarchiv in Wien. Portugal 1758.

bleiben." In den Briefen vom 28. November und 5. December werden die Veränderungen im Militär hervorgehoben; eine Militär-Promotion habe bei dem Adel eine solche Unzufriedenheit erregt, daß mehrere Adeligen ihre Stellen niedergelegt; ein sehr verdienter Officier aus dem Hause Tavora sei entlassen, ein anderer weit abcommandirt worden, worüber viel Gerede entstanden sei.

Bevor wir die weiteren Berichte des Gesandten über die Gefangennahme und den Proceß der Adeligen vorlegen, wollen wir schon hier in Kürze die Zeugnisse zusammenstellen, welche uns Aufschluß geben können über folgende Fragen: Ist wirklich auf den König geschossen worden? Waren die Schüsse gerade dem König zugedacht? Was war der Anlaß des „Mordversuchs"?

Nach den Nachrichten, die Khevenhüller einziehen konnte und die er als glaubwürdig bezeichnet, muß die erste Frage bejaht werden. Uebereinstimmend berichtet der französische Gesandte St. Julien am 12. September, daß die angebliche Quetschung eine Wunde an dem rechten Arm sei, welche durch zwei auf den Wagen des Königs abgefeuerte Schüsse veranlaßt worden [1]. Ebenso schreibt der englische Gesandte Mr. Hay am 13. September in Ziffern: „Was ich über den Armbruch des Königs gesagt, ist die Darstellung des Hofes. Die Wirklichkeit ist diese: Sonntag Nacht, den 3. dieses, besuchte der König mit einem vertrauten Diener eine Dame. Bei solcher Gelegenheit fahren zwei Kutschen mit, der König in der einen, der Diener in der andern ihm folgend; aber unglücklicherweise waren sie diese Nacht zusammen. Drei vermummte Männer zu Pferde begegneten ihnen, ließen die erste Kutsche vorbeifahren und griffen die letztere an. Einer feuerte auf den Kutscher, die anderen zwei auf die Kutsche. Der König ist verwundet am rechten Arm, aber nicht gefährlich. Der Diener ist schwer verwundet, der Kutscher tödtlich. Der Streich galt, so glaubt man, dem Diener, nicht dem Herrn." [2] Dasselbe behauptet ferner der preußische Legationsrath Junk, der sich seit dem Jahre 1762 längere Zeit in Portugal aufgehalten. „Soviel ist gewiß," sagt er, „daß der König angegriffen und verwundet worden." [3] Von Olfers nimmt in seiner Abhandlung „Ueber den Mordversuch gegen den König von Portugal" diese Thatsache der Verwundung als ganz sicher an [4].

[1] Santarem, Relações polit. e diplomat. de Portugal. VI, 122.

[2] Smith, Memoirs of the Marquis of Pombal. I, 210.

[3] Portugiesische Grammatik. Frankfurt a. d. Oder 1778. (Nachrichten.) S. 107 ff.

[4] Abhandlungen der kgl. Akademie der Wissensch. zu Berlin. Berlin 1840. S. 275.

Auch was die Persönlichkeit anbelangt, welcher der Mordversuch eigentlich galt, kann eine ähnliche Uebereinstimmung nachgewiesen werden. Von Khevenhüller haben wir vernommen, daß er denjenigen Beifall gibt, welche glauben, der Anschlag habe dem allgemein verhaßten Hofbedienten Texeira gegolten; dasselbe, nur noch bestimmter und mit genauen Einzelheiten, berichtet der englische Gesandte. Der deutsche Jesuit P. Anselm Eckart meint in seiner Historia persecutionis S. J. in Lusitania, zuverlässiger sei die Nachricht, der Anschlag habe nicht dem Monarchen, sondern dem Tereira, dem Begleiter bei den nächtlichen Ausfahrten des Königs, gegolten. Uebrigens sei der Wagen, in welchem der König in jener Nacht gefahren, nicht der des Königs, sondern der des Tereira gewesen [1]. Der berühmte Nürnberger Gelehrte Gottlieb von Murr kommt in seiner interessanten „Geschichte der Jesuiten in Portugal unter der Staatsverwaltung des Marquis von Pombal“ nach Erwägung aller Umstände zu dem Schluß: „Mir ist am glaublichsten, daß der Angriff auf den Pedro Tereira gemünzt gewesen.“ [2] Weder Eckart noch Murr haben die Berichte des deutschen und des englischen Gesandten vorgelegen.

Wenn es das Wahrscheinlichste ist, daß die Mörder es auf Tereira abgesehen hatten, läßt sich eine Vermuthung aussprechen, welches der Anlaß hierfür war. Nach der Hinrichtung der Adeligen schreibt Khevenhüller am 23. Januar 1759 in Ziffern: „Es ist fast ohne Zweifel, daß die öfteren, ja schier öffentlichen Besuchungen des Königs bei der Marquise Therese de Tavora, wovon ich schon gehörige Meldung gemacht, zu dem geschehenen Unglück die meiste Gelegenheit gegeben.“ Texeira war der Vertraute des Königs bei dessen Verhältniß zu der Marquise Tavora. In dem Leben Pombals, welches Jagemann übersetzt hat, wird erzählt, der Herzog von Aveiro habe als Oberhofmeister eines Tages diesem Tereira irgend einen dringenden Befehl gegeben. Letzterer lehnte es auf eine unhöfliche Weise ab, demselben zu folgen. Der stolze Herzog, der keinen Widerspruch leiden konnte, erneuerte in drohendem und gebieterischem Tone seinen Befehl. „Ich thue es nicht“, antwortete ihm Tereira, trotziger als vorher. Hierüber gerieth der Herzog in Wuth und sprach: „Du Kuppler, ich weiß, warum du mir so grob begegnest.“ Texeira antwortete noch unverschämter, was den Herzog so außer sich brachte, daß er schon nach

[1] Murr, Journal für Kunstgeschichte. VIII, 131.

[2] Murr, Geschichte der Jesuiten in Portugal. Nürnberg 1787. I, 198. Eine neue Ausgabe dieses interessanten und anschaulich geschriebenen Werkes, dem selbst Ranke seine Anerkennung nicht versagen konnte, ist in Vorbereitung.

dem Degen griff, um ihn niederzustechen. Doch wegen des Ortes bezwang er sich und sagte: „Dein Glück ist es, du niederträchtige, schlechte, infame Seele, daß der Ort, wo wir sind, dich schützt. Aber ich schwöre dir, daß du es bezahlen sollst." Da der König sich geweigert, den Menschen zu strafen, so habe der Herzog beschlossen, sich selbst Recht und Rache zu verschaffen. Wir lassen dahingestellt sein, was an dieser Erzählung Wahres ist; unglaublich ist dieselbe nicht, da ja aus dem Wesen des Dienstverhältnisses Texeira's ganz natürlich eine solche Unverschämtheit entspringen konnte. Dieses Dienstverhältniß aber ist allein schon derart, daß Texeira leicht der Gegenstand der Rache für die beleidigten Verwandten der Marquise werden konnte. Wenigstens indirect werden die Berichte über den Proceß und die gräßliche Hinrichtung der Adeligen etwas mehr Licht auf die Schuldfrage werfen.

2. Der Proceß und die Schuldfrage.

Wenn Pombal ein „großer, berühmter Staatsmann" war, wie Santarem[1] denselben wiederholt preist, wenn der Name Carvalho wohl geeignet ist, die Empfindungen eines stolzen und hochherzigen Patriotismus wachzurufen, wie der englische Biograph Smith rühmt, und wenn der portugiesische Minister als „der große conservative Gesetzgeber", als „der Wiederhersteller der Monarchie"[2] gefeiert werden muß, so versteht es sich fast von selbst, daß die von einem solchen Manne den Edelsten des Landes zur Last gelegte Verschwörung zur Ermordung ihres legitimen Königs nicht Erfindung, sondern nur lautere Wirklichkeit sein kann. So sagt denn in der That Smith: „Die Feinde des Ministers sahen in dem Könige das einzige Hinderniß für ihre Rache, und im Bunde mit den Jesuiten beschlossen sie, ihn durch Mord aus dem Wege zu räumen."[3] Wäre es denn nicht einfacher und leichter gewesen, den Minister selbst aus dem Wege zu räumen? Alles, was Smith im Dienste eines der Enkel Pombals schreibt, ist für Schäfer, den Verfasser der fünfbändigen Geschichte von Portugal, von der größten Bedeutung: auch Schäfer nimmt die Verschwörung als erwiesen an. Während Olfers, der dieselbe läugnet, von Schäfer ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß er sich an die Acten des Revisionsprocesses hält, da doch nicht „in dieser Zeit frisch aufgeregter Leidenschaftlichkeit Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zu

[1] Santarem, Relações de Portugal. VI, p. VI. XVI. XXII.
[2] Schäfer, Geschichte von Portugal. V, 384.
[3] Smith, Memoirs. I, 188.

Gericht sitzen können" [1], baut Schäfer selbst ohne jedes Bedenken auf die Acten und Schriften Pombals, der doch erwiesenermaßen ein geschworener Feind der in dem Proceß genannten Adeligen war und der den Ankläger, Richter und in vielen Stücken auch den Erben dieser Adeligen abgab. Die Flickstücke aus Depeschen auswärtiger Gesandten, die von so blinden Verehrern Pombals, wie Santarem und Smith, ausgewählt und zugeschnitten sind, vermögen diesem Bau eine solidere Grundlage nicht zu geben. Während Schäfer Autoren, welche die Mißgriffe und Verbrechen Pombals aufdecken, wie Murr, Thoman, Pacca u. s. w., gänzlich ignorirt, greift er mit der größten Kritiklosigkeit nach allem, was sich irgendwie Günstiges für Pombal und Ungünstiges für seine Opfer, den Adel und die Jesuiten, aufspüren läßt, wenn es auch noch so albern ist.

Schäfer schreibt z. B. in allem Ernste nach der Hinrichtung Malagrida's: „Welches Aufsehen aber auch außerhalb Portugals die Hinrichtung Malagrida's erregte, ersehen wir aus einer Depesche des portugiesischen Ministers in Wien vom 29. November 1761, wonach, ‚als man im Jesuitencollegium in Bologna die Nachricht von der Hinrichtung des Betrügers Malagrida gehört hatte, ein so wüthender Streit zwischen den portugiesischen und italienischen Jesuiten ausbrach, daß es zuletzt zwischen ihnen zu Schlägen kam'." [2] Also eine regelrechte Prügelei unter den Jesuiten, auf die Kunde, daß einer der Ihrigen das Opfer eines gewissenlosen Politikers geworden. Den P. Malagrida nennt Schäfer „jenes berüchtigte Ungeheuer, welches durch seinen enthusiastischen Eifer das Schicksal verdiente, das ihn nachher traf." [3] Am 3. September 1769 wurde der König von einem mit einer Keule bewaffneten Menschen plötzlich überfallen. Dazu macht Schäfer die mehr als seltsame Bemerkung: „Seltsam, daß dieser Mordversuch am Jahrestag der Verschwörung des Herzogs von Aveiro geschah, an demselben Tag, der im Kalender zu Ehren des hl. Francisco Xavier, des berühmten Jesuitenpaters, bezeichnet ist." Das soll wohl heißen, der Mordanfall sei zu Ehren des hl. Xavier geschehen, nur paßt dann nicht der 3. September, der Jahrestag der Verschwörung, da das Fest des hl. Franz Xaver auf den 3. December fällt. Schäfer citirt dafür Smith und Santarem.

---

[1] Schäfer, Geschichte von Portugal. V, 580[2].

[2] A. a. O. V, 312. [3] A. a. O. V, 250.

Ob auch die Jesuiten in die Verschwörung verwickelt sind, ist für Schäfer eine der schwierigsten Fragen, „weil die Theilnahme der Jesuiten, wenn eine solche stattfand, der Natur der Sache nach, sich weniger durch die That, als in dem Rath, womit sie dabei wirksam war, äußerte, in einer Sphäre sich bewegte, in welcher allein das flüchtig gesprochene, schwer nachweisbare Wort, nicht eine That, die mit ihrem entscheidenden Fußtritte weithin ihre Spuren verräth, die Schuld trug“ [1]; weil ferner das Verfahren gegen die Jesuiten „ein geheimes sein mußte“; weil endlich die Jesuiten selbst „das größte Interesse, wie alle Mittel und Geschicklichkeit hatten, ihre Pläne geheim zu halten“. Schäfer will deshalb „sine ira et studio“ das neueste Material vorlegen. Gleich auf der folgenden Seite aber ist die Frage, die eben noch „eine der schwierigsten“ war, „welche bei dem Ereigniß überhaupt zur Sprache kommen“, entschieden gelöst; denn „bei der Untersuchung der Papiere, welche bei der Verhaftung der Jesuiten ihnen weggenommen worden waren, fand man Belege für ihre Mitschuld“.

Ein neuer Beweis: „Selbst der Verfasser des Lebens von Pombal aus dem Italienischen, der Exjesuit und Vertheidiger aller Mitverschworenen, führt an: ‚Der Herzog von Aveiro gab sich schuldig, und erklärte nicht nur alle die Uebrigen für mitschuldig, sondern fügte noch hinzu, er wäre durch die Rathschläge des Paters Malagrida und anderer Jesuiten verleitet worden‘.“ [2] Dieser Satz findet sich wirklich in dem genannten Leben Pombals, aber er ist aus dem Zusammenhang gerissen und verstümmelt; denn der Satz beginnt bei Jagemann also: „Entweder aus Furcht vor den Qualen (der Herzog wurde nämlich, wie auf derselben Seite zu lesen, gefoltert) oder vielleicht aus Hoffnung, das Leben zu retten, gab sich der Herzog schuldig und erklärte ...“ Nicht allein hat Schäfer diese Stelle verstümmelt, er hat auch den Widerruf, der vier Zeilen später folgt, ganz verschwiegen; denn dort heißt es: „Der Herzog bereute seinen Fehler, so vielen unschuldigen Menschen ein so großes Verbrechen aufgebürdet zu haben, und schickte dem Minister eine von ihm unterzeichnete Erklärung, worin er die vorige widerrief und ihn flehentlich ersuchte, ein neues Verhör mit ihm anzustellen. Wir wissen, daß diese Erklärung, welche der Beichtvater sorg-

---

[1] Schäfer, Geschichte von Portugal. V, 281. Das Citat ist wörtlich so stilisirt.

[2] A. a. O. V, 282.

fältig verwahrte, nach dem Tode Josephs I. der jetzt regierenden Königin überreicht worden ist. Der Minister nahm sie nicht an.“ [1]

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie schlecht demjenigen gedient wäre, der die Wahrheit über die Verschwörung und den Proceß der Adeligen in Schäfers Geschichte von Portugal suchen wollte, wie nothwendig sich aber auch die Veröffentlichung unanfechtbaren Materials erweist. Doch nun wieder zu den Berichten Khevenhüllers.

Unter dem 18. December 1758 berichtet Graf Khevenhüller ausführlich über die Gefangennahme der portugiesischen Adeligen. „Das uralte und sehr bewährte Haus Tavora ist es, auf dem eigentlich die Inzicht haftet. Von einem von hiesigen fremden Negotianten gegebenen Ball kehrte der alte Marquis, Stammhalter dieser Familie, den 13. gegen Morgen zurück, als er sein Haus mit häufigen Truppen umgeben und schon einen guten Theil seiner nächsten Blutsverwandtschaft in Verhaft zu sein vernahm. Sein Enkel Comte de Ribera, bei dem er sich Raths zu erholen gedachte, wollte sich in so heikle Umstände nicht mischen; der hier commandirende General Marquis de Tancos, welchem er auf dem Weg begegnet, speiste ihn auf seine gethane Anfrage mit der Unwissenheit ab; den Staatssecretär Sebast. Carvalho traf er nicht zu Hause an, und faßte also den Entschluß, bei Hof selbst anzufragen. Er wurde also gleich bei dem Könige gemeldet, und da sich eben Carvalho mit diesem Monarchen in Unterredung befand, offerirte selber sich, in Abgang jemand andern den Marquis zu arretiren, wo hingegen der damals als Kämmerer im Hauptdienst stehende Marquis Minas diese Verrichtung als Hofkriegsrath vorzüglich verlangte, als eben der Staatssecretär D. Luis Da Cunha eintrat, dem der König in Kraft seiner zugleich habenden Obrist-Kriegssecretariats-Stelle die Vollziehung anbefahl. Dieser also kündigte dem Marquis Tavora seine Arretirung an, ihm übergab dieser seinen Stock und Degen, und von ihm wurde er zu Wagen unter zahlreicher militärischer Bedeckung in die Verhaft begleitet.“ [2]

Am 17. December, dem Geburtstag der Prinzessin von Brasilien, bekam Khevenhüller zum ersten Male seit der Verwundung den König

---

[1] Vita di Seb. G. Carvalho. 2. Ed. Siena 1782. 4 vol. Deutsch von Jagemann. Dessau 1782. 2 Bde. Die citirte Stelle I, 150. Eine französische Ausgabe in vier Bänden führt den Titel: Mémoires de Seb. J. Carvalho. Bruxelles 1784. Vgl. Eckart, Notae nonnullae in Pombalii Vitam Italice scriptam ac editam in Murr, Journal für Kunstgeschichte und allgemeine Literatur. Nürnberg 1775 bis 1789. XII, 286.

[2] Geh. Staatsarchiv in Wien. Portugal 1758.

wieder zu Gesicht. Er beschreibt sein Aussehen: „Der König war merklich mehr als sonst von Grauden umgeben, seine Gestalt sehr verfallen und fast kraftlos, auch konnte man durch die angenommene Ausheiterung seines Angesichtes gleichwohl Bestürzung und Betrübung hervorblicken sehen.“ Bei der angeblichen Verschwörung der Adeligen sind dem Gesandten zwei Dinge unbegreiflich: 1) daß sie trotz recht thörichter Anstalten die Verwundung des Königs zu Stande gebracht; 2) daß sie nachher durch ganze drei Monate nicht auf ihre Sicherheit gedacht. Von den hauptsächlichen Angeklagten ist gar nicht zu erfinden, was sie zur That veranlaßt. Als auffallend hebt Khevenhüller hervor: „Die drei Staats-Secretarii sind beständig dergestalten um den König, daß je einer wechselweis um den andern bei dem Könige wacht und nahe an seiner Kammer übernachtet.“

Um diese Zeit erhielt Carvalho ganz „ohne sein Zuthun“ eine große Leibgarde. Der Anlaß dazu und die Ausbeutung desselben ist charakteristisch.

„Unlängst wurde“, so schreibt Khevenhüller am 2. Januar 1759 an Kaunitz, „in der Behausung des Carvalho ein verdächtiger sehr gemeiner pöbelhafter Mensch angehalten, und mit einem Brief betreten, den er einem andern allda heimlich Vorwartenden hätte behändigen sollen, des Inhalts, daß, wann er den verabredeten Streich angebracht haben würde, er ja nicht säumen solle, sich eilfertigst an einem bestimmten Ort einzufinden, um allda von dem Committenten dieses Schreibens einen weitern dergleichen nicht minder wichtigen Auftrag zu empfangen. Und als man diesen Committenten an dem bedeuteten Ort wirklich noch angetroffen, so ist selber sammt dem Briefträger zu weiterer Untersuchung festgesetzt worden.

„Nicht nur dieser, sondern schon mehr dergleichen Zufälle sind diesem Staats-Secretario laut seines mir gemachten Vertrauens begegnet, die er aber seinerseits immer verschwiegen, mit der mir zugleich gethanen Versicherung: daß er sein Leben nur insoweit achte, als es der Wohlfahrt seines Souveränen und Vaterlandes dienlich oder ersprießlich sein könnte. In Erwägung dessen nun, und da dem König diese letzte Begebenheit durch andere Weg nicht verborgen geblieben, so hat selber verflossenen Sonntag wiederholtem Carvalho proprio motu eine Compagnie Cavallerie zur beständigen Wache als eine förmliche Garde du Corps dergestalt angewiesen, daß er sich jeden Mann und Officier nach seinem eigenen willkürlichen Vertrauen und empfinden-

der Neigung selbst aussuchen, und diese hinfür von allem weitern militärischen Ober-Commando losgezählt, wohl aber hingegen blindlings an die Ordre des Carvalho angewiesen sein sollen.“ [1]

Wenn alle dergleichen Zufälle und geplante Attentate auf Carvalho nicht schlimmer waren, wie die oben erwähnte fast einfältig klingende Briefgeschichte, so brauchte der Minister gewiß für sein Leben nicht besorgt zu sein. Wenn er daraus vor dem Gesandten Kapital schlägt, wie er sein Leben nur insoweit achte, als es Souverän und Vaterland verlangten, so war es ja leicht, ähnliche Redensarten „durch andere Weg“ vor den Monarchen zu bringen.

In derselben Depesche meldet der Gesandte über den Proceß, daß mit dem „eigens zur Sache ernannten Staatsrichter Cordeiro jedesmal wechselweis einer aus den drei Staats-Secretarii dem Verhöre beiwohnen. Der jüngere Tavora hat trotz aller ausgestandenen Torturen so erstaunend herzhaft in negativis verharrt, daß mir Carvalho selbst versicherte, wie sehr er diesen jungen Mann bedaure, der ein großer Held seiner Nation hätte werden können, wenn ihm statt der abscheulichen Principien durch eine bessere Erziehung die Grundsätze der wahren Pflichten beigebracht worden“! Die Anzahl der Personen, welche bisher in der Sache gefangen, erstrecke sich schon an die hundert. Diese Zahl wurde aber täglich größer; denn schon eine Woche später, am 9. Januar, schreibt Khevenhüller:

„Auf der andern Seite fahret man mit Arretirung häufiger Personen fort, so daß deren schon über Tausend nur hier in der Stadt gezählt werden wollen; da man dann zugleich sehr stark an Zubereitung neuer Gefängnisse arbeitet. Dieser Tagen rückten wieder zwei neue Regimenter, und zwei andere Bataillons Infanterie allhier ein, so daß sich wirklich neun Regimenter Infanterie und drei von der Cavallerie anwesend finden. Doch glaubt man, daß diese Verfügung nicht so viel aus Furcht, als zur Beruhigung der Wohlgesinnten getroffen worden.

„Vorgestern soll D. Joao Tavora anhero gebracht, und gleich den nämlichen Abend von Carvalho examinirt worden sein. Die Bestürzung und Traurigkeit des Königs über die ganze Begebenheit soll so groß sein, daß ihn weder jemand von seinen Vertrautesten, noch auch die Königin selbst zum Ausgehen, am mindesten aber zur Reise nach Salva Terra bereden können, obwohl stets fort alles dazu fertig gehalten wird.

[1] Geh. Staatsarchiv in Wien. Portugal 1759.

Auch will man behaupten, daß selber die ganze betrübte Geschichte mit ewigem Stillschweigen zu übergehen für sich gesonnen gewesen, bis man ihm die äußerste Gefahr einer vor der Thür stehenden weitern Meuterei klar genug gezeigt."

Der Proceß nahm seinen raschen Gang, wie Carvalho wollte; Urtheil und Execution folgten rasch auf einander. Am 15. Januar berichtet der kaiserliche Gesandte das Nähere an Kaunitz:

„Nunmehr hat die blutige Schaubühne in Portugal sich wirklich eröffnet. Am 10. dieses wurde die alte Marquesa de Tavora aus ihrem Kloster nach der Quinta dos Bichos in Begleitung einer zahlreichen Wache zu den übrigen Staatsgefangenen gebracht; sowie am 12. zehn Jesuiten, unter welchen sämmtliche gewesene Hof-Patres begriffen sind, an eben solchem Ort eingekerkert worden.

„Schon am 9. und 10. verfertigte man das Todesurtheil, welches dann am 11. den zur dermaligen Hinrichtung bestimmten Personen vorgelesen worden.

„Am 12. Abends erging an alle Besatzungsregimenter der Befehl, unter Waffen zu stehen. In der Nacht zwischen dem 12. und 13. wurde das Blutgerüst auf dem großen Platz zu Belem aufgerichtet.

„Am 13. in aller Frühe theilte man die Soldaten in die Haupt-Plätze der Stadt ein. Eben den 13. Morgens gegen 7 Uhr, nachdem die Todesschuldigen in Tragsesseln vor dem Gerichtsort erschienen, wurde die wirkliche Hinrichtung folgendermaßen vorgenommen:

„1) kam die alte Marquesa de Tavora, welche mit der im Leben gewöhnlich bezeigten Unerschrockenheit sich auf den Stuhl gesetzt, ihre Kleider selbst in Ordnung gerichtet, ihr eigenes Schnupftuch dem Scharfrichter zur Verbindung der Augen übergeben, und mit einem Streich enthauptet worden.

„2) Ihr jüngster Sohn Jozé Maria, den man auf einem kreuzförmigen langen Block gestreckt, ihn erst erdrosselt, sodann mit einem eisernen Kolben durch 22 Stöße seine Arme und Beine gequetscht hat.

„3) Der Conde de Atouguia.

„4) Der jüngere Marques de Tavora, ältester Bruder des Jozé Maria und Gemahl der bei dem König in sonderbaren Gnaden angesehenen D. Theresa de Tavora, welcher ganz deutlich ausgerufen: Er sterbe unschuldig, im weitern Reden aber von dem dabei gestandenen Corregedor eingehalten worden.

„5) und 6) Zwei Bediente des Duque de Aveiro.

„7) Ein Cabo de Squadra, oder Korporal des alten Marques de Tavora haben gleiche Strafe mit dem Jozé Maria ausgestanden.

„8) wurde der alte Marques de Tavora mit neun Stößen, und

„9) der Duque de Aveiro, beide lebendig, von unten auf geradbrechet. Erster hat dabei nur einen riesigen Schrei gethan, letzterer aber weniger Standhaftigkeit gezeigt.

„10) Ein dritter Bedienter des Duque de Aveiro mußte die auf Räder geflochtenen vorhin mit einer schwachen Leinwand bedeckten Körper der Hingerichteten entblößen (mit Ausnahme der Marquesa de Tavora, so bedeckt geblieben), in Augenschein nehmen, und wurde hierauf im Leben, sammt dem ganzen in Flammen gesteckten Blutgerüste, Körpern und Rädern, wie auch dem in das nämliche Feuer geworfenen Bildniß eines vierten Aveirischen Bedienten, dessen man annoch nicht habhaft werden können, verbrannt. Er hat im Feuer gegen eine Viertelstunde gelebt. Zum Beschluß ist der traurige Aschenhaufen in das Meer geworfen worden.

„Bis zum Tage der Urtheilsvollstreckung war die Strafe des Rades in Portugal unbekannt.“

Besondere Beachtung verdient, was Khevenhüller in derselben Depesche von dem Proceß schreibt: „Der Proceß ist noch nicht im Druck heraus. Man arbeitet aber wirklich daran. Am 14. hat Carvalho mir solchen in der Urschrift zu lesen gegeben.“ Er gibt dann den Inhalt und fügt in Ziffern bei: „Hingegen dürfte die Proceßform manches Aufsehen erwecken. Die zwölf richterlichen Vota sind nur von sechs Richtern geführt worden, wovon noch dazu zwei 8 Stimmen gehabt, unter dem Vorwand, daß weil diese zwei Personen in drei oder vier Rathscollegien sonst sitzen, ihnen für ein jedes Collegium ebensoviel vota gebühren. Zudem werden in dem Proceß selbst die facta zwar angeführt, mit keiner einzigen Probe aber belegt.“ [1]

Schärfer kann der Proceß nicht verurtheilt werden, wie es hier ein Freund Carvalho's thut: Keine Richter, keine Beweise; wo bleibt da die Gerechtigkeit?

Die vielen und offenbaren Widersprüche des Processes sind schon mehrfach bloßgelegt worden [2], weßhalb hier nicht darauf eingegangen werden soll; es mag genügen, einige Rechtsgrundsätze desselben anzuführen.

---

[1] Geh. Staatsarchiv in Wien. Portugal 1759.

[2] Vgl. z. B. bei Murr, Geschichte der Jesuiten in Portugal. I. 267—291. Vgl. Olfers, Mordversuch. Separatausgabe S. 53 ff.

Nach der Uebersetzung eines Freundes Pombals lautet der § 25 des Processes: „In den Rechten wird nicht vermuthet, daß jemand eine große Missethat begehen werde, ohne ein großes Interesse dabei zu haben. Man präsumiret also, daß derjenige, welcher bei einer Missethat Interesse hat, eben der sei, welcher sie begangen, insofern er nicht bestimmt erweisen kann, daß ein anderer der Thäter sei. Da nun die gedachten Religiosen der Gesellschaft Jesu das große und starke Interesse hatten, das oben erzählt worden und das sie durch ihre eigenen Thaten bei der Zusammenverschwörung offenbaret haben, um mit dem Leben des Königs auch die Regierung aufzuheben, so würde diese einzige rechtliche Vermuthung auch hinreichend sein, sie für einen deutlichen Beweis zu halten, daß sie die Urheber dieser Verschwörung seien.“ [1] Auch wenn man nicht durch eine Reihe von offenbaren Wundern völlige Gewißheit über die Schuld der Angeklagten erhalten hätte, heißt es vorher im Proceß (§ 22), „so hätte man doch in dieser Sache hinreichende gesetzliche Vermuthungen, um die Häupter dieser Verschwörung zu verurtheilen, weil nämlich eine jede dieser gesetzlichen Vermuthungen für sichere Wahrheit und vollen offenbaren Beweis gilt, welche der Verpflichtung, irgend andere aufzusuchen, enthebt, und welche diejenigen, die solche Vermuthungen gegen sich haben, dergestalt gravirt, daß sie ihnen die Verpflichtung auflegt, Gegenbeweise vorzubringen, welche hinreichende Kraft und Schwere haben, um für entscheidend und überzeugend zu gelten.“ Eine andere gesetzliche Vermuthung (§ 23) lautet: „Es ist zu mehrerer Bestätigung des eben Gesagten erwiesen, daß, wenn man von der gesetzlichen Vermuthung ausgeht, daß der, welcher einmal böse war, es immer sein wird, und daher als fähig angesehen werden muß, alle Schlechtigkeit von der Art, wie er begangen, auch ferner zu begehen, man die in Rede stehenden Personen nicht entschuldigen kann.“

Mit solchen Grundsätzen, sagt Olfers, „vollends so angewendet, wie es hier geschehen ist, indem die ganze Reihe der Vermuthungen durch nichts actenmäßig begründet wird, würde man wirklich die halbe Welt auf das Blutgerüst bringen können“ [2].

---

[1] Wolf, Allgemeine Geschichte der Jesuiten. Lissabon 1792. III, 93; bei Olfers S. 76. [2] Olfers S. 29.

Bei der Beurtheilung des Processes darf man ferner nicht vergessen, daß bei Angeklagten und Zeugen die Folter in Anwendung gebracht wurde und noch dazu in ganz ungesetzlicher Weise. „Beim Gebrauche dieses schon an und für sich abscheulichen Mittels", so hebt Olfers hervor, „machte man sich kein Gewissen daraus, auch noch die gesetzlich bestehenden Vorschriften gänzlich außer Acht zu setzen.

„1. Hiernach durfte, wenn der Beweis des Verbrechens zwar unvollständig, jedoch schon hinreichend war, um den Angeschuldigten einer Strafe zu unterwerfen, die Folter angewendet werden; allein ohne ein hinzutretendes Bekenntniß desselben durfte nie die Todesstrafe verhängt werden.

> „Der alte Marquis de Tavora und sein Sohn José Maria haben selbst in den höchsten Graden der Folter nichts gestanden, und sind zum schmählichsten Tode verurtheilt worden.

„2. Den Angeschuldigten durften auf der Folter keine Suggestiv-Fragen gemacht, es durfte ihnen namentlich nicht gesagt werden, sie seien ohnehin schon dem Arme der Gerechtigkeit verfallen.

> „Beim jüngern Marquis de Tavora und beim Grafen von Atougia ist dies geschehen, wie aus der Vertheidigung hervorgeht.

„3. Da die Folter nur subsidiarisch in Anwendung kommen soll, um einen mangelhaften Beweis zu vervollständigen, so mußten erst alle andern Mittel erschöpft, und besonders mußte das Decret, wodurch auf die Folter erkannt wurde, vorher mitgetheilt werden.

> „Hier wurden alle diese Umstände nicht gemacht. So wie die Unglücklichen, von denen man eine bestimmte Aussage erwartete, läugneten, wurde unmittelbar zur Tortur geschritten.

„Endlich 4. soll das in der Folterkammer oder nach Insinuation des Decrets Ausgesagte erst später, selbst einige Tage später, je nach dem Grade der Tortur, von dem Angeschuldigten vor dem Richter anerkannt werden, und *nur unter dieser Bedingung* als Beweismittel gelten.

> „Alle Aussagen des alten Marquis de Tavora und der Bedienten des Herzogs sind nie von denselben anerkannt worden; bei andern wurde die Anerkennung in der Folterkammer selbst ohne Unterschrift der Betheiligten hinzugefügt; dasselbe ist nach Verlauf von zwei Tagen bei dem jungen Marquis de Tavora geschehen. Dieser war notorisch, weit entfernt, beredt zu sein, nicht im Stande, ein nur irgend zusammenhängendes Gespräch zu führen, und doch sind seine Aussagen auf der Folter in der schönsten Ordnung, klar und recht methodisch discret."

„Trotz allen diesen schreienden Ungerechtigkeiten und unheilbaren Mängeln der Untersuchung", so schließt von Olfers mit Bezugnahme auf das damals in Portugal geltende Recht, „war das schwer errungene Ergebniß dennoch ein verhältnißmäßig sehr geringes." [1]

Diese Ausführungen des Herrn von Olfers haben auch Schäfer vorgelegen, und dennoch beschönigt Schäfer die barbarische Hinrichtung der Adeligen mit den Worten eines ungenannten „fachkundigen portugiesischen Staatsmannes" und des Lobredners Smith [2].

Daß mit dem Proceß selbst gar nichts anzufangen ist, um zu einem klaren Urtheil über die Schuldfrage zu kommen, darüber kann unter denen, die nicht absichtlich die Augen verschließen wollen, eine Meinungsverschiedenheit nicht bestehen. Man ist gezwungen, Olfers, der sich am eingehendsten mit dem Mordversuch beschäftigt hat, beizustimmen, wenn er sagt: „Im Allgemeinen ist die Untersuchung so überstürzt und so schlecht geführt worden, daß sich schwerlich ein Fehler erdenken lassen möchte, der nicht dabei begangen wäre." [3]

Dennoch glaubt Olfers, daß der Herzog von Aveiro wirklich an dem Mordversuch gegen den König schuldig sei. Das Resultat seiner Untersuchung faßt er in die Worte zusammen: „Aus dem Dargelegten ergibt sich, daß man eine weitverzweigte Verschwörung, wie das Urtheil sie annimmt, gar nicht erwiesen und daß vielmehr sehr wahrscheinlich der vom Herzog von Aveiro und seinen zwei Helfern angestiftete Mordanfall keine weitern Mitwisser hatte." Nach unserer Meinung kann aber der Beweis auch nur für die Schuld Aveiro's nicht als erbracht angesehen werden.

Die Gründe, welche Olfers für seine Meinung beibringt, lassen sich kurz in folgende zwei zusammenfassen: 1) der Herzog war gereizt gegen den König; 2) er hat seine Schuld eingestanden. Was den ersten Grund angeht, so kann dies nur dann ein Beweismoment sein, wenn andere positive Gründe für die Schuld vorliegen. Die Gereiztheit des Herzogs gegen den König soll nach Olfers hauptsächlich zwei Ursachen entsprungen sein: der Verweigerung von Commenden und den Hindernissen, die der Verlobung seines Sohnes mit der ältesten Tochter des Herzogs von Cadaval in den Weg gelegt wurden. Wenn es nun eine Thatsache ist, welche nicht geläugnet werden kann, daß der König schon in seinem ersten Regie-

[1] Olfers S. 27 f.

[2] Schäfer, Geschichte von Portugal. V, 274. [3] Olfers S. 14.

rungsjahre ein willenloses Werkzeug in der Hand Carvalho's war, daß nichts gegen den Willen Carvalho's geschah, daß insbesondere die angeführten Kränkungen Aveiro's nur Carvalho zugeschrieben wurden, so liegt am Tage, daß die Gereiztheit Aveiro's doch in erster Linie den Minister treffen mußte. Das Eingeständniß des Herzogs können wir nicht gelten lassen, weil es nur auf der Folter erpreßt war und vieles enthält, was anderweitig als sicher falsch erwiesen werden kann. Olfers sagt ja selbst: „In dem letzten Verhöre scheint er (Aveiro) vollends alles gesagt zu haben, was man nur wollte.“ Wenn man sich auf die Uebereinstimmung der Aussagen des Herzogs mit der seiner Diener beruft, so konnten dieselben in Uebereinstimmung gebracht werden, wenn man die Fragen an die Gefolterten danach einrichtete, wie das bei Anwendung der Folter leider so oft geschah. Durch die Steigerung der Qualen kann man meistens alles erpressen, was der Peiniger haben will[1].

[1] Es seien hier nur noch einige Stellen aus der Untersuchung von Olfers angeführt, welche zeigen, auf wie schwachen Füßen seine Anklage gegen Aveiro steht: „Der Vertheidiger, ein Mann von anerkannter Rechtlichkeit, der sich nur sehr kurze Zeit mit seinen Clienten besprechen konnte, baut die Vertheidigung des Herzogs darauf, daß die Aussagen ausgepreßt seien durch die Strenge der Folter und die Furcht vor derselben. Es zeigt sich aus den Acten, daß jede Verneinung der Theilnahme an dem Attentate bei den Tavora's unmittelbar durch die Folter bestraft wurde, und der Hauptthäter, der Herzog, auf dessen Aussagen das meiste ankam, und den Carvalho schon gleich zu Anfang persönlich durch Drohungen und Beschimpfungen zu beugen gesucht hatte, sollte davon frei geblieben sein!“ S. 25 f. Zu § XIII des Urtheils macht Olfers die Anmerkung: „Dieser Paragraph enthält eine in der Hauptsache richtige Erzählung des ganzen Verlaufes der Unternehmung des Herzogs von Aveiro gegen das Leben des Königs. Er beruht auf Geständnissen, welche der Herzog und die beiden Diener ohne Anwendung der Folter abgelegt haben sollen.“ S. 65'. Ferner spricht Olfers selbst von „dem grenzenlosen Haß, der sich hier von seiten des dirigirenden Ministers gegen die Familie Tavora nur zu sehr kund gibt“. S. 30. Von diesem Haß war der Herzog von Aveiro am wenigsten ausgeschlossen. — Der österreichische Geschäftsträger Keil in Lissabon schreibt am 3. Februar 1761 an Kaunitz: „Als diejenigen von den Hausbedienten weyland des Duc d'Aveiro, die man lange Zeit eingekerkert und inquirirt hatte, nach Indien eingeschifft wurden, und es am Ufer etwas langsam zuging, so nahmen sich viele davon Zeit und Gelegenheit, gegen die zusammengelaufene Menge der Zuschauer Dinge zu verkünden, die mit dem, was man sonst in dieser Geschichte glauben sollte, nicht wohl zusammen zu reimen. Der Thorsteher soll sich unter anderem in diese Worte herausgelassen haben: ‚Man peinigt mich, damit ich sage, es wären die Jesuiten beständig bei meinem Herrn ein- und ausgegangen, und weil ich es nicht sagen kann, muß ich armer Mensch nach Indien.‘“ Geh. Staatsarchiv. Portugal 1761.

Stichhaltige Beweise für ein wirkliches Attentat auf den König sind nicht erbracht. Wem galt denn aber dann der Angriff? Wir vermögen keine andere Antwort zu geben, als die des kaiserlichen und des englischen Gesandten: am wahrscheinlichsten dem Hofbedienten Tereira. Im Jahre 1787, als die Leidenschaften, von denen Schäfer redet, sich gewiß beruhigt, schreibt ein Mann, der mit Portugal in unausgesetzter literarischer Verbindung stand: „Es ist jetzt jedermann in Portugal überzeugt, daß der Angriff weder dem Könige noch dem Carvalho, sondern entweder dem Tereira oder einem andern zugedacht war, folglich die Tavora's völlig unwissend an der ganzen That gewesen.“ [1] Daß nun Aveiro vielleicht die Hand im Spiele gehabt gegen Tereira, ist möglich, aber nicht erwiesen.

Die vielen Anschuldigungen des Processes gegen die Jesuiten zu wiederholen, ist ganz überflüssig: Pombal hat sich dadurch am meisten bloßgestellt. Olfers, der kein Freund der Jesuiten ist, urtheilt: „Carvalho würde gewiß nicht von der förmlichen Anklage (gegen die Jesuiten) abgestanden haben, wenn sich nur irgend eine bestimmte Aussicht zur Verurtheilung auf wenigstens scheinbare Gründe hin hätte ergeben wollen, besonders da er die Untersuchung gegen die Geistlichen ganz in die Hände der Inquisition legen konnte, welche damals in Portugal noch mehr wie in Spanien von der Regierung abhängig war.“ [2] Auch die schärfste Ueberwachung und genaueste Untersuchung hat keine Beweisstücke liefern können. Es wird dies auch von Olfers eigens hervorgehoben: „Daß in den Häusern des Ordens nichts für Carvalho's Zweck irgend Brauchbares bei der strengsten Durchsuchung gefunden worden, zeigen die einzigen beiden, höchst unbedeutenden Briefe, welche Seabra da Sylva in seiner geharnischten, auf Befehl des Ministers herausgegebenen Deduction gegen die Jesuiten bekannt gemacht hat.“ [3] Welcher Art dann die Anklagen gegen die Jesuiten waren, welche Pombal in das „Urtheil gegen die Urheber des schändlichen Attentates“ setzen ließ, mag eine Stelle aus dem vierten Paragraphen dieses Urtheils darthun. Dort heißt es: „Nachdem nun alle sich zu dieser gemeinschaftlichen Sache vereinigt hatten, fuhren sie fort, ihr ruchloses und schändliches Vorhaben zusammen mit jenen Ordensgeistlichen (Jesuiten) zu berathen, welche aus allen ihren Kräften den mehrgedachten Beklagten (Aveiro) zur Ausführung des höllischen Mordes ermuthigten, indem sie darauf hinwiesen, daß alles nach

[1] Murr, Geschichte. I, 290 [2].
[2] Olfers S. 37 f. [3] A. a. O. S. 36.

seinen Wünschen sich einrichten ließe, sobald nur S. M. Ihr kostbares und glorreiches Leben beschlossen hätten. Dieselben Ordensgeistlichen entschieden auch, daß der Mörder, welche S. Majestät tödte, nicht einmal eine läßliche Sünde begehe. Sie hörten nicht auf, diese macchiavellistischen, abscheulichen und barbarischen Truglehren, welche fromme Ohren nur verletzen müssen, in jenen öfteren Zusammenkünften auszubreiten, welche zum Zweck dieser Verschwörung zwischen den genannten Ordensgeistlichen, dem vorgedachten Beklagten und seinen anderen Mitschuldigen stattfanden." Die Aeußerung über die läßliche Sünde soll in einem Billet des P. Malagriba enthalten gewesen sein, wie aber auch Olfers hervorhebt, ohne nähere Angabe des Gegenstandes, auf den sie sich bezog [1].

In dem Proceß wird kein Jesuit schwerer beschuldigt, als der alte Missionär P. Malagriba, und doch sieht sich ein so arger Jesuitenfeind wie Huber zu dem Geständniß gezwungen: „Pombal fand selbst unter denjenigen, welche die Jesuiten für schuldig hielten, keine Sympathien; aber diese Schuld ist wohl bis auf heute nicht erwiesen; denn wäre dies der Fall gewesen, so hätte Pombal nicht die Thorheit begangen, durch die Bestrafung eines 80jährigen schwachsinnigen Mannes wegen Ketzerei den Unwillen und den Hohn des freisinnigen Europa's auf sich zu laden und dafür das Verbrechen des Königsmordes, welches den vorgeblichen Uebelthäter und mit ihm den ganzen Orden schwer compromittirt hätte, außer Anschlag zu lassen und nicht authentisch vor der Welt zu constatiren. Nur zu sehr scheint es, daß ihm in der Austilgung des Ordens in Portugal der Zweck die schlechtesten Mittel heiligte." [2] Auch Olfers sieht sich genöthigt, die Verurtheilung Malagriba's in der schärfsten Weise zu brandmarken. „Was auch immer die Vergehungen dieses Mannes sein mögen, der in seinem hohen Alter eher der Pflege eines Irrenhauses anheimzufallen schien: die heuchlerische Form, in welcher das Urtheil über ihn gesprochen wurde, bleibt ein Schandfleck für das 18. Jahrhundert, und ein größerer für den Staatsmann, welcher den aufgeklärten Männern seiner Zeit sich beizählend, diese Unthat durch einen Gerichtshof besiegeln ließ, zu dessen Vorsitzenden (Großinquisitor) er gerade in dieser Zeit seinen eigenen Bruder ernannt hatte." [3]

Trotz der greifbarsten Widersprüche selbst in dem Urtheile, trotz des Mangels jeden Beweises, glaubt sich Ranke in seiner bei unläugbaren

---

[1] Olfers S. 56. [2] Huber, Der Jesuitenorden. Berlin 1873. S. 507.
[3] Olfers S. 39.

Unschuldsbeweisen für die ihm weniger genehme Seite nicht gerade ungewöhnlichen diplomatischen Weise ausdrücken zu dürfen: „In Portugal wurden die Jesuiten, man kann doch nicht deutlich sehen, ob schuldig oder nicht, in die Untersuchung wegen eines Attentates gegen das Leben des Königs verwickelt." [1] Wenn Ranke das nicht deutlich sehen konnte, so hat er entweder den Proceß nicht gelesen, und dann hat er sehr oberflächlich gearbeitet; oder aber er hat den Proceß gelesen, dann hat er es an der gewöhnlichsten Kritik fehlen lassen.

Jedenfalls bleibt auf Pombal die schwere Anklage eines vielfachen gräßlichen Justizmordes haften: daß Geschichtsschreiber diesen Justizmord zu beschönigen oder gar zu rechtfertigen gewagt haben, gereicht ihrer Geschichtsforschung sicherlich nicht zur Ehre.

B. Duhr S. J.

Verstaatlichung und staatliche Regelung der Volkswirthschaft.

Der vorigjährige westfälische Kohlenstrike hat den frühern österreichischen Minister Dr. Schäffle veranlaßt, in der „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" eine umfangreiche Abhandlung zu veröffentlichen unter dem Titel: „Trennung von Staat und Volkswirthschaft, aus Anlaß des jüngsten Arbeitermassenausstandes im Kohlenbergbau". Die Arbeit ist auch in der Form eines Separatabdruckes weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden.

Das Hauptgewicht der ganzen Schrift liegt in der grundsätzlichen Erörterung der Staatsaufgabe und deren Grenzen bezüglich des Eingreifens in das volkswirthschaftliche Gebiet.

Es sei gleich von vornherein bemerkt, daß wir zu dem Kern des eigentlichen praktischen Resultates durchaus nicht in Gegensatz treten wollen, sondern dasselbe in seinem Grundgedanken für richtig halten. Betreffs der concreten Ausgestaltung desselben haben wir freilich manche nicht unwesentliche Ausstellungen zu machen.

[1] Ranke, Päpste. III, 193.

Wir hoffen, es wird für manchen unserer Leser nicht ohne Interesse sein, die bezüglichen Ideen Schäffle's kurz zusammengestellt und beleuchtet zu finden; dies dürfte eine um so größere Befriedigung gewähren, wenn man sieht, daß im praktischen Endresultat die Ziele und Forderungen der katholischen Principien gar nicht so weit abliegen von den Zielen, welche ein Mann von anderen Anschauungen, aber von anerkannter Autorität auf dem praktischen Gebiete der Volkswirthschaft aufstellen und festhalten zu müssen glaubt.

Die Hauptgedanken Schäffle's können wir in folgende Sätze fassen:

1. Die Volkswirthschaft (Erzeugung, Umlauf und Vertheilung der wirthschaftlichen Güter) darf mit der staatlichen Thätigkeit nicht vermengt, von ihr nicht absorbirt, mit anderen Worten, die Volkswirthschaft darf nicht verstaatlicht werden.

2. Die Volkswirthschaft darf und muß, obgleich nicht verstaatlicht, von der Staatsgewalt beeinflußt werden.

3. Der staatliche Einfluß kann ein doppelter sein. Wesentlich kommt der Staatsgewalt die Aufgabe zu, die Volkswirthschaft zu schützen, zu ordnen, zu heilen, zu entwickeln: es ist dies die „wirthschaftsstaatliche" Thätigkeit. Unwesentlich, aber ausnahmsweise nützlich und nöthig ist eine „staatswirthschaftliche" Thätigkeit, insofern nämlich der Staatsbetrieb eines wirthschaftlichen Zweiges dem Staate die zu seinen Zwecken erforderlichen Mittel bietet, oder insofern ein solcher staatlicher Betrieb ein Mittel wäre zur Hebung der Volkswirthschaft.

4. Verstaatlichung oder Staatsbetrieb der Volkswirthschaft ist jedoch nicht zu verwechseln mit öffentlich- oder gemeinschaftlich-rechtlichem Betrieb, der mit dem Namen „Veranstaltlichung" des Wirthschaftsbetriebes belegt werden dürfte gegenüber dem individuellen privatrechtlichen Betriebe. Derselbe könnte durch die Umstände nöthig werden und die Staatsgewalt alsdann dessen Einführung erzwingen.

In dieser allgemeinen Fassung, in welcher wir die Ausführungen theilweise mit den eigenen Worten Schäffle's wiedergegeben haben, sind die obigen Sätze unbedenklich einzuräumen. In ihrer Anwendung erheischen sie freilich eine große Vorsicht, damit die richtigen und zulässigen Grenzen nicht überschritten werden. Bevor wir jedoch zu den weiteren Ausführungen Schäffle's übergehen, um mehrere Modificationen und Verwahrungen zu machen, sei es uns gestattet, den Leser daran zu erinnern, wie die oben aufgestellten Sätze in Einklang stehen mit dem, was in den „Stimmen aus Maria-Laach" wiederholt verfochten und des weitern ausgeführt worden ist.

Schon in der ersten Serie hat z. B. P. Theodor Meyer (Heft IX: Die Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts, S. 121 ff., 269 f.) die „allmächtige, nivellirende Staatsprovidenz" in das richtige Licht gesetzt. In der jetzigen Serie beschäftigt sich z. B. der Artikel: „Was ist der Staat?" von P. Ludwig von Hammerstein (Bd. IV, S. 475 ff.) eingehend mit der angeblichen Omnipotenz des Staates. Besonders aber beziehen wir uns hier auf das 21. Ergänzungsheft. Unter dem Titel: „Die Aufgaben der Staatsgewalt und ihre Grenzen" erörtert P. Victor Cathrein unter den anderen Aufgaben auch die Thätigkeit auf volkswirthschaftlichem Gebiete. Dem betreffenden (fünften) Kapitel entnehmen wir folgende Stellen: „Unseres Erachtens ist die directe Betheiligung des Staates an der Industrie, am Handel und Ackerbau, einige Ausnahmen abgerechnet, etwas durchaus Ungesundes, ja positiv Schädliches. Die Ausnahmen, welche wir meinen, beziehen sich auf Erwerbszweige von directem öffentlichem Interesse, welche ohne Beeinträchtigung und Gefährdung der Gesammtheit nicht einzelnen überlassen werden können." — „Bei Besprechung der staatlichen Aufgaben auf volkswirthschaftlichem Gebiete dürfen wir die Frage der staatlichen Monopole nicht übergehen. Hat die Staatsgewalt das Recht, solche Monopole einzuführen? Zur Lösung dieser Frage muß man zwei Fälle wohl unterscheiden. Handelt es sich um die Einführung eines Monopols auf dem wirthschaftlichen Gebiete, dessen sich die Privatthätigkeit noch nicht bemächtigt hat, so ist dieselbe wohl zulässig, wofern sie nur die Erlangung der nothwendigen Subsidien oder Steuern bezweckt. Ebensogut als der Staat zur Bestreitung der öffentlichen Auslagen Domänen besitzen dürfte, kann er ein Monopol zu demselben Zwecke sich vorbehalten u. s. w." — „Andererseits verlangen wir, daß die Staatsgewalt indirect nach Kräften Industrie, Ackerbau und Handel fördere und allen die freie Selbstthätigkeit ermögliche. Sie soll die Bedingungen einer weitern gedeihlichen Entfaltung der Privatthätigkeit ermöglichen. Privatkräfte reichen meistens nicht aus, um große Verkehrsstraßen herzustellen, um Kanäle, Seehäfen, große Tunnels zu bauen, um ausgedehnte Moorgründe oder Sümpfe auszutrocknen, um Flüsse zu reguliren und einzudämmen u. dgl. Und doch sind alle diese Güter die nothwendige Vorbedingung zu einer gedeihlichen Entwicklung des Ackerbaues, der Industrie und des Handels. Deshalb soll die Regierung hier eingreifen und nöthigenfalls selbst diese Arbeiten übernehmen . . . Weitere indirecte Mittel zur Beförderung der wirthschaftlichen Interessen sind die Errichtung von technischen Schulen für die verschiedenen Gewerbe . . ., die Prämiirung von

Erfindungen oder sonstigen hervorragenden Leistungen auf volkswirthschaftlichem Gebiete." — „Es kann auch kein Zweifel sein, daß die Staatsgewalt berechtigt und verpflichtet ist, dem Handwerk durch eine schützende Organisation die Bedingungen einer gesicherten und gedeihlichen Existenz zu gewähren. Mit Recht befürwortet man die Neubelebung der früheren Innungen in einer den neuen Bedürfnissen angepaßten Weise . . . Natürlich hat der Staat die Innungen bloß gesetzlich anzuordnen und zu regeln, nicht aber der bureaukratischen Bevormundung zu unterstellen."

Der aufmerksame Leser wird mit Leichtigkeit erkennen, daß alle diese Stellen von denselben Grundsätzen getragen werden, wie das oben Ausgesprochene. Gehen wir nun zu den weiteren Erörterungen Schäffle's über. Das Verhältniß der staatlichen Thätigkeit und der Volkswirthschaft schildert er wörtlich so in Abschnitt IV der Broschüre: „Das Verhältniß beider zu einander weist zwei Hauptreihen von Erscheinungen auf. Auf der einen Seite erweist sich die Volkswirthschaft gleich allen übrigen nichtstaatlichen Kreisen des Volks- und Völkerlebens als Gegenstand der Bethätigung des Staatsberufes, des Aufsichtführens, Schützens, Ordnens, Förderns, Heilens, Entwickelns mittelst des gesammtheitlichen Wollens und Handelns. Auf der andern Seite ist der Staatsbetrieb Mittel für die Volkswirthschaft und die Antheilnahme des Staates an der Volkswirthschaft Mittel für den Staat. Und zwar einmal und zuerst wirthschaftliches Mittel für den materiellen Unterhalt des Staates, für die Finanz, sodann Mittel für außerwirthschaftliche Zwecke des Staates, soweit deren Erreichung durch unmittelbare Antheilnahme des Staates an der Volkswirthschaft bedingt ist. Die zwei großen Reihen von Erscheinungen heben sich scharf voneinander ab. Die eine Reihe, welche die vielgestaltigen Erscheinungen des Berufes des Staates für die Volkswirthschaft umfaßt, die Reihe der wirthschafts staatlichen Thatsachen, erweitert und vertieft sich immer mehr mit der Entwicklung des Volks- und Völkerlebens und ist so vielgestaltig, als es Aufgaben willens- und machteinheitlicher Selbstbestimmung des Volkes gibt; es gibt dafür keine andere Grenze, als die Grenze des Staatsberufes selbst. Die andere Reihe, welche die Ausnahmeerscheinungen unmittelbaren Dienstes der Volkswirthschaft für den Staat und des Staates für die Wirthschaftsführung umfaßt, die Reihe der staats wirthschaftlichen Thatsachen, ist nicht minder durch die Aufgabe des Staates und durch den Zweck der Volkswirthschaft begründet. Sie umspannt aber nur einen Theil der Processe und Geschäfte der Volkswirthschaft. Die Masse der volkswirthschaftlichen Geschäfte wird nicht — sei

es zum finanziellen, sei es zum außerfinanziellen — Mittel des Staates. Die Gesammtversorgung des Volkes mit Sachgütern, die Masse aller Umsätze in Waaren und in Forderungen war nie die Aufgabe jenes volklichen Centralorgans, das wir heute Staat nennen, sie kann auch künftig nie die Aufgabe des Staates werden. Staat und Volkswirthschaft dürfen bei aller wechselseitigen Durchdringung und Bedingung — eines jeden in seiner eigensten Function — nie zusammenfallen, ihre Trennung ist ein so unverrückbares Grundgesetz des Gesellschaftslebens, wie die Scheidung des Leibes und Leiblebens in animale und vegetative Organe und Verrichtungen, in selbständig centrale und in selbständig peripherische Lebenswerkzeuge und Lebensthätigkeiten. Das ergibt die Erfahrung."

Wir enthalten uns jeder sachlichen Bemerkung hierzu. Wenn auch der eine oder andere Satz einer schiefen Auffassung fähig ist, so nöthigen doch die Ausdrücke an sich nicht dazu. Wenn wir nun aber auf den Beweis oder die Begründung dieser Erörterungen sehen, so können uns diese nicht zufriedenstellen. Schäffle sagt a. a. O.: „Zwei hauptsächliche Gründe nöthigen für immer zu jener Trennung. Der eine und vielgenannte besteht in einer gebieterischen Nothwendigkeit wirthschaftlicher Art. Der Staat kann nicht so wirthschaftlich alle Güter produciren, umsetzen und zutheilen, daß das Centralorgan des volklichen Wollens und Handelns alle Einzelvorgänge des progressiven Socialstoffwechsels in einläßlich wirthschaftlicher Weise nicht umfassen und beherrschen kann. — Den andern, weniger beachteten, aber vielleicht überragenden Hauptgrund der Trennung bildet die oberste Rücksicht des Staates auf sich selbst, die Rücksicht nämlich, das centrale Willens- und Machtleben der Nation selbst gesund zu erhalten, es nicht unheilbar und unablässig dadurch zu verwirren und zu zerrütten, daß der Staat den ganzen socialen Ernährungsproceß mit allen seinen Einzelheiten und widerstreitenden Interessen selbst übernimmt."

Auf einen kurzen und klaren Ausdruck gebracht, lauten diese Gründe: Durch Verstaatlichung der Volkswirthschaft würde der Staat der Volkswirthschaft schaden, und er würde sich selber schaden; deshalb hat eine Verstaatlichung zu unterbleiben. Diese beiderseitige Schädigung geben wir sehr gerne zu; kann aber ein weiterer und wichtigerer Grund nicht erbracht werden, so dürfte folgen, daß gegen eine völlige Verstaatlichung nichts einzuwenden wäre, falls durch staatliche Centralisation die Volkswirthschaft in allen Zweigen besser betrieben werden und der Staat sich gegen Selbstauflösung schützen könnte, und daß eine Verstaatlichung einzelner Zweige der Volkswirthschaft schon dann gerechtfertigt wäre, wenn

durch einen solchen Betrieb besser gewirthschaftet werden und der Staat sich besser erhalten könnte. Die collectivistischen Socialdemokraten behaupten das erstere; manche gemäßigtere Staatssocialisten wenigstens das zweite. Will man es da nicht auf die mißliche Probe ankommen lassen, so müssen andere Gründe gefunden werden, welche jener Verstaatlichung wehren. Auch der Hinweis auf die ununterbrochene geschichtliche Geltung der sogenannten Trennung von Staat und Volkswirthschaft, dem Dr. Schäffle das ganze folgende Kapitel widmet, kann wohl als eine Bestätigung dienen, aber nicht zum durchschlagenden Beweis, daß jene Trennung ein nothwendiges, nie verletzbares Gut ist.

Zum Glück finden wir aber auch wirklich durchschlagende Gründe genug, doch nur, wenn wir uns stützen auf die gesunden Principien einer wahren Philosophie über Ursprung und Rechtsbefugniß der Staatsgewalt. Ist der Staat sich Selbstzweck, die von jedem Gesetze, das nicht er selbst ist, unabhängige höchste Entwicklung der Menschheit oder ihrer Theile; ist er derjenige, dem sich der einzelne als Mittel zum Zweck einzufügen und unterzuordnen hat; ist er die Quelle alles Rechts: dann kann der Berechtigung und möglichen Verwirklichung eines Allverstaatlichens ein triftiger Grund nicht entgegengesetzt werden. Die Schwerfälligkeit der verschiedenen Thätigkeiten wird kaum ein wirksames Hinderniß bleiben. Und da schließlich weder „das Volk", noch „der Staat", sondern die jeweilig leitenden Staatsmänner es sind, welche die Geschäfte betreiben, so werden diese sich leicht zufrieden geben, wenn auch der Koloß Allstaat mit etwas unbeholfenen Gliedmaßen operiren sollte.

Der einzelne Mensch hat als selbständiges Wesen den Zweck seines Erdenlebens zu verfolgen; dazu hat er die Pflicht und darum auch Befugniß und Recht; eine solche Befugniß kann ihm weder von einem andern Einzelmenschen, noch von der Gesammtheit genommen werden. Dieses sein Streben, seine Entwicklung und die Bethätigung seiner Fähigkeiten wird nur durch seine Eigenschaft als geselliges Wesen und durch die Beziehungen zu seinen Mitmenschen in bestimmte Richtungen gewiesen, theils beengt, theils befördert. Die ganze Naturanlage und die Bedürftigkeit des Menschen weist ihn in ein Leben der Gesellschaft ein. Zunächst und naturnothwendig ist er Glied einer Familie; die gedeihliche Entwicklung und Förderung eines menschenwürdigen Lebens zieht durch natürlichen Drang zur Vereinigung von Familien in größerer oder geringerer Zahl, zu Gemeinden, Stammverbindungen, zum Staat mit einer obersten Gewalt, welche die für das gemeinschaftliche gesellige Leben nothwendigen Vor-

kehrungen treffen und die erforderlichen Leistungen der einzelnen regeln und auch erzwingen könne. Allein Staat und Staatsgewalt ist und bleibt da zur Stütze und Hilfe dessen, was die einzelnen in ihrer Vereinzelung zur gedeihlichen Entwicklung menschenwürdigen Lebens zu erreichen nicht im Stande wären. Aus dem Begriff dieser Hilfe und Unterstützung geht sowohl das Recht als auch die Begrenzung des Rechts der Staatsgewalt hervor. Es wäre eine grobe Ueberschreitung des Rechts, wenn die Staatsgewalt die individuelle Thätigkeit, statt zu fördern, bannen und aufsaugen wollte. Darum beginnt auch die Verstaatlichung, sei es der Volkswirthschaft, sei es irgend einer andern Function, da ein Unrecht zu werden, wo durch eine solche Verstaatlichung die individuelle Thätigkeit im großen und ganzen mehr gehemmt als gefördert würde; darum darf sie nie und bei keiner Entwicklung des Staatswesens eintreten. Ganz zur Sache paßt, was in dem angeführten Ergänzungsheft P. Cathrein sagt: „Die Nothwendigkeit des Staates gründet sich auf ein doppeltes Bedürfniß der Menschen, auf das Bedürfniß nach Schutz und Sicherheit in ihren Rechten und auf das Bedürfniß nach Unterstützung und Hilfe in Erreichung jener Güter, welche das wahre irdische Glück des Menschen ausmachen, welche aber den einzelnen nur schwer oder gar nicht zugänglich sind. Wären diese beiden Bedürfnisse nicht vorhanden, oder nicht allgemein vorhanden, so ließe sich die Nothwendigkeit des Staates nicht mehr erweisen. Die Staatsgewalt hat also der Gesammtheit jene beiden Güter zu verschaffen." Hieraus ergeben sich die Pflichten und die Grenzen der Berechtigung der Staatsgewalt.

Die Pflicht der Staatsgewalt bezüglich der Volkswirthschaft ist aus dem angegebenen Grunde eben das, was auch Schäffle im Gegensatz zur „ausnahmsweisen Staatswirthschaft" die „Wirthschaftsstaatsthätigkeit" nennt, und was er als Bethätigung „des eigensten Staatsberufes zum Schutz und zur Ordnung" durch folgende Einzelthätigkeiten erläutert: „theils in der Regierung und in der Gesetzgebung, theils in den fortlaufenden Verwaltungsthätigkeiten der Justiz, der Polizei, der Schul-, Kunst- und Wissenschaftspflege und des Militärwesens; theils in außerordentlichen Eingriffen aus Anlaß allgemeiner und besonderer Störungen, theils in außerordentlichen Unterstützungen und Erziehungsmaßregeln, welche im Interesse des Ganzen nothleidenden, unentwickelten, verkommenen Gliedern der Volkswirthschaft geleistet werden müssen; theils in Zwangsmaßregeln, wo diese erforderlich sind, um die Selbsthilfe allgemein ins Werk zu setzen, wie im Versicherungszwang, theils in der Abwehr schäd-

licher Beeinflussung des Volksgesammtlebens von der Volkswirthschaft her". Das ist eine ziemlich vollständige, ins einzelne gehende Aufzählung der staatlichen Aufgaben und Befugnisse hinsichtlich der Volkswirthschaft; durchweg kann alles das acceptirt werden; nur beim Versicherungszwang möchten wir wegen der gar weiten Fassung ein Fragezeichen anbringen.

Ebenso können wir nicht ganz dem sich bald anreihenden Satze Dr. Schäffle's beistimmen, in welchem zur Beurtheilung der Zulässigkeit einer bestimmten staatlichen Einmischung zwischen der eben besprochenen Wirthschaftsstaatsthätigkeit und der andern Staatswirthschaft, d. h. zwischen dem indirecten und dem directen Eingriff in die Volkswirthschaft, so unterschieden wird: „Der Beruf des Staates bezüglich der Wirthschaftsstaatsthätigkeit ist nicht einschränkend auszulegen, sondern aus der Fülle des Staatszweckes heraus auf das positivste zu entfalten. Der Beruf zur Staatswirthschaft aber, welche als Ausnahme vom Princip der Trennung von Staat und Volkswirthschaft besonders begründet sein muß, ist einschränkend aufzufassen und zu behandeln."

Daß die directe Staatswirthschaft speciell begründet sein müsse und einschränkend aufzufassen sei, geben wir gerne zu. Auch mag der Ausdruck „besonders begründet" ebenso gut das Richtige bezeichnen, als „durch die Nothwendigkeit begründet"; eine gewisse Nothwendigkeit muß zwar vorliegen, doch nicht eine Nothwendigkeit schlechthin. Was uns Bedenken macht, ist, daß die indirecte Einmischung des Staates in die Volkswirthschaft, oder die Wirthschaftsstaatsthätigkeit in möglichst weiter Auffassung zur Befugniß der Staatsgewalt gehören soll. Das wird so allgemein nicht gesagt werden dürfen. Jede Einmischung der Staatsgewalt, welche eine Beschränkung der individuellen Freiheit oder der dem Staate naturgemäß voraufgehenden gesellschaftlichen Einrichtungen enthält, bedarf, um uns des obigen, bei der andern Frage gebrauchten Ausdruckes Schäffle's zu bedienen, einer speciellen Begründung; sie kann nicht ohne weiteres aus der Fülle des Staatszweckes hergeleitet werden, eben weil die „Fülle" nicht vorhanden ist, sondern der Staatszweck sich auf Hilfeleistung und Beförderung der allseitigen Bethätigung individueller Freiheit beschränken muß. Das freilich geben wir zu, je mehr der Staat sich ausdehnt, ein je weiteres Gebiet er räumlich umspannt und eine je regere und mehrseitige Thätigkeit seiner Glieder sich entfaltet: desto mehr Anlässe werden sich bieten, wo zu einer gedeihlichen Entwicklung der einzelnen Thätigkeiten und der verschiedenen Verhältnisse ein staatlich regelnder, schützender, fördernder Eingriff nothwendig wird. Mit fortschreitender

Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse wird sich daher auch die Nothwendigkeit eines staatlichen Einflusses und die einer erweiterten Thätigkeit der Staatsgewalt ergeben.

Die theoretische Formel für die Ausdehnung und Begrenzung des indirecten Eingriffs in die Volkswirthschaft von seiten der Staatsgewalt, oder für die Regulirung der Wirthschaftsstaatsthätigkeit, wie sie von Dr. Schäffle aufgestellt wird, fanden wir zu weit; dagegen möchten wir die Formulirung für die Grenzen der directen Betheiligung des Staates am wirthschaftlichen Betrieb nach einer Richtung hin als zu eng bezeichnen: es scheint, daß bei der praktischen Anwendung Dr. Schäffle selbst den engen Begriff seiner theoretischen Formel vergißt. Schäffle erklärt zuerst, über die Rechtfertigungsgründe hinaus, welche eine unmittelbare Staatswirthschaft in bestimmten Fällen erheischen, dürfe der Staat „in der Verstaatlichung des Productions-, Handels- und Einkommensprocesses um keine Haaresbreite weiter gehen". Der Rechtfertigungsgründe gibt es nach ihm zwei: „Entweder ist das staatswirthschaftliche Geschäft unerläßliches Hilfsmittel der Erfüllung des Staatszweckes, sowie der Selbsterhaltung. Oder es ist der Staat ausnahmsweise das einzige oder doch besonders leistungsfähige Organ zur Lösung bestimmter Aufgaben der Volkswirthschaft. Im ersten Falle ist die Staatswirthschaft ausnahmsweise ein Staatsmittel, im zweiten ist der Staat ausnahmsweise ein Mittel der Volkswirthschaft." Der erste Fall wird durch folgenden Satz erläutert: „Reines Staatsmittel ist und war die Staatswirthschaft namentlich in der Finanz, im Staatsforstbetrieb, in den Steuermonopolen." Aber gerade diese Beispiele zeigen, daß die obige Formulirung zu eng ist. Ein „unerläßliches Hilfsmittel" sind der Forstbetrieb, die Steuermonopole nicht; die Einnahmequelle kann eine andere sein; allein es genügt eben zur Rechtfertigung jener Staatsbetriebe, daß sie ein geeignetes Hilfsmittel sind und unter etwa vorliegenden Umständen von den zuständigen Organen der Staatsgewalt als das schicklichere gewählt werden.

Der zweite Rechtfertigungsgrund, daß der Staat ein Mittel der Volkswirthschaft werden könne, muß freilich auf die Fälle der Nothwendigkeit beschränkt werden; daß für gewisse Zweige der Staat ein leistungsfähigeres Organ wäre, würde die Verstaatlichung dieses Wirthschaftszweiges noch nicht rechtfertigen. Nur wenn ohne Verstaatlichung eine dem Gemeinwohl entsprechende Entwicklung eines Wirthschaftszweiges nicht erfolgen kann, ist eine Verstaatlichung am Platze. Das folgt aus dem oben entwickelten Zweck und Recht des Staates und der Staatsgewalt.

Wo eine Beschränkung der individuellen Thätigkeit, besonders eine so hochgradige wie in der Verstaatlichung eines Wirthschaftszweiges, nicht erforderlich ist, da ist der staatliche Eingriff als Wirthschaftsmittel nicht Hebung, sondern Störung der Wirthschaft, daher unberechtigt und ungerecht. Die Staatsgewalt hat Anlaß genug, eine gewisse Betheiligung an der Volkswirthschaft unter dem Titel eines Staatsmittels auszuüben; sie kann diese Betheiligung so wählen, daß sie dadurch zugleich ein Mittel zur Förderung der gesammten Volkswirthschaft bietet. Mit anderen Worten, die staatlichen Betriebe können so gewählt werden, daß sie eine Einnahmequelle zur Deckung nothwendiger Steuern sind und zugleich zum Besten des Gemeinwohles fördernd in die Wertherzeugung, den Verkehr u. s. w. eingreifen. Zu dieser Art von Betheiligung an der Thätigkeit auf wirthschaftlichem Gebiet gehören z. B. die großen Verkehrsmittel, welche nicht füglich durch Privatunternehmung ins Leben gerufen werden könnten. Zu ihr kann man auch Anstalten in den industriellen Zweigen rechnen, wo staatliche Unternehmungen mit Privatunternehmungen zwar in Concurrenz treten, wo aber die staatlichen Einrichtungen zugleich den Zweck verfolgen, Musteranstalten zu liefern, welche einen wohlthätigen Ausgleich der sich bekämpfenden Interessen verschiedener Betheiligten anbahnen. Wir können es daher auch nur als einen Act hoher Weisheit und höchst gerechter Fürsorge in Ausübung der höchsten Gewalt bezeichnen, daß in dem jüngst erflossenen Erlaß vom 4. Februar der hohe kaiserliche Wille sich also äußerte: „Die staatlichen Bergwerke wünsche Ich bezüglich der Fürsorge für die Arbeiter zu Musteranstalten entwickelt zu sehen."

So viel über die Verstaatlichung wirthschaftlicher Zweige. Daß ganze Industriezweige verstaatlicht werden dürften, kann nach den gemachten Bemerkungen kaum je oder doch höchst selten zugegeben werden.

Das andere Gebiet des indirecten Eingreifens der Staatsgewalt in Industrie oder sonstige Volkswirthschaft unter Wahrung ihres privatrechtlichen Charakters ist freilich ein weiter reichendes. Auch der privatrechtliche Besitz kann von der Staatsgewalt nicht abgeschafft werden; dennoch ist er der Regelung und des Schutzes seitens des Staates fähig und bedürftig: Aehnliches gilt für den Erwerb, Wertherzeugung, Umsatz, kurz für alle wirthschaftliche Thätigkeit. Je mehr die Natur der Sache, die Entwicklung der Verhältnisse, die Dienstbarmachung der Naturkräfte es dahin bringen, die menschliche Arbeitskraft in ihrer Vereinzelung unfähig zu machen, um erfolgreich sich an dem Wirthschaftsproceß der Nation und den erzielten Früchten zu betheiligen; je mehr die Masse von

menschlichen Arbeitskräften unter die Abhängigkeit und Herrschaft der Arbeitswerkzeuge und des Kapitals gestellt wird: desto mehr ist die staatliche Gewalt berechtigt und gehalten, ordnend und heilend und vorbeugend einzugreifen, damit nicht die dem Namen nach allgemeine individuelle Freiheit in der That für die allermeisten zur schlimmsten Unfreiheit werde. Das hier in Betracht kommende staatliche Eingreifen liegt vor allem in einer gesetzlichen Regelung der Arbeitsverhältnisse, wie in dieser Zeitschrift des öftern dargelegt wurde.

Bedeutsam wird in dieser Hinsicht die Frage, auf welche auch Dr. Schäffle eingeht, ob die Volkswirthschaft oder große Zweige derselben, wenn sie auch nicht den staatsrechtlichen Charakter anzunehmen hätten, doch aus dem rein privatrechtlichen Betrieb in einen nichtstaatlichen, öffentlich-rechtlichen Betrieb übergehen müßten. Herrn Dr. Schäffle schwebt eine solche Umbildung wirthschaftlicher Betriebe für die Zukunft vor, besonders auf Grund des stetigen Fortschrittes in der Staatenbildung, Cultur und der immer mehr sich entwickelnden Freiheit und Verselbständigung der Volkswirthschaft. Dieser historischen und historisch-rechtlichen Begründung möchten wir nun nicht gerade einen entscheidenden Werth beimessen. Einerseits gibt zwar Dr. Schäffle zu, daß in jener fortschreitenden Entwicklung große Schwankungen und theilweise auch Rückbildungen vorkommen könnten, mithin jener Fortschritt nur im großen und ganzen als solcher anzusehen sei; andererseits wollen auch wir einen Fortschritt nach gewisser Richtung nicht verkennen: allein die Ausbildung unseres heutigen „modernen Staats" und auf wirthschaftlichem Gebiet der modernen Kapitalwirthschaft können wir als wirklichen Fortschritt nicht bezeichnen. Es ist ein Fortschritt, wie der eines Eisenbahnzuges, für den die Weichen nicht richtig gestellt sind, es ist eine Fortbildung des socialen Körpers zu einem Auswuchs, nicht zu einem wohlgestalteten Bau. Eine Rückbildung durch Zurückgreifen auf die gesunden christlichen Principien der Vorzeit würde bei Rücksichtnahme auf die vielfach ungesunde Uebercultur unserer Verhältnisse ein wirklicher Fortschritt sein.

Besonders mit Bezug auf den Kapitalismus wollen wir zwar nicht verneinen, daß ihm unter gewissen Verhältnissen einige wirthschaftlich gute Seiten anhaften; allein uneingeschränkt genommen ist er vom Uebel und eine Quelle wirthschaftlichen Ruins. Sagen wir es deutlicher: der arbeitlose Gewinn als Antheil des bloßen Kapitals ist nicht unter allen Umständen und Bedingungen zu verwerfen, aber auch nicht ohne jede Bedingung und unter allen Verhältnissen zu vertheidigen. Die katholische

Kirche hat in ihren Verboten und ihren Zugeständnissen betreffs des Zinses und ähnlichen Gewinnbezuges stets nach diesem Grundsatz gehandelt. Die Erfahrung unserer Zeit hat ihr Recht gegeben; die uneingeschränkte, durch bloße Vereinbarung geregelte Zinsnahme ist einer Krankheit zu vergleichen, welche das Blut des menschlichen Körpers in die Extremitäten treibt und die wichtigsten Lebensorgane blutleer hinsiechen und absterben läßt. Dr. Schäffle hat einen zu klaren Blick, als daß er nicht die Krankheitssymptome unseres modernen Wirthschaftslebens wahrnähme. Schüchtern zwar und vielfach als hypothetisch, aber recht umfassend und treffend deckt er Mängel des Kapitalismus auf, welche thatsächlich mehr, als Dr. Schäffle auszudrücken wagt, aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit eingetreten sind. Auf diese Mängel der kapitalistischen Wirthschaft gründet Schäffle gerade die Erwartung einer andern Art derselben, welche er mit dem Namen Veranstaltlichung der Volkswirthschaft bezeichnet.

Bevor wir Umschau darüber halten, wie er sich diese denkt, und was von ihr zu halten sei, geben wir in Kürze das Urtheil Schäffle's über den Kapitalismus, dessen Lichtseiten er unmittelbar vorher in hellen Farben geschildert und den er auch mit Rücksicht auf die Gegenwart belobt hatte als die bisher beste Triebfeder wirthschaftlicher Thätigkeit, als reichen Gewinn für die besitzenden und die besitzlosen Klassen, als das Bollwerk gegen Vermengung und Verwirrung staatlicher und volkswirthschaftlicher Thätigkeit. Allein „es fehlt im Gebiet des kapitalistischen Socialstoffwechsels schon jetzt nicht an Erscheinungen der Selbstzersetzung, an Erscheinungen der Abschwächung und des Verfalles jener Vorzüge, die man dem Kapitalismus im allgemeinen im Vergleich zu den früheren Zeitaltern der Volkswirthschaft einräumen muß ... Das Kapital hat eine so überlegene Privatstellung, daß es die Gesammtheit auch ausbeuten und beherrschen und der Wirthschaftlichkeit der materiellen Versorgung des Volkes abträglich werden kann. ... Es werden öffentliche Corruption und ausgedehnte Unwirthschaft, politische Beunruhigung und volkswirthschaftliche Zerrüttung sich an seine Fersen heften und insoweit seine raison d'être in Frage stellen. Der Kapitalismus kann namentlich der Lohnarbeit gegenüber einen herben, materiell ausbeutenden, persönlich anherrschenden Zug annehmen und wird dann aufhören, eine völlig zufriedenstellende Verwirklichung des religiös, sittlich, wirthschaftlich und staatlich obersten Gesellschaftsgesetzes zu sein, wonach alle, indem jeder in seinem Kreise leitend oder gehorchend wirkt, dem Ganzen und allen übrigen frei gerecht werden, so daß unbeschadet der Ueber- und Unterordnung doch wahre verhältnißmäßige Gleichheit

und Freiheit bestehe." In der Anwendung auf die bestehenden Verhältnisse und thatsächlich vorhandenen Privatmonopole und Ringe spricht dann Dr. Schäffle schon von „wilder Preisbewegung, Ausbeutung des Publicums, Erschütterung der soliden Concurrenz, Aufsaugung der kapitalistisch-normalen Geschäftsbetriebe, Aufsaugung des Kleinbetriebes, Beunruhigung des Staates" u. s. w. u. s. w.

Da dürfte man freilich an den Vorzügen vor den früheren Zeitaltern der Volkswirthschaft gelinde zweifeln. Dieser Zweifel hat denn auch der großen Masse des Volkes den Ruf nach Wiedereinführung von Innungen, nach corporativen Arbeiterverbänden und nach allseitigen Schutzgesetzen gegen die Uebermacht des Kapitals in den Mund gelegt, und hat allmählich auch innerhalb der leitenden Kreise der zweifellosen Ueberzeugung Platz gemacht, daß der Nothschrei der größern Hälfte des Volkes nicht unbeachtet bleiben dürfe.

Eine Anbahnung neuer wirthschaftlicher Verhältnisse möchte daher, wenn auch zukünftig, doch der nahen Zukunft angehörig sein. Wie denkt sich nun Dr. Schäffle diese zukünftige Verbesserung der Volkswirthschaft? Er will eine öffentlich-rechtliche, körperschaftlich-anstaltliche Organisation der Volkswirthschaft, und zwar, wie er sagt, „könnte die öffentliche Verkörperung und Veranstaltlichung in zweierlei Gestalt auftreten. In der einen Gestalt würden gewisse Geschäfte zu öffentlichen Anstalten erklärt, welche jedoch miteinander zu concurriren fortfahren würden; es wäre die Uebergangsstufe, im Innern der Geschäftskörper von öffentlich-rechtlicher, im Verhältniß der concurrirenden Geschäfte untereinander dagegen von privatrechtlicher, kapitalistischer Structur. Die andere, vollkommen öffentlich-rechtliche Gestaltung würde auch die kapitalistischen Grundthatsachen der Concurrenz, des Marktpreises, des Lohncontractes beseitigen, alle Geschäfte derselben Art zu einem gegliederten Geschäftszweig öffentlicher Art zusammenfassen, den Markt und Marktpreis durch öffentliche Lager und Taxwesen, den Arbeitsvertrag durch öffentliche Anstellung und Arbeitstaxirung zu ersetzen haben." Dr. Schäffle ergeht sich dann des weitern in der vollständigen Ausführung über Bildung und Einrichtung einer solchen öffentlich-rechtlichen Wirthschaft, um sie nicht zur Staatswirthschaft zu machen, sondern erst recht die vollkommenste Trennung, wie er sagt, zwischen ihr und dem Staate zu verwirklichen. Der Staat, meint er, oder die Gemeinde, Vereine u. dgl. könnten die Productionsmittel liefern. Die öffentlichen Anstalten blieben das Kapital schuldig; sie hätten aber die Verzinsung und allmähliche Tilgung aufzubringen. Errichtung, Er-

weiterung, Veränderung, Auflösung, Leitung und Geschäftsführung der Anstalten müsse nicht dem Staate zustehen, sondern volkswirthschaftlichen Aemtern des Kreises, der Provinz, der Nation; dem Staate, bezw. einem Volkswirthschaftsministerium bliebe nur oberste Aufsicht und Schutz.

Wir gestehen, die also beschriebene „Veranstaltlichung" der Volkswirthschaft will uns nicht gefallen. — Bei aller theoretischen Trennung vom Staat würde unseres Erachtens praktisch ein großes Stück Verstaatlichung, sei es nach Art und Plan der Socialdemokratie, sei es in Gestalt irgend eines wie immer gearteten Staatssocialismus, beigemischt werden. Wenn der Staat der ursprüngliche Gläubiger wird, wenn von Staatswegen solche Veranstaltlichung ausgeht, dann läßt sich der Staatssocialismus schwerlich ganz vermeiden. Nur den Grundton der Idee, sofern er Begünstigung corporativer Verbände in den volkswirthschaftlichen Zweigen ausdrückt, so jedoch, daß innerhalb dieser oder auch außerhalb derselben für die individuelle Freiheit noch hinlänglicher Raum bliebe, halten wir für richtig. Dergleichen Verbindungen sollen befördert, geschützt, gepflegt, möglichst selbständig und autonom gemacht werden; sie sollen sich aus den einzelnen Kreisen der Betheiligten, unter staatlicher Beihilfe, herausentwickeln, je nach Bedürfniß sich ausbilden und erweitern, je nach den Verhältnissen der einzelnen Zweige der Volkswirthschaft sich ausgestalten. Was für den einen Zweig förderlich oder nöthig wäre, würde den andern hindern und schädigen; was bei gewissen Zweigen besser corporativ erreicht wird, das läßt sich bei anderen besser durch Freithätigkeit der einzelnen erzielen. Der corporative Verband soll und muß zunächst dazu dienen, das freie Recht der einzelnen besser zu schützen und ihre Thätigkeit wirksamer zu machen: Centralisation und staatlicher Einfluß, auch der indirecte, wodurch diesem Hemmniß erwüchse, würde die zulässigen Grenzen überschreiten.

Der Leser ersieht, daß wir, trotz der Uebereinstimmung mit den praktischen Hauptideen Dr. Schäffle's, in den Einzelheiten der Ausführung und Anwendung manches bestreiten mußten. Wir täuschen uns wohl nicht, wenn wir vermuthen, all das Beanstandete entstamme einem Grundirrthum in der modernen Rechtsauffassung von Volkswillen und Staat. Der Staat ist nach Schäffle „das Volk in seiner Organisation und Thätigkeit einheitlicher (gesammtheitlicher, centraler) Willensentscheidung und Willensvollziehung; er ist das centrale Willens- und Machtorgan des Volkslebens und des Völkerverkehrs". Geschichtlich wird die Richtigkeit dieser Definition nicht nachweisbar sein; sollte aber rechtlich der Volkswille als die

höchste Norm des staatlichen Lebens bezeichnet werden wollen, so wäre das die Wurzel weittragender und schwerwiegender Irrungen. Auch im öffentlichen Leben, auf rein natürlicher Grundlage gedacht, bleibt die oberste Lebensnorm materiell genommen die ungetrübte gesellige Natur des Menschen mit ihren Bedürfnissen, formell der Wille dessen, der die menschliche Natur geschaffen hat und sie zu seinen Zielen führen will. An dem göttlichen Willen, wie er sich in der menschlichen Natur selbst kundgibt, muß auch der Volkswille und der Wille aller Staatsorgane seine Richtschnur haben: sonst ist alles Recht und alle Rechtsanstalt auf Flugsand gebaut; es bedarf nicht einmal des Sturmes entfesselter Volksleidenschaft, um es wegzufegen.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Gefälschte Kunstwerke.

„Ich erhebe Anklage vor dem Gerichtshofe der gebildeten Welt und lege nöthigenfalls Berufung ein bei dem Hof der Sachverständigen.“ Mit diesen hochtönenden Worten leitete Professor Theodor Levin von Karlsruhe einen am 25. August 1887 in der von Lützow und Pabst herausgegebenen „Kunstchronik“ veröffentlichten Artikel ein, worin er behauptete, „daß von den 141 niederländischen Bildern, welche das Verzeichniß der im Städel'schen Institut (zu Frankfurt) öffentlich ausgestellten Kunstgegenstände als bezeichnete aufführt, 58, sage achtundfünfzig, außerdem noch drei Bilder außer Katalog, in Summa also 61 Bilder, gefälschte Bezeichnungen aufweisen. . . . Man fälscht eben seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts mit System. Damals betrieb man das Handwerk mit Eleganz und Energie; es ist eine wahre Lust, so einer Hundertjährigen auf die Spur zu kommen. Das waren doch noch ganze Kerle! Dann kam die Zeit der Romantik. Bei ihrer kindlichen Anspruchslosigkeit in kritischer Beziehung ging die Arbeit zurück. Man lieferte nur noch Stückwerk. In diese Zeit fallen Städels Erwerbungen. Heute hat sich das Handwerk wieder gehoben, aber die Leistungen sind doch noch erbärmlich genug. . . . System ist darin, das läßt sich nicht läugnen. Der Ring reicht

sich die Hände den Rhein entlang über Holland und Paris. Uebrigens wird in Amsterdam doch nur von einigen Winkelhändlern dilettirt."

Um dieselbe Zeit wurde nach Ausweis derselben Zeitschrift in den holländischen Zeitungen ernstlich gewarnt vor einem holländischen Kunsthändler, der Bilder von Willem de Poorter, Jakob de Wet u. s. w. auf Auctionen kauft, sie mit einer falschen Bezeichnung Rembrandts versieht, versucht, solche gefälschte Bilder in Deutschland Kunstsammlern zu verkaufen, und leider zu oft den gewünschten Erfolg hat.

Großes Aufsehen machten in den letzten Jahren Ankäufe verschiedener großer Museen. Das als Werk des A. Kuyp für 12 000 M. erworbene Bild des Kölner Museums ist von A. Bredius, dem Director des neuen Reichsmuseums in Amsterdam, nicht nur als falsch, sondern als fast werthlos erklärt worden. Oeffentlich und ohne Widerspruch zu finden, behauptete dieser gewiegte Kenner holländischer Meister, dasselbe würde auf einer Auction es nicht auf 1200, vielleicht gar nur auf 120 M. bringen. Ueber die vielbesprochenen neuen Erwerbungen der beiden wichtigsten Museen in Belgien äußerte er in der genannten Zeitschrift (XXIII. 383 f.): „Der van Dyck (der Antwerpener Gemäldesammlung), ein männliches Portrait, ist freilich eine schlimme Acquisition. Wir haben hier wohl eine alte Copie vor uns, die sich dazu noch nicht einmal in gutem Zustande befindet. 21 000 Fr. dafür ist entschieden zu viel. . . . Die Brüsseler Galerie erwarb um 100 000 Fr. einen Rembrandt (?), der zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Auch weniger skeptische Kunstkenner, als Herr Professor Levin, der die Signaturen gar zu schnell in Verdacht zieht, werden mir zugeben, daß die Bezeichnung ‚Rembrandt' auf diesem Bilde unecht ist. Hier möchte ich mit Herrn Levin ausrufen: ‚Ein Spiritushauch, und sie verschwindet.' Von der Jahreszahl mögen drei Ziffern echt sein, die vorletzte, eine 5, ‚schreit' vor Fälschung. . . . (Neu ist dort auch) Rubens' ‚Die Jagd der Diana'. Wer, wie ich, sich das schöne Bild in Madrid gründlich und öfter angesehen hat, wird in dieser sogen. Skizze nicht die Hand des Rubens, sondern die eines mittelmäßigen Copisten erkennen. Besonders die Figuren sind außerordentlich schwach. 24 000 Fr. ist doch etwas viel für so eine Skizze."

Mit der Eleganz und dem leichten Conversationston, welcher die Pariser auszeichnet, hat Paul Eudel ein sehr lesenswerthes Buch mit dem Titel Le Truquage geschrieben, das B. Bucher in abgekürzter Form, mit werthvollen Anmerkungen unter dem Titel „Die Fälscherkünste" 1885 bei Grunow in Leipzig herausgab zu Nutz und Frommen der „Schwärmer

für das Alte, weil es alt ist". Er erzählt allerlei hübsche Geschichten über „alte Bilder", die man füglich in eine zusammenfassen kann, um zu zeigen, wie die Händler es machen. Ein vornehmer Liebhaber begegnet auf einem Pariser Boulevard zufällig Herrn Samuel, der ihn anredet, vom guten Wetter, dann von einer bevorstehenden Auction, zuletzt von einigen Bildern spricht, die er kaufen möchte, wenn er nur bei Kasse wäre. Der Baron wird neugierig, fährt mit Herrn Samuel in eine abgelegene Straße. Sie steigen fünf Treppen hoch und finden einen alten Herrn. Er ist früher reich gewesen und war Liebhaber; nur drei Bilder blieben ihm, seine Lieblinge. Der Besitzer ist halbtaub. Herr Samuel flüstert dem Baron zu: „Sehen Sie diesen Mieris. Welch reizende Behandlung! Welche Empfindung! Hier dieser Poussin, aus der Zeit, als der Meister unter dem Einfluß der venetianischen Schule stand!" Der Liebhaber antwortet leise: „Sie können Recht haben. Aber ich will mich nicht kauflustig zeigen." Anscheinend ruhig geht er von einem Bilde zum andern. Da sieht er die Karte des Herrn X. auf dem Tische. Der war also schon da! Der ist ein reicher Liebhaber, „der hat mir schon manches gute Stück abgejagt". Es ist also keine Zeit zu verlieren! Einige Tage nachher hängen die zum billigen Preise von 6000 Fr. erstandenen Bilder in der Galerie. Befreundete Kenner sollen sie bewundern, aber die Unterhaltung endet damit, daß der Baron eine Faust in der Tasche macht und schweigt; denn die Bilder sind ohne Garantie der Echtheit gekauft. Sie gehen ins Hotel Drouot, wo die großen Kunstauctionen abgehalten werden. Da kauft Samuel sie zu 1000 Fr. zurück, denn er hatte sie jenem anscheinenden Tauben geliehen, und nimmt sie mit, um auch den Rivalen, Herrn X., zu einem Handel zu bewegen. Herr X. kommt in dessen Antiquitätencabinet. Zufällig treten „die beiden Töchter eines eben verstorbenen Bildhauers" ein, in tiefer Trauer und verschleiert. Sie bieten ein Kunstwerk an, das der Vater einst in einem alten Schlosse erwarb; es war seine Freude, aber sie sind nicht in der Lage, es behalten zu können. Herr Samuel ist leider nicht bei Kasse. Der weitere Verlauf ergibt sich von selbst.

Marquis Latour-Dupin kaufte für 200 000 Fr. Bilder. Er ward überzeugt, daß die Summe um zwei Nullen zu hoch ist. Um sich schadlos zu halten, ließ er beim Händler drei zu 500 000 Fr. ausgebotene Watteaus mit Beschlag belegen. Ein Proceß beginnt. Die Experten erklären die beiden ersten Watteaus als elende Copien, schätzen den dritten zu 3000, die angekauften Bilder zu 30 000 Fr. Machte 200 000 — 33 000 = 167 000 Differenz!

„Aber meine Bilder sind echt; ich habe sie von meinem Vater geerbt! Man braucht nur die Rückseite anzusehen, um sich zu überzeugen!“

„Hat man nicht schon vor 50 Jahren werthlose alte Bilder abgewaschen und dann auf die alte Leinwand neu gemalt?“

„Dann würde man die frische Malerei erkennen!“

„Die Fälscher backen das Bild im Ofen: dadurch wird es rissig wie eine Brodrinde; eine Nadel hilft nach; Asche vollendet die Arbeit.“

„Sehen Sie doch den tiefen Ton, welchen dies Werk durch die Zeit erhielt!“

„Dazu diente Süßholzextract, der, mit der Hand in das Bild eingerieben, ihm seinen ‚warmen, goldigen‘ Ton gab.“

„Aber der alte Schmutz, die Fliegenflecken?“

„Sind mit einer Bürste aufgespritzt!“

„Wenn man neue Farben mit Alkohol behandelt, lösen sie sich auf. Mein Bild ist hart!“

„Die Händler haben ein Gegenmittel zu dieser Probe. Sie bestreichen ihre Copie mit flüssigem Leim, von dem Alkohol abläuft wie von einer Glasplatte.“

Vorsichtige Leute kaufen nie zu hohen Preisen, ohne zu erfragen, woher das Bild kommt. Sein Stammbaum wiegt eine gute Ahnenprobe auf. Aber auch da gibt's Mittel und Wege, zu täuschen. Irgendwo wird die berühmte Sammlung eines bekannten Liebhabers oder eines vornehmen Herrn versteigert. Nun sucht der Händler ein Bild, das aus der Schule dieses oder jenes alten Meisters ist oder zu sein scheint — eigentlich ist es nur ein neues, altgemachtes Werk —, in den Auctionscatalog zu bringen. Er steigert es zu einem hohen Preise an, der ja ihm bezahlt wird. Nun hat er ein doppeltes Zeugniß für den Werth seines Gemäldes: den Namen des Herrn, welcher „seine Bilder“ auf jener Auction versteigern ließ, und den hohen Preis, der dort in Gegenwart von Sammlern, Liebhabern und Autoritäten gezahlt wurde. Hat ein anderer bekannter Händler aus Freundschaft mitgeboten, um das Bild hinaufzutreiben, so liefert „der heftige Kampf“ um das hochbezahlte Bild den dritten Beweis für dessen Werth. Aaron will nicht viel verdienen, nur 10 % mehr, als er selbst zahlte.

Gefährlicher als der Ankauf von Gemälden ist die Erwerbung von Handzeichnungen. Wie leicht kann ein geschickter Freund auf ein Stück Papier vor dem Gemälde eines großen Meisters einige Figuren mit Bleistift oder Silberstift hinwerfen! Das Machwerk wird als Vorstudie Raffaels oder Leonardo's zu dem betreffenden Bilde auf den Markt ge-

bracht. Altes Papier aus der Zeit des Meisters findet sich in den Vorsteheblättern alter Bücher; vielleicht besitzen sie zum Glück auch noch das Wasserzeichen echter Blätter. Die Technik ist übrigens heute schon so weit fortgeschritten, daß man das Papier mit seinem Wasserzeichen einfach neu fabricirt, schwärzt, an den Rändern anbrennt, etwas zerknittert u. s. w., so daß es uralt scheint. Ich sah eine große Sammlung Handzeichnungen, wofür ein Liebhaber sein Vermögen hingab. Für die Erben haben diese „seltenen" Blätter ungefähr den Werth alter Papierstücke, weil fast alles gefälscht ist. Uebrigens sind auch bei Handzeichnungen die Händler erfinderisch. Neulich wurde irgendwo ein Skizzenbuch Dürers verkauft, das zwölf Blätter enthielt; eines, dasjenige, auf welches sich „zufällig" eine genauere Untersuchung bezogen hatte, war echt, die anderen desto frecher gefälscht. Sogar alte Kupferstiche, Holzschnitte und Radirungen werden neu gemacht oder in einen besser bezahlten, seltenen frühern Zustand versetzt durch Radiren und durch andere Kunstfertigkeiten. Alte Platten können leicht auf altes Papier neu gedruckt werden, und wenn dann in den Platten die Unterschrift und einige Stellen mit Spanischweiß ausgefüllt werden, gibt's Probedrucke avant la lettre, bei denen selbst gewiegte Kenner „hereinfallen".

Eudel erzählt: „Ich war unlängst Zeuge, wie ein Expert die Sammlung eines Kunstfreundes aus der Provinz musterte und mit bewunderungswerther Sicherheit würdigte. Auf dem Blatte ‚Venus und Amor' nach Carracci von Goltzius fehlte hinter der Chiffre des Stechers der Buchstabe I, und in der Legende Sine Cerere et Baccho friget Venus war Baccho mit zwei c geschrieben, während auf dem Original ein kleines c in einem großen angebracht ist. Auf Dürers ‚Hieronymus in der Zelle' zeigte sich der Nagel der kleinen Zehe am linken Vorderfuße des Löwen weiß, während er ein wenig schattirt sein sollte. ‚Der barmherzige Samariter' von Rembrandt wurde für eine ausgezeichnete Copie erklärt, aber doch eine Copie, da rechts oben ein fliegender Vogel in der Nähe des auf einem dürren Aste sitzenden fehlte."

Ein junger belgischer Künstler kauft zu Paris bei Trödlern Handlungsbücher aus dem vorigen Jahrhundert und benutzt sie zu Zeichnungen mit Rothstift, mit weißer oder schwarzer Kreide im Geschmack der französischen Maler des vorigen Jahrhunderts. Der Händler fügt das Monogramm hinzu, bringt die Zeichnungen auf weißes Papier mit Goldrand und dann unter Glas und Rahmen und hat sie nach einigen Tagen verkauft.

Autographe sind natürlich nicht gerade schwer zu fälschen. Das Billet, welches Marat in seiner Badwanne geschrieben haben soll, als er ermordet ward, hat in neuerer Zeit viel Aufsehen gemacht; mehr noch 1869 der Proceß des Brain-Lucas, welcher dem berühmten Mathematiker Michel Chasles für 140000 Fr. eine Autographensammlung von 27000 Stücken verkauft hatte, von denen kaum 100 echt waren. Bekannt sind die auf schmale Lederstreifen angeblich 900 Jahre vor Christus angebrachten Schriftstücke, welche der durch seine moabitischen Alterthümer berüchtigte Jude Schapira den großen Bibliotheken zum Kaufe anbot. Eine genaue Untersuchung ergab unter den moabitischen Schriftzügen Spuren einiger vor etwa zwei oder drei Jahrhunderten geschriebenen hebräischen Buchstaben und zeigte, daß die Lederstreifen Theile einer alten Thorarolle seien.

Alte werthvolle Druckwerke, denen ein Blatt fehlt, werden vervollständigt. Die Pariser Nationalbibliothek hat manche ihrer Schätze durch den in seinem Fache unübertrefflichen Künstler Adam Pelinski ergänzen lassen. Obgleich ein geübtes Auge meist hie und da ein Zittern der Hand, einen kleinen Unterschied in den Buchstaben, die nicht gleich hoch stehen, zu entdecken vermag, hat doch der Buchhändler Porquet, einer der besten Pariser Kenner, Herrn Eudel mitgetheilt, er habe einmal auf einer Versteigerung in einer seltenen Incunabel ein Einsatzblatt nur daran erkannt, daß ein durch die übrigen Blätter gehendes Wurmloch fehlte.

Lohnt sich denn die so mühsame Arbeit der Fälscher? Man bedenke die Preise, welche oft gezahlt werden. Eine alte Dame hat mir in meiner Jugend oft von einem „guten Handel, den sie einst machte“, erzählt; ihr Vetter, der Secretär des letzten Abtes von Stablo, habe bei der Aufhebung des Klosters „ein altes Buch, auf Pergament geschrieben, mit vielen Bildern, auch mit denen der Aebte“, geflüchtet (wohl ein altes Evangelienbuch mit Miniaturen der Evangelisten und der wichtigeren Scenen des Neuen Testamentes). Sie habe von einem Antiquitätenhändler dafür so viel feines weißes Papier bekommen, als es schwer war, und habe viele Jahre keines zu kaufen gebraucht. Dies Buch war leider nicht mit Gold aufgewogen, obgleich es das vielleicht verdiente. Auf Auctionen werden jetzt aber Handzeichnungen, Kupferstiche oder Radirungen mit Tausendmarkscheinen aufgewogen. Kaufte doch das Berliner Kupferstichcabinet 1887 zu London auf der Auction Lucleigh das sogen. „Hundertguldenblatt“ Rembrandts für 26000 M. Auf derselben Auction wurde das Selbstbildniß Rembrandts im ersten état mit 27100 und viele seiner radirten Landschaften

mit 2700 bis 5900 M. bezahlt. Fügen wir einige Preise aus der Londoner Versteigerung der Kupferstichsammlung des Herrn John Dent bei: Sandro Botticelli, „Mariä Himmelfahrt", 17 200 M.; Mantegna, „Grablegung", 510; Girol. Mocetto's „Taufe Christi", 7500; Veit Stoß, „Auferstehung des Lazarus", 3640; Dürer, „Adam und Eva", 2500, „Geburt Christi", 1520, eine „Soldatengruppe", 1100, „Melancholie", 580, „Der hl. Hieronymus mit dem Löwen", 350; Paul Potter, „Kühe", schlechter Abdruck (!) 1300; Rembrandt, „Engel den Hirten erscheinend", dritter état, 1400, „Die drei Bäume", 2420 M.

Nun erst die Preise für Handzeichnungen! Man bedenke, was 1884 zu Paris und London bei den Versteigerungen der Herren Beurnonville und Russell erzielt wurde. Michelangelo, „schlafende weibliche Figur" in schwarzer Kreide, 1155 M., „männliche Studie", Federzeichnung, 545; Lionardo da Vinci, „Carricaturen" (von zweifelhafter Echtheit), 1548; Raffael, „Die Papstprocession aus der Vertreibung Heliodors", in schwarzer Kreide, 2100; Dürer, „Madonna", Federzeichnung, 1560; van Dyck, „Kreuztragung", Federzeichnung, 560; Claude Lorrain, „Landschaft", 928; Ingres, „ein Kind auf einem Fauteuil", 2520 M. Bei der Auction Crowford zu London ward in diesem Jahre Gutenbergs Katholikon zu 6000 M. angesteigert, ein Druck des Stephanus von 1548 in einem Lederbande, der die Chiffern Heinrichs II. und der Diana von Poitiers zeigte, zu 6100. Alte Einbände werden augenblicklich sehr gesucht, natürlich auch gut bezahlt. Da ein werthvolles, seltenes Buch in einem guten, alten Einband sehr hohe Preise bringt, gibt ein geschickter Händler einem guten Buch mit schlechtem Band den guten Band eines unbedeutenden Druckwerkes der betreffenden Zeit.

Einer unerhörten Werthschätzung erfreuen sich seit einigen Jahrzehnten kunstgewerbliche Alterthümer. Sie beherrschen fast den Kunsthandel, weil manche Liebhaber nicht leicht eine Galerie anlegen können, da ihr Raum nicht ausreicht. Kunstgewerbliche Gegenstände werden überdies von hohen und höchsten Damen gesammelt und sogar in den Salons ausgestellt. Neulich wurde in einer zu Amsterdam erscheinenden Zeitung gemeldet, der Emailfabrikant Soyez zu Paris habe der Enquête-Commission die auffallendsten Enthüllungen gemacht. Auf Bestellung verfertige er nach alten Originalen Emails. Diese würden nach Amsterdam gesandt, wo jemand eine auf zwei Millionen Francs geschätzte Sammlung von alten Schnupftabaksdosen und Emails aus Limoges von L. Limousin und P. Reymond besitze. Für einen dem letztern zugeschriebenen Teller habe

derselbe, um das Dutzend voll zu machen, 3000 Fr. bezahlt, obgleich doch der Name der Firma Soyez darauf stehe und diese ihn für 150 Fr. verkauft habe. Oft kämen die neuen Stücke aus Amsterdam als alte nach Paris zurück, wo sie auf Auctionen hoch bezahlt würden. Soyez erzählte: „Einst brachte man mir ein Email, worauf die Ermordung des Herzogs von Guise dargestellt war, zur Erneuerung. ‚Können Sie das repariren?‘ ‚Gewiß, ich will es so herstellen, wie ich selbst es ursprünglich machte.‘ ›Sie? Ich habe es für 10000 Fr. gekauft. Es war ganz schwarz und schmutzig; Sie glauben nicht, mit welcher Mühe ich es rein putzte.‘ — ‚Ich will Ihnen die Zeichnung zeigen, wonach ich es anfertigte.‘“

Die Geschichte erinnert an eine andere, die sich in einer rheinischen Stadt ereignete. Der durchaus zuverlässige Gewährsmann erzählte: „Eines Tages, als ich den als Archäologen bekannten Herrn X. besuchte, rief dieser mir zu: ‚Nun habe ich den Beweis, daß die Römer hier Stuckfiguren gemacht haben.‘ — ‚Wo haben Sie den her?‘ — ‚Gestern fand ich im Stadtgraben diese Reste. Sehen Sie, ein vollständig antikes Muster. Man muß das Stück beim Abbruch eines alten Hauses in römischen Resten gefunden haben. Ich bin auf der Suche nach dem Fundort.‘ — ‚Nun, da kann ich Ihnen helfen! Ich habe mein Atelier ausgeräumt und allerlei alte Sachen dorthin führen lassen: Sie können bei mir die Form sehen.‘“

Im Berliner Museum gilt die Bronzefigur des „betenden Knaben“ mit Recht als eines der werthvollsten Stücke der Sammlung. In der dortigen Archäologischen Gesellschaft hat nun Herr Conze 1885 mitgetheilt, in der Marciana zu Venedig habe man eine gleiche Statue entdeckt, die aber „ein moderner Nachguß“ und ohne Arme sei. Eine vor kurzem angestellte Untersuchung habe nun ergeben, daß an dem „Berliner unzweifelhaft antiken Exemplar“ beide Arme modern seien. Daraus erhelle eine merkwürdige Folgerung für unser Kunstverständniß, weil ja „der betende Knabe“, welcher als Muster des reinen antiken Geschmackes zu gelten pflege, einen wesentlichen Theil seiner Wirkung einer bis dahin unbekannten Ergänzung aus der Zeit Ludwigs XIV. verdanke.

Zuweilen entdeckt sich die Fälschung leicht und sicher, oft unter komischen Umständen. Der Würzburger Professor Beringer fand im vorigen Jahrhundert in einer Mergelgrube merkwürdige Versteinerungen und ließ sie in einem großen Werke abbilden. Die Funde wurden immer merkwürdiger: zuletzt fand er sein eigenes Bildniß. Die Bekannten hatten in den Nächten, welche den Ausgrabungen vorausgingen, für Fundgegenstände gesorgt.

Als die Sache bekannt wurde, zog der Verfasser das Buch zurück[1]. Aehnliche Geschichten sind übrigens auch noch einer Reihe anderer Gelehrten begegnet, die von Arbeitern, Händlern oder Spaßvögeln hinters Licht geführt wurden. Wir nennen Boucher de Perthes († 1868), den Conservator des Museums zu Lausanne, den Herzog von Luynes, den Chemiker A. Meillet 1864. Im Jahre 1881 wurden bei Beauvais, etwa zehn Jahre früher in S. Acheul bei Amiens prähistorische Steinwerkzeuge in Menge hergestellt und verkauft; ein Herr Boeuf in Amiens soll sogar Circulare mit Preislisten herumgesandt haben. Im ersten Jahrgange der Zeitschrift für Kunst- und Antiquitätensammler hat Dr. O. Mothes ausgeführt, wie 1851 jener Beamte, welcher die Ausgrabungen in Pompeji leitete, auf Wunsch reicher Touristen unter dem Schein größter Heimlichkeit in einem bestimmten Hause nachgraben ließ. Regelmäßig kamen Terracotten, Bronzen u. dgl. zum Vorschein. Konnten die glücklichen Erwerber nicht sicher sein, echte Alterthümer zu besitzen? Trotzdem war alles in Neapel angefertigt und künstlich antik gemacht. Italien ist überhaupt das Land der Fälschung. Ganze Familien leben davon: der Vater fertigt sie an, die Mutter macht sie alt, das Töchterchen bringt sie den aus dem Museum heraustretenden, für Alterthümer enthusiasmirten Fremden zum Kaufe. Bekannt ist die auf einer antiken Platte gefundene Inschrift:

I. C. I E S
T L E C H E
M I N D E.
S A N E S.

Zu Florenz findet ein Liebhaber an der Façade eines alten Hauses ein Medaillon des Luca della Robbia: ein Madonnenbild, weiß auf blauem Grund in einem bunten Kranz. Er kauft es und läßt es unter seinen Augen ausbrechen. Nach sechs Wochen kommt er wieder durch die Straße, da ist dasselbe Bild wieder eingemauert. Der geriebene Italiener hat sich

[1] Der Titel lautet: Joh. Barth. Beringer, Lithographiae Wirceburgensis ducentis lapidum figuratorum a potiori insectiformium prodigiosis imaginibus exornatae specimen. I. Fol., Wirceb. 1726, mit 21 Kupfertafeln. Neue Ausgabe, Frankfurt und Leipzig 1767. Vgl. Baltzer, Die Anfänge der Organismen. 2. Aufl. S. 91 Anm. — Etwas anders wird die Sache erzählt von Eubel-Bucher S. 13 f. Erich und Gruber stellen die Sache in gehässiger Weise dar in ihrer Encyklopädie IX, 138.

gleich ein Dutzend machen lassen; sechs liegen noch auf dem Speicher und werden auch vielleicht bald in europäischen Cabinetten Ehrenplätze erhalten.

Im Jahre 1848 fand der florentiner Händler Giovanni Freppa in Bastianini († 1868) aus Fiesole seinen Mann, der ihm herrliche Sachen aus der Zeit der Frührenaissance machte, z. B. ein Basrelief „Die hl. Familie" von Verrochio, das in einem der größten Museen Europa's aufgestellt ward. 1864 nahm Bastianini den Arbeiter Bonajuti aus einer benachbarten Tabakfabrik als Modell zu einer Büste des Dichters Benivieni († 1542). Der Händler zahlte dem Künstler 350 Fr. und verkaufte die Büste für 700 an Herrn de Nolivos, von dem sie bei Versteigerung seiner Sachen zu 13600 an den Generaldirector der Museen, Graf Nieuwerkerke, und dann in den Louvre kam. Als die Echtheit angefochten wurde und jemand behauptete, das Kunstwerk sei von einem lebenden Meister, bot Nieuwerkerque 15000 Fr., wenn man ihm das Seitenstück liefere. Bastianini meldete sich und sandte das Zeugniß der Arbeiter ein, ihr Kamerad Bonajuti habe als Modell gedient. Die Büste mußte aus dem Saale der Renaissance in einen Schrank wandern. Der Bildhauer Paul Dubois, Director der École des beaux arts zu Paris, erklärte offen, er begreife nicht, wie Bastianini sich so in den Geist der alten Meister habe einleben können; derselbe Künstler hat auch eine Büste Savonarola's für 640 Lire modellirt, die später zu 10000 verkauft ward.

Wie weit die Kühnheit und Unverschämtheit der Händler geht, beweist das aus römischen Münzen hergestellte Halsband von Amiens. Erdarbeiter hatten es 1848 „gefunden" und boten es dem Bibliothekar an. Dieser untersuchte die Sache, gewann einen Arbeiter, vernahm, ein bekannter Antiquitätenhändler stecke hinter den „Findern", empfahl jenem Arbeiter Stillschweigen und wollte den Verlauf beobachten. Da meldet sich der Besitzer des Grundstückes bei der Behörde und erlangt ein amtliches Schriftstück, welches ihm seinen gesetzlichen Antheil an dem werthvollen Fund zuspricht. Der Antiquar setzt sich in den Besitz dieses Schriftstückes und reist eiligst mit dem Armband und der amtlichen Bestätigung des Fundes nach Paris zum Conservator des Antiken-Museums, der wirklich in die Falle ging und das so gut beglaubigte Armband kaufte, aber bald nachher vom Bibliothekar in Amiens aufgeklärt ward. In einer rheinischen Stadt soll diese Geschichte neu aufgeführt worden sein und ihr Object noch als echt bewundert werden.

Wie viele Liebhaber haben bei Bauern altes Porzellan, alte Schränke u. dergl. gekauft, die sie „zufällig auffanden", nachdem ein schlauer

Händler die erzfalschen Sachen dahingestellt und die Bauern über ihre Rolle unterrichtet hatte. In origineller Weise sind viele Stücke der in Köln jüngst versteigerten Sammlung des Herrn Mayer von Mayerfels in dessen Besitz gekommen. Derselbe ließ in einem Dorf bekannt machen, am Abend sei in diesem oder jenem Wirthshause freies Trinken für jeden, der etwas Altes mitbrächte. Die Bauern kamen aus der ganzen Umgegend; viele brachten werthlose Dinge, aber einige gute alte Sachen. — In Raeren bei Aachen haben geriebene Kenner die Gruben wieder gefunden, in welche die dortigen Kunsttöpfer vor Jahrhunderten ihre Ausschußwaaren, zerbrochene und verdorbene Krüge und Töpfe warfen. Sie haben alles ausgegraben und aus den Stücken ganze Sachen gemacht. Hüte dich, einen Raerener Krug beim Henkel aufzuheben; denn er möchte neu angesetzt sein, und du müßtest für die Scherben, die beim Fallen wiederum entständen, schweren Schadenersatz leisten. Auch in Siegburg soll es solche Fundgruben geben. Die Nachahmungen werden so geschickt gemacht, daß einer der besten Kenner, der ein großes Werk über diese Töpferarbeiten vorbereitet, selbst eine große Sammlung besitzt und auch, wie es jetzt ja bei den Liebhabern Sitte ist, unter der Hand ein oder das andere schöne Stück zu entsprechenden Preisen abgibt, mir Sachen zeigte, die er selbst als echt und alt kaufte, und die doch neue Fabrikate, Meisterwerke der Fälscherkunst, waren. Auch hier lohnt sich das Fälschen; werden doch Raerener oder Siegburger Pinten und Krüge jetzt zu 400—1000 M. verkauft, Kreusener Apostelkrüge zu 1500, Höchster Porzellangruppen zu 500 und theurer. Auf der Auction des Bildhauers Gedon zu München wurden 1884 für einen, freilich riesig großen Raerener Krug vom Jahre 1578 bezahlt 5200 M. Die Erben erhielten ebendaselbst vom bayerischen Nationalmuseum für ein aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts stammendes „leinenes Hemd" 1200 M., für einen deutschen Commandostab des 17. Jahrhunderts, einen Korbdegen des 16. und einen Topfhelm des 12. aber 2600, 2400 und 2000 M. Bloß die Vorderseite eines aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammenden Schrankes brachte 4610 M. Bei der Versteigerung der Sammlung der Marquise Turgot stiegen zu Paris 1887 ein Teller aus alter Rouen-Fayence und ein Taschenmesser aus der Zeit Ludwigs XIV. mit goldenem Griff auf 7600 und 8400 Fr. Zu Berlin erzielten im selben Jahre bei der Veräußerung der gräflich Sierstorp'schen Kunstsammlung drei mit vergoldetem Silber montirte kölnische Elfenbeinhumpen des 17. Jahrhunderts 31 500 M. Bei der Auction Seyffer hat man 1888 zu Stuttgart für vier gemalte Scheiben, von denen zwei aus dem 15. Jahr-

hundert stammende je eine Heiligenfigur zeigten, zwei andere mit den Jahreszahlen 1657 und 1671 bezeichnet waren und Wappen enthielten, 475, 750, 500 und 470 M. ausgegeben. In Berlin, wo doch gute Sachen bei weitem nicht die Preise erzielen, welche zu Paris und London erlangt werden, sind 1885 in der Versteigerung der Sammlung Kolbow gezahlt worden für ein Reichsadlerglas 680 M., für eine süddeutsche Porzellangruppe 970, für eine Siegburger Pinte 1000, für zwei Meißener Porzellandosen 205 und 490, für einen Deckelpocal von J. B. Biehler in Augsburg 3300, für eine Emailschale von Pierre Reymond 5000. In Paris ergaben im genannten Jahre die antiken Bronzen der Sammlung Bréau 286000 Fr. Der Louvre kaufte die zu Rheims gefundene Figur eines Apollo für 1000, das Britische Museum zwei Vasen zu 3000 und 3300, die Statuette einer Livia zu 12000, das Lyoner Museum drei den Schmuck einer Dreifußbasis bildenden Büsten zu 9000 Fr.

Mögen auch heuzutage die Vorstände der Museen sich die angebotenen Sachen noch so genau ansehen, bevor sie zugreifen, die schlauen Händler finden immer neue Mittel und Wege, um ihrer Waare den verführerischesten Schein der Echtheit zu geben. Ein Antiquar hatte in einem Gefäß allezeit eine Anzahl antiker Bronzegefäße, die Patina ansetzten. Waren sie fertig, so ließ er sie durch einen verschwiegenen Freund bei einem Händler in der Provinz zum Verkauf ausbieten. Er reiste umher, „entdeckte“ den Schatz, kaufte ihn, besuchte einen Sammler, ließ sich dessen Schätze zeigen und erzählte von seiner Entdeckung. Der Sammler kam ins Hotel, den gefundenen Schatz zu besichtigen, der Antiquar bewies durch die Quittung, wie wenig er beim Verkauf gewinne, und der Sammler bereicherte sein Cabinet mit der neu entdeckten Antike. In Paris war einmal große Nachfrage nach altem Eisen, nach Stücken von Kupfer und Bronze, welche aus den Staatsgebäuden als „altes Metall“ verkauft wurden. Ein Antiquar war darauf gekommen, daß auf manchem dieser Stücke die Controlmarke der Beamten stand, welche die Inventarien der königlichen und kaiserlichen Schlösser überwachten. Der Fuß eines werthlosen Kupferleuchters, der eine solche Marke trägt, ward an einem neuen, prachtvollen Candelaber angebracht, und das authentische Zeugniß, daß er zu Versailles im Schlosse stand, ist mit der Marke gegeben. Einfaches Porzellan mit der echten Marke der berühmten Fabrik von Sèvres wird nachträglich bemalt, und die echte Marke verbürgt die Echtheit des Ganzen! Im letzten Jahre hat sich gezeigt, daß selbst Bilder so zusammengeleimt werden. In Dresden und Brüssel besitzen die Museen auf Holz gemalte Bilder von Rubens,

sie heißen: „Die Alte mit dem Kohlenbecken“ und „Venus in der Schmiede Vulkans“. Im Haag hing eine auf Leinwand gemalte Copie nach Rubens, „Venus in einer Grotte Schutz suchend“. Auffallenderweise fand sich in der Mitte dieser holländischen Copie das, was in der Mitte der Dresdener Tafel steht; an den beiden Seiten das, was die Seiten des Brüsseler Gemäldes zeigen. Wörmann untersuchte die beiden Tafelbilder und fand, daß man um 1700 aus einem Bild des Rubens zwei machte, indem man aus demselben die Mitte heraussägte, ergänzte und neu bemalte, wodurch der Brüsseler Rubens entstand. Das Mittelstück erhielt neue Seitentheile und wurde zum Dresdener Rubens. Die Haager Copie ist vor der Theilung des Kunstwerkes angefertigt. Die genauen Nachweise sammt der Zeichnung und Abmessung der Stücke findet man in der „Kunstchronik“ 24. März 1889.

Schließen wir mit der Erzählung einer kleinen Begebenheit. Die Herren v. Rothschild sind bekannt als Sammler, die gern gut bezahlen. Zu Herrn Boissel de Montville, dem Kunstagenten des Herrn Alphonse von Rothschild, kam ein Herr Simon Emerique Pierrat, um ihm mitzutheilen, zwei Brüder hätten zu Arles von einem alten Onkel werthvolle Sachen, besonders seltene und kostbare Emails geerbt. Die Sache sei noch unbekannt, also keine Zeit zu verlieren. Der Agent reist mit dem Händler im nächsten Zuge nach Arles. Nur nach langem Warten und Reden erlangen sie Zutritt zum Saale, worin die ererbten Schätze stehen. Der Agent kauft für 17000 Fr. Herr von Rothschild ist entzückt über die Erwerbung. Einige Zeit nachher beweist ein Expert die Unechtheit. Die Sache kommt vor Gericht, und es ergibt sich, daß die Alterthümer von einem Emailhändler zu Sèvres gemacht und in demselben Zuge mit dem Agenten und mit dem Herrn Emerique von Paris nach Arles geschafft worden waren.

Mit der Zeit wird man in allen Museen, wie in dem von Sèvres, einen „Saal der Fälschungen“ einrichten können und dadurch gewiß sehr lehrreiche Sammlungen erreichen. Die Fälschungen bereichern die Händler, schädigen die Käufer, der Kunstgeschichte aber bringen sie auf die Dauer nur Nutzen. Mit Recht bemerkt darum ein Recensent des Buches von Eudel-Bucher im Kunstgewerbeblatt 1885: „Die gelungenste Nachahmung, die den gewiegtesten Kenner täuscht, wird nach einer Reihe von Jahren als die Fälschung einer ganz bestimmten Zeit entdeckt werden. Wie der Stil wechselt, so wechselt die Art zu sehen, der Ductus der Hand, und was gemacht ist, sei es in freier Erfindung, sei es in Nachahmung, trägt neben

allen anderen beabsichtigten Stilreminiscenzen auch unwillkürlich den Stil der Zeit an der Stirne, die es hervorgebracht. Nur die Gegenwart kann über Original und Nachahmung getäuscht werden, ein Jahrzehnt genügt, um den Irrthum erkennen zu lassen. Mögen ruhig die großen und kleinen Sammler fortfahren, ihre Cabinette mit Imitationen zu füllen, die Kunstgeschichte wird dadurch nicht gefälscht werden."

Möchten aber alle, die noch nicht durch Erfahrung klug geworden sind, vorsichtig zusehen: „Trau, schau, wem." [1]

Steph. Beissel S. J.

Dichterisches aus Amerika [2].

Wiederum einmal ein Buch, das wirklich den Druck verdiente — ein Mann, der in der That etwas zu sagen weiß und in das ewige Gereimsel von Waldesduft und Frühlingsluft, Liebe und Triebe, Herz und Schmerz etwas Abwechslung zu bringen versteht. Auch diese Sängergabe, wie die jüngst von uns besprochene: „Das Opferlamm", kommt uns aus Amerika, und zwar diesmal aus der Pfarrwohnung eines Missionars, dessen Wiege einst im Münsterland gestanden, der mit der echten, unverfälschten Sachsennatur seiner Heimat nicht bloß die Unbefangenheit des Amerikaners, sondern vor allem die Glaubenskraft des katholischen Priesters vereinigt. So tritt er uns aus seinen Gedichten als ein einheitlicher, origineller und mannhafter Charakter entgegen, dem wir nicht wie jedem sonstigen angenehmen Plauderer oder Erzähler aus Neugier zur Zerstreuung wohl ein halbes Ohr leihen, sondern dessen Worten wir gerne Eingang in das Heiligthum unserer Seele gewähren, ein Mann, den wir bald achten und lieben lernen, ohne ihn je gesehen oder von ihm gehört zu haben. Nicht alle seine Gedichte sind Meisterwerke, aus allen aber spricht jener hohe Lebensernst, jene christliche Lebensauffassung, die auch das Unbedeutendere adelt und die bewirkt, daß selbst das künstlerisch Unvollendete nicht ganz nichtssagend und trivial wird. Es ist das reiche, ernste Leben, welches aus diesen Versen zu uns redet, nicht der bloße Drang, Reim an Reim zu reihen ohne innere Nöthigung durch die Gewalt eines Gedankens; darum aber tritt uns auch immer ein Gedanke entgegen, der es verdient, daß

[1] Die oben gegebene Inschrift las ihr Urheber: Ici est le chemin des ânes.

[2] Natur und Gnade. Gedichte von Clemens Aug. Schlüter. 268 S. 8⁰. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1890.

ein ernster Leser Zeit und Kraft daran setzt, ihn nachzudenken. Dazu kommt dann freilich das andere Erforderniß einer ernst zu nehmenden Gedichtsammlung besonders in unserer Zeit: die Herrschaft über die Sprache. Es muß geradezu auffallen, wie rein und echt deutsch der Saxo-Amerikaner sich seine Muttersprache zu wahren gewußt hat, mit welchem Reichthum des Wortes und Reimes er gleichsam zu spielen scheint, und auch wirklich einigemal zu viel spielt, ohne indes in den leeren, faden Singsang der Dilettanten zu verfallen. Doch sehen wir uns nach diesen Vorbemerkungen die Gedichte selbst an.

Da müssen wir gleich mit einer Art Bedauern feststellen, daß der Dichter in der Anordnung seines Straußes nicht sehr glücklich, wenigstens nicht sehr klug war. Er schickt das Schwächste, das zu wenigst Eigenthümliche voraus. Alle diese Gedichte, welche die ersten hundert Seiten füllen, sind ja im allgemeinen nicht zu verachtende Gaben, — manche würden, zwischen die Dutzendgedichte dieses oder jenes Goldschnittbändchens gestellt, meistens wie Inseln aus der Wasserflut hervorragen, aber sie sind nicht des Dichters eigenstes Festland und Königreich. Dieses eröffnet sich erst vor unseren Blicken in der zweiten Hälfte der Sammlung, in jenen eigenthümlichen Schöpfungen, die, halb Phantasie, halb Wirklichkeit, rückwärts schauendes Prophetenbild, großartige Landschaftsmalerei voll Romantik und Essenrauch, halbepische und halblyrische Missionsgeschichte oder Charakterschilderei, bisweilen an die besten Sachen des Landsmanns Freiligrath oder auch an die realistisch anschauliche Malweise der Droste-Hülshoff erinnern — ohne darum im geringsten aufzuhören, vollstes Eigenthum Schlüters zu sein — und vor jenen exotischen Schöpfungen des Kaufmanns den religiös ethischen Grundton des Priesters, vor den Schilderungen Annettens aber oft die Großartigkeit und Fülle des Stoffes voraushaben.

„Zu Conowago sang man Amt und Segen,
Und jedes ging zum heil'gen Gottestisch;
Ernst war die Schaar, bereit zu weiten Wegen,
Die einen alt, die andern jugendfrisch.
Sie wollten zieh'n und neue Hütten stellen
In Cambria bei kühlen Bergesquellen.

So war der Zug: die Frauen auf den Rossen
Und kräft'ge Töchter, jede ritt gewandt,
Die Männer schritten fest und unverdrossen,
Die Axt geschultert und den Stab in Hand;
Die Kinderschaar lugt vom gedeckten Karren,
Großmütterchen sitzt still und lenkt die Farren.

Die Kinder und die Kasten machen Sorgen,
Auch Hechel, Spinnrad und der Haspelstern;
In Säcken ist das Bettzeug wohl geborgen,
Die ird'nen Schüsseln in der Butterkern;
Im Schooße wahrt sie Goffine, den Hausschatz,
Da schnurrt auch Puß, die allerbeste Mauskatz.

Die armen Jungen mit den bunten Kühen,
Die springen um und machen viel Hallo,
Bald schelten sie ob eitler Liebesmühen,
Und wieder schallt ihr Lachen laut und froh.
Und mit den Schafen muß der Michel wandern,
Das thut er stolz, denn eines paßt zum andern.

Zwei Priester reiten, betend im Breviere,
Am End' des bunten Zuges langsam hin,
Man sieht an Haltung noch die Officiere:
Der jüng're, schlank und fein, Fürst Gallitzin,
Der ält're Herr mit Büchs und Karabiner
Ist Vater Hellbrun, Christi grauer Diener."

Zwischen den beiden Vätern entspinnt sich ein Gespräch — wir können es trotz seiner eigenthümlichen Schönheiten nicht ausführlich geben; so zieht man bis zum Abend. Zelthütten werden aufgeschlagen u. s. w.; nach der Abendandacht begibt sich alles zur Ruhe.

„Als Wächter sitzt der kühne Rohl beim Feuer,
Die Büchs im Arm, und zählt am Rosenkranz;
Umblickend hockt der Packan, sein Getreuer,
Denn seltsam spielt im Laub der Flamme Glanz.
Von da und dort ertönt der Ruf der Eulen:
Doch jener Laut, war das nicht Wolfesheulen?

Da hob sich aus der stillen Schaar der Schläfer
Der alte Wilm, der vieles seltsam macht —
Man spricht, er sei vom Emsgestad' ein Schäfer,
Im Freiheitskriege focht er manche Schlacht —
Und sicher stieg er zu den Felsenbänken,
Aufs finstre Thal den scharfen Blick zu senken.

Ihm war es hell, doch nicht vom Morgensterne,
Ihm war es hell vom wilden Städtebrand;
Er sah das blut'ge Blachfeld in der Ferne,
Wo Heer dem Heer voll Grimm genüber stand. . . .
Dann hüllt ein Nebel Feld und Schlacht und Ferne,
Und drüben steh'n mit stillem Schein die Sterne.

Rohl frug den Greis: ‚Erblicktest du was droben?
War's eine Wildkatz, geb' ich ihr den Rest;
War's ein Gespenst, so möcht' ich gern erproben,
Wie's Augen rollt und ob es kugelfest.
Sitz auf dies Fell bei mir zum Feuer nieder!
Du bist ja blaß, wie zittern deine Glieder?' —

‚Ist dir zu leicht das Kreuz auf deinem Nacken,
Erlitt'nes Schicksal und des Tages Noth?
Soll dich der Graus des künft'gen Unglücks packen,

Des Leichenfelds, des Bachs vom Blute roth?
O, glücklich seid ihr, denen es verhüllt ist,
Doch Greis und Kind wird jammern, wenn's erfüllt ist.'" —

Am folgenden Morgen geht es unter den Klängen eines Marienliedes weiter, dem Siedlungsplatze zu. Abends wird wieder Halt gemacht:

„Schön war der Abend, unter einem Riesen
Von Kästenbaum saß Vater Gallitzin,
Vor ihm ein Häufchen Kinder, unterwiesen
Wird jedes mild in Lehr' und Christensinn.
Und jedes will gern lernen und was taugen;
Das liest sich schön aus frommen Kinderaugen.

Ach, wir sind müde, wird der Herr uns loben? —
Doch Vater Hellbrun steht zehn Schritte weit,
Gewehr in Hand und späht zum Aste droben;
Dort sitzt das Thier und macht sich sprungbereit,
Es krümmt den Rücken, duckt sich auf die Tatze,
Die Augen glüh'n — die grimme Pantherkatze!

Da kracht der Schuß, umschlagend nieder fiel es
Zu Füßen grad dem Vater Gallitzin;
Da griff der Hund und trug mit Sprung und Spiel es
Dem lieben Herrn nach Waidmannsregel hin.
Doch Lehrer schlug's und Schüler aus der Fassung —
Ein Dankgebet, ein Bildchen zur Entlassung."

Am Abend des nächsten Tages endlich erblicken sie das Ziel der Fahrt:

„Das blaue Land im Gap ist Cambria!"

Ist das alles nicht mit der Prägnanz, der schmucklosen und doch so poetischen Kraft einer Annette oder der Blockhausbilder Freiligraths gesagt? Selbst der Doppelseher fehlt nicht. In jedem Falle, welche Anschaulichkeit in den Schilderungen, welcher Wechsel in den Stimmungen und Scenerien, welcher Reichthum der Charakteristik, und dabei welch kräftige, einfache Sprache! Das ganze Gedicht liest sich dazu wie der erste Gesang eines Epos, dessen Held Vater Gallitzin zu werden verspricht, eine Ansicht, in welcher uns nothwendig die Ueberschrift des folgenden Stückes: „Die Gründung Loretto's" bestärken muß, das sich natürlich wieder auf Vater Gallitzin bezieht. Sehr schön hebt dieses Gedicht mit einem tiefwahren Gedanken an:

„Die Schwermuth wohnt in menschenleerer Wildniß,
Ein Schauer zieht um Baum und Felsenkamm;
Natur ersehnt der Gottheit fürstlich Bildniß,
Die schöne Maid den hohen Bräutigam,
Das klagt sie dir in räthselhaften Stimmen
Der Waldesnacht, wenn trüb die Sterne glimmen."

Die Zeit der Freude ist nun aber auch für die „Waldesmaid", das „einsame Thal im Alleghanywalle", gekommen. Schon baut man die Kapelle, die für Weihnachten fertig sein soll:

„Der Hände Zahl läßt nun das Kirchlein ragen,
Die Balkenwand auf Flur von hartem Lehm,
Ein Schindeldach — man kann nicht Gotik sagen —
's ist minder mehr der Stil von Bethlehem. . . .

Der Packroßführer und der Fallensteller
Erzählten viel vom Kirchenbau im Wald,
Ein Freudenwort, die Augen strahlten heller
Dem greisen Bauern, der von Sorgen alt:
‚Dort reit' ich hin, die Jugend kehrt mir wieder,
Hör' Gotteswort und heil'ge Weihnachtslieder.'

Pitt Bärentod, des Schwarzen John Befreier,
Sprach zu dem Freunde: ‚Du bist auch dabei!
Wir gehen zu der heil'gen Christnacht Feier,
In der Gemeinde bist du frank und frei'. . . .

Beim rothen Mann, in armen Hütten heißt es:
‚Begraben ruht das scharfe Kampfesbeil,
Der Schwarzrock baut das Haus des großen Geistes,
Verkündet Frieden und ein ewig Heil.
Wir ziehen hin zur Wintersonnenwende.'" . . .

Was dieses Gedicht in den angeführten Strophen so schön andeutet, die Wichtigkeit und Bedeutung einer Kapelle für den ganzen Umkreis der Ansiedlung, das führt in einer einheitlichen Erzählung meisterhaft „Der Taufgang" weiter aus. Wir sehen die Wittwe, die soeben ihren Mann verloren und ohne Priester und Glockenklang im wilden Wald begraben hat. Sie ist auf dem Weg zur nächsten Kirche, um wenigstens ihr Kind taufen zu lassen:

„Ich hört', es steh' auf hohen Felsenwällen
Ein Kirchlein bei des Susquehanna Quellen,
Dort wall ich hin durch Sonnenbrand und Sturm."

Weiter und weiter begleiten wir ihren Weg durch den Urwald mit seinen Schönheiten, Mühen und Gefahren. Zur rechten Zeit begegnet ihr die trefflich erfundene Figur des Jägers, die hier mehr ist als ein deus ex machina. Wie ergreifend seine Geschichte, die er in wenigen Versen erzählt, und wie tief rührend die drei Bitten, die er an die Gerettete stellt! Und wie seelenfriedvoll muthet uns der Schluß an — das getaufte Kind, die arme Frau, die endlich wieder einmal gebeichtet und den Heiland empfangen hat!

Ein letztes hierhin gehöriges Gedicht trägt den Titel „Dimitri".

„Dimitri saß an seines Herdes Brand;
Der Nachtsturm schlug der Hütte Balkenwand,
Schnee rieselte durch Schlüsselloch und Spalten.
Er war so müd von einem langen Ritt,
Und träumende Erinn'rung nahm ihn mit,
Am Newastrand ihm Bilder vorzuhalten."

Und nun führt uns der Dichter ein echt russisches Stücklein aus dem Leben des Oheims des Missionars vor, wie diesen nämlich die Kaiserin Anna nach seiner Rückkehr zum Katholicismus zu einer „Eishochzeit" verurtheilte und in den Eispalast einschließen ließ. Der Priesterneffe ist ganz in das Bild vertieft.

„‚Mein edler Oheim!' spricht Dimitri leis,
Und Hufschlag dröhnt; gehüllt in Schnee und Eis
Erscheint ein Mann: ‚Herr Pfarrer, bitt' zu eilen;
Im Sterben liegt mein Freund, der alte Pat,
Der die Kabin' im Bärenwinkel hat;
Der Weg ist bucklig, doch nur dreißig Meilen.'"

Abgesehen von der trefflichen Schlußpointe, wirkt in diesem Stücke besonders ergreifend der doppelte Gegensatz des einst so glänzenden Aeußern mit dem gegenwärtigen harten Leben einerseits und der innern Freude und Freiheit mit dem gleißenden Sklaventhum andererseits; hier die christliche Einfachheit mit wahrer Herzenscultur, dort die mit Ueberbildung gefirnißte Barbarei. Und dabei, welch ein schönes Genre- und Charakterbild aus dem Leben des fürstlichen Missionars!

Könnten wir diese vier und noch das eine und andere mehr oder weniger bedeutende Gedicht unter eine einheitliche Gruppe „Aus dem Urwald" vereinigen, so führt uns eine Anzahl anderer Stücke mitten in das Leben der amerikanischen Großstadt. Dahin gehören „Die Brücke von Brooklyn", „Der Dom zu New-York", „Das Eiland", „Die Eisenstadt".

„Am Susquehanna ragen grüne Berge,
Gleichwie am Rhein, nur daß die Burgen fehlen;
Doch reiche Schätze legten drein die Zwerge,
Die sorglich sie behüten und verhehlen."

Dort saß der Dichter unter einem Tulpenbaume und dachte alter Zeiten, wo hier noch alles endloser Wald war. Er sieht im Traum den rothen Mann und wohnt einem Häuptlingsbegräbniß bei.

„Es kam ein Volk mit langen schwarzen Haaren,
Gesichter braun mit rothen Federkronen,
So traurig ernst, wie jemals Menschen waren,
Zum Hügelkreis, wo ihre Todten wohnen."

Während sich nun die Feierlichkeit vor unseren Augen vollzieht und wir den Klageliedern der Rothhäute lauschen, weckt plötzlich ein Pfiff des Dampfrosses den stillen Träumer. Er sieht jetzt vor sich eine Stadt mit ihren Thürmen, die ins Abendroth ragen:

„Aus hundert Essen Rauch und Flammen schlagen,
Hoch leuchtet's auf, wo sie den Stahlfluß kochen,
Und donnernd, pfeifend fliegen tausend Wagen,
Dort steht der Berg, vom Erzebau durchbrochen.

Es faucht und klirrt und knallt wie Böllerschüsse,
So herrscht der Mensch mit Dampf, dem Riesenknechte.
Auch von den Thürmen hallen Glockengrüße,
Doch deren Einklang ist noch nicht der rechte." ...

Seltsam! der Dichter sieht nun im Geiste eine Zeit kommen,

„Da ruht der Dampf und Hammerschlag der Zwerge,
Der Essen Riesenfackeln sind verglommen,
Denn Erzes bar steh'n all die grünen Berge."

An den Höhen ziehen sich dann Rebengelände hin, weiß glänzt die Stadt, ein Bild von stillem Frieden, ein Gottesdom steigt aus dem grünen Laube:

„O hör der schweren Glocken Melodien,
Und heil'ge Hymnen, wer sie nicht erkännte!
O sieh die ganze Schaar des Volkes ziehen,
Im Festzug mit dem heil'gen Sakramente!"

Also wiederum drei kräftig entworfene Culturbilder: Das Indianerbegräbniß, die Eisenzeit und die Frohnleichnamsprocession, und alle drei in dem Rahmen der schönen Landschaft der ersten Strophe. Ideell, d. h. dem letzten Gedanken mehr als der poetischen Einkleidung nach, gehört zu dieser Gruppe noch das prachtvolle Gedicht „Tubalkain". Auf Grund von Gen. 4, 22 führt uns der Dichter den Sohn Lamechs vor:

„An wilden Felsenbergen in einem Palmenhain
Erbaut im Grund den Ofen der Riese Tubalkain. ...
Acht ruß'ge Recken führen die Stempel hin und her,
Aus hohlen Bäumen brauset die Luft in's Feuermeer." ...

In diese seine Schmiede führt nun Tubalkain den Vater Lamech:

„Komm, segne mein Erfinden, hellstrahlend fließt der Stein!"

Auch seine Brüder ruft er:

„Komm, Jabel, Wüstenreiter, du Held mit ernstem Muth,
Komm, Jubal, immer heiter, du Born der Liederflut!
Sprecht Segen, daß sich's biege in Glut dem Hammer gern,
Durch kalten Trotz besiege den härt'sten Felsenkern." ...

Und wirklich spricht Jabel gern seinen Segen. Das Eisen wird dem Menschen helfen in seinem Kampf gegen und in seiner Herrschaft über die Schöpfung, besonders über die feindliche Thierwelt. — Auch Jubal, „der schöne Mann, streicht nun die Locken zurück" und singt seinen Segen. Er

preist die Wunderdinge, die der Mensch in Kunst und Wissenschaft durch das Eisen wirkt, von der Magnetnadel bis zum Blitzableiter, Eisenbahn und Telegraph, Dampfmaschine und Brücke . . . Schließlich bittet er den Vater, die Segenssprüche der Kinder zu vollenden. Allein der finstre, bärtige Greis hebt sich vom Steinsitz und schaut nur in die Flammen, um Unheil zu künden.

„Wie soll ich Segen sprechen, nie werd' ich Segens froh,
Wie Frieden ich verkünden, da mich der Friede floh!"

Und dann entwirft er ein Bild des Unglücks, das die Metalle unter die Menschen bringen bis zum Meuchelmord und zum furchtbaren Kriege. Der Friede flieht, die Freiheit entweicht:

„In schwarzen Schlangenringen erstickt uns wohl ein Lamm,
Einst wird in Ketten stöhnen der ganze Menschenstamm.
Ich höre wie Verzweiflung aus Kerkerhöhlen schreit,
Dann lacht der trunk'ne König: Das ist die Eisenzeit!"

Mit diesem Schauerspruch will uns aber der Dichter nicht verabschieden. Den Segen, den Lamech nicht sprechen kann, spricht Henoch, der in dem Kreis urplötzlich erscheint:

„Er streckte beide Arme zu Segenssprüchen aus,
Den ernsten Kindern Lamechs und ihrem Flammenhaus."

Er schaut in die Zukunft und weissagt, wie dereinst dies Erz vier Quellen graben wird, daraus die Ströme wie in Edens Palmenhag rauschen, an denen die Gotteskinder ihre Hütten bauen; wie dies Erz den Menschenkindern das Thor in Gottes Herz eröffnen wird, daß sie darin rasten in Licht und Liebesglut, so traut wie selbst in Edens Lauben nicht. Der Völker Hirtin wird aus diesem Thor heraustreten und die frohen Schaaren mit einem Lilienstabe führen . . . „Uns", sagt der heilige Patriarch zum Schluß,

„Uns ward die Nacht der Sterne, dem Volk der künft'gen Zeit
Wird Gott als Sonne leuchten in ew'ger Herrlichkeit!"

Erschwingt sich der Dichter hier geradezu zum Erhabenen, so weiß er ein andermal in anmuthiger Weise mit seinem Stoffe zu spielen, indem er uns die Zwerge in den Felskammern an der Arbeit zeigt. Ihr König Tropfalyn ist eben von fernen Reisen zurückgekehrt, hat in der Welt viel Schönes und Neues gesehen und will das nun auch in seinem stillen, sichern Reiche ausführen lassen. Er gibt sich ans Schildern und Malen der unterirdischen Pracht, damit nur ja alles genau ausgeführt werde. Angst brauchen die Bergleutchen nicht zu haben; denn

„Auch hat die Norne mir gezeigt,
Wir wohnen ungestört zusammen,
Bis einst der Blitz vom Himmel steigt,
In meinem dunklen Schloß zu flammen.

Ja, wenn der Wolkensohn sich gab
Als Lampenwart für eure Launen,
Dann, Menschenkinder, steigt herab,
Der Zwerge Wunder anzustaunen."

Der Aermste hat ja keine Ahnung von der Elektricität, und wie nahe die Zeit schon, von der die Norne sprach.

Ehe wir von den eigentlich amerikanischen Dichtungen Abschied nehmen, wäre es nothwendig, das inhaltlich wie sprachlich gleich vortreffliche Schlußgedicht „Huanaka" zu erwähnen oder noch besser nach seinem ganzen Wortlaut mitzutheilen. Letzteres ist jedoch wegen der Länge nicht möglich, jeder Auszug aber muß die Wirkung des Ganzen abschwächen. Der Dichter will sich in das Landschaftsparadies von Peru versenken, er landet:

„Da spricht die dunkle Welle:
‚O flieht von jener Stelle;
Denn blutig ist der Strand.
Wohl seit dreihundert Jahren
Sind schäumend wir gefahren,
Doch sickerts roth im Sand.

Wenn Fische stromauf gehen,
Die Gletscher zu erspähen
Der Anden hoch und hehr,
So seh'n von Rohr und Kieseln
Sie blut'ge Bäche rieseln
Und fliehen scheu zum Meer.

Die rothe Blütentraube,
Wie Kohlenglut im Laube,
Ist roth von Herzensblut.
Seht, über lichten Dolden,
All schneeweiß, blau und golden,
Ein Vöglein schwebend ruht!

Wie Edelsteine flimmerts,
Wie Regenbogen schimmerts,
Mit schnellem Flügelschlag;
Aus Edens Gärten zog es,
Der Menschenmutter flog es
Am Unglückstage nach.

Jetzt kreist es stets, zu kosen
Die Lilien und die Rosen.
Und jeden Glockenhut:
Da flieht es gleich dem Pfeile —
Wer schreckt es denn zur Eile?
Im Kelch ein Tropfen Blut!

Von Mörderhand vergossen,
Das Blut der Sonnensprossen,
Der Kinder von Peru;
Es kann in Grund nicht sinken,
Die Sonne kann's nicht trinken,
Kein Waldwuchs deckt es zu.'" ...

Aber es lebt ein **Rächer dieses Blutes, Kaiser Huanaka**, der in einem Berge verborgen thront:

„Drei schwarze Gipfel ragen,
Von Eis ist Brust und Kragen,
Das Herz ist Feuerglut;
Ein himmlisch Thal bewachen
Die hohen Feuerdrachen,
Das zwischen ihnen ruht. ...

Dort sitzt des Volkes Weiser,
Huanaka, unser Kaiser,
Auf seinem goldnen Thron,
Mit goldnem Sonnenbilde,
Mit Herrscherstab und Schilde
Und rother Federkron. ...

Von Silberflut die Haare;
Es ward im Lauf der Jahre
Ihr Leib (des Kaisers und seiner Treuen) zu Edelstein."

Aber der Weg zu jenem Thal?

„... Die Sterne geh'n und schweigen,
Es schweigt der rothe Mann;
Wen Tiger nicht zerrissen,
Der starb von Schlangenbissen,
Und gab die Fahrt daran."

Aber Huanaka weiß doch alles; ein Aar bringt ihm Kunde, und wenn es Zeit ist, dann steht er auf, und Peru's Morgen tagt. Das also ist die peruanische Kyffhäusersage.

Eine zweite Gruppe von hervorragenden Gedichten der Schlüter'schen Sammlung könnte man überschreiben: „Ecclesia, die Kirche", weil sie in den verschiedensten Formen und Bildern immer wieder diese Braut des Heilandes mit echt priesterlicher Begeisterung singen und schildern. Zu dieser Klasse rechnen wir die über das ganze Buch zerstreuten „Japhet" — ein herrliches prophetisches Bild, das dieser Patriarch im Kreise seiner Söhne und Enkel von der künftigen Gottesgemeinde entwirft; „der göttliche Orpheus", für unsern Geschmack nicht besonders geglückt; „Ecclesia", eine gelungene Ausführung des Bildes vom Schiff; „Die Hirtin der Völker", eine gedankenreiche Betrachtung über den Beruf der Kirche unter den Nationen; „Die sieben

Edelsteine", d. h. die sieben Sacramente als Brautschatz der Kirche; „Wandel und Bestand", die Kirche immer dieselbe in dem Wechsel der Zeiten; „Das Schiff des Lebens", eigentlich nur Variationen von „Ecclesia". Den zwei „Lebensschiffen" stellt der Dichter „Das Schiff des Todes" entgegen. Wir halten gerade dieses Stück für eines der originellsten der Abtheilung und theilen es deshalb auszüglich hier mit:

„Es fährt durch alle Meere ein Schiff mit hohem Kiel,
Durch wilder Stürme Rasen, durch wilder Wogen Spiel,
Fährt zwischen Palmeninseln, durch Eis in Süd und Nord,
Weit über ein Jahrtausend und findet keinen Port.

Zerrissen weh'n die Segel mit Streifen blutig roth,
Und aus der schwarzen Flagge schwingt seinen Arm der Tod,
Es hat mit Drachenbildern den schwarzen Rumpf bedeckt,
Aus allen seinen Pforten ein Feuerzünglein leckt. . . .

Den Führer auf der Brücke ein grauer Mantel hüllt,
Still winkt er seinem Volke, das große Hast erfüllt.
Es müh'n und drehen sieben am starken Steuerrad,
Doch will der Kiel nicht folgen und geht im Schlangenpfad.

Zwei hüten die Bussole, die zittert hin und her;
Seit Jahren weiß die Nadel so recht den Pol nicht mehr.
Zwei blicken aus und spähen nach Sonn- und Sternenstand;
Erblindet sind die Gläser, verborgen der Sextant.

Und andre steh'n und loten und finden keinen Grund,
Vermuthen viel und fluchen dem bodenlosen Sund.
Dann loggen sie mit Sorgen und haben doch kein Glück,
Und keiner weiß zu sagen: Geht's vorwärts, geht's zurück?

Vor Karten und Tabellen noch andre sitzen stumm,
Dann messen sie und rechnen und streiten sich darum. . . .

. . . Das kommt, weil sie verachtet von Bethlehem den Stern,
Drum bleibt ihr Geist umnachtet und liegt das Ufer fern. . . .
Drum fahren sie durch Stürme bis an den jüngsten Tag."

Bei einiger Concentrirung hätte dieser „fliegende Holländer des Irrthums", wie man das Gedicht nennen könnte, eine wahre Perle der Allegorie abgeben müssen.

Ein drittes Element, welches die geistige Physiognomie unseres Dichters mitbestimmt und einer dritten Abtheilung der vorliegenden Sammlung als Unterscheidungsmerkmal dient, ist seine Eigenschaft als Westfale. Wie sehr er dieses ist, geht aus jenem Vers hervor, in welchem er uns sagt, er habe nur aufhören können, Westfale zu sein, um Missionar zu werden. Und auch jetzt noch:

„... Der hehre Name Vaterland,
Der wecket in mir alle Liebesweisen,
Ich hab' ihn in der Fremde recht erkannt.
Du magst zum Pol, zu Palmenwäldern reisen,
Im Vaterland ist Lust und Glück gebannt."

Bilder aus der Jugendheimat sind: „Das Kreuz in der Heide", „Das Kapellchen", „Einst", „Die Libelle", „Die Amsel", vor allem „Alte Saaten". Letzteres erzählt uns, wie drei Hünenweiber über Land gingen durch Eichenwald, Moor und Heide; die eine warf Weizen, die zweite Kiesel, die dritte Eisen. Aus dem Korn wuchs ein Bauernhof, aus dem Kiesel ein Edelsitz, aus dem Eisen ein Freigericht. Später aber ward der Hof verheert, die Burg verbrannt, das Recht verkehrt. Da kam ein hoher Greis durch die Heide und säte betend Goldkörner. Aus dem Gold wuchs ein Kirchlein, und um dieses erblühte bald wieder Hof, Burg und Stuhl.

„Mein Volk ... bewahre treu den alten, heil'gen Hort,
So lange dir noch Eich' und Erde steh'n. ...
Und fiele dir auch Wald und Stadt im Sturm
Und deiner letzten Kirche Dach und Thurm:
Behalt dein Gold, behalt dein Eisenherz!"

Auch mehrere epische Bilder gehören in diese Abtheilung, so z. B. „Der Engel zu Corvey", „Die Esche von Ascha", „Haus Dahl", „Nutlon", besonders „Die Pest zu Dülmen" und „Grinke Schmid", letzteres wohl das gelungenste epische Stück des ganzen Buches. Im allgemeinen ist der Dichter in diesen kleineren Balladen und romanzenartigen Gedichten nicht besonders glücklich; er weiß die packenden Motive nicht sattsam herauszuarbeiten und auf eine einheitliche Schlußpointe hinzustreben. Ein Beispiel: in der „Esche von Ascha" war doch gewiß ein Hauptmoment der Kampf im Innern der Frau, ehe sie auf das Angebot des Juden einging; hier hätte der Dichter nothwendig einsetzen müssen, um uns diesen Streit zwischen einem lebendigen Glauben und der Habsucht mit durchmachen zu lassen. Ein anderes Beispiel: in „Haus Dahl" sind die beiden Starttheile nicht genug verbunden. Es genügt für ein Gedicht nicht, daß der Leser sich einen Zusammenhang ersinnt, der Zusammenhang muß künstlerisch verwerthet sein. Hier speciell stört noch, daß im zweiten Theil die Frau, im ersten der Gatte die Hauptperson bildet.

Außer diesen bisher besprochenen drei geistig zusammengehörenden Gruppen „Amerika — Ecclesia — Westfalen" könnten wir fast alle übrigen Gedichte unter der Ueberschrift: „Religiöses" zusammenfassen. Neben manchem Unbedeutenden oder zu weit Ausgeführten wäre auch hier noch einzelnes sehr Gelungene zu nennen; allein, wie gesagt, die Hauptstärke des Buches, die dichterische Originalität Schlüters, wird fast ausschließlich durch die von uns zuerst hervorgehobenen Gruppen bedingt. Warum der Dichter selbst solche Gruppen nicht gemacht, sondern in bunter Reihe Stück auf Stück folgen läßt,

wissen wir nicht. Wenn er die Entstehungszeit als entscheidend gelten ließ, so könnte uns das nur freuen; denn es wäre das ein Unterpfand dafür, daß wir noch reifere, mehr gedrungene und geschlossene Früchte seiner Kunst zu erwarten hätten, weil ja — wenigstens unserer Meinung nach — die besten Sachen erst gegen Schluß der gegenwärtigen Sammlung kommen.

Als Einleitungsgedicht hätte jedenfalls statt des jetzigen, das bei aller Glätte doch nicht gerade originell ist, jenes andere Stück gesetzt werden müssen: „Durch den Berg". Von allen Gedichten ist keines, das wie dieses gleichsam programmatisch die Ueberschrift „Natur und Gnade" rechtfertigte und dabei die eigenthümliche Art Schlüters zum Ausdruck brächte. Der Dichter sucht den Zauberborn, welcher den Eingang in das Wunderland bildet, von dem er gehört. Eine Fee führt ihn in den Berg: „Es ward romantisch",

„Und Donner dröhnten, hohe Wellen schlugen,
Und helles Licht schoß auf die Wasserbahn;
Als blitzend uns die Wirbel weiter trugen,
Da ward es Tag, vor uns ein Ocean,"

und an dessen Küste die Wunder der Urwelt in unverfälschter Pracht und Großartigkeit:

„Gleichwie ein Zwerglein in der Heimat Heide
Des Mooses Stengel sieht als starken Baum,
Und rothe Glöckchen, seine Augenweide,
Ihm hoch aufragen zu der Wolken Saum;
So stand ich unter großen Schachtelhalmen
Vieltausendästig, bunter Blüten reich,
Des Farnes zarte Wedel hoch wie Palmen,
Und Bärlappdickicht, Blätter Schwertern gleich." . . .

Als nun aber auch die Thierwelt ins Bereich des Dichters kommt, die Riesen und Ungethüme, da erschrickt er; die Fee tröstet ihn: diese Welt ist auch nicht zur Poetensiedelei; der Menschenurstatt grünt ein mild'rer Mai.

„Gen Mittag liegt ein Gartenland voll Blüten,
Von gold'nen Alpen braust ein heil'ger Strom;
Ein Land, das Engel pflegen und behüten,
Und Friede wohnt in seinem Waldesdom.

Und landest du am glücklichen Gestade,
Begegnet dir die schön're Schwester mein,
Sie führet dich die rosenvollen Pfade
Und tränket dich mit jenes Landes Wein.

Ich selber les' und ahn' aus Stein und Erzen
Die Weisheit Gottes und die hohe Macht,
Die Schwester hört das Wort an seinem Herzen —
Von ew'ger Lieb' und seines Himmels Pracht."

Der nächste Sinn des Gedichtes mag ja „natürliche Erkenntniß und Offenbarung", „Wissenschaft und Glaube" sein, aber wir dürfen deshalb doch allgemein „Natur und Gnade" sagen und besonders unter dem „Gartenland" die heilige Kirche wieder verstehen.

So begrüßen und besitzen wir denn in Clemens August Schlüter einen jener Dichter, die auch der katholischen Poesie von nöthen sind, denen die Aufgabe geworden, in die alternden Adern neues Blut zu führen, die echten Formen der Schönheit mit neuen Stoffen zu füllen, Dichter, denen man ansieht und anhört, daß sie am Schlusse des 19. Jahrhunderts sangen, daß sie etwas wirklich noch nicht Allbekanntes und kaum mehr Hörenswerthes zu sagen hatten. Männer wie Weber, mit einer so stark ausgeprägten persönlichen Physiognomie, werden in allen Jahrhunderten das Gemeinsame, ewig Alte und Neue immer so sagen, daß es wie neugeschlagene Münze jederzeit Gang und Geltung hat; soll aber der Rest der Literatur das von den Besten gut Gesagte nicht in immer schlechterer Weise wiedersagen und zum Singsang auswalzen, der weder persönliche, noch zeitliche, noch örtliche Tonart hat, so sind poetische Pfadfinder nothwendig, um die Leser auch durch den interessanten Gegenstand wieder zu gewinnen und den Talenten zweiten und dritten Ranges neue Ziele zu stecken, neuen Extrakt zum Verwässern zu bieten. Eigentlich ganz Neues bringt ja auch Schlüter nicht; abgesehen von Longfellow und anderen haben auch Lenau und Freiligrath dieselben Stoffe ja schon behandelt, von den meist noch formlosen Versuchen der Jungrealisten gar nicht zu reden; in ihrer charakteristischen Färbung bei Schlüter, dem katholischen Missionspriester und geborenen Westfalen, muthen sie uns aber wieder frisch und neu an, und jedenfalls hat unsere katholische Poesie ihresgleichen noch nicht zu viel aufzuweisen. Wir sind nicht blind gegen eine gewisse Weitschweifigkeit und andere kleine Gebrechen des Dichters, im allgemeinen aber zählt er fortan zu unseren Besseren, und sollte er fortfahren in seinem eigentlichen Fahrwasser, so wird er ganz unzweifelhaft an jener Stelle des Parnasses landen, wo die Besten ihren Aufsteig finden.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

1) **Das Buch der Psalmen.** Von **J. Langer.** Dritte Auflage. VIII u. 251 S. gr. 8⁰. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 5.

2) **Das Buch Job.** Von demselben. Dritte Auflage. **Das Hohelied.** Von demselben. Zweite Auflage. XX u. 219 S., IX u. 86 S. gr. 8⁰. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 3.

Herr Pfarrer Langer hat ein preiswürdiges Werk unternommen, als er die poetischen Bücher des Alten Testaments durch eine ebenso faßliche als würdige Uebersetzung mit knappen Erläuterungen dem allgemeinen Verständnisse näher zu rücken versuchte. Der Erfolg hat seine Bemühungen gekrönt: das erste Werk und der erste Theil des zweiten erscheinen bereits zum drittenmal. Die Einrichtung dieser beiden Bücher ist dieselbe: dem lateinischen Vulgatatext steht eine „neue und treue", leicht fließende und poetische Uebersetzung gegenüber; die Anmerkungen enthalten die nöthigsten Erklärungen und die Abweichungen des hebräischen Grundtextes; Kapitelübersichten und kurze Einleitungen helfen dem Leser, den rechten Standpunkt für die Beurtheilung zu gewinnen. Es liegt in der Natur einer solchen Anlage, daß man nicht so fast eine tiefere wissenschaftliche Analyse der Gedichte, als eben nur so viel Nachhilfe in den Beigaben zu erwarten hat, als für ein erstes Verständniß und einen ersten Genuß des lateinischen und des deutschen Textes erforderlich ist. Darin also muß man Zweck und Verdienst dieser Ausgabe erkennen, daß sie den Leser, ungestört durch zu große Dunkelheit und ungestört auch durch subtile Erörterungen, das einfache, große Gotteswort aufzufassen befähigt. Wir wollen auf einzelne Punkte, welche sich zu näherer Besprechung darbieten, nicht weiter eingehen. Im allgemeinen hätten wir den Wunsch, es möchte nicht eine gewisse schillernde Vieldeutigkeit oder Undeutlichkeit des Ausdrucks an einigen Stellen dem Zwecke des Buches schaden. Unsere abweichende Auffassung von der Bedeutung Eliu's läßt uns die Analyse des Buches Job, wie sie der Verfasser vorträgt, nicht als durchweg zutreffend erkennen.

Das „Hohelied" erscheint hier vor einem weitern Leserkreis zum erstenmal, und zwar mit „Job" verbunden. Die vorausgehende Auflage wurde nur in Manuscriptdruck an Freunde abgegeben. Sie enthielt eine Ausdeutung des heiligen Textes auf breiterer Grundlage, namentlich einen besondern einleitenden Theil, welcher sich mit dem Literalsinne befaßte; wir haben hier

darauf nicht zurückzukommen. Der vorliegenden Erklärung geht eine Einleitung voraus, welche klarstellt, in welchem Geiste der Katholik das erhabene Brautlied der Schrift versteht. „Christus ging die geistige Ehe ein als Gott mit seiner Menschheit, als Christus mit der Kirche, mit Maria und der gottliebenden Seele." Selbstverständlich ist jene erste Vermählung mit der menschlichen Natur nur grundlegend für die übernatürliche Gnadenverbindung mit der Kirche und den Gliedern derselben; unter den letzteren aber nimmt die Gottesmutter nur eine bevorzugte Ausnahmestellung ein, und so zerfällt das Langer'sche Buch naturgemäß in zwei Theile: I. „Das Hohelied ist die herrlichste Prophetie auf die Kirche, die Braut Christi"; II. „Christus der Bräutigam der reinen Seele", oder: erster und eigentlicher Sinn des inspirirten Liedes — sodann Uebertragung des eigentlichen Sinnes auf die einzelnen Menschenseelen, insofern sie in und mit der Kirche dem Erlöser geistig vermählt und der Segnungen dieser Vermählung theilhaftig werden. Alles im zweiten Theil Gesagte ist nun mit Vorzug auf Maria, die schönste Blüte und Krone der Kirche und Ersterkorene des himmlischen Bräutigams, anzuwenden. Ausgeschlossen bleibt die historische Auslegung, wie sie außerhalb der Kirche beliebt ist, namentlich die in Theodor von Mopsvestia feierlich verurtheilte profan-erotische. Denn alles ist hier lauter, erhaben und himmlisch gedacht: „O wie rein, wie keusch, wie unschuldig, wie heilig muß doch dieses Lied sein, da gerade in ihm die reinsten, zartesten und heiligsten jungfräulichen Seelen ihre tiefste, rührendste, ja eigentlichste Herzens- und Liebessprache gefunden haben." Das der Standpunkt des Uebersetzers, welchem die Einzelerklärung entspricht. Sie ist voll inniger Andacht, voll Salbung, wie es dem großen Lied von der Gottesliebe geziemt; ein frischer, dichterischer Hauch weht aus der gehobenen Sprache des Erklärers. Sollte etwa eine zu große Weichheit in derselben gefunden werden, so dürfte er nicht ohne Grund auf die Natur der zarten Liebe und auf die glutvollen Herzensergüsse der Heiligen, die sie an das Lied der Lieder anknüpften, verweisen; im ganzen will uns bedünken, daß der stets gehobene Stil des Exegeten hier den rechten, nahe verwandten Gegenstand gefunden hat. Was die Form der vorliegenden Arbeit anlangt, so konnte die bloße Uebersetzung des Textes mit kurzgefaßten Anmerkungen zum Verständniß nicht ausreichen, dagegen wird dasselbe durch die in den Text eingefügte und durch veränderten Druck gekennzeichnete Paraphrase recht glücklich erzielt. Wir haben über die Beschaffenheit dieser umschreibenden Erläuterung wenig beizufügen. Sie ist erbaulich, anregend und warm geschrieben; aber für eine genauere Begründung derselben war ja kein Raum, und so bleibt es, bei der theils scheinbaren, theils wirklichen Allgemeinheit des salomonischen Liedes, dem Leser überlassen, für die Auffassung des Ganzen in seiner Anlage und Steigerung sich diese oder jene Ansicht selbst zu bilden. Es wird dafür nur ein Wink gegeben, indem der Text in sieben „Tage" zerlegt und in der Einleitung auf die siebentägige Hochzeitsfeier und Calmets Anwendung derselben auf das Hohelied kurz hingewiesen wird. Wir halten es für einen geringen Schaden, wenn diese Andeutungen vielleicht den meisten Lesern dunkel bleiben. Denn gerade diese Seite der

Calmet'schen von Bossuet entlehnten Erklärungsweise sagt uns aus sehr wichtigen, so Gott will, bald ausführlich darzulegenden Gründen nicht zu. Auf das Langer'sche Buch, wie es nun erscheint, hat die Eintheilung in sieben „Tage" keinen erheblichen, unmittelbar zu Tage tretenden Einfluß. Wir hoffen, daß aus demselben gar mancher einen Zuwachs an Erkenntniß und Liebe Jesu Christi gewinnen möge. **G. Gietmann** S. J.

Staatslexikon. Herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland durch Dr. **Adolf Bruder**, Custos der k. k. Universitätsbibliothek Innsbruck. Erster Band: Aargau bis Corpus Iuris. VIII S. u. 1598 Sp. Lex.-8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 15; geb. *M.* 17.40.

Es war ein überaus glücklicher und zeitgemäßer Gedanke der Görres-Gesellschaft, ein auf katholischen Grundsätzen beruhendes Staatslexikon herauszugeben. Das Unternehmen war zwar schwierig angesichts der Lage, in die wir Katholiken in Bezug auf die Gelehrtenstellen in Deutschland gedrängt sind, aber es war nothwendig. Wer sich bisher in einer der rechts- und staatswissenschaftlichen Fragen rasch orientiren wollte, war genöthigt, zu einem der Staats- und Rechtslexika von Rotteck, Bluntschli und Holtzendorff oder zu sonst einem akatholischen Nachschlagewerk seine Zuflucht zu nehmen. Mögen nun auch diese Werke in manchen Beziehungen sehr Gutes leisten, so sind sie doch in katholischen Fragen sehr schlechte Rathgeber, da sie der Kirche entweder gleichgiltig oder vorurtheilsvoll oder geradezu feindselig gegenüberstehen. Da man aber nichts Besseres zur Verfügung hatte, so war man auf sie angewiesen, und dieser Umstand hat manche Begriffsverwirrung in sonst gut katholischen Kreisen verschuldet.

Glücklicherweise wird nun das „Staatslexikon" in dieser Beziehung Wandel schaffen und uns von der Nothwendigkeit befreien, bei Fremden auf Bettel oder Borg ausgehen zu müssen. Hier wird jeder Katholik alle wichtigen Fragen des öffentlichen Rechtslebens im Lichte katholischer Grundsätze von zuverlässigen Fachmännern klar und gründlich beantwortet finden.

Der erste Band liegt schon vollständig vor. Unseres Erachtens entspricht er nicht bloß den gehegten Erwartungen, sondern übertrifft er dieselben. Erst wenn man den ganzen Band nimmt und die einzelnen Artikel durchgeht, erkennt man recht klar, daß wirklich Vortreffliches geleistet ist und die Görres-Gesellschaft und insbesondere die Herausgeber des Staatslexikons sich ein bleibendes Verdienst um das katholische Deutschland erworben haben. Die Artikel sind durchweg klar, übersichtlich und gediegen, manche von geradezu hervorragendem Werth, so z. B. die Artikel „Arbeiterfrage" von Fr. Hitze, „Absolutismus" von Freih. v. Hertling, „Bevölkerung" von Kämpfe, „Bauernstand" von Dr. Bruder u. a. Gefreut hat es uns, auch einen Enkel des großen deutschen Rechtslehrers, H. Fr. v. Savigny, mit einem recht lesenswerthen Artikel über „Auslegung" unter den Mitarbeitern vertreten zu sehen.

Wenn sich — woran wir nicht zweifeln — die folgenden Bände auf der Höhe des ersten halten, so wird das Staatslexikon einen durchschlagenden

Erfolg unter den Katholiken Deutschlands erzielen. Freilich wird man wohl bei der angekündigten Zahl von drei Bänden nicht stehen bleiben; es dürften wenigstens vier oder fünf nothwendig werden. Das ist aber auch nicht zu bedauern. Wir würden es eher bedauern, wenn man einem geringern Umfang zuliebe die Gediegenheit und Vollständigkeit des Inhaltes preisgäbe.

Um nun auch die Kritik zum Worte kommen zu lassen, so glauben wir, daß die Charakteristik Bodins nicht in allweg der Wahrheit entspricht. Der Verfasser des Artikels hat sich zu sehr auf die Urtheile liberaler Schriftsteller verlassen. Daß ein H. Baudrillart, ein Bluntschli und ähnlich gesinnte Schriftsteller für Bodin voll des Lobes und der Bewunderung sind, darf uns nicht wundern. Denn bei diesen darf sich jeder des Lobes und Schutzes erfreuen, der mit der katholischen Kirche zerfallen ist und sie in seinen Schriften befehdet. Uebrigens scheint sich der Verfasser des Artikels zu widersprechen. Während er nämlich zuerst an Bodin die bewundernswerthe Sicherheit rühmt, mit der er die Gegensätze seines Jahrhunderts in sich ausgeglichen, gesteht er bald nachher, Bodins Weltanschauung sei eine so merkwürdige Vereinigung von Widersprechendem und Gegensätzlichem, daß es seinen Zeitgenossen wie der Nachwelt schwer geworden sei, seine wahre Ansicht festzustellen.

Während wir in Bezug auf den doctrinellen Theil keinen wichtigen Artikel vermißt haben, hätten wir in Bezug auf die staatsrechtlichen Schriftsteller eine größere Vollständigkeit gewünscht, damit man von akatholischen Nachschlagewerken möglichst unabhängig werde. So hätten wir bei Ahrens mehr als eine bloße Verweisung auf Krause erwartet, und ebenso bei Bluntschli mehr als eine Verweisung auf Staatslexikon. Außerdem hätten wir noch einige Angaben über Aegidius Colonna (Romanus, De regimine principum), Barclay, Buchanan, Barante, Burke, Condorcet, A. Contzen (Politicorum l. X.) gewünscht. Es ist nicht nöthig, daß über solche Schriftsteller ausführlich gehandelt werde: ein paar Notizen aus ihrem Leben mit Angabe der staatsrechtlichen Schriften und allenfalls einer kurzen Charakteristik ihrer Richtung genügen. Wir machen diese Bemerkungen nicht, um den Werth des „Staatslexikons", das wirklich Vorzügliches enthält, herabzudrücken, sondern weil wir von dem aufrichtigen Wunsche beseelt sind, dasselbe möge andere ähnliche Lexika möglichst überflüssig machen und uns so von der Nothwendigkeit befreien, bei kirchenfeindlichen Schriftstellern in die Schule zu gehen. Je vollkommener es ist, um so mehr wird es Ehrensache der gebildeten Katholiken Deutschlands sein, dasselbe anzuschaffen und fleißig zu Rathe zu ziehen.

Victor Cathrein S. J.

Wilhelm Lindemanns Geschichte der Deutschen Litteratur. Sechste Auflage, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben und theilweise neu bearbeitet von **Joseph Seeber.** 976 S. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 8.80; geb. *M.* 11.80.

Ueber die Entstehungsgeschichte dieses trefflichen Handbuches hat P. Albert M. Weiß in seinem Lebensbilde Benjamin Herders jüngst erwünschten Aufschluß gegeben. Nach Vollendung des großen Kirchenlexikons war ein im

katholischen Geiste gehaltenes Handbuch der deutschen Literaturgeschichte das Lieblingsproject des unermüdlich auf die Förderung katholischer Gesinnung und katholischer Wissenschaft bedachten Verlegers. „Das Unternehmen liegt mir sehr am Herzen," schrieb er am 16. Februar 1860, „weil ich mich täglich überzeuge, wie viel durch die vorhandenen derartigen Bücher verdorben wird, was durch die besten theologischen Schriften nicht wieder gut gemacht werden kann." Mehrere Jahre lang durchsuchte er die deutschen Gaue, um einen Schriftsteller zu finden, der die hochbedeutende Aufgabe auf sich nähme. Erst im Frühjahr 1864 fand er sich. Es war Wilhelm Lindemann, ein noch in den besten Jahren stehender Priester (geboren am 17. December 1828), der nach tüchtigen theologischen und philologischen Studien einige Jahre die höhere Stadtschule zu Heinsberg (Rheinprovinz) geleitet hatte, seit 1863 Pfarrer in Venrath geworden war. Die zweibändige Literaturgeschichte, welche er neben seiner pädagogischen und pastoralen Thätigkeit her zu schreiben unternommen und nahezu vollendet hatte, war indes zu breitspurig angelegt, um einen durchschlagenden Erfolg zu versprechen. In bewunderungswürdiger Selbstlosigkeit arbeitete Lindemann nach dem Rathe Herders und nach den Bemerkungen eines zugezogenen Gelehrten das ganze Werk um, und so vergingen zwei weitere Jahre, bis es 1866 in einen Band verdichtet erscheinen konnte. Die Verbreitung, die es erlangte, bestätigte einerseits, daß es einem wirklichen Bedürfniß entgegenkam, andererseits aber auch, daß es demselben in hohem Maße entsprach. Vier weitere Auflagen war es dem Verfasser vergönnt selbst zu besorgen, d. h. mit hingebendstem Fleiß, steter Erweiterung und Vertiefung seiner Studien, liebevollster Sorgfalt zu vermehren und zu vervollkommnen, ohne dabei das Maß zu überschreiten, das bei dem ursprünglichen Plan ins Auge gefaßt wurde und zum Erfolg nicht wenig beigetragen hatte.

Die dritte Auflage ist in dieser Zeitschrift (VI, 188—196) ausführlich besprochen worden. Das Gesammturtheil lautete dahin, daß dieser Literaturgeschichte unbedenklich ein Platz neben den besten Büchern dieser Art anzuweisen sei, daß sie den katholischen Standpunkt wahre, ohne sich durch confessionelle Voreingenommenheit zu ungerechten Beurtheilungen hinreißen zu lassen, daß sie an der Hand der literarischen Schöpfungen selbst eine objective, klare und allseitige Darstellung des Ganges und der Entwickelung unserer Nationalliteratur biete und deshalb allen Kreisen, namentlich aber den katholischen, nachdrücklich empfohlen zu werden verdiene. Da Lindemann die Mühe nicht scheute, bei jeder Auflage die inzwischen gemachten Fortschritte der Literaturforschung zu berücksichtigen, so hat sich das Werk im wesentlichen auf der Höhe derselben erhalten.

Einfach bahnbrechend dürfte das Werk wohl nicht genannt werden. Mit genialer Meisterhand hatte Friedrich von Schlegel schon lange zuvor, in durchaus katholischem Sinne, die Stellung der deutschen Literatur in der gesammten Weltliteratur gezeichnet; nicht weniger scharf, tief, voll Geist und Leben, hatte Joseph von Eichendorff die gegebenen Umrisse weiter ausgeführt und die Periode der Romantik sogar sehr ausführlich geschildert. Weder der tiefblickende Philosoph und Kritiker, noch der geistreiche, phantasievolle Dichter

hatte es aber auf ein „Handbuch" abgesehen. Beide zeichneten in großen, genialen Zügen; beiden war es mehr um die leitenden Ideen, die beherrschenden Haupterscheinungen und deren Charakteristik zu thun, als um das realistische Drum und Dran einer jeden Periode und Persönlichkeit, um die biographischen Einzelheiten und die bibliographischen Notizen, um den ganzen methodischen Eruditionsapparat, der sich seither bei Behandlung der Literaturgeschichte immer mehr in den Vordergrund drängte, und der für ein „Handbuch", ein „Nachschlagebuch" wirklich bis zu einem gewissen Grade unerläßlich ist. Hier trat nun Lindemann ein. Er hat im Sinn und Geist jener zwei großen, bahnbrechenden Schriftsteller mit treuem Bienenfleiß das literaturgeschichtliche Detail zusammengetragen und so ein „Handbuch" geschaffen, das in hohem Grade allen Anforderungen eines solchen genügt, die wichtigeren Literaturerscheinungen ausführlich bespricht, die kleineren in übersichtliche Gruppen zusammenstellt, die verschiedenen Perioden treffend charakterisirt und aus dem Leben der Dichter und Schriftsteller so viel mittheilt, als ein klares Gesammtbild erfordert. Für einen gediegenen Schul- oder Selbstunterricht ist alles Nöthige und Wünschbare darin beisammen. Um den pädagogischen Zweck vollkommen zn erreichen, war nur noch eine Auswahl entsprechender Lesestücke erforderlich. Eine solche bot Lindemann in seiner 1868 veröffentlichten „Bibliothek deutscher Classiker für Schule und Haus, mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen", einem umfassenden Lesebuch, das die Jugend ohne Gefahr mit den besten und werthvollsten Leistungen der neuern Literatur, sowie mit dem Leben und Wirken der hervorragendsten Classiker bekannt machen sollte. Die stete Erweiterung der literaturgeschichtlichen Specialstudien veranlaßte ihn endlich auch, seine eigene Forschung nach dieser Seite hin zu vertiefen, und so hat er die Herder'sche „Sammlung historischer Bildnisse" mit zwei höchst werthvollen Monographien „Angelus Silesius" (1876) und „Johannes Geiler" (1877) bereichert. Zwei Jahre nach Erscheinen des letztern Werkes und kurz nach Vollendung der fünften Auflage seiner Literaturgeschichte rief ihn am 20. December 1879 unerwartet früh der Tod aus seiner verdienstvollen schriftstellerischen und priesterlichen Thätigkeit ab. Der Dank von Tausenden ist ihm ins Grab gefolgt; denn gerade durch die praktische Brauchbarkeit seines Werkes hat er in den weitesten Kreisen den Gefahren gesteuert, welche aus einer heterodoxen oder ungläubigen und irreligiösen Auffassung der Literatur hervorgehen müssen. In diesem Sinne ist sein Wirken allerdings bahnbrechend gewesen und hat den reichsten Segen gestiftet. Vom 9. Februar 1866 an war er Pfarrer in Niederkrüchten, und 1878 wurde er in den preußischen Landtag gewählt, dem er bis zu seinem Tode angehörte.

An der vorliegenden sechsten Auflage haben zwei Männer mitgewirkt. Dr. F. Brüll, welcher 1887 die erste Abtheilung (Buch I bis IV) herausgab, beschränkte sich darauf, ähnlich wie es der Verfasser selbst gethan, den Text im einzelnen zu ergänzen, zu berichtigen und zu vervollständigen, ohne tiefergreifende Umgestaltungen vorzunehmen. Joseph Seeber dagegen, welcher 1889 die zweite und dritte Abtheilung (Buch V bis VIII) übernahm, hielt es für nöthig, in vielen Partieen, vor allem aber in Behandlung der classi-

schen Blüteperiode, eine völlige Neubearbeitung eintreten zu lassen. Wir glauben, daß er hierin völlig das Richtige getroffen hat und daß die Umgestaltung als ein entschiedener Fortschritt zu betrachten ist.

Gerade über die neuere und neueste Zeit ist die Specialliteratur seit 1865 in immer stärkerer Progression angewachsen; die schon früher ungebührlich hochgehende Classikerverehrung hat sich zum förmlichen Cult entwickelt; dieses Cultes haben sich die antikirchlichen und antireligiösen Strebekräfte der Zeit bemächtigt, um ihr Zerstörungswerk um so sicherer auszuführen; gerade dieser Mißbrauch der Literatur und der Literaturgeschichte hat aber eine heilsame und nothwendige Gegenbewegung auf katholischer Seite wachgerufen und zu einer strengern Untersuchung vieler Literaturerscheinungen geführt, bei deren Beurtheilung Lindemann noch eine gewisse Milde walten ließ. Diese strengere Untersuchung ging durchaus nicht aus Feindseligkeit, Erbitterung oder Rachegefühl wegen des sogen. Culturkampfes hervor; wohl aber hat diese schwere Zeit der Prüfung den Blick der deutschen Katholiken auch auf literarischem Gebiet geschärft und geläutert. Durch Gewaltmaßregeln aller Art wurden sie genöthigt, die Cultur näher anzusehen, der sie ihren Glauben und ihr gutes Recht zum Opfer bringen sollten, die Cultur, in deren Namen sie als Finsterlinge und Reichsfeinde verfolgt wurden, die Cultur, welche Literatur, Kunst und Wissenschaft geradezu an die Stelle der Religion setzte. Die Untersuchung führte nothwendig auf die Quellen, auf die Stammväter dieser Cultur zurück und mußte sehr ernüchternd auf die Beurtheilung jener Culturheroen wirken, welche bis dahin als Literaturheroen eine viel zu weit gehende Verehrung genossen hatten. Die vertraulichen Briefwechsel dieser Heroen, nach und nach bis auf den verlorensten Fetzen herausgegeben, beleuchteten schärfer als ihre für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriften ihren Gegensatz und ihre theilweise Feindschaft gegen die wahre christliche Bildung und benahmen ihren Werken viel von ihrem berückenden Glanz. Wahre, wirkliche Vorzüge und Verdienste um Sprache, Stil, Poesie, Bildung blieben auch jetzt willig anerkannt; aber der einseitige Cult des Schönen auf Kosten von Religion und Sitte konnte die frühere Duldung oder gar Bewunderung nicht mehr finden. Auch die Rückkehr der philosophischen und theologischen Wissenschaften zur gesunden Lehre der Vorzeit konnte auf das literarische Urtheil nicht ohne Einfluß bleiben. Einen an St. Thomas geschulten Geist kann der Pantheismus eines Göthe oder die auf Kant fußende Aesthetik eines Schiller oder der Skepticismus eines Lessing unmöglich befriedigen und künstlerisch erfreuen. Sobald aber die schönen Formen der innern Wahrheit und des vollen Gehaltes entbehren, müssen auch weitere Dissonanzen entstehen, welche dadurch nicht ausgeglichen werden, daß man die Kunst für ein schönes Spiel und das Leben selbst für einen bloßen ästhetischen Bildungsproceß erklärt. Endlich hat das vaticanische Concil mit seinen klaren, deutlichen Lehrbestimmungen das ganze wirre Netz moderner Irrthümer, an denen zum großen Theil auch die schöne Literatur krankt, zerrissen, es hat den sensus catholicus, das Feingefühl der Katholiken für Wahrheit, Halbwahrheit und Irrthum verschärft, es hat sie im Glauben gefestigt,

es hat ihnen Stärke verliehen, ihre Ueberzeugung frei und offen zu bekennen und mit den Irrthümern sich in keine Compromisse mehr einzulassen, es hat gegen die schwankenden Launen und Meinungen des Tages die unwandelbaren Grundsätze der Vernunft und des Glaubens wieder laut und feierlich proclamirt.

Die hiermit angedeuteten Gründe machen es vollständig erklärlich, weshalb unter uns deutschen Katholiken in den letzten 20 Jahren auch auf dem Gebiete der Literatur ein gewisser Umschwung der Ansichten stattfinden mußte. Diesem ist Herr Seeber gefolgt, indem er die Geschichte der neuern Literatur vollständig neu durcharbeitete, das weite neue Actenmaterial in weitestem Umfang heranzog, eingehende Specialforschungen von katholischer Seite, die schon unter jenem Umschwung entstanden waren, zu Grunde legte, sorgfältig benützte und verwerthete, die Classikerverehrung auf ein vernünftiges Maß beschränkte und auch die Werke der größten Literaturheroen nach dem Maßstab christlicher Ideen und Grundsätze beurtheilte.

Von gegnerischer Seite ist dieser Läuterungsproceß durch Uebertreibungen, Verdrehungen, Unwahrheiten aller Art schon bis zur völligen Unkenntlichkeit entstellt, der selbstverfertigte Popanz dann als ein unerhörtes Attentat, als eine Gefahr der gesammten nationalen Bildung ausgeschrieen worden. Gegen diese Angriffe kann nur mit dem Rathe geantwortet werden, doch das allgemeine Hausmittel gegen Gespensterfurcht in Anwendung zu bringen. Man nähere sich doch nur muthig dem vorgeblichen ultramontanen Schreckgespenst, d. h. man lese einmal diese schrecklichen Abschnitte in dem neuen Lindemann und die katholischen Monographien durch, auf welche er verweist, und man wird finden, daß darin gar nichts von unerhörten Angriffen, Lästerungen, Beschimpfungen der deutschen Classiker zu finden ist. Der „vernichtete" Göthe und der „herabgezerrte" Schiller nehmen in dem vorliegenden Band zusammen über hundert Seiten ein, und anstatt der angeblichen „Zerpflückung" ihrer Ruhmeskränze wird man daselbst die eingehendste und gewissenhafteste Anerkennung ihrer wirklichen Verdienste aufgezeichnet finden. Zerpflückt ist höchstens der unverantwortliche Schwindel, den man in echt heidnischer Manier mit ihrer Verehrung getrieben hat zerpflückt der mit den christlichen Grundsätzen streitende Gehalt mancher ihrer Werke, zerpflückt die aus Heidenthum, Judenthum und Christenthum, Pantheismus, Naturalismus und Rationalismus zusammengebraute, freidenkerische Weltreligion, welche gewisse liebe Leute unter den schimmernden Namen von nationaler Poesie, Literatur und Bildung dem christlichen Volke aufhalsen wollten. Wenn Protestanten eine solche Religion mit ihrem Christenthum vereinen können, so ist das ihre Sache; aber sie können von uns Katholiken nicht fordern, daß wir, der Poesie und der Literatur zuliebe, auf die Integrität unseres Glaubens verzichten!

Lindemanns Werk hat übrigens durch die Neubearbeitung nicht nur an principieller Klarheit und Folgerichtigkeit gewonnen, sondern auch an sachlicher Fülle, Genauigkeit und Vollständigkeit. Rein sachlich betrachtet, bietet es jetzt weit mehr charakteristisches und bedeutsames Detail, als Vilmar mitsammt der Fortsetzung von Ad. Stern, als der sehr oberflächliche, wenn auch bilderreiche König und als der zwar gelehrte und geistreiche, aber in seiner Grund-

richtung durch und durch modern-aufgeklärte, antikatholische Scherer. Der reiche Stoff hat zugleich eine schönere, lebendigere Fassung erhalten, und die beigefügten Literaturnachweise reichen für ein Handbuch völlig aus. Man kann nicht genug betonen und wiederholen, daß katholische Eltern und Erzieher jetzt wirklich keine Entschuldigung mehr haben, wenn sie statt dieses trefflichen Buches ihren Kindern oder Schülern eine der genannten Literaturgeschichten anschaffen. Wissenschaftlich ist aus denselben nicht mehr zu lernen, ja nicht einmal so viel; was dieselben mehr bieten, das sind falsche religiöse Auffassungen, unrichtige tendenziöse Urtheile, eine schiefe halbprotestantische oder modern-aufgeklärte Grundanschauung des Lebens und der Literatur.

An dem achten Buch: „Von der Julirevolution bis zur Gegenwart" ist getadelt worden, daß darin zu viele Namen und Publicationen von Schriftstellern gehäuft seien, welche einen bleibenden Platz in der Literaturgeschichte doch nicht behaupten würden. Dieser Ausstellung können wir nicht beipflichten. Denn jene Ausscheidung bringt die Zeit von selbst mit sich. Die meisten Leser aber suchen in ihrer Literaturgeschichte nicht bloß ein wissenschaftliches Bild der Vergangenheit, sondern auch eine orientirende Skizze der Gegenwart, und obwohl der papierene Literaturhimmel keine ewige Seligkeit zu gewähren vermag, so ist es doch nicht gerathen, den Schlüssel dazu ausschließlich wieder protestantischen Händen zu überlassen. Warum denn das? Muß man denn absolut Protestant oder ein halber Ungläubiger sein, um etwas von Literatur zu verstehen? Die Protestanten aber haben die Sortirung, Gruppirung und Ausscheidung schon längst unternommen. So hat z. B. der General-Literaturpächter Ad. Stern in seinem Anhang zu „Vilmar" die sämmtlichen katholischen Schriftsteller Deutschlands seit 1848 auf drei und eine halbe Seite zusammengebracht, von welchen nahezu drei dem Freiherrn Oskar von Redwitz gewidmet sind, zehn Zeilen dem Sänger von „Dreizehnlinden", fünf Zeilen Alban Stolz. „Die Namen Georg von Dyherrn, Edmund Behringer, Ludwig Brill, Wilhelm Molitor (Dramatiker, Dichter der Dramen ‚Maria Magdalena', ‚Des Kaisers Günstling', ‚Die Freigelassene Nero's', ‚Julian der Apostat'), Ferdinande von Brackel, Maria Lenzen bezeichnen sämmtlich ein Ueberwiegen der neubelebten gegenreformatorischen Tendenzen, und ihre Schöpfungen lassen nur allzuklar erkennen, daß der Geist, welcher Annette von Droste-Hülshoff beseelte, in der Literatur der Gegenwart verflüchtigt und verschwunden ist." Das ist alles, was Herr Stern seit 1848 von katholischen Schriftstellern zu sagen weiß. Eine höchst dürftige Anerkennung finden nur Redwitz und Weber; bleiben vier Herren und zwei Damen, von denen Annette's Geist gewichen ist! Wir meinen, so lange die katholischen Schriftsteller so „behandelt" werden, kann es nicht schaden, wenn eine katholische Literaturgeschichte ihr letztes Buch oder Kapitel etwas ausführlich hält und dabei nicht bloß Freimaurer, Juden, Heiden, Arianer, Protestanten, Taufscheinkatholiken und Hussiten als literaturfähig aufnotirt, sondern auch schlichte, treue Katholiken, denen die katholische Kirche als Hort ihres Glaubens, als Gegenstand ihrer Liebe und Poesie gilt!

A. Baumgartner S. J.

Die Karmelitenklöster der niederdeutschen Provinz. 13.—16. Jahrhundert. Großentheils nach ungedruckten Quellen bearbeitet von **Heinrich Hubert Koch,** Divisionspfarrer der 21. Division in Frankfurt a. M. V u. 208 S. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 3.

Eine trefflich besorgte, auf leichte Benutzung berechnete Veröffentlichung bezw. Zusammenstellung höchst interessanten Quellenmaterials, bestimmt zugleich, als eine der Vorarbeiten dem schon 1874 angeregten, für die geschichtliche Forschung so bedeutsamen Plane eines „deutschen Klosterbuches" sich einzugliedern, verdient dieses Werkchen die volle Aufmerksamkeit und wärmste Bewillkommnung von seiten aller Freunde geschichtlicher Studien, und zwar um so mehr, als unter den Orden, die in Deutschland gewirkt haben, die Karmeliten in der neuern Literatur bisher am wenigsten berücksichtigt wurden, die großen Werke der alten Ordensgeschichtschreiber aber überaus selten und nur schwer zugänglich sind. Und doch wäre es bei den Fragen, die gegenwärtig die Forschung so sehr in Anspruch nehmen, von Bedeutung, gerade auch den Verdiensten dieses ehrwürdigen Ordens die Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Eben in der Zeit, die man als die des tiefsten kirchlichen Verfalles sich darzustellen bemüht hat, in der Zeit des ausgehenden Mittelalters, entfaltet dieser Orden ein reges und fruchtbares Geistesleben und stellt er seine tüchtigsten Gelehrten. Schon der Irrlehre Wicliffs, durch welche alle späteren kirchlichen Umwälzungen angebahnt werden sollten, hatte derselbe hervorragende Theologen wie Peter Stokes und den großen Thomas Netter (Waldensis) entgegengestellt, welch letzterer in seinen Schriften schon im voraus die kommenden Irrthümer der Reformatoren widerlegt hat. In der vielverrufenen zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch hat der Orden Männer aufzuweisen wie den Theologen und Historiker Arnold Bostius in Flandern († 1499), hochgeschätzt von den ersten Gelehrten seiner Zeit, den tüchtigen Sprachforscher und Lexikographen Johann Creston in Italien († 1491), den berühmten Prediger Gottfried Candelarius in Aachen († 1499), den gefeierten Mainzer Weihbischof Matthias Emmich († 1480), den großen, heiligmäßigen Ordensgeneral und Reformator Joh. Soreth (1451—1471). Noch die beiden Jahre unmittelbar vor dem Ausbruch der Reformationsstürme sahen zwei berühmte Karmeliten zur ewigen Ruhe eingehen, den als Prediger gefeierten Prior Martin Petri zu Assens in Dänemark, und den berühmten Theologen, Philosophen, lateinischen Dichter und Sprachkenner J. B. Spagnuoli (Baptista Mantuanus), den seine Zeitgenossen Virgil an die Seite stellten und der, nachdem er das kaum übernommene Ordensgeneralat niedergelegt hatte, im Rufe der Heiligkeit starb (1516).

Als dann durch die politisch-kirchliche Revolution alles ins Wanken gekommen und auch sonst klare Geister vorübergehend in Verwirrung gerathen waren, da stand die deutsche Provinz des Karmelitenordens trotz mancher erlittenen Verluste wie ein geordnetes Schlachtheer da. Es gereicht dem Orden zu ewigem Ruhme, daß er damals in der schwersten Stunde, in der gefahr-

vollsten Zeit, der Kirche Vorkämpfer geben konnte wie den Provinzial Eberhard Billik (Steinberger aus Bilk bei Düsseldorf), ehrwürdig durch Sittenreinheit und Biederkeit, hinreißend als Volksprediger, schlagfertig und gewandt als Controversist, classisch im Ausdruck als Schriftsteller, unermüdlich in der Hingabe, eine der Hauptstützen des Katholicismus am Niederrhein, ja im Reiche, oder den wackern Valentin Weller, den siegreichen Widerpart Buzers, oder den Prior Paul Eliä zu Kopenhagen, einen der gelehrtesten und begabtesten Männer des damaligen Dänemark, hervorragend als Theologe wie als Humanist, den schlagfertigen und muthigen Gegner des entlarvten Pseudoreformators Martin Reinhard. In England war einer der gelehrtesten und fähigsten unter jenen, die der Neuerung sich in die Arme warfen, der giftige John Bale, unter Eduard VI. 1553 Bischof von Ossory, ein abgefallener Karmelit.

Der Rückschluß auf das Leben innerhalb des Ordens, zu dem solche Erscheinungen uns berechtigen, wird durch den Inhalt des Koch'schen Quellenwerkes vollauf bestätigt. Man wird wahrhaft überrascht von der Regsamkeit und Strebsamkeit dieser Ordensleute, wie sie aus jedem Dokumente uns entgegentritt, wenn wir den Studiengang der einzelnen verfolgen bald nach Oxford oder Paris, bald nach Bologna oder Padua, nach Toulouse, Vienne, Montpellier, Avignon u. s. w., oder wenn wir die Verdienste des Ordens um die Schule des näheren kennen lernen von der Volksschule durch alle Bildungsgrade bis hinauf zum Lehrstuhl der speculativen Theologie, Verdienste nicht nur durch eigene Lehrthätigkeit, sondern auch durch Unterhaltung oder Unterstützung armer Studenten. Von Interesse ist es, zu hören, daß allenthalben in den Klöstern ein eigener Lehrer für das Studium der Heiligen Schrift angestellt war (Bibliae lectura), daß im Kölner Kloster Vorlesungen eingeführt waren über philosophia moralis, welchen Theologen wie Philosophen beiwohnen mußten. Eine würdige Sorgfalt für die Klosterbibliothek geht diesem Studieneifer zur Seite, wie auch ein geradezu überraschender Sinn für die schönen Künste. Wenn dies noch bei Eberhard Billik mitten in den Kämpfen des 16. Jahrhunderts so auffallend hervortritt, so war dies nur ein altüberkommenes Erbstück seines Ordens. Daß der Eifer für die Seelen dabei nicht erschlaffte, beweist schon die rasche Zunahme des Ordens, die Zahl der Stiftungen und Schenkungen, die große Anzahl berühmter Prediger, die verschiedenen Aemter der Ordensbrüder. Es ist bezeichnend, wenn in einer Urkunde vom Jahre 1310 in dem einen Kloster Weinheim neben den Aemtern für das Lehrfach, die Erziehung und die Verwaltung des Hauses erwähnt werden: ein concionator ordinarius, ein anderer concionator beat. Virginis Mariae Majoris, ein cantor perpetuus, ein hospitalis St. Wilhelmi provisor ordinarius. Als der Karmelit und Weihbischof von Speier, H. Bock, in der dortigen Klosterkirche 1246 die St. Sebastianus-Bruderschaft errichtete, bestanden in dieser Kirche unter der Leitung der Ordensbrüder bereits fünf andere Bruderschaften, gewiß auch ein Beweis für die Volksthümlichkeit ihres Wirkens.

Der Verfasser verschmäht es auch nicht, die Strafsentenzen der Oberen gegen einzelne Mönche zu veröffentlichen, die sich im Archive vorfanden; aber

hätten andere Historiker dieselben zur Verdächtigung der Ordenszucht und der sittlichen Zustände in geistlichen Kreisen zu mißbrauchen gewußt, so fügt Koch in wahrer deutscher Biederkeit die Bemerkung bei: „Diese strenge Handhabung der Zucht gereicht dem Orden ebenso sehr zur Ehre, als andererseits auch die Thatsache, daß während der langen Reihe von Jahren in der ganzen Provinz nicht mehr Fehler zu rügen und zu strafen waren, gewiß unsere volle Anerkennung verdient" — eine Erwägung, die sich auch anderen Historikern zur Beachtung empfiehlt.

Aber damit ist das Interesse des Koch'schen Buches noch lange nicht erschöpft. Bald sind es die Namen unserer alten rheinischen Familien, bald wichtige Angaben für die Lokalgeschichte, bald merkwürdige Wendungen der bischöflichen Ablaßbriefe, welche die Aufmerksamkeit erregen. Bei letzteren, die in großer Auswahl wörtlich wiedergegeben werden, ist zu beachten, wie immer und immer wieder der Strafnachlaß denen geboten wird, welche das gute Werk verrichten cum cordis contritione et humilitate . . ., vere contriti . . ., qui contriti et confessi . . ., omnibus vere poenitentibus et confessis u. s. w. Der Erzbischof von Köln, Sifrid von Westerburg (1280), setzt aber vorsichtig hinzu: nolumus autem quod haec nostra indulgentia per questuarios extra monasterium deferatur. Widrigenfalls solle der Ablaß sofort erlöschen.

Ueber mehrere noch immer nicht genügend aufgehellte Punkte der Karmelitengeschichte finden sich leider auch in dieser vortrefflichen Publikation keinerlei Anhaltspunkte, am ehesten noch für die Zeit der Einführung des Ordens in Deutschland, obwohl auch hier noch vieles unklar ist. Besser sind wir da unterrichtet über England, wohin ungefähr 1240 John Lord Vesey und Richard Lord Grey bei ihrer Rückkehr aus dem Heiligen Land sie zuerst eingeführt, wo sie namentlich von seiten der Franziskaner liebevolle Aufnahme und Unterstützung fanden (Analect. Francisc. I, 256) und bei Alnwick in Northumberland und zu Ailsforth in Kent die ersten Niederlassungen gründeten. Ob sich nicht ähnliche Angaben für Deutschland in zeitgenössischen Chroniken aufspüren ließen?

Bemerkt sei übrigens, daß der Name „weiße Brüder" (S. 8) wohl kaum im Gegensatz zu den Benediktinern dürfte gebraucht worden sein, sondern nur zur Unterscheidung von anderen „Brüdern", d. h. Mendicanten. Wir dürfen hier wohl ein Analogon annehmen zu der in England ganz allgemeinen Unterscheidung der Bettelmöche (friars) in „weiße Brüder" (Karmeliten), „schwarze Brüder" (Dominikaner), „graue Brüder" (Franziskaner) und in Augustiner-Eremiten. Ferner ist kaum ersichtlich, warum der sechste Generalobere, der selige Simon Stock, durchaus der erste Ordensgeneral sein soll, es sei denn, daß man einen ungewöhnlichen Nachdruck auf das Wort „Orden" lege. Denn hat auch erst Innocenz IV. den Karmelitenorden feierlich bestätigt 1245 und ihm die Privilegien der Mendicanten verliehen, so kann doch unter damaligen Verhältnissen auch für die vorhergehende Zeit diese geistliche Körperschaft durch die approbatio permissiva des Oberhauptes der Kirche als zu Recht bestehend betrachtet werden und ist auch vom Papst so betrachtet

worden, wenn sich auch vielleicht nicht sagen läßt, daß es schon damals im strengen Sinne ein kirchlicher Orden war. Es lag also kaum ein Grund vor, von der gewöhnlichen Auffassung und Benennung abzugehen.

Möge die verdienstvolle Arbeit einen Anfang bilden zu weiteren Karmeliten-Studien, und ein entscheidender Schritt weiter sein zur Vollendung des „deutschen Klosterbuches".

Otto Pfülf S. J.

Der selige Clemens M. Hofbauer. Ein Lebensbild, gezeichnet von P. **Matthäus Bauchinger,** Priester der Redemptoristen-Congregation. Mit Illustrationen von Theophil Melicher. VI und 898 S. 8⁰. Wien, Verlag der PP. Redemptoristen, „St.-Norbertus"-Druckerei, 1889. Preis: *M.* 3. (Der Reinertrag ist dem Redemptoristen-Kirchenbau zu Hernals bei Wien gewidmet.)

Dies neue Lebensbild des am 29. Januar 1888 selig gesprochenen P. Clemens Maria Hofbauer, des ersten deutschen und des größten Sohnes des hl. Alphons von Liguori, ist von den Biographieen des Seligen, die wir bereits aus der Hand eines Sebastian Brunner, eines P. Haringer und neuestens des P. Dilgskron besitzen, in Tendenz und Form durchweg verschieden. Der Stoff ist hier volksthümlich erfaßt und ausgestaltet in ganz neuer, origineller Fassung. Der Anschluß an Alban Stolz, der in seinen Legenden unerreichte Muster dieser Art geschaffen, ist unverkennbar, und wenn auch der Schüler den Meister nicht erreicht, so ist doch dem gemüthvollen österreichischen Redemptoristen ein treffliches Talent für populäre Darstellung nicht abzusprechen.

Für ein Volksbuch ist aber auch das Leben des seligen Hofbauer wie geschaffen. Wenige Heilige dürften so sehr den Namen eines Volksmannes verdienen, wie dieser einfache mährische Bäckergeselle aus Taßwitz, den über 30 Jahre lang die Sehnsucht nach dem Priesterthum nicht ruhen läßt, sondern unter den seltsamsten Wechselfällen hinführt von Land zu Land, von Ort zu Ort wie einen fahrenden Schüler aus alter Zeit. Um dem Heiligthume näher zu sein, wird er Klosterbäcker im alten mährischen Prämonstratenserstift von Bruck, setzt sich, von dem freundlichen Abte in seinem Wunsche gefördert und zum Tafeldecker des Prälatentisches erhoben, unter die kleinen Knaben der Klosterschule, um mit ihnen mensa, mensae dekliniren zu lernen, sucht, von neuem in seinem Ziele gehemmt, in stiller Waldklause den Durst nach höherem Streben zu stillen, flieht, aus der liebgewordenen Einsamkeit durch die Jagdhunde der josephinistischen Klosterhetze aufgescheucht, nach Wien, von hier nach Rom, und wieder nach Wien, stets zu Fuß, ohne Geld, aber voll Gottvertrauen. Vergebens sucht der wackere Bäckermeister „zur eisernen Birne" den unvergleichlichen Gesellen bei sich zu behalten, indem er ihm seine Tochter zur Gattin geben will. Seine Sehnsucht nach dem Altare treibt ihn von neuem über die Alpen, läßt ihm auch in der friedlichen Klause von Tivoli keine Ruhe, führt ihn zurück in die Donaustadt, wo endlich ein seltsames Zusammentreffen mit zwei reichen Damen ihm die Weiterführung der längst

unterbrochenen Studien ermöglicht. In den Hörsälen josephinistischer und rationalistischer Professoren lauscht der einfache, kindliche Bäckergeselle kopfschüttelnd den hochweisen Sprüchen, bringt durch ein kühnes, freimüthiges Wort den religionsspöttelnden Professor mitten in seinem Redeschwall aus der Fassung, sucht seinen Glauben aus der fröstelnden, giftigen Atmosphäre der Generalseminare in den glaubenswarmen Himmel Italiens zu retten und findet hier endlich in der ewigen Stadt, durch Kindeshand und das Glöcklein von St. Giuliano wundersam geleitet, sein so lange, lange ersehntes Ziel. Der milde Geist des hl. Alphons, der aus der Ferne prophetisch die Zukunft seiner ersten deutschen Söhne erkannt, und die heilige Priesterweihe entzünden in ihm jene Flammen heiligen Eifers, durch die er nunmehr zum hellen, weithinleuchtenden Sterne wird in der kalten, trostlosen Winternacht einer glaubens- und friedearmen Zeit.

Mit dem Plan, die Congregation vom heiligen Erlöser nach Deutschland zu verpflanzen, kehrt er in die Donaustadt zurück. Allein der Klostersturm, der durch die österreichischen Lande tobt, treibt ihn weiter nach Norden in das unglückliche Warschau. Polen steht am Rande des Abgrundes. Es erhebt sich zum letzten furchtbaren Verzweiflungskampf. Der übermächtige Russe schlägt diesen blutig nieder. Mitten in den herzerschütternden Scenen steht P. Hofbauer mit seinen ersten Genossen als milder Helfer und Tröster „am Sterbebette" des armen, zertretenen Volkes. Das Redemptoristen-Klösterchen und Kirchlein von St. Beno wird zum Mittelpunkt eines neu erwachenden kirchlichen Lebens. Aber Warschau ist preußisch geworden. Es folgt ein Stück Culturkampf, wie ihn ärger und empörender die siebziger Jahre kaum gesehen. Wie ein Nachtfrost bricht er herein über die herrlich aufblühende Gründung. Die Kirche wird umstellt, die Patres werden aus den Beichtstühlen, von der Kanzel herab als Gefangene fortgeführt und in verschlossenen Wagen auf verschiedenen Wegen nach der preußischen Festung Küstrin gebracht, um nach kurzer Gefangenschaft ohne Untersuchung, ohne Proceß in alle Winde zerstreut zu werden. Wieder steht der gottesmuthige Bekenner allein, mittellos, heimatlos auf der Straße und wandert mit einem einzigen jungen Gefährten, jedoch mit ungebrochenem Muthe hinunter nach der österreichischen Kaiserstadt. Hier beginnt nun sein eigentlicher, wunderbarer Beruf, für den ihn Gott in langer Leidensschule vorbereitet, der Apostel Wiens und der Wiederbegründer besserer Zeiten für die traurig verwüstete Kirche Gottes im österreichischen Lande zu werden. Klein und unscheinbar ist der Anfang; immer weiter, segensvoller dehnt sich sein Wirken aus. Die Erscheinung dieses armen, einfachen, demüthigen Gottesmannes in dem alten, fadenscheinigen Mantel und den groben, zerrissenen Schuhen übt eine zauberhafte Anziehungskraft aus auf jung und alt, arm und reich, vornehm und gering, auf das letzte alte Weiblein so gut wie auf die höchsten Kirchenfürsten, auf Staatsmänner und den stolzesten Adel.

Doch man muß dies alles selber lesen, und man wird es um so lieber thun, als die durch und durch volksthümliche Darstellung im großen ganzen uns eine recht gelungene dünkt. Mit wenigen, aber markigen Pinselstrichen werden die großen Zeitereignisse entworfen, in deren Flammenschein das Leben

des Gottesstreiters sich zum Theil abspielt. Land und Leute und Sitten und Zustände, in die der wechselvolle Pfad den Seligen hingeleitet, treten anschaulich vor das Auge, wie eine gut gelungene Coulissenzeichnung. Namentlich fein und oft tief ergreifend ist die Seelenmalerei, die uns das bittere Sündenweh dieser armen, unglücklichen, verirrten Männer und Frauen und Jünglinge empfinden läßt, die zu Tausenden an dem liebenden Vaterherzen dieses herrlichen Vorbildes eines guten Hirten und Beichtvaters wieder Ruhe und Frieden gefunden haben. Die stets neuen, treffenden Nutzanwendungen, welche die 164 Kapitel beschließen und in einem Kernspruch der Heiligen Schrift am Ende zusammengefaßt sind, bilden eine wahre Fundgrube populärer Beredsamkeit.

Originelle Schriftsteller sind mehr als andere einer scharfen und meist sehr verschiedenen Beurtheilung ausgesetzt. Manchem wird ohne Zweifel die Ueberfülle von Bildern und Vergleichen, die fast jeden Gedanken in eine poetische Beleuchtung setzt, des Guten allzu viel dünken, und mancher wird bedenklich das kritische Haupt schütteln, wenn er von Schwermuthsgedanken liest, die über des Seligen Seele kriechen „wie ein schwarzgelber Molch über den Waldboden", wenn der gute Studentenvater mit den jungen Leutchen scherzt „wie ein Kätzlein mit einem alten Pantoffel", wenn die Thränen die Wangen herunter laufen „wie Ameisen über den Gartenweg", oder wenn das Blut dem jungen Springinsfeld durch die Adern läuft „wie ein Reh durch den Fichtenwald", sein Herz aber „leichtsinnig und flatterhaft ist wie der Federbusch an einem Husarenczako", oder wenn endlich die armen Nönnchen aus dem Zimmer des gestrengen Beichtvaters „mit langen Gesichtern herauskommen, wie weiland Herr Jonas aus dem Bauch des Walfisches", und so ähnlich ungezählte Male. Indessen das Volk liebt Vergleiche und ist, wenigstens das süddeutsche, nicht so empfindlich, wenn's auch etwas stark aufgetragen ist. Warum aber der liebenswürdige Verfasser sein eigenes schönes Buch in der Einleitung mit dem widerwärtigen schwarzen Raben der Sintflut vergleicht und nicht wenigstens einen der besser beleumdeten Enkel eines so unartigen Stammvaters gewählt hat, ist freilich schwer ersichtlich. Im übrigen sind die Vergleiche nicht nur der Mehrzahl nach sehr treffend, sondern auch oft überraschend neu und bisweilen recht zart und wahrhaft poetisch.

Bedenklicher will uns die allzu große epische Breite erscheinen, die zumal auch durch die bis zu zehn und mehr Gliedern fortgeführte Verbindung durch „und" ermüdend wirkt. Der Pater hat eine solch herzliche Freude am Erzählen, daß er fast bei jeder neuen Reise uns genau sagt, wie freundlich die Sonne geschienen, die Sternlein gefunkelt, die Vöglein gezwitschert, und uns Stammbaum und Lebenslauf eines jeden neuen Bekannten, der auf die Bühne tritt, ausführlich zu wissen thut. Dies wird sich freilich nicht so fühlbar machen, wenn das Buch, wie der Verfasser es wünscht, nur „Stück für Stück" gelesen wird.

Wenn auch dies Lebensbild vorwiegend für das Volk bestimmt ist, so dürfte es, um mit Alban Stolz zu reden, „nebenher auch für Herrenleut" gar sehr zu empfehlen sein. Es ist ja der selige Hofbauer nicht nur ein

Heiliger, sondern auch ein echt deutscher Heiliger, ein heilig edles, deutsches Mannesbild, für das sich Männer wie Friedrich von Schlegel, Brentano, Zacharias Werner, Adam Müller, Jarcke, Schlosser und so viele andere der Trefflichen in innigster Freundschaft und Verehrung erwärmen und begeistern konnten. Aber vor allem ist es ein Priesterherz, so rein, so edel, so opferwillig, so klug, so stark, daß ein jeder Priester dies Bild sich einprägen und von ihm lernen sollte, wie man Seelen gewinnen, an sich ziehen, trösten, retten muß.

Das Buch ist reichlich mit eigenartig stilisirten Phototypien illustrirt. Die charaktervollen, kräftig männlichen Züge des seligen P. Hofbauer, wie sie uns von älteren Bildern noch vorschweben, können wir freilich in dem gewiß edlen, aber etwas zu weichen Prälatengesicht des Titelbildes nicht wiedererkennen.

Möge das Buch in recht viele Hände kommen und den Segen einigermaßen erneuern, den dieses herrliche Priesterleben einst begründet.

Anton Huonder S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

La Question de la protection ouvrière internationale. Mémoire présenté au département fédéral de l'industrie et de l'agriculture par le Dr. K. Decurtins, conseiller national. 73 p. 8°. Berne, S. Collin, 1889.

Durch die kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar, die wir mit Freuden begrüßen, und durch den infolge davon angebahnten Berliner Congreß ist die Frage über internationale Regelung der Arbeiterverhältnisse in ein neues Stadium getreten. Es liegt die Versuchung nahe, darob die von der Schweiz, zunächst vom schweizerischen Nationalrath Dr. Decurtins, gegebene Anregung zu vergessen. Das wäre weder gerecht, noch wünschenswerth. Besonders möchten wir auch beim gegenwärtigen Stand der Frage auf obiges Memorandum aufmerksam machen. Es kann nur dazu dienen, eine gedeihliche Lösung der auf dem Berliner Congreß behandelten Fragen zu unterstützen und zu fördern. — Der Verfasser weist zunächst hin auf die argen Schäden, welche eine Ueberanstrengung und Ausbeutung der Arbeitskräfte in moralischer, gesundheitlicher und volkswirthschaftlicher Hinsicht zur Folge hat, und er weiß seine Sätze durch die Autorität hochgeachteter Fachmänner zu erhärten. Sodann weist er nach, wie durch die handgreiflichste Noth gedrängt, die einzelnen Länder und Regierungen irgend welchen gesetzlichen Schutz nach diesen Richtungen hin bethätigen mußten. Beschränkung der Kinder- und Frauenarbeit, gesetzlicher Arbeitstag, gesetzliche Arbeitsruhe durch Verbot oder Beschränkung der Sonntagsarbeit: das sind die Punkte, welche die Gesetzgebung der meisten heutigen Culturländer in Angriff

oder doch in Berathung nehmen mußte, weil gerade in diesen Punkten die thatsächliche Lage der Arbeiter immer unausstehlicher und zu einer öffentlichen Gefahr zu werden drohte. Diese Partie der Schrift ist wie an Umfang die größte, so an Inhalt wenigstens eine der interessantesten. Sie zeigt, wie eine gebieterische Nothwendigkeit vorliege, daß in manchen Punkten die zu ergreifende Reform nicht auf eine bloße nationale Regelung beschränkt werde, sondern daß ein internationales Einvernehmen, wo möglich eine internationale Regelung eintrete. Nur eine solche unterdrückt oder mindert die Gefahr schwindelhafter Concurrenz, beschränkt die Ueberproduction, hemmt die Krisen und Arbeitsstockungen, befördert eine größere Gleichmäßigkeit in der Production, kurz sie bringt Ordnung in die jetzige Anarchie der Industrie und schützt im Grunde genommen diese nicht weniger, als die große Masse der Arbeiterwelt. — Wir können nur wünschen, daß die in der besprochenen Schrift aufgestellten und begründeten Sätze eine allseitige Beherzigung finden und daß sie beitragen mögen, die brennende Frage des Arbeiterschutzes nach den Grundsätzen christlicher Billigkeit und Gerechtigkeit zu lösen.

Der junge Katholik in der modernen Welt. Briefe an einen jungen Mann von Augustin Egger, Bischof von St. Gallen. 57 S. 12°. Einsiedeln, Benziger, 1890. Preis: 40 *Pf.*

Dieses bischöfliche Hirtenwort ist hauptsächlich an junge Arbeiter und Gesellen gerichtet, denen in Fabrik und Kaserne die größten sittlichen und religiösen Gefahren drohen, aber auch an Studenten und junge Kaufleute, die sich in ähnlicher Lage befinden. Der Abfall vom Glauben hat ja die höheren und niederen Schichten der Gesellschaft fast gleichermaßen angesteckt. Ein großer Theil der socialen Frage läßt sich nicht lösen, ohne der weiteren Verbreitung des Unglaubens Grenzen zu setzen, der noch christlichen Jugend ihren Glauben zu erhalten. Im Ton der innigsten väterlichen Liebe, klar, praktisch, herzgewinnend, setzt der seeleneifrige Oberhirt seinem jungen Freunde das Ziel seines Lebens, die Gefahren, die es bedrohen, die Hilfsmittel der Abwehr und Rettung auseinander — ein herrliches Vademecum, das die weiteste Massenverbreitung verdient und dieselbe hoffentlich erreichen wird. Die Ausstattung ist ungemein schön.

Handbüchlein zur Verehrung der heiligsten Kindheit Jesu Christi, besonders für die Mitglieder des Kindheit-Jesu-Vereins. Von Michael Sintzel. Fünfte Auflage, neu bearbeitet und vermehrt von P. M. Gruber S. J. Mit Druckgenehmigung des bischöfl. Ordinariates Regensburg und der Ordensoberen. Mit einem Stahlstich. XI u. 254 S. 12°. Regensburg, Verlags-Anstalt (vorm. G. J. Manz), 1890. Preis: *M.* 1.50.

Der Verein der Kindheit Jesu wirkt so unbeschreiblich segensreich, daß man ihn nicht oft genug loben und empfehlen kann. Für den Eintritt in diesen Verein zu begeistern, in seinen Mitgliedern den heiligen Eifer zu erhalten, für seine Leitung nützliche Winke zu geben: das ist der Hauptzweck des warm und herzlich gehaltenen Büchleins, welches P. Gruber in neuer, vielfach umgearbeiteter Ausgabe uns bietet. Wir finden hier Belehrungen über die Entstehung des Vereines, über die Aufnahme in denselben, über seine Ablässe; daran reihen sich Betrachtungen und Lieder, sowie eine reiche Auswahl von Gebeten. Auch durch eine große Anzahl von Holzschnitten wird das göttliche Jesuskind in mannigfacher Gestalt dem Andächtigen vor Augen geführt.

St. Stanislaus. Ein Büchlein der Andacht und Belehrung für Jünglinge jeglichen Standes. Von Dr. Praxmarer, Präses einer Jünglingscongregation. Mit kirchlicher Approbation. Mit einem Stahlstich. XIII u. 359 S. 12⁰. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis: geb. in Callico *M.* 2.40.

Ein sehr passendes Festgeschenk für die Tage der ersten heiligen Communion und der heiligen Firmung. In zehn Erwägungen werden Werth, Mittel und Früchte der englischen Tugend in einer dem jugendlichen Alter angemessenen Weise überzeugend und eindringlich dargelegt. An jede Erwägung schließt sich ein Hinweis auf die entsprechenden Tugendbeispiele aus dem Leben des hl. Stanislaus an. So wird das Büchlein auch die Verehrung des liebenswürdigen Jugendpatrons in wirksamer Weise befördern. Wiewohl dasselbe in erster Linie bezweckt, insbesondere der Andacht der sogen. zehn Stanislaussonntage zu dienen, so läßt es sich, wie vom hochw. Herrn Verfasser mit Recht betont wird, doch auch überhaupt bei Verehrung des hl. Stanislaus, ja ganz allgemein als Anleitung zu einem tugendhaften Leben in der Jugend benützen.

Memoria sancti Petri Claver, Maurorum Apostoli, ex decreto Leonis XIII. P. M., missionum nigritarum Patroni, evangelicarum operarum speculi, ex commentariis in Concil. plenar. Baltimor. III. (tit. VII. cap. 2) in usus eorum, qui gloriosi laboris nigros ad fidem convertendi christianeque educandi socii ac consortes sunt, extracta. Curante N. Nilles S. J. 23 p. 8⁰. Oeniponte, Fel. Rauch (C. Pustet), 1890. Preis: 30 *Pf.*

Ist auch die Antisklavereibewegung bisher in Fluß und Wachsthum geblieben, so läßt sich doch nicht läugnen, daß auch gewaltige Hindernisse sich aufthürmen, welche noch zu überwinden sind. Um so eifriger sollten alle erreichbaren natürlichen und übernatürlichen Mittel zu Hilfe genommen werden, um einen erfolgreichen Ausgang zu sichern. In letzterer Hinsicht dürfte das vorliegende Schriftchen einen wichtigen Wink geben, welchen es zwar nicht mit Worten ausspricht, aber doch thatsächlich durch seinen Inhalt bietet. Dieser weist nämlich alle katholischen Afrikavereine darauf hin, daß sie sich denjenigen zum kirchlichen Schutzpatron mögen förmlich erwählen und aufstellen lassen, der in unverkennbarer Weise von der göttlichen Vorsehung zum Patron des großen Werkes bestimmt zu sein scheint. Kaum nämlich hatte der Heilige Vater Leo XIII. die Heiligsprechung des Petrus Claver vollzogen, da trat die Negerfrage, die Sklavenbefreiung, die Afrikafrage in den Vordergrund. Das vorliegende Schriftchen stellt nun die verschiedenen liturgischen und rituellen päpstlichen Documente zusammen oder theilt wenigstens die entscheidenden Stellen mit, aus welchen hervorgeht, daß der hl. Petrus Claver kirchlicherseits in ganz hervorragender Weise als Apostel der Neger und Negersklaven angesehen wird. Wir wünschten daher die kleine Schrift in den Händen recht vieler Vorstände und Mitglieder der katholischen Afrikavereine zu sehen.

1. **Die Kirchenmusik nach dem Willen der Kirche.** Eine Instruction für katholische Chordirigenten und zugleich ein Handbuch der kirchenmusikalischen Vorschriften für jeden Priester und gebildeten Laien. Von Paul Krutschek. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. XXIV u. 272 S. 8⁰. Regensburg, Pustet, 1890. Preis: *M.* 1.80.

2. **Der katholische Kirchengesang beim heiligen Meßopfer.** In populären Vorträgen für Geistliche und Laien dargestellt von Dr. Joseph Selbst. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. X u. 292 S. 8°. Regensburg, Pustet, 1890. Preis: *M.* 1.60.

3. **Musikalisch-liturgisches Wörterbuch.** Für alle Freunde der Kirchenmusik, insbesondere zum Handgebrauche für Chordirigenten bearbeitet von Bernhard Kothe. 167 S. kl. 8°. Breslau, Görlich, 1890. Preis: *M.* 1.60; geb. *M.* 1.80.

1. Eine mit Wärme und Begeisterung und eben darum auch interessant und anregend geschriebene Serie von Abhandlungen über die wichtigsten, die katholische Kirchenmusik betreffenden Fragen. Der Verfasser steht im allgemeinen auf dem Boden des Cäcilienvereins; für sich selbst neigt er, ohne einseitig zu sein, eher einer etwas strengeren Richtung zu, was namentlich in dem Abschnitte über Instrumentalmusik zum Ausdrucke gelangt. Weniger einverstanden dürfte man mit einer andern Strenge der Anschauungen sein, die sich in dem Abschnitte über die „Art der Verpflichtung der kirchenmusikalischen Gesetze" vertreten findet. Krutschek polemisirt hier gegen eine von Nilkes in der Linzer Quartalschrift verfochtene Ansicht, welche auch in Lehmkuhls Theologia moralis (5. Aufl., I. 134 u. f.) vorgetragen wird.

2. Die an zweiter Stelle genannte Schrift unterscheidet sich von der vorigen einmal durch den etwas engern Rahmen (Kirchengesang beim Meßopfer), der indes hie und da überschritten ist und überschritten werden durfte (vgl. I. Kirche und Kirchengesang, V. Der Gesang der Kirche, VII. Kirchengesang, Orgel und Instrumentalmusik), sodann durch einen ascetisch-exegetischen Theil, in welchem die einzelnen Partieen der Messe in gemeinverständlicher Weise erklärt werden. Zu einem nicht geringen Theile decken sich die behandelten Themata mit denen der vorher besprochenen Schrift. Erstere liest sich freilich interessanter, dafür hat diese eine strenger durchgeführte Ordnung und schweift weniger von dem jedesmaligen Vorwurfe ab. Den Ansichten des Verfassers ist im allgemeinen nur beizupflichten, einige Besonderheiten abgerechnet, so z. B. wenn Dr. Selbst befürwortet, daß im feierlichen Hochamte die Orgel etwa vom Offertorium bis zur Präfation, vom Benedictus bis zum Pater noster, vom Agnus Dei bis zur Communion schweige. Die ascetischen Gründe, die hiefür ins Feld geführt werden, sind wohl nicht durchschlagend; ästhetisch betrachtet berühren solche Pausen stets unangenehm, weil sie immer den Eindruck der Lücke, des Unbeabsichtigten machen. Von den Vorträgen, von denen der Titel spricht, ist wenig mehr zu merken; es sind daraus Abhandlungen geworden. Einzelne Unebenheiten der Form stören, z. B. wenn gesagt wird, „vgl. die in Süddeutschland üblichen Grabmusiken", anstatt „man denke an" oder „wir erinnern an".

3. Dieses kleine, sehr bequeme und handliche Nachschlagebuch ist eine verkleinerte und bedeutend popularisirte Imitation des ähnlichen Werkes von Udo Kornmüller und kann daher denen empfohlen werden, welchen jenes noch zu „gelehrt" sein sollte. Für eine neue Auflage dürften eine Reihe von Unrichtigkeiten in Wegfall kommen. So wird z. B. die Sequenz Veni Sancte Spiritus heute doch nicht mehr „von einigen König Robert von Frankreich zugeschrieben", und Wipo, der Verfasser des Victimae paschalis, war nicht Mönch von St. Gallen, sondern Hofkaplan Kaiser Konrads II. Neu ist, daß der Dichter und Convertit Lebrecht Dreves († 1870) in den Jesuitenorden eingetreten sei und in den achtziger Jahren Schriften zur Gesangbuchfrage veröffentlicht habe.

Catalogus Codicum Hagiographicorum latinorum antiquiorum qui asservantur in Bibliotheca Nationali Parisiensi. Ediderunt Hagiographi Bollandiani. Tomus I. 606 p. 8⁰. Bruxellis, 1889.

Nachdem die PP. Bollandisten in einem eigenen Nachschlagewerke die sämmtlichen hagiographischen Handschriften der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel verzeichnet und eingehend beschrieben, haben dieselben nunmehr die gleiche Arbeit auch für die augenblicklich National-Bibliothek benannte französische Staats-Bücherei unternommen. Das Werk wird drei starke Bände in groß Octav füllen, von denen der erste nunmehr vorliegt. Es wäre überflüssig, über die Verdienstlichkeit des Unternehmens ein Wort zu verlieren; denn sie ist für jeden, der sich jemals mit historischen Studien befaßt hat, auf der Hand liegend. Dieselbe ist aber im vorliegenden Falle um so größer, als es sich um die reichste Bibliothek der Welt handelt, deren Reichthum an handschriftlichen Schätzen trotz der geradezu mustergiltigen Leitung eines Gelehrten und Administrators wie Leopold Delisle bis heute noch nicht in zufriedenstellender Weise hat katalogisirt werden können. Bis zu Cod. 8823 existirt in großen Folianten ein herrlicher Katalog aus dem vorigen Jahrhundert, der indes weder jene Ausführlichkeit besitzt, die wir heutzutage gewohnt sind, noch in seinen Angaben, namentlich den Altersangaben, eine hinreichende Zuverlässigkeit gewährt. Wo dieser Katalog aufhört, setzt der neue von Delisle begonnene Katalog ein, der sich selbst nur ein Inventar nennt, das möglichst schnell den schreiendsten Bedürfnissen abzuhelfen sucht, darum aber auf jede eingehende Beschreibung der Handschriften verzichtet. Da ist es erfreulich, wenigstens für einzelne Branchen Kataloge von der Ausführlichkeit des vorliegenden zu besitzen. Der vorliegende Band behandelt 274 Codices in der Weise, daß jedesmal die jetzige Nummer der Handschrift, dann die früheren Signaturen, die Seitenzahl, die Größe, das Alter, endlich der detaillirte Inhalt gegeben wird, unter Aufzählung der einzelnen Vitae und Angabe der Foliozahlen. Bei jeder Lebensbeschreibung ist frühere Edition angebracht. Theils im Verlaufe der Beschreibung, theils nach derselben als Appendices zu einzelnen Handschriften findet sich kleineres ungedrucktes Material publicirt. Größere Inedita sollen den Analecta Bollandiana vorbehalten bleiben. Vielleicht sind doch diese Publicationen etwas zahlreicher und umfangreicher, als es die Natur eines Katalogs wünschenswerth erscheinen läßt; es ist das einzige Bedenken, das bei Betrachtung des Werkes sich regen möchte. Im übrigen gehört dasselbe sowohl seinem Vorwurf als seiner tadellosen Ausführung nach zu jenen Werken, die sich selbst loben und zu den unentbehrlichen zählen.

Wunder und Scheinwunder. Von J. von Bonniot S. J. Autorisirte Uebersetzung. XVIII u. 455 S. 8⁰. Mainz, Kirchheim, 1889. Preis: *M.* 4.50.

Das Wunder gilt der ungläubigen Wissenschaft als abgethan: Wunder annehmen und unkritisch sein ist ihr e i n Begriff. Wenigstens sagt man so. Man verräth aber dadurch nur den Mangel an philosophischer Bildung oder an aufrichtigem Willen; denn w i s s e n s c h a f t l i c h e Gründe gegen die Möglichkeit des Wunders sind bis jetzt noch nicht entdeckt worden und werden trotz aller Mühe niemals aufgespürt werden. Man zergliedere einmal alle die hochtönenden Sätze von Unwandelbarkeit der Natur, Unveränderlichkeit der Naturgesetze, man entkleide sie allen Beiwerkes, und man wird finden, daß nichts als eine unbewiesene Behauptung übrig bleibt. Die Mühe dieser Zergliederung der gegnerischen „Beweise“ kann das vorliegende Buch des P. Bonniot wesentlich erleichtern helfen. Der erste Theil beschäftigt sich mit dem Begriff, der Möglichkeit und der Erkennbarkeit des W u n d e r s, der zweite Theil enthält eine kritische Studie über das S c h e i n w u n d e r, nämlich die Wunder

des Buddha, des Aeskulap und Serapis, des Apollonius von Tyana, der Häretiker, des Magnetismus, Spiritismus, Hypnotismus und der Hysterie. Wie die erste Abtheilung mit einem Kapitel über die Einmischung der Dämonen in menschliche Angelegenheiten schließt, so befaßt sich das Schlußkapitel des zweiten Theiles mit den „Dämonen in den ersten Jahrhunderten der Kirche". Dieser überreiche und in vielen Einzelheiten, besonders des zweiten Theiles, wohl noch nicht ganz spruchreife Stoff ist mit Sachkenntniß und gesunder philosophischer Kritik behandelt. Damit wollen wir aber nicht sagen, daß wir gerade jeden Satz des Buches unterschreiben möchten. Sehr zutreffend ist, was der Verfasser gelegentlich der „wunderbaren" Heilungen bei den Häretikern sagt: „Hieraus ergibt sich die praktische und unumstößliche Schlußfolgerung, daß man nicht sofort an ein göttliches Eingreifen glauben darf, wenn man Zeuge einer auffallenden Erscheinung ist, deren äußere Merkmale übernatürliche sind. In allen Dingen ist die Klugheit nützlich; hier aber ist sie geradezu unerläßlich, damit man nicht getäuscht wird; und, wie wir noch beifügen wollen, die Leichtgläubigkeit ist gefährlich." Das sollte man bei allen „wunderbaren" Heilungen wohl im Auge behalten: würdevolle Zurückhaltung hat nie geschadet, oft aber unbesonnene Leichtgläubigkeit. Unvernünftige Wunderscheu und leichtgläubige Wundersucht sind beide verwerflich. — Möge das verdienstvolle Buch, das uns hier in autorisirter Uebersetzung vorliegt, auch in Deutschland viel Gutes stiften.

Der „Papist" Shakespeare im Hamlet. Von J. Spanier. 116 S. kl. 8°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1890. Preis: *M.* 1.60.

Diese neue Hamlet-Hypothese geht auf nichts mehr und nichts weniger aus, als auf den Nachweis, daß der „Papist" Shakespeare in dem weltberühmten Dänenprinzen nicht bloß divinatorisch den modernen Culturmenschen in seinem Uebermaß der Verstandesbildung und in seiner Schwäche der Willensbildung, in seinem hochmüthigen Skepticismus und in seiner armseligen Charakterlosigkeit, in seinen himmelstürmenden Aspirationen und seinem trostlosen Untergang geschildert hat, sondern diese ganze Cultur schon in ihrer ersten Entwicklung, in den Erscheinungen des Reformationszeitalters, die er selbst unmittelbar vor sich hatte. Hamlet ist — nach Spaniers Erklärung — das verkörperte Jung-England am Schluß der Elisabethischen Zeit, in „Wittenberg", d. h. unter dem Einfluß des deutschen Protestantismus, erzogen, aber der katholischen Zeit, dem mittelalterlichen Königthum noch nahe genug, um sich seiner Größe und Herrlichkeit zu erinnern und, in wundersamer Vision von ihm aufgerüttelt, auf ernsten Kampf gegen das durch Raub, Mord und Ehebruch zum Thron gelangte Unrecht zu sinnen. Claudius und Gertrud werden dadurch zu poetischen Symbolen für den ehebrecherischen Heinrich VIII. und die „jungfräuliche Königin", die nacheinander an dem katholischen England frevelten, Polonius die typische Figur jenes kriecherischen Adels, der an der Beute der zerstörten Kirche sich mästete und unter heuchlerischen Formen der Loyalität und Religiosität der völligsten Sittenlosigkeit und Grundsatzlosigkeit huldigte. Hamlet sieht die Nothwendigkeit und Pflicht des großen Kampfes ein: das Unrecht soll gestürzt, das alte gute Recht wieder auf den Thron gehoben werden. Aber die Jugend Englands ist unter dem Einfluß der protestantischen Herrschaft schon zu schlaff, zu ohnmächtig, zu unschlüssig, zu skeptisch geworden. Sie kommt zu keiner kräftigen That mehr — und so geht sie selbst in ihrer Halbheit zu Grunde. Spanier verfolgt diese Auffassung bis in die einzelnen Nebenpersonen und Scenen des Stückes hinein, und er legt hierbei eine große Vertrautheit mit demselben an den Tag. Allein hier liegt auch die Schwäche der Hypothese; die Erklärung muß zu allzugroßer Künstlichkeit ihre Zuflucht nehmen,

und das ganze Stück wird zur historisch-mythischen Allegorie. Behält man aber nur die Grundauffassung im Auge, ohne ihr jedes Tüpfelchen assimiliren zu wollen, so entbehrt sie einer gewissen Wahrscheinlichkeit nicht. Jedenfalls gibt die geistreiche Schrift Stoff zu durchaus interessanten Erwägungen. Der Scharfsinn und Fleiß des Verfassers verdient hohes Lob; doch hätte er die Charakteristik der damaligen Zeitlage nicht voraussetzen, sondern, unseres Erachtens, genauer in Bezug auf das Stück auseinandersetzen sollen.

Eine Pechfackel zur Beleuchtung einiger Prachtexemplare aus dem neuevangelischen Schnüffelbunde. Mit einem Appell von ehrenhaften an ehrenhafte Protestanten. Von Sebastian Brunner. 114 S. 8°. Wien, Drescher & Comp., 1890. Preis: *M.* 1.20.

Wenn ein ehrlicher Mann, der im Dienste der Wahrheit ergraut ist, der nie den eigenen Vortheil gesucht, sich unaufhörlich von gewisser Seite mit den leidenschaftlichsten Vorwürfen, wie „roher Fanatismus“, „fanatischer Ingrimm“, „Hanswurst“ u. s. w., angebelfert sehen muß, so darf es nicht allzusehr verwundern, daß der so Beschimpfte endlich, von gerechtem Zorn übermannt, zu einem Prügel greift und denselben mit Wucht den Angreifern um die Köpfe sausen läßt. Daß die Getroffenen dabei schlecht wegkommen, ist klar, zumal wenn ein naturwüchsiger Humor, wie derselbe Sebastian Brunner zu Gebote steht, als Schlachtgesang den Kampf begleitet. Zunächst findet sich Brunner mit dem Evangelischen Bund und dessen „Trompeter von Mähringen“ ab. „Dieser gute Herr (Pfarrer Weitbrecht in Mähringen) hat in Barmen eine Schrift erscheinen lassen: ‚Die deutsche Literatur in Römischer Beleuchtung‘. . . . Auf der Hinterseite des Titels jenes Werkes steht das drohende Wort: ‚Alle Rechte vorbehalten.‘ Dieser Schreckschuß hat nicht nur die Engländer, Franzosen und Italiener stutzig gemacht, sondern die Gelehrten aller Nationen, von den Hottentotten bis zu den Chinesen und von den Lappländern bis zu den Laternanzündern am Stillen Ocean, wagen es nicht, dieses Product in ihre Sprachen zu übersetzen.“ Das „Product“ zeigt eigentlich nur, wie intolerante Menschen in Zorn darüber gerathen sind, daß auch katholische Literaturkenner es gewagt, ein Urtheil über die deutschen Classiker abgegeben zu haben. Bei der Geißelung desselben hat Brunner einem ernsten Satze, den er später ausspricht: „Das ist die Signatur moderner Toleranzgebietiger, ihre Gegner sollen sich zertreten lassen und sich nicht mucksen“ in folgender Strophe Ausdruck gegeben:

„Halte deinen Rücken her, — ich zerklopfe ihn dir ganz,
Dann will ich dich loben sehr — wegen deiner Toleranz,
Aber mucksen darfst dich nicht, — ruhig mußt du sein,
Sonst werf' ich dir ins Gesicht — den Fanatiker hinein!“

Derselbe „Trompeter von Mähringen“ hat einen Aufruf erlassen an sämmtliche protestantische Pastoren Württembergs, ihm jene Zeitungsartikel und Vorgänge mitzutheilen, wodurch das böse Treiben der unholden Ultramontanen beleuchtet und an den Pranger gestellt werden könnte. Hierdurch wird Brunner angeregt zu einem „Hymnus, dem Gründer des Schnüffelbundes vor- und nachgesungen“. Dann kommen andere Kritiker der Werke Brunners an die Reihe, besonders auch die „tanzenden Literaturderwische“, zu denen er vor allem Kurz und seine Nachbeter rechnet. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß wir nicht jeden Ausdruck Brunners vertheidigen, aber Gegner, welche auf wenigen Seiten den hochverdienten und begabten Schriftsteller-Greis viermal „Hanswurst“ tituliren und wiederholt von

seinen „Hanswurstiaden" sprechen, welche mit „Rohheit", „Hanswursterei", „fanatischem Ingrimm" um sich werfen, haben sicherlich kein Recht, hier Klage zu erheben.

Wat us de Strunzerdähler hinnerläit. Vertellekes un Läier von F. W. Grimme. Mit Portrait und einem Facsimile des Verfassers. Ein Theil des Reingewinnes ist für das Grimme-Denkmal bestimmt. 112 S. 8°. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1890. Preis: 80 *Pf.*

Es ist hier nicht mehr nöthig, über F. W. Grimme, den Dialektdichter, uns weiter zu verbreiten; war es doch gerade die Vorzüglichkeit dieser Dialektdichtung, die den Verfasser der „Deutschen Weisen" selbst über seine engere Heimat hinaus zuerst berühmt und beliebt gemacht hat. Nach all den Gaben, die uns der fröhliche Erzähler zu seinen Lebzeiten so reichlich ausgetheilt, muthet uns dieser Nachlaß, als die letzte derselben, ganz wehmüthig an. Dieselbe Wehmuth beschleicht uns, wenn wir gleich über der ersten und größten Erzählung „Schwanewippkens Briutfahrt" lesen: Fragment. Aber lassen wir uns durch diese Trauer nicht abhalten, diese letzten Gaben dankbar zu genießen; sie stehen fast allesammt auf der gleichen Höhe des Besten, was Grimme geleistet hat. Wer den Dichter noch weniger auf diesem Gebiete kennt, soll zum Anfang die ganz vorzüglich gelungene „Dispeltazianne" lesen, und wir zweifeln nicht, daß auch der feinste Geschmack durch dieses Sitten- und Stimmungsbild befriedigt wird. Es ist dem Dichter ganz meisterhaft geglückt, der Charakter seiner Mundart so zur Geltung zu bringen, daß man nicht zu lesen, sondern zu hören meint, was die Augen auf dem Papier verfolgen. Und dabei dieser natürliche, echt dichterisch und volksthümlich abgestufte und bisweilen von Thränen durchblitzte Humor! Nicht-Westfalen dürften sich vielleicht durch die vermeintliche Schwierigkeit der Sprache abhalten lassen, mit den plattdeutschen Schöpfungen Grimme's Bekanntschaft zu machen. Wir würden das in ihrem eigenen Interesse bedauern; denn erstens ist die Schwierigkeit des Verständnisses nicht so groß, und zweitens lohnt der künstlerische Genuß überreich die kleine Mühe, die das Studium etwa den Süddeutschen kosten könnte.

Die Frau aus dem Veilchenhause. Roman von Mariam Tenger. 278 S. 8°. Köln, J. P. Bachem, ohne Jahreszahl. Preis: Elegant brosch. *M.* 3.

Die ungarische Schriftstellerin Mariam Tenger, welche den Lesern der Bachem'schen Novellensammlung durch mehrere Novellen bekannt ist, zeichnet in dem vorliegenden, schön ausgestatteten Bändchen mit Meisterschaft einen durchaus edeln Frauencharakter, der sich in schweren Prüfungen läutert und verklärt. Mit großem Interesse folgt man den Ereignissen, so einfach sie im ersten Theile der Erzählung auch sind. Da schildert uns die Heldin in schlichten, aber tief empfundenen Selbstbekenntnissen die Vorbereitung der Katastrophe, welche, so scheint es, einen unheilbaren Riß in das Lebensglück und den Ehebund zweier edeln Herzen verursacht. Wir sehen zwischen dem ungarischen Magnaten und seiner deutschen Gemahlin die Mißverständnisse wachsen, bis endlich gerade an dem Tage, wo die Frau durch rastlose Thätigkeit das Glück des Edelmannes begründet glaubt, der Bau, dem Scholle für Scholle die Grundlage entzogen ist, urplötzlich in sich zusammenbricht. Dann erweitert sich im zweiten Theile des Romans der Schauplatz. Die politischen Ereignisse des Jahres 1849, die Erhebung Kossuths, die Belagerung von Ofen durch Görgey treten jetzt in den Vordergrund, und gerade diese Scenen gehören zu den fesselndsten der Erzählung. Die Czarda auf der Pußta mit ihren Hirten und

Zigeunern, mit den Csikosen und Huszaren gibt ein prächtiges Stimmungsbild aus jenen stürmischen Tagen. Die Licht- und die Schattenseiten des Magyarenthums treten klar vor unser Auge. Mitten im Kriegsgetümmel der an die Aufständischen verrathenen Festung Ofen trifft dann die „Frau aus dem Veilchenhause", die inzwischen eine harte Schule der Selbsterkenntniß und Reue durchgelebt, den treu geliebten Gemahl als Schwerverwundeten wieder, und endlich kommt die wohlvorbereitete Aussöhnung zu Stande. Neben der Heldin ist der Charakter ihres Mannes vortrefflich gezeichnet. Auch die Nebenfiguren, namentlich die kleine Sari, der Szekler-Wachtmeister, Dr. Bergmann sind wohlgelungen.

Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung von Karl Domanig. Zweite, mehrfach geänderte Auflage. Illustrirt von Eduard von Luttich. 81 S. 8°. Innsbruck, Wagner, 1889. Preis: *M.* 10.

Mit sechs echt künstlerisch aufgefaßten und ausgeführten Hauptillustrationen, mit zahlreichen sinnigen Vignetten und in geschmackvollstem Prachtgewand tritt uns hier zum zweiten Male die eigenartige, phantasievolle, reimlos, aber in markiger Sprache gefaßte Dichtung entgegen, welche wir bereits (Bd. XXXIII. S. 100 f.) besprochen haben. Die reizenden, mannigfaltigen, Leben athmenden Darstellungen bezeugen dem Auge den Reichthum poetischer Situationen, den die kurze Erzählung umschließt, deuten aber zugleich den seltsamen Conflict an, der auf ihr lastet. Ueber letzteren wurde schon das Nöthige gesagt. Die im Text angebrachten Veränderungen mildern ein wenig die schrillste Dissonanz; das Hauptmotiv der Verwicklung, sowie der Schluß ist indes unverändert geblieben, und so müssen auch wir bei unseren früheren Bemerkungen bleiben. Durch ihre inhaltreiche Gedrungenheit bildet die Erzählung einen angenehmen Gegensatz zu manchen anderen Epopöen, die in Beschreibung und Lyrismus zerfließen. Sie ist echt episch, in homerischer Einfachheit gehalten. An Spannung fehlt es nicht, und ist dieselbe auch etwas zu romanhaft künstlich angelegt, so werden ihr die meisten Leser das schon vergeben. Den lieblich ausgemalten idyllischen Genrebildern irdischer Liebe und häuslichen Glückes gegenüber erscheint das Ordensleben allerdings in etwas grauen, trübseligen, wenn auch ernsten, würdigen Farben: allein das liegt nicht in der Absicht des Verfassers, sondern in der allzu tragischen Auffassung des Stoffes, der seiner eigentlichen Natur nach nicht tragisch, sondern juristisch verzwickt ist. In der herrlichen Ausstattung wird das originelle Gedicht sicher noch mehr Freunde gewinnen, und der günstige Erfolg den wackeren Dichter zu neuem freudigem Schaffen ermuthigen.

Der Gutsverkauf. Ein Schauspiel aus der Gegenwart in fünf Acten. Von Karl Domanig. 140 S. 12°. Innsbruck, Wagner, 1890. Preis: *M.* 1.80; geb. *M.* 3.

Nimmt man dieses Stück, wie es liegt, ohne von vorneherein zu fordern, daß der Dichter den Stoff viel weiter oder enger, tragischer oder komischer, verwickelter oder einfacher, nicht nach seiner Eingebung, sondern nach den prädestinirenden Wünschen einer ihm noch unzugänglichen, noch ungeborenen Kritik hätte einrichten können: so wird man demselben ganz sicher ein angenehmes Unterhaltungsstündchen abgewinnen, und, gut gespielt, würde es auch auf der Bühne seine Wirkung thun, d. h. auf einer Bühne, wo nicht sittliche Corruption als Grundbedingung eines dramatischen Leckerbissens gilt. Das Stück ist frisch, munter, aus dem Leben gegriffen, vielleicht etwas zu künstlich verwickelt, aber wirklich spannend, von echt poetischem Gehalt durchdrungen, einfaches, optimistisches Gegenbild zu der heute Mode

gewordenen Ibserei, d. h. zu der pessimistischen Industrie- und Handelswelt und deren Salva-venia-Moral und Skandal, wie sie der neue Timon mit anatomischer Genauigkeit dramatisirt hat. Der Conflict, auf dem die Verwicklung ruht, geht aus dem Gegensatz zwischen dem wackern alten Volksthum der deutschen Gebirgsthäler und dem wucherischen Geldprotzenthum semitischer Abstammung hervor, das mit seinen Geldspeculationen die schlichten Bergbewohner aus Besitz und Eigenthum, wie aus Glück und Sitte, Treue und Glauben ihrer Väter zu verdrängen sucht. Das ist für sich bedeutsam genug, ohne daß der Dichter weiter in die sociale Frage auszugreifen brauchte. Hauptrepräsentantin des Volksthums ist Margreth, die schöne verwaiste Postmeisterstochter in Steinberg; auf ihrer Seite steht die alte Base Lise, der redliche Posterpeditor Mathis, dann der Vorsteher und der erste Gemeinderath, ein Schmied, endlich die fröhliche Dorfjugend. Den Widerpart bildet der Consul Reichmann, der sich schon in seiner Sprache als Semit zeichnet, und seine Ehehälfte, eine überspannte moderne Culturdame. Sie wären mit ihren 20 000 Gulden der armen Margreth und der ganzen Volkspartei überlegen, das Posthaus und mit ihm das ganze Glück von Steinberg fiele in die schon gierig ausgestreckten Unternehmerhände, wenn nicht der „Herr Doctor", ein privatisirender Jurist, schon etwas modern angesäuselt, die Margreth liebte, aus Liebe für das Posthaus einträte, die Finanzoperationen des Consuls durchkreuzte, Posthaus und Gemeinde rettete und durch diesen Beweis wahrer Liebe die früher spröde zurückgewiesene Hand des wackeren Mädchens erhielte. Ein secundäres retardirendes Moment entsteht dadurch, daß auch Heinrich, des Doctors Neffe, Margreth liebt, aber sie mehr liebt, als Volk und Heimat, und gerade deshalb von ihr verschmäht wird. Margreth aber ordnet ihre Neigung der Liebe zu ihrem ehrwürdigen Heim, zu Vätersitte und Volksglück unter. Sie siegt, und unter triumphirendem Volkshumor muß das beschämte Kapital von dannen ziehen. Gäbe es nur viele solche Gretchen und Männer, die so dächten und handelten! Ehre aber dem Dichter, der in unserer verjudeten Gegenwart das Volk seiner Heimat so warm und begeistert in Schutz nimmt!

Knospen. Von Jakob Ecker. 400 S. 12°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1889. Preis: *M.* 3.50.

Gepflückt sind diese „Knospen": „1) am Saum der Saar, 2) am Pfad zum ewigen Heim, 3) an der Schöpfung Wunderwegen, 4) auf der Frühlingsau, 5) im Rosengärtlein Unserer Lieben Frau, 6) im Sommerfeld, 7) im Wald, 8) auf der Herbstflur, 9) an Bächleins Rand, am Meeresstrand, 10) im Gärtlein meiner Hütte, 11) an Dornhecken im Thränenthal, 12) bei der Klause, 13) auf Bethlehems Flur, 14) am Weg nach Golgatha, 15) auf Salems Höhen, 16) in Eden, 17) im Garten meines Geliebten, 18) auf Lilienbeeten, 19) im Thal Josaphat, 20) auf dem Friedhof." Es sind im ganzen 270, fast ausnahmslos religiöse und meist lyrische Gedichte, doch ziemlich stark mit Didaktik untermischt. Die Epik ist nur im Anfang durch ein paar Stücke vertreten („Die Armsünderglocke", „Lutwin"); sonst wechseln klangreiche, fromme Lieder, Psalmen, religiöse Stimmungsbilder, längere und kürzere Betrachtungen und kleinere spruchartige Gedichte. Vereinzelt findet sich auch ein kindlich-anmuthiger „Dialog" zwischen Mutter und Kindern an der Krippe. Schon in einem der drei einleitenden Gedichte, „Lerchenmorgengrüße", deutet der Dichter an, daß er nicht im Sinne habe, das Lob der strengsten Kunstkritik zu erwerben. Er will Gott loben in psalmis et hymnis et canticis spiritualibus, und so singt er frisch, frank, frei, wie es ihm vom Herzen kommt. Reime stehen ihm in ungewöhnlicher Leichtigkeit zu Gebote, und daher scheut er es nicht, mit Vorliebe kurze, mitunter die denkbar

kürzesten Reimverse anzuwenden; aber auch die gewöhnlichen Jamben und Trochäen fließen munter und wohlthuend dahin. Echte Sangesfreude, gepaart mit tiefreligiösem Ernst, durchwaltet die ganze Sammlung. Ein frischer Wechsel der Formen, der Bilder und Stimmungen verhindert Eintönigkeit.

Leben und Lieben im Liede. Gesammelte Lieder von Julie v. Massow, geb. v. Behr. Herausgegeben von Dr. M. Huttler. I. Band, 1888. II. Band, 1890. XVIII, XLVI u. 950 S. 12⁰. Augsburg, Literarisches Institut von Huttler. Preis: *M.* 3.

Noch als Protestantin hat die hochverdiente Verfasserin dieser Lieder mit unermüdlichem Eifer dahin gewirkt, die Vorurtheile der gläubigen Protestanten gegen die katholische Kirche durch genauere Kenntnißnahme ihrer Lehre, freundschaftlichen Verkehr und vor allem Gebet zu mildern und auf eine Annäherung der Confessionen hinzuarbeiten. Zu diesem Zwecke hat sie an der Zeitschrift Ut omnes unum den regsten Antheil genommen, ebenso an dem Psalmenbunde, der 1862 gegründet, die Wiedervereinigung der Confessionen zum Hauptziel hatte. Ein Gebet in dieser Meinung hat Papst Leo XIII. 1887 mit einem besondern Ablaß verbunden. Unterdessen in den Schoß der Kirche zurückgetreten, verdoppelte die edle Frau ihre frommen Bemühungen. An dem diesjährigen Kalender des Bundes (1890) betheiligten sich Bischof Keane, Rector der neuen Universität in Washington, Msgr. de Waal in Rom und andere hervorragende Persönlichkeiten. Theils aus den Publicationen dieses Gebetsvereines, theils aus Beiträgen für andere Zeitschriften, Flugblätter u. s. w. setzen sich die vorliegenden zwei Bändchen zusammen, die „mehr ein Gebetbuch, als Gedichtbuch" sein sollen. Ein I. Cyclus von Liedern umfaßt die kirchlichen Festzeiten, ein II. ist der Gottesmutter Maria und den lieben Engeln und Heiligen geweiht, ein III. dem eigenen innern Gebetsleben (Gebete, Psalmen, Betrachtungen), ein IV. dem Verkehr mit dem Nächsten (fromme Gelegenheitsgedichte, für einzelne, Feste katholischer Vereine u. s. w.). Umschreibungen von Bibeltexten begegnen sich da mit Nachklängen der schönsten Kirchenhymnen, Betrachtungen aus protestantischen Kreisen mit der kindlichen Anrufung der katholischen Heiligen, sinnige Sprüche mit den innigsten Liedern. Ein Morgenlied ist dem wackeren Maler Ludwig Richter gewidmet, ein anderes knüpft an einen Lieblingsspruch Ludwigs von Gerlach an. Auf metrische Künste ist es nirgends abgesehen, aber die Innigkeit und Wärme des Gefühls hat gar manchen dieser Lieder den Werth wahrer Poesie verliehen. Dem Haß und der Wuth des sogen. „evangelischen" Bundes gegenüber, der die Spaltung Deutschlands unheilbar zu machen sucht, kann es nichts Schöneres geben, als den täglich wiederholten Bittruf zum Erlöser, den er uns selbst gelehrt: Ut omnes unum!

„So hilf mir dienen deinen Gliedern allen,
Laß uns nicht länger so getrennt hier wallen!
O ew'ge Liebe, mach' mich selbst zum Lied,
Das sehnend, singend, Seelen zu dir zieht."

Einführung in die mathematische Geographie und Himmelskunde. Für den Unterricht an höheren Lehranstalten bearbeitet von Dr. Johannes Thiede, ordentlichem Lehrer am Kgl. Gymnasium zu Demmin. Mit 35 Figuren im Text und einer Sternkarte. IV u. 62 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1890. Preis: 80 *Pf.*

Der vorliegende Leitfaden zur Einführung in die mathematische Geographie und Himmelskunde erfüllt die Forderungen, welche man an derartige Schriften zu

stellen pflegt. Das Material ist reichhaltig, die Anordnung des Stoffes klar und übersichtlich, die Darstellung knapp und bestimmt, ohne daß der Deutlichkeit Eintrag geschähe. Für den Lehrer kann es nur erwünscht sein, das Büchlein in den Händen der Schüler zu wissen; er ist dann sicher, daß dieselben beim Wiederholen des genossenen Unterrichtes sich nicht ins Blaue verlieren, sondern einem zuverlässigen Führer anvertraut sind. Wenn wir auch das Haupteintheilungsprincip des Verfassers: „Zuerst gründliche Darstellung der Erscheinungen, darauf sachliche Erklärung", durchaus billigen, so glauben wir doch, daß wenigstens aus didaktischen Gründen nach Darstellung einer Haupterscheinung, z. B. der täglichen Bewegung der Firsterne, auch die sachliche Erklärung gleich folgen könnte. Freilich ist einzuräumen, daß der Herr Verfasser bei seinem Verfahren den herrschenden Gebrauch für sich hat.

Miscellen.

Religiöse Zustände in Ost-London. Die große Masse der Bevölkerung Ost-Londons gehört der Staatskirche an, welche hier wie anderswo ihre Pflicht gegen das Volk schwer vernachlässigt hat. Die „Church Quarterly Review", das Organ der hochkirchlichen Partei entnahm jüngst einer königlichen Commission vom Jahr 1838 folgendes Detail: Bethnal Green mit einer Bevölkerung von 62 018 Seelen hat nur eine Kapelle mit zwei Geistlichen; Stepney, Bevölkerung 51 200, eine Kapelle und zwei Geistliche; Whitechapel mit 30 000 Einwohnern, Shoreditch mit 33 000 Einwohnern, St. Luke Old Street mit 46 642 Seelen, Limehouse mit 16 700 Seelen, Hoxton mit 24 000 Seelen je *eine* Kirche von *einem* Geistlichen bedient. Man könnte wohl zur Entschuldigung der Staatsgeistlichkeit geltend machen, daß die Schuld auf die Bevölkerung Ost-Londons falle, welche die geistliche Hilfe zurückwies und sich der Erbauung neuer Kirchen aufs heftigste widersetzte. Als nämlich in Bethnal Green der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt wurde, kam es zu einem Auflauf, und es wurde ein wilder Stier losgelassen, um die Procession zu stören. Aber einmal wurde auch den religiösen Bedürfnissen der reichen Bevölkerung ebenso wenig Rechnung getragen; sodann war das Mißtrauen und die Abneigung des Volkes nur möglich, weil die Geistlichkeit kein Mitgefühl für die Armen gezeigt, nichts gethan hatte, um ihr Loos zu mildern. Zu der Pfarrei von St. George Hanover Square gehörten 58 209 Seelen, zu St. Martins in the Fields 23 970 Seelen, und doch hatte jede dieser Pfarreien außer der Pfarrkirche nur noch eine Kapelle — im ganzen zwei Seelsorger. St. James Picadilly hatte doch noch zwei Kapellen und drei Geistliche, während die in Westminster gelegenen Pfarreien von St. John und St. Margaret, obgleich sie zusammen fast 50 000 Seelen hatten, nur von je *einem* Geistlichen bedient wurden. Alle diese Kirchen liegen bekanntlich in

den Quartieren der Reichen. Bedenkt man ferner, wie damals manche Geistliche mehrere Pfründen inne hatten, so begreift man, daß wenig oder nichts zum Besten des Volkes geschah.

Die Zahl der Kirchen und der Geistlichen ist zwar in neuester Zeit so bedeutend gewachsen, daß auf etwa 8000 Seelen eine Kirche kommt und auf 3350 Seelen ein Seelsorger. Allein obgleich einige der letzteren sehr eifrig sind, ist es ihnen nur in seltenen Fällen gelungen, die Vorurtheile der Armen zu zerstreuen. Diese erkennen in den Geistlichen der Staatskirche nicht die Nachfolger der Apostel, welche das Beispiel der Armuth und Entsagung geben, sondern einfach Leute, welche den geistlichen Beruf gewählt, um ein gutes Auskommen zu finden. In den eifrigen jungen Geistlichen sehen sie meistens nur ehrgeizige Streber, da die meisten bald zu sehr einträglichen Pfarreien befördert werden.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß die Versammlung der Geistlichkeit der Kirchenprovinz Canterbury sich zu Gunsten der Einführung von Orden ausgesprochen hat, von welchen allein man noch die Hoffnung hat, sie würden die Achtung und Sympathie der Massen gewinnen. Wie in der katholischen Kirche der Ordensclerus dem Seelsorgsclerus als Helfer beigesellt ist, so haben auch die Protestanten Englands die Pfarrer durch Missionäre zu unterstützen gesucht.

Die Staatskirche, die Baptisten, die Congregationalisten, die Methodisten und besonders die Heilsarmee haben zahlreiche Missionsgebäude errichtet und durch Singen, Versammlungen, Processionen, Predigen auf offener Straße auf die Londoner Bevölkerung einzuwirken gesucht. Der Erfolg steht aber in gar keinem Verhältniß zu den Anstrengungen und den pecuniären Auslagen.

Die geräuschvollsten und gewaltthätigsten von allen Missionären sind die Mitglieder der Heilsarmee, auf deren Fahnen die Worte Blut und Feuer geschrieben sind, d. h. das kostbare Blut Christi sühnt unsere Schuld, und der Heilige Geist heiligt und stärkt die wahren Soldaten Christi. Selbst Booth, der nach unserem Urtheil viel zu günstig über den Charakter der Mitglieder der Heilsarmee urtheilt, gesteht, daß die Predigten derselben mit der größten Apathie angehört werden, daß die Heilsarmee in keiner Beziehung die Bedürfnisse der Menge befriedige. „Einige“, sagt derselbe, „mögen wohl kommen, um zu spotten, und bleiben, um zu beten, und doch berechtigen die Spötter zu größerer Hoffnung als die übrigen (und sie bilden die große Mehrheit), welche die Neugierde herbringt und welche wohl Gefallen an den geistlichen Liedern finden, den Gottesdienst aber als eine Art Zeitvertreib betrachten.“ Gerade weil die Massen in London geistig sehr entwickelt sind, weil die Erörterung religiöser sowohl als politischer Fragen zur Leidenschaft geworden, findet die Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Natur, von dem alleinseligmachenden Glauben wenig Anhänger.

Ein Gesammtbild der religiösen Zustände Londons entwarf Cardinal Manning in seiner erschütternden Predigt in der Kirche der Oratorianer, Brompton, am 21. Juli des letzten Jahres: „Wir leben in einer Großstadt — oder besser, in einem ungeheuren Gewühl von Menschen, einem Strudel der Sünde — von ungefähr 4 000 000 Menschen. Wenn auch jede Kirche

oder Kapelle oder Stätte der Gottesverehrung von jeder beliebigen Gattung, Art und Benennung jeden Sonntag dreimal ganz angefüllt wäre, so würden sie nicht mehr fassen können als ungefähr 1 500 000 Menschen. Es sind also 2 500 000 Menschen, die nie an eine gottesdienstliche Stätte, oder überhaupt an einen Ort, wo der Name und das Dasein Gottes bekannt wird, einen Fuß setzen können. Was muß der moralische Zustand einer solchen Bevölkerung sein? Gibt es seinesgleichen in der Christenheit? Oder findet sich so etwas im Herzen von Asien? Nein, denn der alte Glaube an einen Gott strömt gleich einer Flut nieder in das Herz selbst von Central-Asien. Vielleicht findet sich etwas Aehnliches nur im Herzen Central-Afrikas, auf dem dunkeln Continent."

Aber wie es mit dem Besuch selbst der vorhandenen Kirchen und Kapellen thatsächlich steht, zeigt eine Tabelle aus Booth, Labour and Life of the People Vol. I. East London (London 1889), p. 120–121.

Also von ungefähr einer Million Einwohner betheiligen sich am Morgengottesdienst etwas über 72 000, am Nachmittagsgottesdienst nicht ganz 82 000. Wir bemerken freilich, daß die Zahl der katholischen Kirchenbesucher ungefähr ums dreifache unterschätzt ist, weil in den amtlichen Aufzeichnungen nur die gezählt werden, welche der **letzten** Messe beigewohnt haben. Bekanntlich ist in England die letzte Messe die am schlechtesten besuchte, aus Gründen, die wir hier nicht erörtern können. Aber immerhin ist die Zahl der wirklichen Kirchenbesucher noch entsetzlich gering, und man begreift es, wenn der mit den Verhältnissen der Hauptstadt so wohl vertraute Cardinal in seiner Rede fortfuhr: „Was kann der moralische, was der geistige Zustand dieser zwei Millionen sein (die nie eine Kirche betreten)? Sind sie je getauft worden? Und wenn sie Gott niemals kannten, wie können sie sein Gesetz kennen? Und wenn sie Gottes ausdrückliches Gesetz nicht kennen, kennen sie wenigstens das Naturgesetz? Ich fürchte —

Distrikt.	Bevölkerung 1887.	Staatskirche.		Congregationalisten.		Baptisten.		Wesleyaner.		Andere Methodisten.		Presbyterianer.		Andere Confessionen.		Katholiken.		Hospitäler.		Gesamtsumme.	
		Mrg.	Abnd.	Mrg.	Abnd.	Mrg.	Abnd.	Mrg.	Abnd.	Mrg.	Abnd.	Mrg.	Abnd.	Mrg.	Abnd.	Mrg.	Abnd.	Mrg.	Abnd.	Morg.	Abnd.
Shoreditch	124 000	4 167	5 495	526	886	127	142	346	425	221	330	—	—	201	177	132	194	160	120	5 880	7 769
Bethnal Green	130 000	3 025	4 314	1 641	2 277	1 823	2 334	711	915	85	99	—	—	—	—	—	—	—	—	7 285	9 939
Whitechapel	76 000	1 821	2 127	257	288	488	462	86	109	28	49	—	—	169	159	1 139	880	146	129	4 134	4 203
St. George in the East . .	49 000	1 029	1 316	137	175	320	376	425	463	173	190	—	—	61	—	325	475	—	—	2 470	2 995
Stepney	63 000	2 304	3 075	172	344	—	—	239	335	208	137	—	—	54	133	424	152	—	—	3 401	4 039
Mile End Old Town . .	112 000	2 529	2 762	1 917	2 878	1 813	1 965	458	509	245	257	141	157	132	175	541	606	—	—	7 776	9 309
Poplar	169 000	5 091	6 399	1 641	2 045	1 474	2 557	1 708	2 214	1 368	1 598	276	268	109	168	588	984	587	275	12 842	16 508
Hackney	186 000	13 300	11 922	6 254	5 751	3 607	3 953	2 415	2 399	740	799	364	235	832	860	958	843	142	124	28 612	26 886
	909 000	33 266	37 410	12 545	14 644	9 652	11 789	6 388	7 369	3 068	3 459	781	660	1 558	1 672	4 107	3 997	1 035	648	72 400	81 648

nein, außer hie und da, wo die höheren Instincte, ich möchte sagen das Anschauungsvermögen (die Intuition) der Seele, sich noch erhalten haben. Aber wie können sie sich erhalten in einer erstickenden Atmosphäre, kohlschwarz von Sünde, geschwängert von jeder Art von Laster? Und dabei, in welchen Heimstätten leben sie? Doch ich darf nicht Heimstätten sagen, heimische Stätten sind es nicht. Sie leben in Räumen, die nicht für menschliche Wohnung gemacht sind. Ich weiß nicht, wie viele Hundert oder Tausend zusammengepfercht leben, aufeinander gedrängt und mehr als gedrängt in einer Weise, wie es, soweit meine Kenntniß reicht, in keinem andern Land der Erde gefunden wird. Doch es kommt noch etwas Schlimmeres...."

Es gab eine Zeit, wo es noch anders aussah in London, wo London noch die Hauptstadt des „fröhlichen" England war. Es war die Zeit, wo noch die katholische Kirche waltete mit ihrem übernatürlichen Trost, dem Geist der dienenden Liebe, ihrer nie versiegenden Zärtlichkeit für die Armen. Ob es je dazu kommen wird, daß diese Kirche hier wieder zu Macht und Einfluß gelangt? — Nach dem Urtheil erfahrener Missionäre wird die katholische Kirche in England nur dann große Fortschritte machen, wenn sie die von den Mönchen des 13. Jahrhunderts befolgte Bekehrungsmethode wieder aufnimmt und im Verein mit eifrigen Laien ihre hohe Mission zu erfüllen sucht. Bisher sind es hauptsächlich die weiblichen Orden und Genossenschaften, welche neben der katholischen Seelsorgsgeistlichkeit sich der Armen besonders angenommen, während die männlichen Orden und Genossenschaften, soweit sie nicht selbst Pfarreien haben, ihre Thätigkeit auf Abhaltung von Volksmissionen beschränkt haben. Ob die Zeit für Bekehrung der Protestanten schon gekommen, darüber besteht große Meinungsverschiedenheit. Die Scheu der Protestanten vor katholischen Priestern, die Furcht, durch öftern Besuch des katholischen Gottesdienstes Aufsehen zu erregen, während man ungescheut die Predigten unwissender Polterer anhört, alles dies zeigt, daß der Fanatismus in England noch nicht ausgestorben ist, die Vorurtheile noch längst nicht abgelegt sind.

Migazzi, Maria Theresia und die Jesuiten. Ueber die Stellung des Cardinal-Erzbischofs von Wien Migazzi zu den Jesuiten sind viele falsche oder doch sehr mißverständliche Nachrichten verbreitet worden. So sagt z. B. der Grazer Professor Krones in seinem Handbuch der Geschichte Oesterreichs (IV, 442) nach einigen Zugeständnissen zu Gunsten der Jesuiten: „Die Jesuiten hatten, wie ein eifriger Kirchenmann, Migazzi, der Wiener Erzbischof, in manchem ein Lobredner des Ordens, selbst eingestand, ,wie jedes menschliche Ding das allgemeine, klägliche Schicksal, welches will, daß sich alles seinem Untergange nähert, und schienen durchaus von der guten Straße abzuweichen, auf welche sie einst selbst von der Gesellschaft geführt wurden', d. i. sie waren nicht mehr der streitbare, kämpfende Orden, sondern die im Gefühle des Errungenen übermüthige, in ein System unduldsamer Selbstsucht verpuppte, geistig verknöcherte Gesellschaft Jesu, welche in Glaubens- und Unterrichtssachen die starre Form und den Schein über den lebendigen Inhalt, ihre Zwecke über die ge-

meinmenschlichen Aufgaben der Kirche und des Staates stellte." Nur im Vorübergehen sei hier die Oberflächlichkeit des Herrn Krones gekennzeichnet. Wenn sein Verdict der Wahrheit entspräche, wie hätte dann der durchaus nicht „jesuitische" Hoffmann Wellenhof in seiner Biographie über den Exjesuiten Denis (Innsbruck 1881, S. 15) schreiben können: „Auch dürfen wir nicht vergessen, daß speciell in Oesterreich die Träger und Förderer von Wissenschaft und Kunst im vorigen Jahrhundert zum nicht geringen Theil aus dem mächtigen Orden der Gesellschaft Jesu hervorgingen." Wie hätte dann ferner Denis selbst, dessen vielseitiges Wissen und makelloser Charakter von keinem bestritten wird, in seinen Lesefrüchten (I, 194) nach Aufzählung einer ganzen Reihe tüchtiger Gelehrten aus dem Jahrhundert schreiben können: „Dieses zum Andenken einer Gesellschaft, in welcher ich vom Ende des Jahres 1747 bis zu ihrer Auflösung ohne Abgang, ohne Lebenssorgen, unter schönen Beispielen von Tugend und Anstrengung, zufrieden gelebet, gelernet und gelehret habe, und ich mich noch itzt keines eigenen oder fremden Fehlers erinnere, der von den Vorgesetzten entdeckt und nicht geahndet worden wäre." Doch es kommt uns hier besonders auf die Meinung Migazzi's an.

Die von Krones angeführte Stelle ist aus einem Schreiben Migazzi's an Crivelli genommen, welches Wolf (Geschichte der Jesuiten. IV, 18 f.) veröffentlicht. Nur ist an dieser Stelle nicht von den Jesuiten die Rede, sondern von den Wissenschaften. Es heißt: „Allein dieses war kein Vortheil für die Wissenschaften, indem sie sich gar nicht in dem Zustande befanden, in welchem sie verständige Leute zu sehen wünschten. Sie hatten, wie jedes menschliche Ding" u. s. w., wie oben.

Nach einer lateinischen Copie wörtlich: artium studia non eo quo boni omnes optabant loco erant sed communi et misero rerum humanarum fato de egregia in qua eadem Societas ea quondam posuerat, via deducta esse videbatur. Philipp Wolf hat einmal von seinen historischen Arbeiten gesagt: „Die Natur hat mich mit einer sehr reichlichen Gabe von Einbildungskraft versehen, die mir bey meinen historischen Arbeiten mehr als einen schlimmen Streich spielen mußte", und von seiner vielverbreiteten „Allgemeinen Geschichte der Jesuiten" bekennt er: „Ich habe mehr Beyfall erhalten, als ich verdiente, und ich wünschte jetzt, dieses Werk von den unzähligen Fehlern zu reinigen." (Sitzungsberichte der kgl. bayer. Akademie der Wissensch. 1881. II, S. 476 f.) Beides gilt auch von der Uebersetzung des Actenstückes, welches er mittheilt. Ein Vergleich der Uebersetzung bei Wolf mit der uns vorliegenden lateinischen Handschrift ergibt eine Reihe von Verstümmelungen und Fälschungen: inwieweit dieselben dem von Wolf citirten italienischen Text zur Last fallen, möge dahingestellt bleiben. Für aliqui e Societate wird frisch „die Jesuiten" übersetzt; wenn es von dem Sitze des Jesuitenrectors im Senat der Universität heißt: Sumpserat ille quidem sibi ab aliquo tempore hunc honoris inter Proceres gradum, so steht bei Wolf noch mehr: „Seit einiger Zeit hatte sich nämlich der Rector eines solchen Postens angemaßet, und sich dessen bei den Großen des Hofes gerühmt." Bei Wolf heißt es: „Ich bemerkte sonderheitlich, daß ... das Directorium der Studien, welches sonst aus verschiedenen angesehenen Gliedern der Gesellschaft

bestund, gänzlich aufgehoben wurde." Im Text steht: „sed maxime propterea quod a praeclarissimo instituto quam studiorum rationem vocant, a praestantissimis Societatis viris composito, quam longissime recesserant." Also aus der von den ausgezeichnetsten Männern der Gesellschaft verfaßten Studienordnung wird ein Directorium der Studien, welches sonst aus verschiedenen angesehenen Gliedern der Gesellschaft bestund. Wie aus dem ganzen Schreiben Migazzi's und anderen uns vorliegenden handschriftlichen Gutachten hervorgeht, hat Migazzi im Interesse seiner Würde anfangs Forderungen an die Jesuiten stellen zu müssen geglaubt, welche die Jesuiten nicht bewilligen konnten.

Die Stelle bei Krones ist mithin in der obigen Form eine Fälschung, und somit sind auch die Folgerungen des Herrn Krones aus dieser Stelle mit seinem „das ist" haltlos. Wenn Krones bei Wolf einige Seiten weiter gelesen hat, so wird er da ein Schreiben Migazzi's gefunden haben, welches nicht, wie das erstere, nur Klagen über einzelne nicht genannte Mitglieder, sondern ein Urtheil über die Jesuiten in der ganzen Wiener Erzdiöcese enthält: ein Urtheil, abgegeben, nicht wie das frühere in den allerersten Jahren seiner Verwaltung (1759), sondern viel später, nach jahrelanger Erfahrung auf dem erzbischöflichen Stuhle, ein Urtheil, gerichtet an die letzte Instanz, den Papst Clemens XIV. selbst. In diesem Schreiben (Wolf IV, 44—54) heißt es unter anderem: „Nachdem die Individuen des unterdrückten Ordens, sowohl in dieser kaiserlichen Hauptstadt, als in meiner ganzen Diöcese, so lange derselbe noch existirte, die größten und heilsamsten Früchte gebracht haben, so erachtete ich es für meine Pflicht, mit aller Sorgfalt darauf zu sehen, daß mit diesen Individuen nicht zugleich auch plötzlich und durch den nämlichen Streich jene kostbaren Früchte verloren gehen, welche aus ihren Predigten an das Volk, aus ihren frommen Congregationen, aus ihrem katechetischen Unterrichte, aus ihren Missionen, aus ihrem ununterbrochenen Fleiße, mit welchem sie Kranken und Sterbenden beistunden, aus ihrem brennenden Eifer, und aus der höchsten Anstrengung ihrer Kräfte entstanden sind. . . . Um endlich alles mit wenigen Worten zu sagen, so war das Betragen eben dieser Individuen in allen Verrichtungen, welche darauf abzielten, in Kindern, Jünglingen, Erwachsenen, Alten und Greisen, Tugend und Religion zu befördern, von einer solchen Beschaffenheit, daß sie, nicht etwa nur durch Zufall, sondern durch ihre eigene Tugend und durch ihre ruhmwürdigen Bemühungen die Verehrung und das Zutrauen jeder Gesellschaft und jedes Standes der Menschen verdienten." Der Cardinal schildert dann die große Bestürzung, welche das Aufhebungsbreve hervorgerufen: „Es lässet sich schlechterdings mit Worten nicht ausdrücken, wie groß die Bestürzung, der Schrecken und die Unruhen der Gemüther und der Gewissen war. Dagegen gaben die Glieder der Gesellschaft solche Beweise von Mäßigung und Unterwerfung von sich, daß sie von allen und sogar auch von jenen bewundert wurden, welche ihnen vorher nicht ganz gewogen waren. Es ist deshalb auch außer allem Zweifel, daß es die Wirkung der vollkommensten und vollendeten Tugend war, mit so vieler Größe und Stärke der Seele ein solches Unglück und eine solche klägliche Umwälzung der Dinge zu dulden."

Da ein Lohnschreiber sich gar nicht denken kann, wie jemand die Vertheidigung eines andern übernehmen könne, ohne etwas dafür zu bekommen, so hat auch Wolf, der Lohnschreiber Montgelas', einen solchen Grund für die Haltung Migazzi's zur Hand: „Migazzi hatte, um neben dem Erzbisthum von Wien auch das ungarische Bisthum Waizen besitzen zu können, Dispense von Rom nöthig." Wenn das wahr wäre, so hielte der angeführte Grund sicherlich nicht Stand seit dem Regierungsantritt Clemens' XIV., noch weniger bei der Aufhebung, am allerwenigsten aber für die Zeit nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu.

Ueber diese ganze Frage und insbesondere über die zuletzt angedeutete Periode wird sehr viel Licht bringen ein neues Werk des durch seine früheren Publicationen bereits so verdienten Benedictiners P. Cölestin Wolfsgruber. Bisher war eine ganze Reihe Schreiben Migazzi's an die Kaiserin Maria Theresia und ihre Nachfolger nirgends aufzufinden, und auch jetzt noch konnten die Originale in den Staatsarchiven nicht aufgespürt werden. Glücklicherweise aber entdeckte P. Cölestin die Copieen dieser Schreiben in der Handschriftensammlung des Schottenstiftes in Wien. Dorthin gelangten sie durch einen früheren Abt des genannten Stiftes, der ein besonderer Freund Migazzi's war. Einen zweiten glücklichen Fund machte P. Cölestin in dem erzbischöflichen Archiv zu Wien, wo er aus einer alten, bisher übersehenen Schublade einen Stoß von Briefen und Aufzeichnungen von der Hand Migazzi's aus Licht zog. Endlich boten die Wiener Archive noch reiche Ausbeute, so daß wir mithin ein allein schon durch das neue Material hervorragendes Werk zu erwarten haben. Wir sind durch die Güte des Herausgebers bereits jetzt in der Lage, ein sehr merkwürdiges, höchst interessantes Schriftstück mittheilen zu können, welches u. a. auch klar und deutlich zeigt, in welchem Lichte die Kaiserin Maria Theresia kurz vor ihrem Tode die Aufhebung der Gesellschaft Jesu ansah, dann wie sich die Zustände gegen Ende des Jahrhunderts immer mehr verschlimmerten, endlich wie Männer von hervorragender Stellung diese Verschlimmerung beurtheilten. Es war im Jahr 1793, also kurze Zeit nach dem von so auffallenden Umständen begleiteten Tode Leopolds II. und der Thronbesteigung des Kaisers Franz' II., als Cardinal Migazzi ein Schreiben an den Kaiser richtete über die Mittel, welche gegen den täglich zunehmenden Verfall der Religion und der guten Sitten anzuwenden seien. In diesem Schriftstücke heißt es:

„Unter diesen Mitteln scheint mir die Wiederherstellung des Jesuitenordens das beste und wirksamste zu sein.

„Die Männer dieser Gesellschaft ermunterten den Eifer der Christen durch Predigten, Missionen, Exercitien und den eingeführten öftern Gebrauch der heiligen Sacramente; und nur eine neidische Schmähsucht kann es der erloschenen Gesellschaft wider alle Zeugnisse der echten Geschichte noch in das Grab nachschimpfen, daß durch diese Bemühungen nicht die herrlichsten Früchte hervorgebracht wurden.

„Der offenbare Unterschied zwischen dem moralischen Zustande der Länder zur Zeit dieses noch bestehenden Ordens

und zwischen dem Verfalle der Religion und der guten Sitten seit der Zeit seiner Aufhebung, der unläugbar allen Augen einleuchtet, rechtfertigt allerdings diesen Wunsch.

„Selbst der letzte hier gewesene französische Botschafter, der gewiß ein Zeuge ohne alle Parteilichkeit war, hatte, wie ich Ew. Majestät versichern kann, keinen Anstand zu behaupten, daß, wenn die Jesuiten nicht wären aufgehoben worden, Frankreich die in ihren Folgen so schädliche Revolution nicht würde erlebt haben, weil die jugendliche Erziehung keineswegs in einen so tiefen Grad des Verderbens würde hinabgesunken sein. Wann wird es also erwünschlicher sein, daß ein ganzer geistlicher Körper mit vereinigten Kräften dem allgemeinen Verderben entgegenarbeite, als zu unseren Zeiten, zu welchen die böse Welt mit weitausgebreiteten, ebenso schlauen als mächtigen Verbindungen noch immer an dem Sturze der Religion und der Monarchie arbeitet?

„Ich habe zwar schon Ew. Majestät allerdurchlauchtigste Großmutter (Maria Theresia) noch einige Zeit vor der Aufhebung der Gesellschaft Jesu um die Erhaltung dieses Ordens in Höchstdero Staaten dringendst gebeten; ich hörte auch aus Höchstderselben eigenem Munde, nach der Aufhebung, beiläufig drei Monate vor Ihrem Tode, diese ausdrücklichen Worte: ‚O hätte ich Ihrem Rathe gefolgt und von Ihren Vorstellungen Gebrauch gemacht!'"

Die Eingabe an Maria Theresia, auf welche Migazzi sich hier bezieht, trägt das Datum vom 29. April 1773 und hat folgenden Wortlaut, welchen wir ebenfalls der Güte des hochw. P. Cölestin Wolfsgruber verdanken:

„Es ist mir zwar unbekannt, was vor eine Entschließung Se. Päpstl. Heiligkeit in Betreff der Priester der Gesellschaft Jesu nehmen dürfte, doch veranlasset mich der Ruf, welcher ihrer Aufhebung halber sich allenthalben verbreitet, Ew. Kaiserl. Königl. Apostol. Majestät einige pflichtmäßige Betrachtungen in tiefster Erniedrigung unter die Augen zu legen.

„Es ist nicht meines Thuns, die Handlung und den Betrag zu untersuchen, welchen diese Priester in andern Ländern gehabt haben mögen, mir steht es zu, allein von dem zu reden, was den mir anvertrauten Kirchensprengel betrifft, und in diesem Gesichtspunkte allein Ew. Kaiserl. Königl. Majestät den geistlichen Nutzen nicht zu verhalten, welchen mehrerwähnte Glieder der Societät verschaffen, und den Schaden aufzudecken, welchen wegen ihren Abgang nicht ohne Grund befürchte.

„Ew. Majestät sind vorzüglich im Stande, erleuchtest zu beurtheilen, wie sie sich auf der Kanzel in der k. k. Hofkapelle benehmen und das Wort Gottes von ihnen vorgetragen wird. Ich aber kann unmöglich umhin, ihnen die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß sie sowohl in der Hauptkirche zu St. Stephan, als in den übrigen Kirchen, in welchen ihnen das Predigtamt anvertraut ist, stattliche Verkündiger des Evangeliums sind. In den Beichtstühlen haben sie vieles Zutrauen, und

in ihren Kirchen wird die Andacht mittelst verschiedenen und wiederholten gottesdienstlichen Verrichtungen emsig befördert, die Anständigkeit, die Ordnung, die Auferbäulichkeit leuchtet in allen diesen Handlungen trefflich hervor.

„Die ganze Stadt wird Zeugniß geben, mit was Liebe und Unverdrossenheit sie den Kranken und Sterbenden beistehen, und mir ist am besten bekannt, wie viele Früchte der Gottseligkeit und der Buße ihre Missionen auf dem Lande hervorbringen.

„Die Erziehung der Jugend, die guten Sitten, Unterricht in den Wissenschaften ist einer der vornehmsten Theile der Beschäftigungen, der Pflichten und des Berufs der Priester dieser Gesellschaft. In diesen der Religion und dem Staate so nothwendigen Verrichtungen üben sie sich vorzüglich, und daß sie in einer ununterbrochenen Reihe in allen Gattungen der Wissenschaften vortreffliche Männer jeder Zeit gehabt haben, wird nicht leicht jemand in Abrede stellen können, weil ihre zu allen Zeiten an das Taglicht gegebenen Werke und geleisteten Dienste allzu deutlich und überzeugend für sie reden.

„Wenn nun die Gemeinde, von welcher die Frage ist, auseinandergehen sollte, auf was Art würde man denn ihren Platz so leicht ersetzen, was beträchtliche Unkosten würde man nicht anwenden, wie viele Jahre müßten nicht abgewartet werden, um die Sachen wieder in jene richtige Verfassung zu bringen, aus welcher sie mit dem Abgange dieser Priester getreten sind.

„Soll einiger Anstand ob ihren Grundsätzen sein, so geruhen Ew. Majestät solche untersuchen zu lassen, und da keine wichtigen Bedenken sich diesfalls äußern, so unterfange ich mich, Ew. Majestät zu erbitten, sie wie solche sind bestehen zu lassen und die genaue Erfüllung abzuheischen.

„Sie sollen einen Obern haben, welcher die Stelle ihres Generals vertritt und in Ew. Majestät Residenzstadt wohnhaft ist, von welchem die übrigen Obern abhangen. Er aber soll in seinen Ordensangelegenheiten demjenigen Bischof unterworfen sein, welchen Ew. Majestät dazu mildest zu benennen geruhen werden; in der Ausübung aber der geistlichen Gewalt sollen die Collegia den Bischöfen gänzlich gehorchen, in deren Kirchensprengel sie sich befinden. Es ist schließlich nicht um den Namen und Kleidung zu thun, sie sollen ehrbar einhergehen und clerici regulares heißen."

Mit diesem Schreiben tritt Migazzi in die Reihe jener deutschen Bischöfe, welche auf langjährige persönliche Erfahrung und Kenntniß gestützt, die Gesellschaft Jesu auf jeden Fall unter irgend einer Form in ihren Diöcesen erhalten wissen wollten. (Vgl. Briefe und Relationen über die Aufhebung der Gesellschaft Jesu in Deutschland, Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1885, S. 413 ff.)

Die Herz-Jesu-Andacht im Plane der göttlichen Heilsordnung.

Der Zusammenhang und die Einheit der Naturkräfte ziehen heutzutage in besonderer Weise die Aufmerksamkeit auf sich. Man bemüht sich, nachzuweisen, wie die „eine Energie“ auf vielen Gebieten der Natur sich bethätige und wie somit ein einheitlicher Gesichtspunkt aller physikalischen Erscheinungen als berechtigt anzuerkennen sei. Auch in der moralischen, in der socialen Welt liebt man die Einheit. Freilich, weil es sich hier um vernunftbegabte, freie Wesen handelt, muß sie der Natur dieser entsprechen. Aber ein wahres einheitliches Zusammenwirken, ja Vereinfachen aller Kräfte strebt man auch hier an; denn „in der Einheit liegt die Macht“. Sollte nun in der übernatürlichen Ordnung nicht auch, vielleicht sogar in höherem Grade, die Einheit in den mannigfaltigen Thätigkeiten sich offenbaren? Ja, es wäre der Weisheit Gottes nicht entsprechend, wenn nicht die höchste Einheit, der planmäßigste Zusammenschluß der Kräfte in allen seinen Veranstaltungen sich kundgäbe.

Bei einer jeden in der Kirche geübten Andacht kann deshalb zur Beurtheilung ihrer Echtheit, ihrer Wirksamkeit, wir möchten sagen, ihrer Göttlichkeit auch die Beantwortung der Frage gelten, wie sich diese Andacht zu dem übrigen Wirken Gottes in der Heilsordnung verhalte. Kein oder ein nur loser Verband würde gleich Zweifel am Werthe der Andacht selbst erzeugen. Paßt diese hingegen vollständig zu dem sonstigen Wirken Gottes, unterstützt sie in ausgezeichneter Weise seine großen Pläne im Erlösungswerke, dann trägt sie das Zeichen göttlicher Abkunft an ihrer Stirne.

Wie steht es nun in dieser Beziehung mit der Andacht zum heiligsten Herzen Jesu? Eine Untersuchung hierüber ist gewiß gerade jetzt am Platze, da nach dem Willen des Heiligen Vaters in diesem Jahre das Fest des heiligen Herzens Jesu zum erstenmal als Fest erster Klasse in der ganzen Kirche gefeiert werden soll. Obschon

die Kirche schon seit zwei Jahrhunderten die Verehrung des Herzens Jesu oft und nachdrücklich anerkannt, gelobt, empfohlen hat, so liegt doch in dieser Erhöhung der Festfeier ein sehr gewichtiges Zeugniß der Kirche für die große Wirksamkeit und Bedeutung jener Andacht für unsere Zeit. Mit Rücksicht hierauf wollen wir also sehen, wie das Ziel der Herz-Jesu-Andacht zu dem Wirken, zu den Plänen Gottes in der jetzigen Heilsordnung sich verhält, und ob es mit diesen wirklich in besonders engem Zusammenhange steht.

Eigentlich gibt uns auf diese Frage schon das Benehmen der Kirche und die Gesinnung des christlichen Volkes eine klare Antwort. Würde jene Andacht nicht in hohem Grade den Plänen Gottes entsprechen, unmöglich könnte dann die Kirche nach reiflicher Prüfung dieselbe so gepriesen, beschützt, begünstigt haben, unmöglich könnte dieselbe auch beim katholischen Volke eine so weite und tiefe Verbreitung gefunden haben. Kann man ja, ohne Widerspruch zu finden, behaupten, daß in der ganzen katholischen Kirche jetzt wohl nur mehr wenige Pfarreien sich finden lassen, in denen diese Andacht nicht gekannt und geübt wird. So berichtet man uns aus den Missionen China's, Japans, Patagoniens, Oceaniens und der Südsee-Inseln, ebenso wie aus den jüngst der katholischen Kirche erschlossenen Ländern Süd- oder Central-Afrika's, daß die Liebe zum heiligen Herzen Jesu und die Feier seines Festes immer mehr sich ausdehnt zum großen Vortheil des christlichen Lebens. Dies kann nur durch den Segen Gottes erklärt werden, der deshalb der Andacht zu Theil wird, weil sie den göttlichen Plänen entspricht.

Suchen wir indessen aus der Natur der Andacht selbst und andererseits aus den Endzielen, welche Gott in der Gnadenordnung anstrebt, die innige Zusammengehörigkeit beider zu zeigen. Gerade dieses Verfahren dürfte auch einige noch hie oder da bestehende Vorurtheile zerstreuen.

I.

Sehen wir zuerst, daß die Herz-Jesu-Andacht ihrer Natur nach durchaus nur das große Ziel anstrebt, auf welches das ganze Wirken Gottes in der übernatürlichen Ordnung gerichtet ist.

Welches ist das Ziel Gottes in der Heilsordnung? Mit anderen Worten: was wollte Gott, nachdem das Menschengeschlecht sich von ihm abgewandt hatte, dann aber die Verheißung des göttlichen Erbarmens und der vollen Erlösung erhielt, was wollte er mit all seinen Offenbarungen, Gnadenerweisen, Strafen und Belohnungen? Gott sollte versöhnt, dem

Menschen die verlorene Gnade, das eingebüßte Glück wiedergegeben werden. Aber das alles hatte nur durch Christus und durch Anschluß an Christus zu geschehen. Die Menschen sollten mit Christus verbunden und je nach dem Maße dieser Verbindung glücklich werden. Um die volle Bedeutung und Wirksamkeit der Herz-Jesu-Andacht zu würdigen, müssen wir auf diese Wahrheit etwas näher eingehen.

Das prophetische Wort des Simeon: „Dieser (Christus) ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel“ galt für das ganze Menschengeschlecht auch schon vor der Ankunft des Erlösers. Wie die Menschen durch ihre Verbindung mit dem Stammvater an dessen Fall und Strafe theilnahmen und mit ihm unglücklich wurden, da sie von Gott, der Quelle alles Guten, sich trennten, so sollten sie durch den Anschluß an Christus wieder glücklich, mit Gott aufs vollkommenste verbunden werden. War dies Gottes Plan seit dem Sündenfall, dann muß ihm auch Gottes Wirken in der Geschichte der Offenbarung entsprechen. Ist dem wirklich so?

Wir schließen uns jemand um so eher, um so enger an, je mehr wir die Nothwendigkeit und die Vorzüge eines solchen Bundes einsehen. Die Nothwendigkeit ergibt sich aus dem Elend, in welches wir sonst stürzen; die Vorzüge werden klar durch die Vortrefflichkeit der Person, mit welcher der Bund geschlossen wird.

Welche Weite und Tiefe zeigte nun der Abgrund menschlichen Elendes in der Zeit vor Christi Ankunft! Bekannt ist das Wort des hl. Augustin: „Das ganze durch die Sünde der Strafe verfallene Menschengeschlecht lag, ja wälzte sich im Elend und stürzte von dem einen Unglück in ein neues.“ Durch den Mißbrauch der Freiheit hatten die Menschen zur Erbschuld noch unermeßliche persönliche Schuld hinzugefügt, Sünde auf Sünde gehäuft und so das ererbte Verderbniß durch die Folgen der eigenen Sünden vermehrt und verschlimmert. Irrthum und Laster wuchsen bei allen Völkern zu einer stets schrecklichern Gestalt. Der Abfall von Gott, von allem Guten gewann immer größern Umfang. Selbst beim auserwählten Volke zeigte sich vielfach Abfall und Entartung. Wenn Gott die Völker ihre Wege gehen ließ, so that er dies nicht ohne die Absicht, das in ihnen noch wirkende Licht der Vernunft und das nicht ganz erstickte Gewissen möge durch das Uebermaß ihrer Verirrungen und ihres Elendes sie um so eher zur Erkenntniß der Erlösungsbedürftigkeit und der Nothwendigkeit eines Retters führen.

Im Gegensatze zu diesem stets zunehmenden Elend und Unglück des Menschengeschlechtes zeigte Gott in seinen Offenbarungen den Erlöser in

einer immer mehr die Herzen gewinnenden Gestalt. In der Uroffenbarung, welche allen Menschen gegeben wurde und die Völker auf ihren Wanderungen über die Erde begleitete, erscheint der Erlöser als der Erretter aus dem durch die Sünde verursachten Elende. Diese Verheißung hat Gott niemals und für kein Volk zurückgenommen; auch den Heiden gab er, wenn auch nicht so klar wie dem auserwählten Volke, die Mahnung zur Bekehrung und einen Hinweis auf den Erlöser. Im ganzen Alten Testament wird stets und nachdrucksam die Allgemeinheit der Heilsverheißung hervorgehoben. Wird das eine Volk Abrahams ausgeschieden von den übrigen und besonders huldvoll geführt, so geschieht dies, um in ihm die Verheißung für alle Völker in Erfüllung gehen zu lassen; denn in Abraham sollen „alle Geschlechter der Erde gesegnet werden", er soll „der Vater sein vieler Völker", „nicht durch Gesetz oder Beschneidung, sondern durch den auf die Verheißung gegründeten Glauben". Die messianischen Weissagungen sind zu bekannt, als daß wir das in den heiligen Büchern gezeichnete Bild des verheißenen Erlösers in seinen einzelnen Zügen hier vorzuführen brauchten.

Auch die Vorbilder des Erlösers und der durch ihn zu spendenden Güter dienen denselben Absichten Gottes. Mag auch der vorbildliche, auf Christus hinweisende Charakter vieler Personen und Dinge des Alten Bundes weder von allen, noch ganz klar im einzelnen erkannt worden sein: die Lehre und das Beweisverfahren Christi und der Apostel, sowie die Bücher des Alten Bundes selbst zeigen zur Genüge, daß jene Vorbilder nicht bloß vorhanden waren, sondern auch, von den Besseren wenigstens, erkannt werden sollten. Unverkennbar hatte also die Vorsehung, das Walten Gottes im Alten Bunde den Zweck, Hochschätzung und Liebe des Erlösers hervorzurufen und zu vermehren.

Dieser Zweck Gottes offenbart sich indessen noch viel klarer mit dem Erscheinen des Erlösers selbst. Schon wenn die ersten Spuren des Morgenrothes sich zeigen, steigt mit jedem Augenblick, auch bei einem, der die Sonne noch nie gesehen hätte, die Erwartung einer Lichtquelle, welche die Erde erleuchten und erwärmen wird. Diese Erwartung wird nicht getäuscht, sondern geht voll in Erfüllung, sobald die Sonne majestätisch am Horizont erscheint. So erzeugten auch alle Worte und Werke, durch die Gott der Menschheit den Erlöser verhieß, die Erwartung und Sehnsucht nach der wahren Sonne der ganzen Schöpfung, nach dem Heiland, der die Quelle alles Segens für uns Menschen sein sollte. Doch die Fülle der Liebe und Liebenswürdigkeit offenbarte sich erst, als diese Sonne

selbst auf der Erde erschien, als der Heiland in diese Welt eintrat. Wenn ein Fürst seine Herrschaft beginnt, so sind die Unterthanen besonders auf sein erstes Auftreten gespannt, und die ersten Eindrücke sind, wie immer, so auch hier die nachhaltigsten. Gerade das erste Erscheinen des Heilandes in dieser Welt ist nun derart, daß es nothwendig die Menschen gleichsam drängt, ihn zu lieben: der Herr schenkt sich der Menschheit als kleines, liebenswürdiges Kind. Und wie die Sonne, je mehr sie über den Horizont sich erhebt, desto mehr Licht und Wärme der Erde mittheilt, so zeigt sich auch der Heiland in seinem Leben immer mehr als die Quelle unseres Lichtes, der übernatürlichen Lebenswärme, des Lebens selbst. Oder ist nicht alles, was wir am Heilande wahrnehmen, derart, daß die Menschen zu ihm sich hingezogen fühlen müssen?

Zuerst steht da vor uns seine heiligste Person. Welche Erhabenheit, Vollendung, Anmuth und Schönheit! Aber auch gar nichts können wir uns bei ihm denken, was die Menschen von ihm abgewandt hätte: da ist kein Fehler, keine ungeordnete Leidenschaft, keine Unvollkommenheit. Alles steht im schönsten Ebenmaß. Etwas Vollkommeneres als den Gottmenschen können wir uns in der That nicht denken. Zwar geschah es durch ein besonderes Wunder, auch ein Wunder der Liebe, daß die Gottheit nur zuweilen in der mit ihr verbundenen menschlichen Natur nach außen ihren Glanz offenbarte; aber ununterbrochen waren die höchsten, uns Menschen gewinnenden Tugenden da sichtbar.

Der Heiland trat vor die Menschheit hin als ihr Lehrer, Priester, König, Arzt, Retter. Was sagt nicht schon das eine Wort „Heiland"! Die Lehren, die Wunder, die unzähligen Wohlthaten — „er ging umher, Wohlthaten spendend" —, sein Leiden, seine Auferstehung, kurz, sein ganzes Leben und Wirken, war nicht alles in der vorzüglichsten Weise geeignet, um Geist und Herz des Menschen für den Heiland zu gewinnen? In allem zeigte sich der Plan Gottes, daß jedes Herz dem Heilande, wie eine Blume der Sonne, sich erschließe und zuwende.

Noch mehr. Damit diesem Plane Gottes unsererseits leichter und für alle Zeiten entsprochen werde, sollte diese Sonne nie ganz untergehen. Verließ auch der Heiland bei der Himmelfahrt diese Erde in seiner sichtbaren Gestalt, so wollte er doch nicht bloß durch Stellvertreter, sondern im heiligsten Sacramente, zwar unter Brods- und Weingestalten verhüllt, aber doch persönlich, mit seiner Gottheit und Menschheit, bei uns gegenwärtig bleiben. „Ich bin bei euch", sagt er, „alle Tage bis zum Ende der Zeiten." Wie er einst in Palästina einige Jahre hindurch die dortigen

Bewohner um sich schaarte, so will er jetzt an allen Orten, zu allen Zeiten alle Menschen um sich sammeln, jedem im einzelnen und allen insgesammt zurufend: „Kommet zu mir alle — ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Alle will er zu seiner Kenntniß und Liebe führen. „Ich will alles an mich ziehen.“ Das ist der große Plan Gottes, das Ziel Gottes in der Heilsordnung[1].

Hat nun aber die Herz-Jesu-Andacht eine andere Aufgabe? Mögen wir hinblicken auf das, was die Kirche über sie lehrt, oder sie betrachten in ihrer Entwicklung vom ersten Entstehen in Paray bis zur heutigen allgemeinen Feier in der ganzen Kirche, wir finden, daß ihr Ziel mit jenem großen Plane Gottes aufs innigste verbunden ist.

Was lehrt die Kirche, aus deren Hand wir zunächst die Andacht erhalten, über ihren eigentlichen Zweck? Pius IX. sagt ausdrücklich, er habe das Fest des Herzens Jesu auf die ganze Kirche ausgedehnt, weil er „den Gläubigen einen neuen Antrieb habe geben wollen zur Liebe und Gegenliebe des Herzens des Heilandes, der uns geliebt und in seinem Blute von unseren Sünden rein gewaschen hat“; diese Andacht habe den Zweck, „die in den Herzen vieler erkaltete Liebe wieder glühend zu machen“; der Heiland habe diese Andacht in seiner Kirche eingeführt und verbreitet sehen wollen, „um mehr das Feuer der Liebe zu entzünden“. Aehnlich sprechen die übrigen Päpste, welche diese Andacht empfehlen.

Auch in den dem römischen Stuhle vorgelegten Bittschriften zur Förderung der Andacht oder Einführung des Festes, angefangen mit der berühmten Bittschrift des Frigidianus Castagnorius im Jahre 1697, besonders in der berühmten Denkschrift der polnischen Bischöfe im Jahre 1765 finden wir ganz klar diesen Zweck der Andacht ausgesprochen. Wenn die Päpste dem Gesuche dieser Bittsteller willfahrten, anerkannten sie zugleich den darin ausgesprochenen Hauptzweck der Andacht.

Und die selige Margaretha Alacoque, welche der Heiland in besonderer Weise zur ersten Einführung der Andacht als Werkzeug erwählt hatte, sagt, der Erlöser bezwecke durch dieselbe vor allem, „daß die Menschen zu seiner Liebe geführt werden und daß unsere Herzen ihm ganz angehören“.

Dasselbe ergibt sich aus der Art und Weise, wie die Andacht nach dem Willen der Kirche und des Heilandes selbst sich bethätigen soll.

---

[1] Besonders Priester verweisen wir für eine ausführlichere Behandlung dieses Gegenstandes, so zwar, daß es ihnen auch für Predigten und Unterrichte über die Andacht zum Herzen Jesu und zum reinsten Herzen Mariä dienen kann, auf des Verfassers Werk: Cultus SS. Cordis Jesu. Herder 1889. Cap. 3 et 4.

Gerade in diesem Punkte trifft man noch öfters irrige Ansichten und Vorurtheile. Man wähnt, die ganze oder doch hauptsächliche Uebung der Herz-Jesu-Andacht bestehe in frommen Gefühlen und Anmuthungen oder im Hersagen einiger mehr das Gefühl als den Verstand befriedigender Gebete, und sie sei daher nicht eine Andacht für Männer und überhaupt für eine kräftigere religiöse Richtung, sondern fast ausschließlich für das frömmere, weibliche Geschlecht und andere wenige durch Frömmigkeit sich auszeichnende Personen. Dieser große Irrthum beruht einfach auf voller Unkenntniß des Wesens dieser Andacht. Als einst bei Gelegenheit des vierzigstündigen Gebetes der Prediger einem andern Geistlichen sagte, er habe vor, von den vier Predigten eine über die Andacht zum Herzen Jesu zu halten, erhielt er zur Antwort: „Aber das wird doch schwerlich gehen, denn wenigstens die Hälfte der Zuhörer sind Männer, manche recht gebildete." — „Um so besser," erwiederte der Prediger, „gerade bei diesen Männern ist der Stoff ja ganz am Platze." Die Männer, auch die gebildeten, folgten dem Gegenstand mit der größten Aufmerksamkeit, und mehrere aus ihnen entschlossen sich noch in der Predigt zur Aenderung ihres Lebens und zu jenen Opfern, welche Gott bisher vergebens von ihnen gefordert hatte. Später erklärte dann jener Geistliche: „Ich hatte mir bisher etwas ganz anderes unter der Herz-Jesu-Andacht vorgestellt. Jetzt habe ich gesehen, daß männliche Tugend, Männermuth und Männerkraft für die Uebung derselben sehr erwünscht ist." Worauf kommt es denn bei der Herz-Jesu-Andacht hauptsächlich an? Ueberall sehen wir in deren Forderungen die Liebe zu Christus wiederkehren, und zwar eine genugthuende Liebe, d. h. eine Liebe, bei der wir uns nicht begnügen, bloß unsere eigene schuldige Liebe dem Heiland zu bezeigen, sondern an Stelle der Kälte, des Undankes, der Unbilden, die der Heiland in so vielen Herzen findet, also an Stelle der schwachen oder fehlenden Liebe so vieler Menschen ihm einen Ersatz durch eine um so stärkere Liebe unsererseits zu bieten. — Größere, allseitigere, standhaftere, stellvertretende Liebe zum Heilande ist also Aufgabe der Andacht. Soll nun aber von dieser größern Liebe nicht gelten, was der Heiland als Beweis wahrer Liebe überhaupt hinstellt: Erfüllung des göttlichen Willens, der Gebote? „Wer mich liebt, hält meine Gebote." Ja, bei größerer Liebe wird dieser göttliche Willen schneller und besser befolgt werden, so daß Erfüllung der besonderen Standespflichten, Uebung wahrer christlicher Tugend, Vollkommenheit des christlichen Lebens nothwendig im Gefolge der wahren Andacht zum Herzen Jesu erscheint. Hat dann aber die An-

dacht nicht eine hohe, recht katholische Aufgabe, die für jeden katholischen Christen paßt? Selbst die besonderen Uebungen: die Abbitte für die dem Heilande namentlich im heiligsten Sacramente zugefügten Beleidigungen, das gemeinsame Gebet und Gebetsapostolat, der häufigere Empfang der heiligen Sacramente, zielen durchaus darauf hin, die Menschen mit Christus zu verbinden, die Menschen Christo mehr einzuverleiben, wie Rebzweige dem Weinstock, damit sie so desto mehr Frucht bringen. — Selbst die Erfahrung tritt als Zeuge auf. Bei näherer Beobachtung werden wir bald gewahren, daß durch die wahre, von der Kirche empfohlene Verehrung des göttlichen Herzens nicht sentimentale Andächtelei, sondern ein frisches christliches Opferleben gefördert wird. Lesen wir nicht jetzt öfters, wie selbst in Missionsländern durch die Uebung dieser Andacht das christliche Leben bald gedieh? Noch jüngst bei Gelegenheit der Seligsprechung des P. Perboyre erfuhren wir, daß sich in China eine Christengemeinde durch die besondere Pflege dieser Andacht nicht bloß in der Blüte des christlichen Lebens erhielt, sondern auch für die heroische Ertragung der schwersten Opfer und selbst des Martertodes zahlreicher Mitglieder stärkte.

Die Andacht zum Herzen Jesu ist somit eine echt christliche, recht katholische Andacht. In allem, was sie thut und fordert, führt sie uns zu Christus; sie arbeitet durchaus für Gottes großen Plan in der Heilsordnung: die Menschen Christus kennen und lieben zu lehren.

II.

Das bisher Gesagte dürfte nun wohl genügen, um die Andacht zum Herzen Jesu als eine gute, tadellose Uebung erscheinen zu lassen. Aber von den Vorzügen, welche sie in ganz besonderer Weise empfehlenswerth machen, haben wir noch nicht geredet. Wir Menschenkinder sind nun einmal durch unsere praktische Vernunft so angelegt, daß wir gewöhnlich zur Erreichung eines nothwendigen Zieles die einfachsten, die am schnellsten wirkenden und die erfolgreichsten Mittel auswählen. Warum soll diese ganz natürliche Regel der Vernunft nicht gelten, wenn es sich um die Pläne Gottes in der Heilsordnung, wenn es sich um die höchsten übernatürlichen Güter handelt? Wir bewundern ja auch am Sternenhimmel der Heiligen besonders jene großen Gestirne, welche ihre herrliche Bahn in kurzer Zeit durchlaufen haben; wir erfreuen uns besonders an jenen schönen Blumen im himmlischen Gottesgarten, die mit ihrer herrlichen Farbenpracht und ihrem vollen Duft den menschlichen Sinn ganz erfüllen, preisen jene, von welchen das Wort der Heiligen Schrift gilt: „Früh

vollendet, hat er viele Jahre erreicht." Auch im übernatürlichen Leben lieben wir jene Wege, auf denen wir besser erreichen, was Gottes Plänen entspricht.

In der That ist es nun der Herz-Jesu-Andacht eigen, daß sie uns schneller, leichter, vollkommener jenem Ziele zuführt, welches Gott in der Heilsordnung anstrebt. Das ergibt sich sowohl aus den der Herz-Jesu-Andacht besonders eigenthümlichen Uebungen, als auch aus der eigentlichen Natur dieser Andacht.

Welches sind denn die der Andacht besonders eigenthümlichen Uebungen? Im allgemeinen sind es Acte wahrer, durch Thaten sich kundgebender Liebe zum Heiland. Selbst die übrigen zur Andacht gehörenden Acte der Anbetung, der Bitte, der Hoffnung, des Vertrauens haben doch immer den besondern Zweck, bei uns wenigstens den Grund der Klage des Heilandes zu beseitigen: „Für meine große Liebe zu den Menschen empfange ich von so vielen nur Undank." Ist nun aber diese Uebung der Liebe nicht vorzüglich geeignet, uns leicht, schnell, sicher zum göttlichen Heiland zu führen? Ist sie nicht besonders wirksam, die Verbindung mit dem Heiland zu schützen, unverletzt zu bewahren, immer inniger zu machen? Welche Kraft liegt in dieser Liebe, daß wir alles Sündhafte immer mehr aus unserm Herzen entfernen und durch Wachsthum in der Tugend dem König unserer Herzen immer größere Freude bereiten! Alles Harte und Schwere in der Tugend wird durch diese Liebe stets leichter. „Wer wahrhaft liebt," sagt der hl. Augustin, „verspürt keine Mühe bei der Arbeit. In der Liebe wurzelt das wahre Leben unseres Herzens." Diese Liebe ist der kürzeste Weg zum Heiland. Das sehen wir schon im Evangelium an Petrus, Magdalena, an so vielen Sündern.

Dazu kommt noch das in dieser Andacht nie zu übersehende Moment der genugthuenden Liebe. Bei der Verehrung des Herzens Jesu geht ja unser Streben ausdrücklich dahin, dem Erlöser einen Ersatz zu bieten für die fehlende oder kalte Liebe anderer, statt vieler, vieler kalter Herzen ein von Liebe um so glühenderes Herz zu geben. Wie innig, wie vollkommen, wie dauerhaft muß dadurch der eigene Anschluß an Christus werden! — Diese Uebung der Liebe und der genugthuenden Liebe wird dadurch sehr erleichtert, daß sie in so einfacher Weise fortwährend geübt werden kann. Wir brauchen nur unsere gewöhnlichen Standespflichten gut zu erfüllen in der Absicht, so die Liebe des Herzens Jesu zu erwiedern, ihm Freude zu machen, ihm eine Genugthuung zu bieten für die fehlende Liebe anderer: dann haben wir in schöner Weise diese Andacht geübt.

Ferner gehört zu den besonderen Uebungen dieser Andacht der häufigere Besuch der heiligen Eucharistie und der öftere Empfang der heiligen Sacramente. Wird hierdurch nicht der Wunsch Christi erfüllt, zu ihm zu kommen, um durch die Verbindung mit ihm gestärkt zu werden für die höchste christliche Vollkommenheit, für die schwersten Opfer, wie wir es bei den Martyrern sehen, die durch die heilige Communion sich für ihren harten Kampf rüsteten? Auch so arbeitet die Andacht zum Herzen Jesu dahin, „in Christus zu bleiben“, „durch ihn zu leben, wie er durch den Vater lebt“, „eins mit ihm“ zu werden.

Endlich sind als besondere Uebungen der Andacht zu nennen die äußeren, öffentlichen und gemeinschaftlichen Acte der Verehrung des göttlichen Herzens, wie die Feier seines Festes, die öffentliche Abbitte. Schon für den geistlichen Fortschritt des einzelnen und seinen Anschluß an den Heiland sind dieselben von der größten Bedeutung. Die Theologen sagen, die öffentliche Gottesverehrung sei eine naturgemäße Folge der innern Verehrung, aber auch umgekehrt helfe sie viel dazu, die entsprechende innere Gesinnung zu vermehren. Der Mensch fühlt sich nämlich gedrängt, sein Inneres immer mehr in Uebereinstimmung zu bringen mit dem, was er öffentlich zu bekennen pflegt, da einer edlen Gesinnung der bloße Schein widerstrebt. — Aber welchen Einfluß üben diese gemeinsamen äußeren Huldigungen erst auf die Gesammtheit aus? Wie sehr tragen sie dazu bei, dem Herzen des Heilandes eine große Anzahl Seelen, ganze Genossenschaften, ganze Gemeinden zuzuführen! Und was erst, wenn eine ganze Diöcese, ein ganzes Land sich dem Herzen des Heilandes weiht? Welche Huldigung nicht bloß, sondern welche Erweiterung seiner thatsächlichen Herrschaft, welche Erfüllung des Wortes Christi: „Alles werde ich an mich ziehen.“

Und wird nun im Hinblick auf alle diese Uebungen der Heiland nicht seinerseits jene innige, großmüthige, opferwillige Liebe seiner Verehrer dadurch belohnen, daß er ihnen in desto höherem Grade seine Liebe mit der Fülle aller Gnaden zuwendet und sie so als bevorzugte Glieder mit sich, dem Haupte, stets enger verbindet, sie sich immer ähnlicher macht hier und in der Herrlichkeit?

Der andere Beweis für die Wahrheit unseres Satzes ergibt sich aus der ganzen Natur dieser Andacht. Es ist derselben nämlich ganz eigenthümlich, sich stets mit der Person des göttlichen Heilandes zu beschäftigen; auf ihn wird Geist und Herz der Verehrer immer mehr gerichtet. Denn die große Liebe zum Gottmenschen, der Hauptzweck der

Andacht, soll, ganz der Natur des Menschen entsprechend, durch die vorhergehende Kenntniß des Heilandes vorbereitet, erzeugt, vermehrt werden. Wenn nun aber der Mensch nur das wahrhaft will und liebt, was ihm gut und liebenswürdig erscheint, dann wird ein hoher Grad der Liebe eine weit ausgedehntere, tiefer eindringende Erkenntniß voraussetzen. Ein großer Liebhaber des göttlichen Herzens wird auch eine große Kenntniß des Heilandes besitzen. Und hinwieder vermittelt die Uebung der Andacht selbst eine stets klarere Erkenntniß des Gottmenschen. Sein Herz ist ja Symbol nicht bloß seiner Liebe, sondern seines ganzen Seelenlebens, all seiner Tugenden, selbst seines äußern Lebens und Wirkens, insofern auch dieses eine Offenbarung seiner Güte und Liebe, eine Offenbarung der Vorzüge und Herrlichkeit seines Herzens war. Am 29. Januar dieses Jahres war an verschiedenen Orten das schöne Schauspiel der Nebensonnen in seiner seltenen ganzen Entwicklung sichtbar. Nun all diese Sonnen und Ringe in ihren verschiedenen Größen, mit ihren mannigfaltigen Farben und Schattirungen am Himmel waren doch nur Wirkungen der einen Sonne, deren Strahlen aus den verschiedenen Medien gebrochen uns zukamen. Aehnlich sind alle Geheimnisse und Thaten des Gottmenschen Strahlen der einen, sich mannigfach offenbarenden göttlichen Liebe. Obschon wir demnach in der Herz-Jesu-Andacht zunächst auf die Liebe des Heilandes, die menschliche sowohl als auch die göttliche, schauen, so haben wir doch zugleich den göttlichen Heiland selbst vor Augen, seine ganze gottmenschliche Gestalt, seine ganze innere Größe, sein ganzes Wirken, alles dieses im Glanze der Liebe des Heilandes. Nicht bloß das eine oder andere Geheimniß ist Gegenstand unserer Betrachtung, sondern alle ohne Ausnahme werden nicht bloß in sich betrachtet, sondern als Aeußerung dieser großen, gottmenschlichen, alles Maß, alle Grenzen, alle geschaffene Fassungskraft überragenden Liebe.

Ganz besonders erstreckt sich die Betrachtung und Liebe der Verehrer des göttlichen Herzens auf den Heiland im hochheiligen Altarssacramente. Denn in diesem heiligen Sacramente ist er wirklich gegenwärtig und weilt so in unserer Mitte. Es heißt Sacrament der Liebe, weil es „eine fortwährende Erinnerung sein soll der unermeßlichen Liebe des Heilandes" und weil, wie der Kirchenrath von Trient sagt, der Herr dort „die Schätze seiner Liebe zu uns Menschen gleichsam ausgegossen hat". Wie sollte auch den wahren Liebhaber des göttlichen Herzens die heilige Eucharistie nicht besonders anziehen! Wie der Heiland während seines irdischen Lebens durch Lehre, Beispiel, Wunder, Opfertod zu seiner Liebe drängte, so thut

er es ebenso ganz nachdrücklich durch sein eucharistisches Leben. Die heilige Eucharistie ist ja eigentlich die Fortsetzung, eine fortwährende Darstellung, gleichsam Vollendung des Geheimnisses der Menschwerdung. Um besser zu verstehen, warum die Herz-Jesu-Andacht uns besonders mit dem eucharistischen Heiland in Verbindung zu bringen sucht, ist es sehr wichtig, auf diese Beziehung des irdischen und des eucharistischen Lebens des Heilandes zu achten. In seinem irdischen Leben haben wir die Offenbarung der göttlichen Person in der menschlichen Natur, im eucharistischen Leben die Offenbarung des Gottmenschen unter den sacramentalen Gestalten; dort war die Gottheit nur dem Auge des Glaubens, die Menschheit auch dem sinnlichen Auge wahrnehmbar, hier ist Gottheit und Menschheit durch den Glauben allein erkennbar, für die Sinne sind nur die sacramentalen Gestalten; dort war Selbsterniedrigung der göttlichen Person durch die Annahme der menschlichen Natur, hier ist Selbsterniedrigung des ganzen Gottmenschen durch Annahme des sacramentalen Opferzustandes; dort das menschliche Erscheinen in unserm Geschlecht durch die Kraft des Heiligen Geistes und das Jawort der Gottesmutter, hier das sacramentale Erscheinen durch die Consecrationsworte des Priesters in der ihm verliehenen Kraft desselben Heiligen Geistes; dort die Verborgenheit des noch nicht verherrlichten Menschensohnes, dann seine Lehre, seine Wunder in der natürlichen Ordnung, das blutige Opfer zur Vollendung des Erlösungsactes, die Gründung der Kirche, hier ein verborgenes Leben des schon verklärten Heilandes, fortwährende geistliche Unterweisung, Wunder in der übernatürlichen Ordnung, das unblutige Opfer zur Zuwendung der Erlösungsfrüchte, Erhaltung, Stärkung, Erweiterung der Kirche; dort der Baum des Kreuzes, um neues Leben dem Menschengeschlecht zu geben, hier das Sacrament des Lebens, um jenes neue Leben zu erhalten und zu vollenden; dort der auferstandene Heiland Ursache und Vorbild der Auferstehung der Gläubigen, hier der eucharistische Christus Unterpfand unserer dereinstigen Auferstehung und Verherrlichung. — Wie also damals in Palästina der Heiland als der gute Meister seine Getreuen um sich sammelte, so werden jetzt auf der ganzen weiten Welt die Liebhaber seines Herzens sich besonders zum Heiland im heiligsten Sacramente begeben, weil er dort nicht bloß durch seine Gegenwart, sondern als Nahrung ihrer Seelen, als ihr Opfer sie schützt, heiligt, mit Gott verbindet. Und wie während des irdischen Lebens Christi die treuesten und liebendsten Seelen in den Prüfungen bei ihm aushielten, besonders aber im Leiden durch ihre Anhänglichkeit ihm einen Ersatz zu bieten suchten für die Unbilden

der Juden, so wollen die Liebhaber des göttlichen Herzens besonders in der heiligen Eucharistie durch ihre größere Liebe ihm nach Kräften Genugthuung bieten für die Unbilden einer ganzen Welt, dort besonders den innigsten Anschluß an den Heiland durch glühendere Liebe suchen.

So betrachtet, erscheint die Andacht zum Herzen Jesu als ein sehr wirksames Mittel, uns leicht, schnell, vollkommen zu Christus zu führen und mit ihm zu verbinden.

Aber ist es nicht unwahrscheinlich, könnte man fragen, daß die göttliche Vorsehung ein so besonders wirksames Mittel zur Erreichung ihrer Ziele erst siebenzehn Hundert Jahre nach der Stiftung der Kirche soll geboten haben? Sehen wir hier ab von der Thatsache, daß die wesentlichen Elemente der Andacht stets, zurück bis zur Zeit Christi, in der Kirche sich vorfanden. Fragen wir vielmehr, ob das Bedenken bezüglich der Andacht in ihrer gegenwärtigen Form begründet ist. Zunächst, ist Gott nicht frei, wie im Maße, so auch in der Zeit der Vertheilung seiner besonderen Gnadenschätze? Weht nicht der Geist Gottes, wann und wo er will? Gewiß waren in der Kirche auch vor Einführung dieser Andacht zahlreiche, kräftige, vollständig genügende Mittel vorhanden, um die Menschen zu Christus und zur größten Liebe Christi zu führen. Ist es aber deswegen der unendlichen Erbarmung und Liebe des Heilandes zu den Menschen untersagt, ein neues Mittel zu bieten, um noch kräftiger diese an sich zu ziehen? Und ist das wirklich der Gang der göttlichen Vorsehung, gleich anfangs alle, auch die wirksamsten Kräfte in volle Uebung treten zu lassen? In der natürlichen Ordnung geschah dies nicht. Wie viele gewaltige Körper und Kräfte des Himmels und der Erde haben erst in den letzten Zeiten die volle Ausbeutung gefunden! Hat der Mensch nicht erst in unseren Tagen die volle Macht des Dampfes, der Elektricität sich dienstbar gemacht? Und stehen nicht weitere neue Entdeckungen in Aussicht? Auch in der übernatürlichen Ordnung gewahren wir ein allmähliches Voranschreiten der Werke Gottes. Oder erschien der Heiland gleich beim Ausbruch des menschlichen Elendes? Nahmen im Alten Bunde die dem Menschengeschlecht seit dem Sündenfall gegebenen Offenbarungen und Gnadenmittel an Stärke ab? Hat selbst Christus in seinem Leben gleich die mächtigsten Mittel angewandt, um die Menschen an sich zu ziehen, um ihnen Beweise seiner göttlichen Sendung zu geben? Hat er nicht das stärkste Mittel der Vereinigung mit sich, das heiligste Altarssacrament, gerade am Ende seines Lebens eingesetzt, die größten Gewalten den Jüngern kurz vor seinem Scheiden gegeben? Und in der Kirche? Sehen wir nicht auch da in späteren

Jahrhunderten neue, gewaltige Kräfte sich entfalten, sei es zur Verkündigung des Glaubens oder zur Förderung des christlichen Lebens? Ja gerade verschiedene Andachten haben sich im Laufe der Zeiten zu schönen Fruchtbäumen entwickelt, von denen vorher nur ein Samenkorn vorhanden war. Es darf uns also nicht wundern, wenn Gott oder die Kirche unter göttlicher Leitung besonders in unserer Zeit auf ein neues, überaus wirksames Mittel hinweist, um die Liebe zum Heilande in unseren Herzen zu erwecken. Ja wenn, wie glaubwürdig berichtet wird, der Heiland diese Andacht und Liebe seines göttlichen Herzens gerade für jene späteren Zeiten der Kirche vorbehalten wollte, wo die Liebe zu ihm zu erkalten beginne, dann können wir darin nur die Weisheit und Liebe unseres Heilandes erkennen. Und fürwahr, wer wollte läugnen, wie sehr gerade unsere Zeit der übernatürlichen Anregung und Hilfe bedarf?

So verstehen wir dann auch, warum die Kirche die Andacht so sehr förderte. Der Kirche liegt ja so viel daran, die Menschen Christus kennen und lieben zu lehren. Ununterbrochen strebt sie dies an in ihrer Lehre. Oder ist nicht der Gottessohn Hauptgegenstand, Inbegriff der Glaubenslehre? Wie der Apostel, betrachtet auch die Kirche es als ihre Hauptaufgabe, „Christus zu verkünden", und mit demselben Apostel erklärt sie den ihrer Gemeinschaft verlustig, der Christus nicht liebt. Kennt man besser die unendlichen in Christus verborgenen Schätze, wird man ihn auch mehr lieben. Auch der ganze Cult der Kirche hat das gleiche Ziel. Deswegen läßt die Kirche die Geheimnisse seines ganzen Lebens während des Kirchenjahres an unserm Geiste vorüberziehen und bringt „seine Güte und Menschenfreundlichkeit" uns nahe; sie bezweckt, daß all ihre Kinder mit Petrus aus vollstem Herzen zum Heiland sagen: „Herr, zu wem sollen wir gehen, als zu dir!" Bei allen Feierlichkeiten schaart sich die Kirche um den Heiland; stets ist ja der Höhepunkt in der Feier aller Feste das heilige Meßopfer. Im Leben des Kindes der katholischen Kirche gilt jener Tag als einer der schönsten, an dem es zum erstenmal durch die heilige Communion sich mit dem Heilande aufs innigste vereinigt hat. Durch das Crucifix, welches auch an den höchsten Festen unsere Altäre schmückt, uns überall begegnet, vom Augenblicke, wo wir durch die Taufe in diese Kirche eintreten, bis zu dem Tage, wo wir die streitende Kirche verlassen und wo unser Leib, dem Kreuze folgend, zu Grabe getragen wird, durch dieses Kreuz will uns die Kirche auf den Heiland hinweisen, der erhöht alles an sich gezogen hat. Christus ist der Mittelpunkt in ihren Gebeten, bei den Lob- und Dankhymnen, bei dem Bekenntniß der

Schuld und bei der Genugthuung — alles geschieht „durch Christus unsern Herrn“. Zu Christus führt uns also die Kirche zu allen Zeiten, an allen Orten, in unseren wichtigsten Handlungen. Wie sollte also die Kirche nicht die Andacht zum Herzen Jesu vertheidigen, begünstigen, empfehlen, wodurch ihren Kindern ein so leichter, sicherer, kurzer Weg gezeigt wird, ihr großes Ziel vollkommener zu erreichen, das große, erhabene Ziel der streitenden und triumphirenden Kirche, Christus zu kennen, Christus wahrhaft zu lieben, mit Christus eins zu werden, hier in Opfern und Leiden, auf dem Wege des Kreuzes, dort in der Theilnahme an seiner unendlichen Glorie!

Gerade in der Andacht und Liebe zum Herzen Jesu zeigt sich klar der Gegensatz des Heiligen Geistes zum Weltgeist, wie er weithin unsere Zeit beherrscht. Dieser Weltgeist will in unbändigem Stolz sich über alles erheben, überall Gottes Autorität abschütteln — in der Andacht zum Herzen Jesu ladet der Gottessohn die Menschen ein, seinem Beispiele zu folgen, der „demüthig und sanftmüthig von Herzen“, „gehorsam war bis zum Tode am Kreuze“. Der Weltgeist drängt zu allen Genüssen der niedrigsten, den Menschen entehrendsten Liebe — in dieser Andacht mahnt der Heiland zur Entsagung, zu Opfern, zur Genugthuung, zur reinsten Liebe. Der Weltgeist verspricht irdischen Lohn und irdisches Glück — in der Andacht zum Herzen Jesu werden uns die höchsten himmlischen Segnungen verheißen. Der Weltgeist endlich sucht Christus immer mehr aus der menschlichen Gesellschaft zu verdrängen — durch diese Andacht werden alle dem Heiland zugeführt, damit Christus über sie herrsche, damit so ihm, dem „Erstgeborenen“, dem König der ganzen sichtbaren und unsichtbaren Schöpfung, sich jedes Herz, jede Macht ergebe, und, nachdem ihm alles unterworfen ist, er dereinst als verklärtes Haupt mit seinem verklärten mystischen Leibe, der Kirche, „sich dem Vater hingebe, und so dann Gott alles in allem sei“.

Möge also die Andacht zum Herzen Jesu und die erhöhte Feier seines Festes immer mehr Menschen durch die innigste Liebe mit dem Gottmenschen verbinden.

Herm. Nix S. J.

Ein protestantischer Mariendichter.

Bischof Brynjólfr Sveinsson von Skálholt.

Der Name der Edda, jedem geläufig als Titel der werthvollsten Sammlung altnordischer Poesie, stammt nicht aus dem Mittelalter her. Bischof Brynjólfr Sveinsson von Skálholt hat ihn, soviel man weiß, zuerst auf eine Copie jener ältesten Handschrift gesetzt, welche durch ihn nach Kopenhagen gelangte und als Codex Regius eine der Grundlagen der Edda-Forschung bildet. Auf ihn geht auch die lange allgemein verbreitete Annahme zurück, daß Saemundr der Weise der Sammler (theilweise auch der Verfasser) jenes Liederbuches gewesen. Denn der volle Titel, den er ihm gab, lautete: Edda Saemundar hinns fróða. Doch nicht bloß durch diese Zufälligkeit, sondern weit mehr durch seinen unermüdlichen Forscherfleiß und die ausgedehntesten Studien hat der isländische Bischof seinen Namen für immer mit jenem der Edda verknüpft. Er hat ähnliche Verdienste um dieselbe, wie die Mönche des Mittelalters um die alten Classiker: er hat der modernen Forschung ihren Stoff gerettet und die Wege gebahnt. Nicht weniger merkwürdig ist vielleicht, daß dieser gelehrteste Bischof Islands im 17. Jahrhundert, ein Jahrhundert nach Einführung der neuen Lehre, ganz entschieden katholisirte. Einige Nachrichten über ihn dürften nicht ohne Interesse sein [1].

I.

Das Licht der Welt erblickte Brynjólfr [2] Sveinsson ein paar Jahre nach Calderon, am 14. December 1605, nur 55 Jahre nachdem sein mütterlicher Urgroßvater, Jón Arason, der letzte katholische Bischof von Hólar, um seines Glaubens willen enthauptet worden war, zu Holt am Önundarfjord, einer jener wilden, öden Buchten des nordwestlichen Islands, die dem Polarkreis am meisten sich nähern, wo buchstäblich Europa mit seiner Civilisation ein Ende nimmt und die Polarwelt anfängt. Sein

[1] Ausführlicheres über ihn bietet Finni Johannaei Historia Eccl. Islandiae. Havniae 1775. III, 602—664.

[2] Der Name ist zusammengesetzt aus Brynja (die Brünne, der Panzer) und úlfr (der Wolf), daher der Bischof  zu seinem Anagramm nahm, d. h. Lupus loricatus. Sveinn (wovon das englische swain) bedeutet „Knabe".

Großvater väterlicherseits, Simon, war noch ein Diener des letzten katholischen Bischofs Gizurr von Skálholt gewesen, hatte aber seiner Väter Glauben mit der neuen Lehre vertauscht und war Prediger, erst in Kálfhólt, dann in Hruni (unfern der Hekla), geworden. Das Predigeramt erbte sich fort in seinem Sohne Svein (dänisch Svend), der 67 Jahre des Pfarramtes in Holt, 45 zugleich der Würde eines Propstes im westlichen Theile des Kreises Ísafjördr waltete, und so wurde denn auch der Knabe Brynjólfr zum Predigeramte herangezogen. Mit zwölf Jahren hatte das kluge, frühreife Kind schon fünfmal die ganze Heilige Schrift durchgelesen, und zwar nicht in neugieriger Hast, sondern so, daß es von dem Gelesenen Rechenschaft geben konnte. So sorgfältig vorgebildet, kam der Knabe an die Lateinschule zu Skálholt, und nachdem er den sechsjährigen Kurs vollendet, an die Universität zu Kopenhagen. Hier hörte er vor allem Theologie und zeichnete sich so sehr aus, daß der damalige Bischof Oddr Einarsson auf ihn eifersüchtig wurde und, obwohl er ihn mehrmals als seinen künftigen Nachfolger bezeichnet hatte, doch jetzt, mit Rücksicht auf seinen eigenen Sohn, seine Promotion hintertrieb. Wirklich wurde nach dem Tode des Bischofs 1631 nicht der von einigen vorgeschlagene Brynjólfr, sondern Gísli, der Sohn des Bischofs, zu dessen Nachfolger erkoren. Von einigen begüterten Landsleuten unterstützt, ging Brynjólfr nun ein zweites Mal nach Dänemark und verlegte sich diesmal hauptsächlich auf das Studium des Griechischen, in welchem er sich eine solche Fertigkeit erwarb, daß er das Staunen eines damals in Kopenhagen anwesenden Griechen, Nikephoros aus Korinth, sowie des gelehrten Bischofs Resenius erweckte. Der letztere wurde so für ihn eingenommen, daß er ihm die Stelle eines Conrectors an der Schule zu Roeskilde verschaffte, woselbst Brynjólfr den Grad eines Magisters der Philosophie erhielt und sechs Jahre lang mit günstigstem Erfolg docirte. Im Jahre 1638 legte er jedoch diese Stelle nieder und gedachte sich mittelst einer Studienreise durch ganz Europa noch weiter auszubilden, wozu er ein Stipendium erlangt hatte. Vorher wollte er aber doch erst seinen Vater und seine Freunde am Önundarfjördr noch einmal wiedersehen und von ihnen Abschied nehmen; seine Mutter war mittlerweile schon gestorben. Und so reiste er denn zunächst nach Island und besuchte die Althingsversammlung in Thingvellir. Er traf den Bischof Gísli Oddsson gerade am Sterben. Den versammelten Geistlichen und Laien, denen nun die Wahl eines neuen Bischofs oblag, erschien der gelehrte Conrector wie ein Engel vom Himmel gesandt. Die Wahl fiel auf ihn, und trotz seines Widerstandes nöthigte

man ihm nicht nur den Auftrag auf, die Leiche des Bischofs nach Skálholt zu begleiten und feierlich zu beerdigen, sondern auch die Acten seiner Wahl persönlich nach Kopenhagen zu bringen. Widerwillig gab er nach, und nachdem er in treuer Sohnesliebe seinen greisen Vater in Holt besucht, überbrachte er seine Ernennungsacten persönlich dem Consistorium in Kopenhagen, unterbreitete demselben aber zugleich ein wohlmotivirtes Ablehnungsschreiben. Das Consistorium ging jedoch auf seine Gründe nicht ein, empfahl ihn vielmehr um seiner wissenschaftlichen Befähigung willen dem König aufs wärmste. Dieser forderte nicht nur die Annahme, sondern berief den gelehrten Isländer nach Glückstadt, wo er eben weilte, nahm ihm persönlich den Eid der Treue ab und zog ihn an seine Tafel. All diese Gunst hinderte aber nicht, daß er vor Brochmand, seinem frühern Lehrer, jetzt Bischof von Själland, und einer Anzahl Universitätsprofessoren noch ein strenges, sechsstündiges Examen zu bestehen hatte. Darauf wurde er dann am Sonntag Jubilate (5. Mai) 1639 ordinirt und langte am 29. Juni in seiner isländischen Residenz an.

II.

Fünfunddreißig Jahre stand Brynjólfr Sveinsson als Superintendent den östlichen, südlichen und westlichen Theilen Islands vor, die noch genau nach der Circumscription der katholischen Zeit zum Bisthum vereinigt waren. Er nahm sich seines Amtes mit großem Eifer an und förderte das Wohl seiner Landsleute sowohl in religiöser und wissenschaftlicher, als materieller Hinsicht. Er gab sich viele Mühe, die allgemeine Synode, wie sie ehedem in den katholischen Zeiten alljährlich auf St. Peter und Paul, ungefähr gleichzeitig mit dem Althing in Thingvellir, gehalten wurde, wieder ins Leben zu rufen. Das gelang ihm zwar nicht, da die meisten Prediger seit der Glaubenstrennung zu schlecht gestellt waren, um alljährlich die Reise zu machen, die besser bepfründeten sich unter mancherlei Vorwänden dieser Pflicht entzogen; doch brachte er es so weit, daß wenigstens die Pröpste mit je zwei Predigern aus jedem Syssel sich zu gemeinschaftlicher Berathung einfanden. Ebenso gelang es ihm, die Aufhebung der aus Laien und Geistlichen gemischten Gerichte in reinkirchlichen Dingen zu erwirken. Der betreffende Beschluß, von dem Ort der Berathung „Vaelugerdis Dóm" genannt, ist ungemein interessant, weil er mit Beiziehung der einschlägigen Stellen der Heiligen Schrift (Röm. 13, 1; 1 Petr. 2, 13. 14) in griechischem und isländischem Text die Autorität der bürgerlichen Gewalt in bürgerlichen Dingen ganz und voll anerkennt,

dann aber nicht nur auf königliche Ordonnanzen und Schutzbriefe seit der Glaubenstrennung verweist und sie nach 1 Tim. 5, 19 erklärt, sondern ausdrücklich und ganz entschieden auf das mittelalterliche Kirchenrecht (Kristin-réttr, Kristindóms-Bálkr þeim fulla, Magnúsar Kungs och Jóns Erkibiskups Sáttargörð) zurückgreift, um die volle Unabhängigkeit der geistlichen Gerichtsbarkeit von weltlichen Richtern zu behaupten. Die gesammte Geistlichkeit schloß sich ihm an, und der muthige Beschluß erlangte Geltung. Bei der gewaltsamen Einziehung des Kirchengutes zur Zeit der Glaubenstrennung waren viele Güter in die Hände von angeseheneren Kirchen und auch von Laien als Kirchenpatronen gefallen, während die meisten Prediger in den dürftigsten Verhältnissen lebten, manche nahezu darben mußten. Auch hier suchte Brynjólfr Wandel zu schaffen und erwirkte vom König, daß solche Güter zu möglichst hohem Preise veräußert und aus dem Ertrag ein Hilfsfond für arme Prediger gegründet wurde. Es kamen bis zum Jahre 1664 durch diesen Verkauf 2040 Joachimsthaler ein, die aber dem königlichen Gouverneur Bielke übergeben werden mußten. Unter seinen Händen trugen sie zehn Jahre lang nicht nur keine Zinsen, sondern schmolzen sogar auf 1721 Thaler herab, die dann endlich nach der Bestimmung des Königs zur Verwendung kamen. Auch für die Predigerswittwen erlangte der Bischof vom König eine ständige Unterstützung.

Während des ganzen Mittelalters hatte das Recht gegolten, daß alle Auswürfe des Meeres, infolge von Schiffbruch, demjenigen gehören sollten, auf dessen Grund sie angeschwemmt wurden. Es war das für die armen Insulaner keine unwichtige Sache, zumal sie namentlich im Lande selbst kein Holz hatten. Auch dieses Recht aber war im Laufe der „Reformationszeit" ihnen genommen und ausschließlich dem König zugesprochen worden. Vergeblich verwandte sich Bischof Brynjólfr, das alte, durch Jahrhunderte geübte Recht seinen bedrängten Landsleuten wieder zu erwerben; es wurde indes auf sein Gesuch fürder zu Gunsten der Kirchen eine Ausnahme gemacht: diese durften das auf ihrem Grund angeschwemmte Holz zu Bauten oder Reparaturen an sich ziehen. Das galt schon als eine hohe königliche Gnade. Als im Jahre 1627 türkische Piraten die Insel überfielen und etwa 400 Einwohner in die Sklaverei nach Algier schleppten, war kein dänisches Kriegsschiff da, um sie zu vertheidigen. Im Jahre 1663 befürchtete man wieder ähnliche Einfälle, und der Gouverneur schlug den Isländern vor, entweder auf ihre Kosten ein dänisches Kriegsschiff kommen zu lassen oder selbst ein solches mit dänischer Bemannung zu kaufen.

Die Isländer brachten indes das nöthige Geld nicht zusammen und hatten, nach allen gemachten Erfahrungen, vor dänischen Beschützern fast ebenso viel Furcht, als vor türkischen Piraten. Sie wiesen alle derartigen Vorschläge ab und waren nur durch das Ansehen des Bischofs dazu zu bewegen, daß sie die Gouverneurswohnung zu Bessastaðir nothdürftig befestigen halfen. Die Verarmung nahm indessen beständig zu, und als endlich Christian V. sie durch den Admiral Jens Rodsteen auffordern ließ, sich selbst wieder dem Seehandel zu widmen, war es zu spät. Alle Aufforderungen des Bischofs blieben vergeblich. Die meisten hatten kaum das Nöthige zum Leben, und die wenigen, die noch etwas aus dem allgemeinen Schiffbruch des Landes gerettet hatten, wagten nicht, diesen Rest von Besitz aufs Spiel zu setzen. Trotz dieser jammervollen Zustände verlor der wackere Superintendent den Muth nicht, erneuerte mit fast übermenschlichen Anstrengungen seine Kathedrale zu Skálholt, deren Neubau auf 2040 Thaler zu stehen kam, förderte die damit verbundene Lateinschule, hob das religiöse Leben durch häufige und eifrige Visitationen, wie durch kleinere Synoden in einzelnen Landeskreisen, sorgte treulich für die Armen und benützte das Ansehen, das er bei den Königen und Gouverneuren genoß, hauptsächlich dazu, die Bedrängnisse seiner Landsleute nach besten Kräften zu mildern. Durch dieses Bestreben ward er bald der angesehenste und volksthümlichste Mann auf der Insel.

Nach der Schilderung der Zeitgenossen war er von außergewöhnlich hohem Wuchs, stark, gedrungen, kräftig und abgehärtet, sein Blick scharf und durchdringend, die Gesichtsfarbe hell, wie meist bei den Isländern. Das rothe Haar trug er kurz geschoren, der lange rothe Bart aber wallte bis auf den Gürtel nieder. Im Kirchenornat sah er wie ein Patriarch der alten Zeit aus. Im alltäglichen Leben aber war er freundlich und gemüthlich, die Leutseligkeit selbst. An Strapazen von Jugend auf gewöhnt, nahm er mit der Kost des gewöhnlichen Volkes vorlieb und mied allen Aufwand. Seine Treue und Redlichkeit war über jeden Zweifel erhaben. Hatte er in rascher Aufwallung jemanden verletzt, so machte er es dreifach wieder gut. Alt und jung sah mit Liebe und Verehrung zu ihm auf. Was er sagte, galt wie ein Orakel.

Sehr anschaulich zeichnet ihn Jón Halldorson in seinem noch ungedruckten „Leben der Bischöfe" (Biskupa Aefi), wie er ihn als Knabe von neun Jahren zum erstenmal bei einer Versammlung in Thingvellir gesehen. In einem stattlichen Zelt am Althingshügel, nördlich von der noch erhaltenen Kirche, hielt der Bischof Rath mit den Geistlichen und

freien Bauern, während der kleine Jón und andere Knaben ihren Herren draußen die Pferde hielten. Nachdem der Abschiedstrunk herumgegangen war, trat Magister Brynjólfr plötzlich allein heraus. „Er war ganz lustig und fragte den ersten von uns Jungen, der ihn grüßte, nach seinem Namen und nach seiner Familie und nach seinen Voreltern, bis er nichts mehr aus ihm herausbringen konnte; er forderte, daß der Knabe ihm stramm in die Augen sehen sollte; auf dieselbe Weise fragte er einen nach dem andern aus, zuletzt mich, den jüngsten. Und allen sagte er etwas Liebes, ehe er sich von ihnen wegwandte, mir aber tippte er freundlich auf den Kopf und sagte: ‚Auf mir ruht das Alter und auf dir die Jugend; du bist noch gar jung, und ich bin zu alt, als daß ich noch etwas Gutes für dich thun könnte.‘ Und damit ging er in das Zelt zurück.“ [1]

Diese kleine Scene und der bleibende Eindruck ihrer Erinnerung zeichnet den echten Volksmann. Den berühmten Bischof noch gekannt zu haben, war für den späteren Prediger ein Lebensereigniß.

III.

Den über die Insel weit hinausreichenden Ruf dankte Magister Brynjólfr aber nicht seiner pastoralen Wirksamkeit, sondern seinen unausgesetzten Studien. Bei all den ausgebreiteten Geschäftssorgen, die ihn belästigten, wußte er sich Zeit und Muße zu verschaffen, um die Lieblingsbeschäftigung seiner Jugend fortzusetzen.

Schon während seiner Universitätsjahre in Kopenhagen war in Dänemark das Interesse für altnordische Mythologie, Geschichte und Literatur mächtig erwacht. Man beschäftigte sich mit den Göttern der skandinavischen Halbinsel ebenso einläßlich, wie bisher mit jenen von Hellas und Rom. Sie hatten sich gleichsam nach Island geflüchtet; man holte sie von da zurück und versuchte, auf der Grundlage des Saxo Grammaticus, mit Hilfe der alten mythischen Lieder, eine Urgeschichte des Nordens zu construiren, die Königsgeschlechter von Dänemark, Norwegen und Schweden auf Odin zurückzuführen, die wunderlichen Göttergeschlechter in ein System zu bringen und die dunklen Sagen ähnlich wie jene des classischen Alterthums zu erklären. Nachdem die dänischen Gelehrten aber sich einmal für diesen neuen Zweig des Studiums erwärmt hatten, ermangelten auch die Könige nicht, dasselbe zu unterstützen. Die Isländer waren dabei

[1] Gudbrand Vigfusson, Corpus Poëticum Boreale. I. Prolegomena XXIII.

sehr willkommen, da sich bei ihnen die alte Sprache des Nordens noch fast unverändert erhalten hatte und ihnen die alten Schriften am leichtesten zugänglich waren. Kaspar Bartholin, unter dessen Rectorat Brynjólfr seine Studien begann, war auf diesem Gebiete wenig thätig, um so mehr Ole Worm (Olaus Wormius), der zugleich Medicin, Anatomie, Philologie und Geschichte trieb, neben einem medicinischen Handbuch und einem Tractat über die Nieren auch „Hesiodische Fragen" verfaßte und die Physik des Aristoteles commentirte, eine Geschichte Norwegens (1623), eine Genealogie der dänischen Könige (1642), eine dänische Archäologie und eine dänische Chronologie (1643), ein Runen-Lexikon und einen Leitfaden der ältesten dänischen Poesie (1650 und 1652) und eine Menge kleinerer antiquarischer Abhandlungen herausgab. Mit ihm kam Brynjólfr schon als Student in regen literarischen Verkehr, der brieflich fortgesetzt wurde, als der Studiosus Professor und schließlich isländischer Bischof geworden war. In fast allen Fächern belesen, auch in medicinischen Fragen nicht unbewandert, kam er auch mit zahlreichen anderen Gelehrten in Briefwechsel, so daß seine später gesammelte Correspondenz 20 Bände füllte. Besonders bemerkenswerth war jene mit Bischof Resenius, dem Herausgeber der ältern Edda, und mit Stefan Stefanius, dem Herausgeber des Saxo Grammaticus.

Wie Stefanius nahm auch er das bedeutsame Werk Saxo's Danorum regum heroumque historiae (aus dem Ende des 11. Jahrhunderts) zur Grundlage seiner altnordischen Forschungen. Auf Anregung des berühmten Erzbischofs Absalon von Lund, des Gründers von Kopenhagen, geschrieben, ist dieses großartige Sagenbuch zugleich eine der wichtigsten Quellen nordischer Sagengeschichte und eines der schönsten Denkmäler dänischer Bildung im Mittelalter. Erasmus von Rotterdam bewunderte die schöne lateinische Form, welche der Schreiber des dänischen Erzbischofs seinem Stoff zu geben wußte: „Er hat die Geschichte seines Volkes mit Glanz und Hoheit im Stil bearbeitet. Ich preise seinen lebhaften, feurigen Geist, seinen niemals von Erschlaffung oder Ermüdung zeugenden Vortrag nicht minder, als seine ungewöhnliche Sprachfülle, seinen Reichthum an guten Lehren und seine bewundernswerthe Mannigfaltigkeit an Bildern, so daß man nicht genug darüber staunen kann, woher ein Däne zu jener Zeit eine so große Kraft in seiner Beredsamkeit nehmen konnte." Bot der gewandte dänische Stilist auch der spätern, eigentlich geschichtlichen Forschung verhältnißmäßig geringe Ausbeute, weit geringere als die isländischen Sagenschreiber, da er auf Chronologie und historische Genauigkeit wenig Werth

legte, so ward er um so kostbarer für den Sagenforscher, da sich in ihm die zahlreichsten alten Volksüberlieferungen, Lieder und Erzählungen vereinigt fanden. Schritt für Schritt verfolgte Brynjólfr seine Angaben und sammelte zu jedem Kapitel, was er zu dessen Erklärung aus altisländischen Dichtungen und Prosaerzählungen Einschlägiges finden konnte. In dieser Weise commentirte er zehn Bücher des Saro Grammaticus; zwei davon sandte er, sobald sie vollendet waren, zur Benützung 1641 seinem Freunde Stefanius. Als er aber so weit war, begann ihm die ganze Arbeit zu mißfallen, und er verfiel auf den Plan, alles gesammelte Material zu einem systematischen Werke über die nordischen Alterthümer umzuarbeiten und die nordische Mythologie, nach dem Geschmacke jener Zeit, sowohl mit der griechischen und römischen zu vergleichen, als auch mit den Geheimlehren der Pythagoräer und den Philosophemen der Platoniker in Verbindung zu bringen[1]. Zu diesem Zweck bat er Ole Worm 1649, ihm die nöthigen Bücher zu verschaffen. Eine ansehnliche Sendung erhielt er in diesem Jahre, weitere sollten in den folgenden Jahren folgen. Ob aber diese Umarbeitung zu Stande kam, ist unsicher, gewiß dagegen, daß die hinterlassenen Mannscripte bei dem großen Brande in Kopenhagen 1728 mit einem großen Theil der Arnamagnäischen Sammlung zu Grunde gegangen sind. Worm kannte wenigstens einige Partien des Werkes und schätzte es danach ungemein hoch. Die Kenntnisse des Verfassers erlangten solches Ansehen, daß ihm am 3. Mai 1650 die Stelle eines königlichen Historiographen in Kopenhagen angeboten wurde; er lehnte jedoch dankend ab, indem er den eben begonnenen Neubau seiner Kathedrale zur Entschuldigung anführte, bot sich aber dem König an, die historische Forschung von Island aus durch Sammeln der Geschichtsquellen nach bestem Vermögen zu unterstützen. Nachdem er mühsam manches zusammengebracht, erließ er 1656 auf dem Althing eine öffentliche Aufforderung an alle Besitzer alter Bücher, ihm solche zu vollem Preise zu verkaufen oder, wenn sie dieselben nicht verkaufen wollten, zur Anfertigung von Abschriften zu leihen, oder endlich, je nach ihrem Belieben, dem König zu schenken. So strömten viele alte Bücher zusammen; um manche mußte aber der Bischof selbst größere Anstrengung machen, so um das überaus werthvolle sogen. Flateyjarbók, einen in den Jahren 1387—1395 geschriebenen Coder,

[1] Mit einem ungeheuern Aufwand von Gelehrsamkeit suchte später (1675—1702) der Schwede Oluf Rudbeck nachzuweisen, daß das alte Schweden identisch mit Plato's Wunderland „Atlantis“ sei.

der eine Menge von Documenten zur norwegischen Geschichte in sich vereint. Der Bauer auf der kleinen öden Insel Flatey, welcher im Besitze dieses literarischen Schatzes stand, war durch keine Bitten dahin zu bringen, denselben abzutreten, bis Magister Brynjólfr selbst zu ihm kam. Da gab er ihn her und erhielt zum Lohne ein kleines Grundstück. König Friedrich III. ließ viele der ihm zugesandten Geschichtswerke ins Lateinische übertragen. Der Hauptübersetzer Thormodr Torfason (Torfaeus genannt) ward dadurch zu dem Plane einer umfassenden Geschichte der dänischen Könige angeregt und kam, mit Empfehlungen des Monarchen selbst versehen, 1662 nach Island, um noch weitere Quellen zu sammeln. Brynjólfr unterstützte ihn aufs ausgiebigste und fuhr fort, sowohl die königliche Bibliothek, als auch einzelne Gelehrte mit isländischen Handschriften zu bereichern. Durch das Vertrauen und Ansehen, das er bei den Isländern genoß, war er im Stande, vieles von ihnen zu erlangen, was sie einem andern vielleicht abgeschlagen hätten; durch seine Kenntniß war er befähigt, den Werth der Handschriften und Bücher zu würdigen. Auch seine eigene Forschung ward dadurch gefördert, und er war auch auf die Mehrung seiner eigenen Bibliothek bedacht, bis schwere häusliche Prüfungen ihm die Lust daran verleideten.

IV.

Von seinen sieben Kindern starben drei Knaben und zwei Mädchen früh dahin. Halldor, der einzige Sohn, der ihm blieb (geb. 1642), war ein braver Junge, doch ohne besonderes Talent, und hatte an der Lateinschule so wenig Erfolg, daß der Vater, der angesehenste Isländer seiner Zeit, alle Hoffnung verlor, derselbe möchte je eine der seinen entsprechende Stellung einnehmen. Er wollte ihm deshalb wenigstens das Ansehen verschaffen, das auf der entlegenen Insel ein längerer Aufenthalt in anderen Ländern zu gewähren pflegt, und schickte ihn darum nach England. Hier erkrankte er aber und verlangte sehr, nach seiner Heimath zurückzukehren; doch wegen des holländisch-englischen Krieges war die Verbindung unterbrochen, und Halldor starb zu Yarmouth im October 1666. Der tiefbetrübte Vater sandte für sein Grab eine im Geschmacke jener Zeit verfaßte Inschrift:

> Hallthoris Yslandi cineres, humus Anglica, serva
> Depositumque bona quandoque redde fide.

Noch weit tiefer erschütterte ihn das Loos seiner einzigen Tochter Ragnheidr. Sie war ein schönes, hochbegabtes Mädchen, sein Augapfel, die letzte Hoffnung seiner alten Tage. Doch der junge Pfarrgehilfe Dadi

(David) Halldorson, ein gewissenloser Mensch, dem der Vater unverdientes Vertrauen geschenkt, brachte das unglückliche Kind um Unschuld und Ehre, häufte noch anderweitige Schmach auf des Bischofs Haus, stiftete unerhörtes Aergerniß und zerstörte für immer das Glück der Familie. Ragnheiðr ertrug den furchtbaren Schlag nicht. Sie erkrankte und starb im Frühjahr 1662 an der Schwindsucht dahin. Der tiefgebeugte Vater überlebte das letzte seiner Kinder noch zwölf Jahre. Er starb erst am 31. Juli 1674 [1]. Doch er empfand seine Vereinsamung schwer. Er hatte niemanden mehr, auf den er seinen Namen vererben, niemanden, der seine wissenschaftliche Thätigkeit fortsetzen und sich der von ihm gesammelten Bücherschätze freuen konnte. So wanderten nun nach und nach auch seine kostbarsten Handschriften nach Kopenhagen, darunter jene der ältern Edda, welche später den Namen Codex Regius erhielt. Diese umfaßt alle die Götter- und Heldenlieder, welche man in den heutigen Ausgaben der Edda beisammen findet, mit Ausnahme des Rigsmál, des Hyndluljóð, welche sich nur in anderen Pergament-Codices erhalten haben, sowie des Grógaldr, des Fjölsvinnsmál und des Sólarljóð, von welchen nur Papierhandschriften vorliegen.

V.

Seiner Stellung gemäß beschäftigte sich Bischof Brynjólfr aber auch mit theologischen Studien. Neben umfangreichen Visitations- und Synodalberichten, die er sorgfältig ausarbeitete, unternahm er eine neue Uebersetzung des Neuen Testamentes aus dem Griechischen, wobei er es darauf ablegte, mit Beiziehung des ältern isländischen Wortschatzes jeden einzelnen Ausdruck viel genauer wiederzugeben, als es die Bischöfe Guðbrandr und Thorlák angestrebt hatten. Die archaistische Färbung gefiel indes seinem Collegen Thorlák Skulason, Bischof von Hólar, nicht. Da Hólar eine Druckerei besaß, Skálholt aber nicht, gab sich Brynjólfr große Mühe, vom König die Bewilligung zu einer eigenen Presse zu erlangen. Bischof Thorlák, der jedoch selbst 1644 eine neue Bibel herausgegeben hatte, scheint diesen Bemühungen entgegengearbeitet und in Kopenhagen mächtigere Gönner und Freunde gefunden zu haben. Die Bewilligung wurde lange hinausgeschoben, endlich ausgefertigt, aber nie officiell dem Bittenden zugestellt.

[1] Die isländische Schriftstellerin Torfhildr Hólm in Winipeg (Britisch-Nordamerika) hat diese traurige Familiengeschichte zum Vorwurf eines Romans genommen, des ersten, welchen die neu-isländische Literatur besitzt.

So blieb die Uebersetzung ungedruckt und Brynjólfr verzichtete auf weitere Projecte, da er sich auf die Correctoren in Hólar nicht verlassen konnte.

In Kopenhagen muß er der Neigung zum „Papismus“ angeklagt worden sein; denn Pontoppidan meldet von ihm, er habe täglich das Brevier und den Rosenkranz gebetet und im Verkehr mit Gelehrten allerlei Zweifel über das Lutherthum geäußert. Finnr Jónsson, der Kirchenhistoriker Islands, stellt dies in Abrede und bezeichnet es geradezu als „Verleumdung“, führt jedoch keine Zeugen für seine Behauptung an, gibt vielmehr manches zu, was eher zu Gunsten Pontoppidans sprechen dürfte. Brynjólfr duldete nicht, daß man von seinem Vorfahren Jón Arason verächtlich oder ungünstig sprach. Er redete ganz entschieden der Verehrung des heiligen Kreuzes und der Heiligenbilder das Wort, indem er erklärte, daß dabei gar nicht von einer Anbetung die Rede sei, wohl aber solche ehrwürdige Darstellungen und Zeichen der heiligen Geheimnisse ungemein wirksam seien, um wahre Gefühle der Andacht und frommen Eifer in der Seele zu erwecken. Er ließ in der Kirche ein großes Crucifix aufrichten, und vor diesem pflegte er zu beten. Während des Gottesdienstes nahm er nicht den für ihn bestimmten Ehrenplatz ein, sondern ließ sich in der sogen. Liebfrauenkapelle, an der Nordseite der Kirche, einen abgeschlossenen Raum herrichten, wo er zwar die Predigt hören, aber nichts sehen konnte, als sein Crucifix. Hier wohnte er auch jeden Abend einer Lesung aus der Bibel bei und kam oft weinenden Auges von dieser Andacht. Ueber das Reformationswerk Luthers lautete sein Urtheil: „Unsere Mutter, die Kirche, ist durch lange Sorglosigkeit der Wächter an ihrem Haupte gar sehr unsauber geworden; aber Luther nahm den Roßkamm und riß nicht bloß den Schmutz, sondern Haar und Haut und alles herunter!“ Als ein angesehener Mann starb, der ihm und anderen sehr abgeneigt gewesen, sagte er halb scherzend: „Nun, der mag seine hundert Jahre im Fegfeuer bleiben!“ Den katholischen Heiligen- und Festkalender hielt er hoch in Ehren und merkte sich bei allen wichtigen häuslichen Ereignissen den betreffenden Patron. Er war am 14. September, Kreuzerhöhung (Krossmessa), und zwar an einem Freitag geboren und ehrte diesen Tag damit, daß er alle Freitage fastete. Conrector in Roeskilde wurde er am Festtag des hl. Dionys des Areopagiten. Eines seiner Kinder wurde am 8. September (Fest Mariä Geburt) geboren, ein anderes am 8. December (Fest der Unbefleckten Empfängniß), ein drittes am 19. September (Fest des hl. Januarius). Auf all das achtete er, ohne abergläubische Vorstellungen an das Zusammentreffen zu knüpfen, mit frommer Pietät.

Ein Psalterium Marianum, das er sich selbst eigenhändig abgeschrieben, findet sich noch in der Arnamagnäischen Sammlung (AM. 97, 8⁰) in Kopenhagen.

VI.

Er dachte aber nicht nur in manchen Dingen katholisch, er dichtete auch in diesem Sinn. Bischof Finnr Jónsson erwähnt ausdrücklich sein „Votivgedicht vom Kreuze" (Carmen votivum de cruce), obwohl dasselbe nicht gedruckt, sondern nur in zwei Abschriften erhalten ist; er scheint an der Andacht zum Kreuze keinen Anstoß genommen zu haben. Das Gedicht beginnt also:

Triste jugum Christi meditor celebrare Deoque
  Auspice deposita denique stare fide,
Saepius admonitus fueram, qui nominis hujus,
  Saepius, heu, fateor destituisse diem.

Am merkwürdigsten ist der Schluß, worin der Dichter erklärt, nicht enden zu wollen, ohne sein „Amen" zu sagen und ohne nach „altem Brauch" seine Stirne mit dem Kreuze zu bezeichnen:

Desino, si carmen votivum clauserit amen
  Et frontem veteri trivero more cruce.

Nach dem Vorbild zahlreicher mittelalterlicher Landsleute erkor sich Brynjólfr aber auch die allerseligste Jungfrau zum Gegenstand einer ganzen Reihe von Gedichten [1]. Es sind lateinische Schulpoesien im Geschmack jener Zeit, weit abstehend von der poetischen Kraft, Fülle und Schönheit der „Lilja" des Eystein Ásgrimsson. Selbst die Form ist mitunter sehr schwach. Man gewahrt leicht, daß der Verfasser Horaz, Virgil, Ovid kennt, auch neulateinische Dichter gelesen hat. Er hat einen ansehnlichen Wortvorrath, aber eine vollständige Herrschaft über die classische

[1] Auch diese Gedichte sind nicht zum Drucke gelangt, doch sind sie in des Verfassers eigener Handschrift erhalten, offenbar ein erster Entwurf mit Correcturen, Synonymen u. s. w. zwischen den Zeilen. Das merkwürdige Manuscript ist durch den berühmten Patrioten Jón Sigurdsson an die Landesbibliothek zu Reykjavík gelangt (J. Sig. Nr. 318, 4⁰). Eine von dem Bibliothekar Hallgrimr Melsted genommene Abschrift wurde mir vor einigen Jahren von dem seither verstorbenen Professor Gísli Brynjúlfsson in Kopenhagen (vgl. Historisch-politische Blätter CII, 756 bis 764) zur Einsichtnahme geliehen. Nach derselben Copie hat auch Jón Þorkelsson (Om Digtningen i Island i det 15. og 16. Århundrede, Kjöbenhavn 1888. p. 113. 114) einige Distichen und Strophen mitgetheilt, ohne indes Inhalt und Bedeutung der Dichtung eingehender zu würdigen.

Form und Sprache besitzt er nicht. Man wird durch holpernde Verse, falsche Formen, unrichtige Prosodie, lästige Breiten und die verschiedensten anderen Fehler gestört. Doch der isländische Humanist hat poetische Begabung und wirkliche Begeisterung. Durch die scheinbaren Spielereien klingt ein tiefer, religiöser Ernst — ganz unverkennbar. Ohne psychologischen Werth für die Beurtheilung des merkwürdigen Mannes sind sie jedenfalls nicht.

Ein langes erstes Gedicht (von 367 Hexametern) kündigt sich in seinem Inhalt ziemlich deutlich als der Anfang und erste Gesang eines ganzen Marienlebens an. Gleich die Anrufung legt alle protestantischen Vorurtheile bei Seite und stellt ihnen jenes Wort des Magnificat entgegen, das, genau erwogen, eigentlich allen Gegnern der Marienverehrung den Mund schließen könnte: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter."

Virgo Dei genetrix, quam dicere saecula debent
Omnia quotquot erunt, ipsa te vate, beatam,
Te muliebre decus modulis inducere surdis
Audeo, Maeoniis licet es sublimior hymnis.

Dann versucht er, Maria zu schildern in ihrer seligen Herrlichkeit, ganz in Gott versenkt und von der Fülle seiner Wonne beglückt. Engel dienen ihr und bringen ihr Botschaft von dieser Erde, da sie, der Menschheit entstammend, mit ihr auf ewig verbunden bleibt. Wegen ihrer Theilnahme am Erlösungswerk aber hat ihr göttlicher Sohn sie zugleich über alle erhoben:

Filius ante omnes nunc te magis omnibus ornat.

Wie im „Salve Regina" wird dann der Herrlichkeit der Mutter das Leid ihrer noch verbannten Kinder gegenübergestellt. Der Dichter häuft Lobesworte, um die Vollkommenheiten der Himmelskönigin zu bezeichnen, und die mehr überströmende als schöne Häufung klingt in das Engelslob aus:

Plena Dei, composque tui, locuplesque favoris.

Darauf stützt sich das Gebet:

Progeniem Domini propria ratione tuamque
Ut poteris precibusque piis studioque juvato!
Contigit illud enim tibi soli ut germinis esses
Filia, sponsa, parens, uxor et integra virgo.

Ausdrücklich weist er dann den alten protestantischen Vorwurf zurück, daß die Verehrung Maria's die Christo schuldige Anbetung und Liebe verkürze und beeinträchtige:

Nec metuo, ne quis Domini de laudibus hilum
Detrahat hoc vitio, quod te colat.

Denn was in ihr verehrt wird, das ist der in ihr weilende und waltende, lebende und thätige Geist Gottes. Sie ist nur der Tempel, in dem Gott thront, nur ein Quell, dem Fluten des Gnadenlebens entströmen, nur ein Spiegelbild des Lichtstrahls, den Gott entsendet. Christus ist der Baum, sie nur eine Frucht desselben, Christus die Rebe, sie nur ein Edelreis daran. Wer das Spiegelbild der Sonne bewundert, thut der Sonne selbst keinen Eintrag; wer an den Zweigen sich freut, verkürzt die Ehre des Baumes nicht; wer den Tempel besucht, flieht nicht vor dem darin wohnenden Gott. Wie man den Herrn in den Wundern der sichtbaren Schöpfung erkennen und loben soll, so weit mehr in seinen höchsten Meisterwerken, den Schöpfungen der Gnade:

Haud minus ac residet Deus in dominatibus orbis,
At satius divos Deus implet et imbuit.

Maria ist mit Christus aufs innigste vereint; darum soll man sie nicht trennen:

Quae bene composuit Dominus, ne dissipet hostis
Foedera conjugii, neque censor adulteret audax.

Nach dieser langen Einleitung (V. 1—101) folgen dann die verschiedenen Geheimnisse: der Name Mariä (102—147), die Geburt Mariä (148—158), die Vermählung Mariä (159—182), die Jungfrauschaft und Muttergotteswürde (183—202), Verkündigung und Menschwerdung (203—319), die Heimsuchung (320—367). Die Auffassung ist im wesentlichen diejenige eines mittelalterlichen Dichters. Die Würde der Jungfrauschaft wird mit innigster Verehrung hervorgehoben, der hl. Joseph als ihr treuer Beschützer anerkannt:

Sed datus ille tuae custos niveaeque sequester
Integritatis erat, tabulis et nomine conjux.

Die Form wechselt nun; es folgen 88 Distichen in alkmanischem Versmaß, 31 Distichen im Archilochium quartum, 40 gewöhnliche Distichen (Hexameter mit Pentameter), 81 Distichen im hipponakteischen (trochäischen) Versmaß, 30 Strophen im vierten asklepiadischen Metrum, wieder 25 gewöhnliche Distichen, abermal 9 asklepiadeische Strophen und endlich ein Schlußgedicht in vierfüßigen Trochäen. Da sich diese mehr als tausend (1051) Verse in der Handschrift ohne Unterbrechung und Titelüberschriften aneinanderreihen, so weiß man zuerst nicht, was das

Ganze soll. Man denkt natürlich an getrennte epische Fragmente, Elegien, Oden, und da die verschiedenen Theile außerdem durch ein ganz unzugehöriges Gedicht in Trochäen unterbrochen werden, so wird man noch mehr verwirrt. Erst wenn man alles genau überschaut, gewahrt man, daß man eine einheitlich geplante Dichtung vor sich hat, die aber durch den sonderbaren, willkürlichen Wechsel der Versmaße die Einheit der äußern Structur und Form verloren hat.

Der zweite Abschnitt schließt sich, trotz des veränderten Versmaßes, in demselben erzählenden Ton an die Schlußpartien des ersten an. Die Reise nach Bethlehem, die Geburt Christi, die Anbetung der Hirten und Könige werden ziemlich kurz geschildert, etwas ausführlicher die Darbringung im Tempel und Simeons Weissagung, kurz die Flucht nach Aegypten, wieder weitläufiger dagegen der Kindermord in Bethlehem, dann einfacher die Rückkehr nach Nazareth, die Osterreise und das Verbleiben Jesu im Tempel, endlich das verborgene Leben in Nazareth. Ganz ungesucht wendet sich die Betrachtung aber immer mit Vorliebe der Mutter des Erlösers zu. Bei der Geburt Christi wird ihre unversehrte Mutterschaft hervorgehoben, und bei dem Wiederfinden im Tempel redet der Dichter Maria also an:

Sed tua sola tamen, mater, mysteria nosti
  Sacramentaque recondita servas;
Quae tibi de puero fuerant patefacta stupendo
  Colligis et studiosa reservas.

Der dritte Abschnitt behandelt den Aufenthalt Christi in der Wüste, das vierzigtägige Fasten, die Versuchung, die Taufe, die Wahl der Apostel und endlich den Beginn des öffentlichen Lebens, von dem aber, dem Hauptgesichtspunkt entsprechend, nur die Hochzeit von Kana, das erste Wunder auf Bitten Maria's, etwas einläßlicher berührt ist.

Nur übergangsweise zeichnet der Dichter im vierten Abschnitt die Lehrthätigkeit und die Wunder des öffentlichen Lebens, indem er das glänzende Bild abermals auf die gebenedeite Mutter des Heilandes bezieht:

Haec tuus omnipotens peragit miracula, Virgo,
  Filius imperio, voce facitque mera,
Condita cui similem pepererunt secula nullum
  Nec subitura ferent tempus in omne parem.

Es folgt nun das letzte Abendmahl, das Leiden und der Kreuzestod Christi. Bei der Einsetzung des heiligsten Altarssacramentes betont der Dichter überaus schön die innige Beziehung, in welche die Gläubigen durch den Empfang desselben mit der Mutter Christi treten:

Quando edimus bibimusque tui sacra pignora nati,
Mox tua progenies seminiumque sumus.
Et tu diva parens genetricis more vicissim
Christiferos homines altera mater amas.

Die Worte Christi vom Kreuze herab an Maria sind übergangen, das Leiden der Mutter dagegen ist mit frommster Theilnahme geschildert.

Für die Geheimnisse der Auferstehung, die den fünften Abschnitt bilden, ist ein kürzeres Versmaß (Hipponacteum) gewählt, das in gewissem Sinn der freudigeren Stimmung sich anschmiegt. Das Niedersteigen der Seele Christi, das die Dichter von jeher viel beschäftigt hat (auch Island hatte seine Niðrstigningar-Saga), ist kurz und kräftig gezeichnet; länger verweilt die Darstellung dagegen bei dem Besuche, den der Auferstandene seiner vielgeliebten Mutter macht. Davon steht nichts in den Evangelien. Das weiß der Uebersetzer des Neuen Testamentes sehr wohl. Nichtsdestoweniger ist er fest überzeugt, daß Christus nach seiner Auferstehung zuerst seiner Mutter erschienen ist:

Paruisse nam tibi,
Licet tacetur, autumare fas est.

Sie allein hat den Glauben an die Auferstehung unverbrüchlich festgehalten, als alle übrigen Freunde Christi wankten und schwankten, sie ging nicht mit den anderen Frauen hinaus zum Grabe, weil sie fest von der nahenden Auferstehung überzeugt war:

Tenax resuscitationis et stirps,
Ceteris cadentibus,
Dei favore tu superstes extas;
Proinde jure temperas
Ab unctione gratis instituta,
Delibuta spiritu,
Negotiumque fallis otiosum.

Oder sollte sie, die an dem Leiden Christi den innigsten Antheil gehabt, an seinem Siegesjubel keinen Antheil haben?

An relicta crederis
In hoc agone tristiore mortis,
Ceteris ovantibus
Novoque sole reddito beatis,
Mater in doloribus
Gemens tremensque non es erigenda?

Als Stütze und Hort der ersten christlichen Gemeinde nimmt sie aber auch Antheil an allen Erscheinungen und Gnaden, womit der siegreiche Erlöser die Seinen während der vierzig Tage erfreut, bis er, glorreich gen

Himmel fahrend, zu seinem Vater zurückkehrt. Ihr offenbart er schon jetzt seine Herrlichkeit und verbürgt auch ihr im Himmel einen königlichen Thron:

Haec sub exitum tibi
Revelat ipse, gratiamque confert,
Et fidem facit tibi
In hoc honore principis futurae.

Der sechste Abschnitt feiert die Pfingstgeheimnisse. Maria erscheint hier als Königin (Princeps) inmitten der Apostel, harrend und betend, voll Sehnsucht nach dem Heiligen Geist. Schon in dieser Vorbereitung verwirklichen sich an ihr die von Christus verkündeten Seligkeiten:

Haec est pauperies indiga spiritus,
Haec est esuries justitiae et sitis,
Quam praestare beatam
Messis copia debeat.

Mit hohem Schwung und mächtiger Begeisterung ist in den Wundern des Pfingsttages die Gründung und das Walten der christlichen Kirche beschrieben. Maria steht aber auch hier Christus zunächst, sie ist die Königin seiner sichtbaren Kirche. Die ganze Dichtung erreicht hier ihren Höhepunkt. Tief durchdrungen von der erhabenen Stellung und Macht Maria's, wendet sich der Dichter in innigstem Gebet zu ihr:

Tu, Regina, Dei dotibus inclyta,
Ceu collum capiti proxima subsides;
Quidvis accipis inde,
Et, quod suscipis, impetras.

Excellens superum gloria civium,
Angustis fer opem rebus et asperis,
Cui non defuit unquam
Praesens copia gratiae.

Quas debent inopes reddere gratias
Pro summis homines muneribus Deo,
Clemens atque benigna
Nostro nomine solvito.

Sic longum faveas gentibus indigis,
Et nos multiplici crimine sordidos
Commendare memento,
Mater sedula, Filio.

Der siebente und letzte Abschnitt ist im selben Strophen-Versmaß gehalten. Der Dichter beschreibt hier kurz die Ausbreitung des Christenthums, die ersten Eroberungen und Siege der Kirche, an welchen Maria durch ihr mächtiges Gebet Antheil nimmt. Dann folgt ihr Tod und ihre Aufnahme in den Himmel.

Ein Fragment, das in 25 gewöhnlichen Distichen die Lage Maria's während des Leidens Christi, bei seinem Tode und bei der Kreuzesabnahme schildert, ist wohl als ein Versuch zu betrachten, den betreffenden Theil des Ganzen noch sorgfältiger umzugestalten. Ein anderes Bruchstück in Trochäen paßt ganz und gar nicht in den Zusammenhang. Ein letztes Gedicht, ebenfalls in Trochäen, läßt sich dagegen als nachträgliches Schlußgedicht auffassen. Es dürfte aus den letzten Lebensjahren des Dichters stammen. Er empfiehlt der allerseligsten Jungfrau sein Volk, das im Elend schmachtet und von wildem Sturm umhergeschleudert wird. Er erfleht für sich Gnade und Hilfe, um, von Mühen und Leiden niedergedrückt, nicht darin unterzugehen. Die Form ist mangelhaft, aber der Ton überaus herzlich und innig.

Scheiden wir die zwei genannten Bruchstücke aus, so haben wir in den übrigen Gedichten ein völlig einheitlich gedachtes „Marienleben" vor uns, das keine erhebliche Lücke aufweist. Es ist sehr zu bedauern, daß Bischof Brynjólfr nicht Zeit und Muße gehabt hat, diesen ersten Entwurf sorgfältiger auszuarbeiten, die vielen Fehler und Mängel auszumerzen und das Ganze auch in der äußern Form einheitlicher zu gestalten.

Auch in ihrem gegenwärtigen Zustand ist seine Dichtung aber ein beredtes Zeugniß seiner innigen Liebe und Verehrung zu Maria, einer Liebe und Verehrung, welche in allen Stücken der katholischen Andacht zu der jungfräulichen Mutter des Herrn entspricht. Die Nachricht des Pontoppidan, daß der isländische Bischof nach Weise der „Papisten" den Rosenkranz gebetet habe, gewinnt dadurch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Denn alle Geheimnisse des Rosenkranzes finden wir, mit zarter Frömmigkeit aufgefaßt, in der Dichtung wieder. Das Lob der Himmelskönigin, das der Augustiner Eystein Ásgrimsson in seiner „Lilja" im Beginn des 14. Jahrhunderts so herrlich angestimmt, das Sigurðr der Blinde in seiner „Rosa" kurz vor der Glaubenstrennung so begeistert erneuert, ist auch im 17. Jahrhundert auf dem fernsten Insellande Europa's nicht ausgeklungen. Ein lutherischer Bischof, der gebildetste und angesehenste Isländer seiner Zeit, hat schon hundert Jahre nach der sogen. „Reformation" begriffen, daß Maria sich nicht von Christus trennen läßt, daß ein wahrer, inniger Glaube an den Erlöser vielmehr auch nothwendig zur Verehrung seiner Mutter führt.

A. Baumgartner S. J.

Ueber Hypnotismus.

II.

Die große Mannigfaltigkeit der hypnotischen Wirkungen kann leicht verwirren und läßt es daher als wünschenswerth erscheinen, daß dieselben wo möglich in einer gewissen Ordnung vorgeführt werden. Charcot, Liébeault, Bernheim haben versucht, den Grad der hypnotischen Einwirkung als Eintheilungsgrund zu nehmen. So unterscheidet Charcot drei Grade: den der Katalepsie, der Lethargie und des Somnambulismus. Dieselben werden näher gekennzeichnet durch ihre Symptome. Beispielsweise zeigen abgestumpfte Sinnesthätigkeit, Biegsamkeit der Glieder, als wären sie von Wachs, geringe oder fehlende Empfänglichkeit für das Einreden den Grad der Katalepsie an. Andere stellen dieselben drei Stufen, nur in anderer Reihenfolge, auf. Bernheim [1] schreibt dagegen: „Ich habe ebenso wenig wie meine Collegen von Nancy die drei von Charcot aufgestellten Zustände finden können." Wie Max Ronne [2] bemerkt, scheint auch Charcot selbst in jüngster Zeit einlenken zu wollen, indem er die verhältnißmäßige Seltenheit der sogen. drei classischen Zustände zugibt [3]. Schon Méric [4] kam zu der Ueberzeugung, daß Charcots Eintheilung wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen sei. Nicht besser steht es mit Liébeaults sechs und Bernheims neun Graden. Wenn wir demnach auf die Feststellung von höheren oder niedrigeren Graden zu verzichten haben, so müssen wir zusehen, welche andere Gruppirung noch möglich sei.

Die bewirkenden Ursachen bieten eine kaum weniger verwirrende Mannigfaltigkeit, als die Wirkungen selbst. Wir haben also wohl die erleidende Person selbst mit ihren verschiedenen Fähigkeiten ins Auge zu fassen. Dabei dürfen wir die nicht mit dem Leben zusammenhängenden Kräfte, weil dieselben unberührt bleiben, von vornherein ausschließen. Denn Daniel Douglas Home, welcher sich mehr als hundertmal der Einwirkung der Schwerkraft soll entzogen und vom Boden erhoben haben [5], kann den Hypnotisirten nicht beigezählt werden.

---

[1] De la suggestion hypnotique. — Vgl. Beaunis, Le somnambulisme provoqué. p. 24. [2] Klinische Vorträge. Nr. 346. S. 3104.

[3] Siehe auch Dr. Moll, Der Hypnotismus. Zweite Auflage. Berlin 1890. S. 36.

[4] Le merveilleux et la science. p. 44.

[5] Zöllner, Wissenschaftliche Abhandlungen. III. S. 153. — Revue des deux mondes. 1863. Tom. V, p. 388.

Wir können im Menschen das Leben des Stoffwechsels, der Sinnesthätigkeiten und des Denkens und Wollens unterscheiden. Beginnen wir mit dem unvollkommensten, dem Leben des Stoffwechsels. Dasselbe hat eine hervorragende Bedeutung in der vorliegenden Frage, weil der Hypnotismus, wenigstens von den ernsteren und wissenschaftlich gebildeten Männern, nur als Heilverfahren angewendet wird. Unsere Gesundheit besteht aber in nichts anderem als dem regelrechten Verlauf des vegetativen Lebens oder des Stoffwechsels. Die Aufnahme und Umbildung der Nahrung, die Vertheilung der in Blut umgesetzten Nährstoffe, die Ausscheidung des Nutzlosen, endlich die Bildung der Gewebe gehören hierhin und scheinen alle dem Einfluß des Hypnotismus zu unterliegen.

So sollen, wie Sallis [1] berichtet, Verdauungsstörungen gehoben worden sein. Die Athmung, wodurch uns die so nothwendige Luft zugeführt wird, ist im hypnotischen Schlafe erschwert. Der Herzschlag, der das Blut an alle der Ernährung bedürftigen Theile heranbrängt, wird bald verlangsamt, bald beschleunigt, überhaupt unregelmäßig, was sich auch beim Puls bemerkbar macht [2]. Damit hängt weiter zusammen, daß auf Röthe des Gesichtes Blässe folgt. Die Ausscheidungen können qualitativ und quantitativ verändert [3], Schweiß, Thränen und ähnliches hervorgerufen werden [4]. Schon schwerer zu glauben ist, daß auch Nasenbluten veranlaßt wurde. Es gibt aber noch merkwürdigere Fälle. Ueber einen derselben besitzen wir die genaue Aufzeichnung der Thatsache, welche Dr. Beaunis [5] in Gegenwart von Zeugen abfaßte. Wir wollen sie ausführlich hierhin setzen, weil es von Wichtigkeit ist, die Wirkungen ganz genau zu kennen, wenigstens wie sie von glaubwürdigen Männern erzählt werden.

Am 12. Mai 1885 um 11 Uhr morgens brachte Herr Focachon Fräulein Elisa in Schlaf. Gegenwärtig waren dabei die Herren Bernheim, Liébeault, Beaunis und einige andere. Während des Schlafes klebte man ihr acht Freimarken auf die linke Schulter und sagte ihr, man lege ein Zugpflaster an. Die Freimarken wurden durch Saftpflaster und Compresse festgehalten. In diesem Zustande ließ man sie den ganzen Tag über; nur zweimal, zum Mittag- und Abendessen, wurde sie geweckt; aber man verlor sie nie aus den Augen.

[1] Ueber hypnotische Suggestion. S. 33.
[2] A. a. O. S. 12; Maack, Einführung. S. 22.
[3] Méric, Le merveilleux et la science. p. 102; Sallis l. c. p. 19.
[4] Moll, Der Hypnotismus. S. 86. [5] Méric l. c. p. 103.

Für die Nacht versetzte Herr Focachon sie in Schlaf mit dem Zureden, daß sie erst am folgenden Morgen um 7 Uhr erwachen werde. Von einer Ueberwachung während der Nacht ist nichts gesagt.

Nach dem Erwachen, ein Viertel nach 8 Uhr, nimmt Herr Focachon den Verband weg, und zwar im Beisein der Herren Liégeois, Bernheim, Liébeault, Beaunis u. s. w. „Wir stellen zuerst fest," berichtet er über das Ergebniß, „daß die Freimarken unberührt an der Stelle geblieben sind. Nach ihrer Entfernung bot die Stelle, wo sie gewesen waren, den folgenden Anblick: in einer Ausdehnung von 4 zu 5 cm war die Oberhaut verdickt und mürbe, gelblichweiß, aber nicht aufgezogen, und sie bildete keine Blasen; nur zeigte sie sich ein wenig runzelig und bot überhaupt alle Merkmale, welche unmittelbar dem eigentlichen Aufziehen und der Entwicklung der Flüssigkeit vorherzugehen pflegen. Rund herum zog sich eine stark geröthete Schwellung von etwa ½ cm Breite." Um 11 Uhr desselben Morgens war keine weitere Veränderung eingetreten. Später trat die Eiterung ein. So weit diese mehr als sonderbare Thatsache. — Hierhin gehört auch die am Arme des Marinesoldaten hervorgerufene Blutung, deren wir bereits (S. 387) gedacht haben.

Dr. von Krafft-Ebing, welcher eine ganze Reihe von Versuchen sehr ausführlich beschreibt, bemerkt, daß es bei der betreffenden Kranken zwar nie gelungen sei, Blutungen hervorzurufen, wohl aber Brandwunden. Man drückte ihr beispielsweise eine Wäschemarke auf die linke Seite und brachte ihr den Glauben bei, dieselbe sei glühend. Die Brandwunde entstand aber auf der rechten Seite symmetrisch und im Spiegelbild. Ein anderes Mal wurde mit dem Percussionshammer ein Kreuz auf den linken Arm gezeichnet. Nachher fand sich auf der entsprechenden Stelle des rechten Armes ein geröthetes Kreuz mit theilweise durch Kratzen excoriirter Fläche [1].

Ein anderer sehr merkwürdiger Fall wird im „Lyceum" [2] erzählt. Der Zeuge dafür ist Dr. Murell,. Professor an der medicinischen Schule des Westminster-Krankenhauses. Derselbe fragte einen amerikanischen Hypnotiseur, ob wohl ein Brechmittel wirkungslos bleiben würde, falls man dem Hypnotisirten die Ueberzeugung beibrächte, es sei Wein. Da der Amerikaner es nicht wußte, kam Herr Dr. Murell mit ihm überein, den Versuch zu wagen. Der Mann wurde also hypnotisirt und nahm das Brechmittel (Antimonwein) unter dem Eindruck, als wäre es Sherry.

---

[1] Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus. S. 26 u. 46. (Zweite Auflage.)

[2] Februarheft 1889. S. 164.

„Zu meinem Erstaunen zeigte sich keine Spur von Gedrücktsein, der Puls war kräftig, die Haut normal, und der Patient, weit entfernt, ein Uebelbefinden zu bekunden, war sehr aufgeräumt, sang die lustigsten Lieder und begleitete sich selbst auf einem Besenstiel. So ging es fort eine halbe Stunde lang; dann wünschte ich, der Mann möge zu sich kommen. Der Hypnotiseur rief: ‚Gut, ganz gut!‘ schnalzte mit den Fingern, und der Mann kehrte in den gewöhnlichen Zustand zurück. Fast augenblicklich wurde er todtenbleich und fing an stark zu würgen. Sofort versetzte ihn der Amerikaner in den Schlaf zurück, und damit verschwanden wiederum alle Zeichen von Uebelkeit.“

Fügen wir noch die Uebertragung körperlicher Zustände von der einen Person auf eine andere bei, welche Herr E. Méric [1] als Augenzeuge berichtet. In der Salpetrière zu Paris befand sich eine bereits vielfach hypnotisirte Person mit Namen Rosa, eine der vielen Hysterischen, mit welchen Dr. Charcot seine Versuche anstellte. Eines Tages befand sich dieselbe im Zustande des Somnambulismus. Nahebei saß ein junges Mädchen so, daß es der andern den Rücken kehrte. Es befand sich im wachen Zustande, konnte aber nicht sprechen. Die beiden, einander unbekannt, waren durch einen hohen Schirm getrennt, den keine berührte; ebenso wenig fand zwischen ihnen eine unmittelbare Berührung statt. Es wurde nun ziemlich weit von Rosa entfernt ein Magnet auf den Tisch gelegt. Nach einigen Minuten sprach die Stumme die Worte „Papa, Mama“ aus; Rosa dagegen hatte die Sprache verloren. Der Hypnotiseur gab sie ihr bald darauf durch Einreden zurück. An anderen soll derselbe Versuch gelungen sein [2]. Das ist unerklärlicher als die häufigen Fälle, in denen Erlahmung und ähnliche Körperzustände von einem Gliede derselben Person auf ein anderes übertragen wurden.

Neben den Veränderungen im Leben des Stoffwechsels treten auch solche in dem der Sinne auf. Die hauptsächlichste, der Schlaf, hat dem ganzen Complexe von Erscheinungen den Namen gegeben. Dr. A. Forel [3] unterscheidet bloße Schläfrigkeit, bei der es noch möglich ist, die Augen zu öffnen; gelingt dieses nicht mehr, so ist der leichte Schlaf eingetreten. Der tiefe Schlaf, welchen er Somnambulismus nennt, ist durch ein Vergessen alles dessen gekennzeichnet, was während desselben geschehen ist. Dr. Bernheim von Nancy zählt sechs Stufen auf, die aber im wesentlichen

[1] Le merveilleux et la science. p. 51.
[2] Compte rendue des séances de la société de biologie, 6 nov. 1886.
[3] Der Hypnotismus, seine Bedeutung und seine Handhabung.

in den drei aufgezählten enthalten sind. Nur das Kennzeichen der vierten ist nicht erwähnt. Es soll darin bestehen, daß nur noch zwischen dem Behandelten und dem Behandelnden ein Verkehr möglich ist, nicht aber mit der übrigen äußern Umgebung. Hierin liegt nun der erste Unterschied vom natürlichen Schlaf, aus dem uns ja jede beliebige Ursache, welche dazu geeignet ist, wecken kann, bei dem mithin unsere Sinne noch beeinflußt werden. Weil das Hervorbringen des Schlafes in seinen verschiedenen Graden so vielfach festgestellt worden ist, daß es von keiner Seite ernstlich in Zweifel gezogen wird, so brauchen wir keine Belege beizubringen. Weniger dagegen leuchtet uns ein, wie die angewandten Mittel im Stande sein sollen, Gefühllosigkeit herbeizuführen. Hören wir ein Beispiel, welches Dr. Forel [1] erzählt; dasselbe hat den Vortheil, nicht zu auffällig zu sein und den Betrug auszuschließen.

„Der Hypnotisirte, ein Mann, kam zu mir, in Thränen aufgelöst, und gestand mir, er habe gar nie geschlafen, es sei alles Schwindel gewesen, er habe alle Nadelstiche empfunden, die posthypnotischen Erscheinungen nur so gemacht, um mir zu gefallen. Neben ihm stand der Arzt mit ernster Miene, der ihm dieses Geständniß (natürlich durch Suggestivfragen und in bester Absicht) entlockt hatte. Ich ging scheinbar darauf ein, machte dem Hypnotisirten die Lection, sagte ihm, er solle sich schämen, so charakterlos zu sein, und ließ ihn heilig versprechen, mir in Zukunft nur die reinste Wahrheit zu sagen, was er mir mit tiefster Gemüthsbewegung versprach. So rührend die Scene war, so wußte ich doch ganz genau, daß er nicht simulirt hatte, denn er war tief hypnotisirt gewesen, total somnambul; sein Gesichtsausdruck in der Hypnose und beim Erwachen gehörte zu denjenigen, welche nicht simulirt werden können. Sofort nach dem Schwur und in Gegenwart des Arztes hypnotisirte ich ihn wieder. Ich suggerirte dann Anästhesie der Hand. Die zwei ersten Nadelstiche spürte er noch und gab dies auch in der Hypnose an; die späteren aber spürte er absolut nicht mehr, negirte auch, etwas empfunden zu haben, und die übrigen Suggestionen gelangen wie früher. Nach dem Erwachen gab er an, zwei Nadelstiche gespürt zu haben. Von allen übrigen wußte er nichts mehr, obwohl die vielen späteren Nadelstiche tiefer waren als die ersten. Damit war der Hypnotisirte beruhigt und der Arzt belehrt." Wir ersehen aus diesem einfachen Beispiel, daß die Gefühllosigkeit allmählich eintritt und sich wenigstens auf nicht zu starke Reize erstreckt.

[1] Der Hypnotismus rc. S. 48.

Allerdings wird auch vielfach von Fällen berichtet, in denen recht schmerzliche Eingriffe stattfanden, z. B. Zahnausreißen oder tiefe Stiche, ausgeführt, ohne daß die Hypnotisirten irgend etwas gespürt hätten. Méric [1] bemerkt aber mit Recht, daß die Ergebnisse manchmal unsicher seien, was Forel [2] durch den Satz bestätigt, daß der Hypnotisirte manchmal erwache, wenn man am wenigsten daran denke. Bei einem Manne, der an Zahnweh litt, versuchte Forel [3] Gefühllosigkeit hervorzurufen zum Behufe des schmerzlosen Ausziehens. Allein der Mann erwachte, schrie, packte die Hand des Arztes und wehrte sich.

Ebenso wie man Unempfindlichkeit beim Tastsinn hervorgebracht hat, soll es auch gelingen, Blindheit, Taubheit und Aufheben des Geschmacksinnes hervorzurufen. Einen interessanten Beweis dafür bringt Méric [4] als Augenzeuge bei. Er befand sich bei Dr. Charcot in der Salpetrière; Rosa, eine Hysterische, ist bei ihnen. Es wird ihr eingeredet, daß der andere Herr hinausgegangen und der Hypnotiseur allein zurückgeblieben sei. Nach ihrem Erwachen antwortet sie auf die Frage, ob sie den Herrn in ihrer Nähe sehe, daß niemand da sei. Nun stellte er sich direct vor sie hin, sie sah ihn nicht; er schreit ihr in die Ohren, sie hört nicht; plötzlich fährt er mit einem Stück Papier vor ihren Augen her, die Augen bleiben unbeweglich; er zieht sie an den Haaren, sie nimmt ihn nicht wahr. Da aber, trotz aller Bemühungen, jede Täuschung von seiten der Hysterischen auszuschließen, ein Betrug oder eine Verstellung immer noch möglich erscheint, möge noch ein zweiter Versuch bei Dr. Forel [5] hier Erwähnung finden.

„Ich sage einem Hypnotisirten: ‚Nach dem Erwachen werden Sie mich ganz roth angekleidet und mit zwei Gemshörnern auf dem Kopfe sehen. Zudem wird meine danebensitzende Frau verschwunden sein und ebenso die Zimmerthüre, welche vollständig durch Tapete und Vertäfelung ersetzt sein wird, so daß Sie gezwungen sein werden, durch die andere Thüre fortzugehen.‘ Ich spreche noch von anderen Dingen, lasse den Hypnotisirten durch Suggestion dreimal gähnen und darauf erwachen. Er macht die Augen auf, reibt sich dieselben mehrmals, wie wenn er einen Nebel entfernen wollte, blickt mich an, fängt an zu lachen und reibt sich immer wieder die Augen. ‚Warum lachen Sie?‘ frage ich ihn. — ‚Sie sind ja ganz roth und haben zwei Gemshörner auf dem Kopf‘ u. s. f.

[1] Le merveilleux et la science. p. 119.
[2] Der Hypnotismus 2c. S. 70. [3] Der Hypnotismus 2c. S. 34.
[4] Le merveilleux et la science. p. 59. [5] Der Hypnotismus 2c. S. 32.

‚Ihre Frau ist fort!‘ — ‚Wo saß sie denn?‘ — ‚Auf diesem Stuhl.‘ — ‚Sehen Sie den Stuhl?‘ — ‚Ja.‘ Ich veranlasse ihn, den Stuhl zu betasten; er thut es nicht gerne, tastet um meine Frau herum, meint aber bald den Stuhl, bald eine unsichtbare Resistenz zu fühlen. Dann will er fort, kann aber nicht, sieht nur Tapete und Vertäfelung, behauptet es auch, wenn er die Thüre betastet. Wenn ich nun die Thüre öffne, kann die Hallucination verschwinden oder fortbestehen, in welch letzterem Falle er die Oeffnung durch Tapete und Vertäfelung ausgefüllt, die geöffnete Thüre aber gar nicht sieht.“ Gewöhnlich dauern derartige Trugbilder nur wenige Minuten. Wir sehen, es handelt sich nicht um vollständige Hemmung des Sehnervs, da ja die anderen Gegenstände sichtbar bleiben; ähnlich verhält es sich bei jenen Fällen, wo eine bestimmte Schallquelle unwirksam gemacht wird.

Der Abstumpfung und wenigstens scheinbaren Aufhebung der Sinnesthätigkeit steht ihre Schärfung gegenüber. Kurz und klar faßt Sallis [1] das Nothwendige zusammen: „Schon Braid constatirte eine gesteigerte Sehschärfe, und Bergers Versuchspersonen lasen bei schwacher Beleuchtung und in ziemlicher Entfernung mit Leichtigkeit Schriftproben, die sie und andere im wachen Zustand und selbst unter günstigeren Bedingungen nicht hätten enträthseln können.

„Eine gleiche Verfeinerung ist für das Gehör nachgewiesen. Ein Schwerhöriger, der das Ticken einer Taschenuhr in einem Abstand von 3 Fuß nicht mehr hörte, vernahm es in der Hypnose in einer Entfernung von 35 Fuß und ging geradenwegs auf die Schallquelle zu.

„Ebenso verhält es sich mit dem Geruchssinne. So war eine Patientin Braids im Stande, den Duft einer Rose in einer Entfernung von 46 Fuß wahrzunehmen und mit verbundenen Augen direct darauf hinzugehen.“ Hier scheint bemerkenswerth, daß der Geruchssinn allein, ohne die Hilfe des Gesichtssinnes, für gewöhnlich uns die Richtung nicht genau angibt.

„Coullet de Beaumorells Hypnotische vermochte bei zusammengesetzten Medicamenten jede einzelne Substanz durch den Geruch zu unterscheiden und anzugeben, und von Filomena Gavazzi, dem ‚Medium‘ Merrigioli's, berichtet die Wiener medicinische Wochenschrift, daß sie die Eigenthümer einer großen Zahl gesammelter Gegenstände, Uhren, Ringe, Münzen, Schlüssel u. s. w., sofort am Geruch erkannt und diese ohne Zögern dem Besitzer zugestellt habe.

[1] Ueber hypnotische Suggestion. S. 14.

„Am erstaunlichsten jedoch erscheint die ungewöhnliche Verfeinerung der Tast-, Temperatur- und Muskelsinne im ersten Stadium der Hypnose. Nicht nur, daß Hypnotische die Gestalt eines Objectes am Hinterkopf und Nacken durch Temperaturdifferenzen und, wenn diese groß sind, manchmal in 18—20 Zoll Abstand zu erkennen vermögen, sondern sie sind durch jede Strömung der Luft zum Nachfolgen und Ausweichen an Hindernissen vorbei zu bewegen. Eine junge Dame, die von mir zu öfteren Malen hypnotisirt war, wurde verbundenen Auges in eine Zimmerecke gestellt und folgte mir, der ich in ansehnlicher Entfernung auf Filzsohlen und weichem Teppich voranging, rückwärts schreitend durch eine ganze Flucht von Zimmern, dabei jede Biegung peinlich wiederholend, die ich im Gehen beschrieben hatte. Versteckte ich mich hinter einem Möbel, so stand sie wenige Augenblicke darauf an meinem Versteck angekommen ebenfalls still.

„Die Steigerung des Druck- und Muskelsinnes constatirten Braid und Berger. Ersterer hielt ein breites Buch zwischen die Augen einer Hypnotischen und einem Blatt Papier, welches trotz dieser Vorsichtsmaßregeln von der Dame mit zierlichen und so correcten Schriftzügen bedeckt wurde, daß bei keinem t und keinem i die zu dem Buchstaben gehörenden Striche oder Punkte ausgelassen waren. Eine andere Patientin Braids corrigirte eine ganze Seite so beschriebenen Briefpapiers, indem sie an den richtigen Stellen änderte und ausstrich. Wurde das Papier aus seiner relativen Lage auf dem Tisch verschoben, so geriethen alle Berichtigungen an falsche Stellen, aber bezüglich ihres Ortes im Raume waren sie richtig placirt."

Letzteres ist zu bemerken nicht unwichtig, um dem Irrthum vorzubeugen, als handle es sich um ein Hindurchsehen durch das Buch. Sallis gibt seine Quellen für die aufgezählten Thatsachen genau an, und dieselben sind derart, daß kein Grund vorliegt, das Erzählte in Zweifel zu ziehen. Das möge genügen, um uns einen hinreichend concreten Begriff von der Hemmung sowohl als der Steigerung der Sinnesthätigkeit zu geben.

Bei dem Wahrnehmen von Gegenständen, welche nicht da sind, handelt es sich nicht um eine Erkenntniß durch die äußeren Sinne, sondern um Vorstellungen der Einbildungskraft. Am lehrreichsten, wenn auch einfacher als manche andere, sind die von Forel [1] angestellten Versuche. „Ich sagte Fräulein Z.," so erzählt er, „sie würde nach dem Erwachen aus der Hypnose zwei Veilchen auf ihrem Schoß finden, beide natürlich und schön; sie würde mir das schönere geben; ich legte aber e i n wirkliches

---

[1] Der Hypnotismus rc. S. 33.

Veilchen auf ihren Schoß. Nach dem Erwachen sah sie zwei Veilchen; das eine war heller und schöner, sagte sie, und gab mir den Zipfel ihres weißen Taschentuches, das wirkliche Veilchen für sich behaltend. Ich frug nun, ob sie meine, beide Veilchen seien wirkliche, oder ob eines meiner ihr durch frühere Erfahrung bereits bekannten flüchtigen Geschenke darunter sei. Sie sagte, das hellere Veilchen sei nicht reell, weil es so abgeflacht auf dem Taschentuch aussehe. Ich wiederholte das Experiment mit der Eingebung von drei reellen, gleich dunkeln, durchaus nicht abgeflachten, sondern mit Stiel und Blättern fühlbaren und wohlriechenden Veilchen, gab ihr aber nur ein wirkliches. Diesmal wurde Fräulein Z. vollständig getäuscht. Ich habe versucht, Bilder, die ich den Hypnotisirten auf weißes Papier suggerirte, nachzeichnen zu lassen. Die Zeichnungen fielen meist schlecht aus; die Leute gaben an, die Contouren undeutlich zu sehen."

Aus diesen Beispielen erhellt, daß die Wahrnehmung der bloß eingebildeten Dinge weniger klar ist als beim natürlichen Sehen. Ein anderer Unterschied liegt darin, daß die Trugbilder sich nicht sofort, sondern nur allmählich zeigen. So beschreibt Méric[1] die folgende Scene. „Schau dort auf den Boden", sagte Dr. X. zu Rosa. — „Gut, ich sehe hin," erwiedert Rosa, ärgerlich und in übler Laune. — „Siehst du nichts?" — „Nein, nichts." — „Aber es ist ja etwas da!" — „Was denn?" — „Ein Blumenstrauß liegt am Boden." — „Warum nicht gar, ein Blumenstrauß!" — „Ganz gewiß, ein Blumenstrauß." — „Ich versichere Sie, es ist nichts da und ich sehe nichts", antwortet Rosa mit Bestimmtheit und ärgerlich. — „Aber so sehe doch einmal genau zu, da ist er ja; gib ihn mir her." — „Wenn wirklich ein Strauß da ist," sagt Rosa, indem sie die Schultern in die Höhe zieht, „so sollten eigentlich Sie ihn aufheben und mir geben." — „Ich befehle dir, den Strauß aufzuheben." — Nun steht sie auf und nimmt den scheinbaren Blumenstrauß. Einen wirklichen Strauß hätte jedes Auge sogleich gesehen; die Phantasie muß erregt werden, bis sie ein deutliches, lebhaftes Bild herstellen kann, was häufig nur allmählich geschieht.

In Bezug auf Sinnestäuschung macht Dr. Moll in seinem bedeutenden Werk über Hypnotismus einige sehr zu beachtende Bemerkungen. Ein Herr z. B. ist hypnotisirt. Dr. Moll sagt ihm: „Essen Sie dieses Beafsteak." Der Herr führt alle Bewegungen des Essens aus. Sobald er ihn geweckt hatte, sagte er zu Dr. Moll, er habe nichts von einem Beaf-

[1] Le merveilleux et la science. p. 67.

steak gesehen, aber die anbefohlenen Bewegungen ausführen müssen. Auch erfolgen die Bewegungen nicht mit der Schnelligkeit, wie bei einer wirklichen Sinnestäuschung. Der Hypnotische lacht nicht selten bei seinen eigenen unsinnigen Bewegungen oder sagt wohl auch: „Hier ist kein Beafsteak.“ In anderen Fällen sagt die Person zu allem, was man ihr suggerirt, ja, und vollzieht jede gewünschte Bewegung. Durch die Versicherung, es sei ein Tiger da, wird sie nicht erschreckt, aber zu der Aussage veranlaßt, sie sehe ihn. Die Person gibt später an, daß sie nur „ja“ gesagt habe, weil es ihr so bequemer gewesen sei [1].

Da wir, wie alle Sinnenwesen, das, was uns nothwendig oder schädlich ist, auch auf einige Entfernung erkennen, so gehört die Fähigkeit, sich zu nähern oder zu entfernen, als nothwendige Ergänzung zum Sinnesleben. Dem entspricht denn auch der organische Zusammenhang zwischen den Nerven, welche die Träger der Erkenntniß sind, und denjenigen, welche die Bewegungen einleiten. Der Einfluß der Hypnose auf unser Bewegungsvermögen wäre somit an dieser Stelle in Betracht zu ziehen.

Von einer Versuchsperson in der Salpetrière gibt Méric [2] folgende Beschreibung:

„Im kataleptischen Zustand sitzt sie noch aufrecht, aber bewegungslos. Der Blick ist starr. Kein Wechsel in ihren Zügen verräth, daß sie denkt oder fühlt. Sie ist unempfindlich, wie versteinert. Nach einige Minuten lang dauernden Nachforschungen stelle ich eine außerordentliche Nachgiebigkeit der Glieder fest, ihre Leichtigkeit und die Fähigkeit, in jeder beliebigen Stellung zu verharren. Es ist genau wie bei der Gliederpuppe eines Künstlers, die alle erdenklichen Stellungen des menschlichen Körpers darstellt und festhält. Sie behält dabei eine gegebene Stellung mit erstaunlicher Unbeweglichkeit 10, 15 Minuten bei ohne sichtbare Ermüdung oder Zittern, wie es im Falle der Verstellung unmöglich wäre . . . Mit einigen schnellen, kurzen Reibungen ruft dann der Hypnotiseur die Starre des ganzen Körpers hervor.“

Aehnliches wurde oft von dem bekannten Magnetiseur Hansen bewirkt. Ein von ihm Magnetisirter erzählt [3] von sich selbst: „Hansen nahm mich wie ein Stück Holz in die Arme und legte den gleichsam erstarrten Körper auf zwei Stühle derart, daß der Kopf auf dem einen, die Füße auf dem andern ruhten. Der Körper hing ruhig in der Schwebe. Willenlos

[1] Moll, Der Hypnotismus. S. 143.
[2] Le merveilleux et la science. p. 46.
[3] Wissenschaftliche Abhandlungen. III. S. 426.

ließ ich den ganzen Vorgang an mir vorübergehen. Dabei verspürte ich nicht die geringste Anstrengung, die doch sonst bei jeder derartigen Uebung unvermeidlich wäre. Zunächst benützte Herr Hansen mein liebes Ich als Sopha . . . Trotzdem war mir sein Aufenthalt auf meinem Magen durchaus nicht beschwerlich." Aehnliche Fälle von Erstarrung kamen so häufig vor, daß man an der Thatsache nicht zweifeln kann. Darum können wir seiner Anschaulichkeit wegen obiges Beispiel beibringen, obschon wir es sonst grundsätzlich vermeiden, Hansen und andere als Zeugen anzuführen, welche das Hypnotisiren zu öffentlichen Schaustellungen benützten. Die Berichte darüber sind gewöhnlich weniger zuverlässig oder auch unvollständig, indem eben jene Umstände ausgelassen werden, welche die außerordentlichen Leistungen erklärlicher machen können.

Es wird aber nicht bloß Lähmung erzeugt, sondern auch verschiedene Bewegungen können erzwungen werden. Dr. E. Bleuler-Rheinau[1] erzählt von sich selbst, wie er von Dr. v. Speyr und Prof. Forel hypnotisirt wurde. Da er selbst viel hypnotisirt hatte, ist sein Bericht von besonderem Gewicht. Beschränken wir uns auf das hierher Gehörige. „Wurde mir eine Handlung aufgegeben, so konnte ich lange widerstehen; schließlich wurde sie aber doch vollführt, und zwar zum Theil aus Mangel an Willenskraft, ungefähr wie man einem Reflex nachgibt, den zu verhindern es große Anstrengung kostet, oder (namentlich bei kleineren Aufträgen, z. B. ein Bein zu heben) fühlte ich, daß die Bewegung gemacht wurde ohne irgendwelche active Betheiligung meines Ich . . . Dem Befehl, außerhalb des Zimmers etwas zu holen, konnte ich ziemlich leicht widerstreben, aber nicht mehr, als die Handlung zerlegt wurde, d. h. als ich die Suggestion erhielt, das eine Bein zu bewegen, dann das andere u. s. w., bis die Handlung ausgeführt war." Dieses Zeugniß eines Arztes hat dadurch einen besondern Werth, daß uns der Einfluß auf den Willen des Hypnotisirten näher bezeichnet wird. Die Anstrengung des Widerstrebens wird zu groß; der Wille gibt nach ohne eigentlichen äußern Zwang; aber wie es seine Natur mit sich bringt, gibt er nur dem moralischen Gewicht einer andauernden Unannehmlichkeit nach. Wo der entgegenstehende Beweggrund kräftig genug ist, bleibt die Willenskraft ungebrochen; es wurde dem Hypnotisirten ja zuerst nicht schwer, das Zimmer nicht zu verlassen.

Es erübrigt nun noch, eine eigenthümliche Beeinflussung des Gedächtnisses zu erwähnen, welche sich weiter auf das Begehrungs-

---

[1] Münchener medicinische Wochenschrift, 1889, Nr. 5, bei Forel a. a. O. S. 81.

vermögen und den Willen ausdehnt. Man hat diesem Vorgang den Namen posthypnotische Suggestion gegeben. Dem Schlafenden wird ein Befehl ertheilt, den er später im natürlichen Zustand, sei es im Wachen oder im Schlaf, auszuführen hat[1].

So erzählt Dr. Bleuler-Rheinau von sich selbst: „Der Ausführung einer posthypnotischen Suggestion konnte ich mich widersetzen. Doch kostete es mich ziemliche Mühe, und wenn ich nur einen Augenblick im Gespräch meinen Vorsatz vergaß, den Teller, den ich an einen andern Ort stellen sollte, nicht zu beachten, so entdeckte ich plötzlich, daß ich ihn fixirte. Der Gedanke an das Befohlene quälte mich bis zum Einschlafen, und noch im Bett war ich nahe daran, wieder aufzustehen und den Befehl auszuführen, bloß um Ruhe zu bekommen. Doch schlief ich bald ein, wodurch die Wirkung der Suggestion sich verlor."[2] Derselbe erzählt einen andern, recht lehrreichen Fall ebenfalls von sich selbst. Es war ihm oft und energisch eingeredet worden, morgens 6 Uhr 15 Minuten aufzuwachen. Er erwachte die ganze Nacht nie, glaubte aber in einem fort daran zu denken, ob die bezeichnete Zeit noch nicht gekommen sei. Bernheim erzählt unter anderen auch folgende ähnliche Begebenheit[3]. „Während des hypnotischen Schlafes sagte ich zu einer Patientin: ‚Am nächsten Donnerstag (nach 5 Tagen) werden Sie das Glas hier, welches auf dem Nachttisch steht, nehmen und in Ihren Koffer, der unter dem Bette ist, stecken.' Drei Tage später schläfere ich sie von neuem ein und frage, ob sie sich an den Auftrag, den ich ihr neulich gegeben habe, erinnere. ‚Ja,' sagte sie, ‚ich soll am nächsten Donnerstag das Glas hier in meinen Koffer stecken.' — ‚Haben Sie, seit ich Ihnen das gesagt habe, daran gedacht?' — ‚Nein.' — ‚Erinnern Sie sich genau?' — ‚Ja, ich habe am folgenden Tag um 11 Uhr daran gedacht.' — ‚Waren Sie damals wach?' — ‚Nein, ich war in Betäubung.'"

Diese Erzählung zeigt uns zugleich eine neue Eigenthümlichkeit, welche auch sonst vielfach beobachtet worden ist. War der hypnotische Schlaf hinreichend tief, so ist nach dem Erwachen gewöhnlich alles vergessen, was während desselben gesagt wurde oder sonst geschehen ist. Wird dann aber später derselbe Zustand wieder herbeigeführt, so erwacht die Erinnerung wieder an dasjenige, was sich in früheren Hypnosen zugetragen hat. Zu gleicher Zeit ist aber alles wie aus dem Gedächtniß getilgt, was dieselbe

[1] Vgl. Moll, Der Hypnotismus. S. 109.

[2] Forel, Der Hynotismus &c. S. 85.

[3] Die Suggestion und ihre Heilwirkung, von Dr. H. Bernheim. Uebersetzt von Dr. S. Freud. Leipzig 1888. S. 142.

Person im normalen, wachen Zustand erlebt hat. Es zeigt sich gleichsam ein doppeltes Gedächtniß; durch das eine scheint alles zusammenzuhängen, was im Wachen, durch das andere, was in der Hypnose geschehen ist. Jedoch ist zu bemerken, daß die Vergeßlichkeit nicht vollständig ist, sondern häufig durch passende Fragen gehoben werden kann. Sie vermag aber bis zur Vollständigkeit gesteigert zu werden, wenn der Hypnotiseur während des künstlich hervorgerufenen Schlafes den Befehl ertheilt, alles zu vergessen.

Bei den in Rede stehenden posthypnotischen Suggestionen sind noch zwei Umstände zu beachten. Der erste besteht darin, daß sehr lange Zeiträume zwischen dem Befehl und der Ausführung liegen können. So berichtet Beaunis über einen derartigen Fall, wo am 1. Januar 1885 ein Befehl vollzogen wurde, der am 14. Juli 1884 gegeben war. Liégeois gelang es sogar bei einem Auftrag, der nach einem vollen Jahre richtig zur Ausführung kam. Der zweite Umstand ist die Täuschung, in der sich der Beauftragte befindet, als handle er vollkommen frei. So hatte Beaunis [1] einem im künstlichen Schlaf beigebracht, nach zehn Tagen eine bestimmte Handlung zu vollziehen, und ihm in einem verschlossenen Brief den gegebenen Auftrag eingehändigt. Zur festgesetzten Zeit geschieht alles genau nach der Vorschrift. Der Handelnde ist vollkommen überzeugt, daß er frei gehandelt hat und ebenso gut das Gethane hätte unterlassen können. Nur die Eröffnung des versiegelten Briefes vermag ihn zu überzeugen, daß es infolge einer frühern Eingebung geschehen sei.

Wir müssen noch kurz das eine oder andere Beispiel beifügen, da dieselben noch einen weitern neuen Umstand enthalten. Dr. Liébeault [2] hatte Fräulein A. E. nichts vom Schlafen vorgeschrieben, während er sie hypnotisirte. Beaunis begleitete sie fort und erzählte ihr dabei, Herr Liébeault habe ihr vorgeschrieben, um 3 Uhr 5 Minuten einzuschlafen. Aber es trat kein Schlaf ein. Einer andern hatte er vor seiner Abreise gesagt [3], sie solle Spielpfennige in Zuckerwasser tauchen, und nachdem sie davon getrunken, werde sie einschlafen. Sie hatte aber vergessen, welche Flüssigkeit bezeichnet worden war. Sie versucht es mit Wasser und trinkt, aber ohne Erfolg; desgleichen mit Wein, kein Schlaf; sie nimmt Wasser und Wein, aber ohne Erfolg; endlich Zuckerwasser, jetzt fällt sie in Schlaf.

Frägt man, ob der Hypnotiseur unfehlbar das Vollziehen des Befehles herbeiführen könne, so antwortet Bernheim [4] darauf: „Die Sug-

[1] Beaunis, Le somnambulisme provoqué. p. 183.
[2] Beaunis l. c. p. 208. [3] L. c. p. 209.
[4] Die Suggestion und ihre Heilwirkung. S. 35.

gestion posthypnotischer Handlungen ist nicht unbedingterweise von Erfolg begleitet; sie kann bei manchen Personen auf Widerstand stoßen. Die Neigung, den Auftrag zu vollziehen, hat eben nur eine gewisse Stärke, welche gegen die des Widerstandes abgemessen wird." Ein ganz einfacher Fall beweist am besten, wie ungewiß die Ausführung bleibt. „Ich hatte einem Knaben suggerirt," so erzählt derselbe Dr. Bernheim, „nach dem Erwachen auf den Tisch zu steigen. Nach dem Erwachen schaut er wohl den Tisch an, klettert aber nicht hinauf. Man sah ihm an, er hätte wohl Lust dazu, aber die bloße Scheu vor den Anwesenden war stark genug, ihn zurückzuhalten."

Wie in dieser Weise das Gedächtniß mit Rücksicht auf künftige Handlungen durch Suggestion bestimmt werden kann, so ist auch eine rückwirkende Beeinflussung möglich. So sagte Liégeois[1] zu einer hypnotisirten jungen Dame: „Sie wissen, daß ich Ihnen 500 Franken geliehen habe. Sie werden mir bestätigen, diese Summe empfangen zu haben." — „Aber mein Herr, Sie liehen mir nichts." — „Ihr Gedächtniß läßt Sie im Stich; gestern erst behändigte ich an dieser Stelle eine Rolle mit der verlangten Summe." Die Dame erklärte sich nach weiterem Zureden dann auch bereit, eine rechtsverbindliche Schuldurkunde auszustellen. Dr. Forel[2] sagte zu einem Fräulein, als ein ihr gänzlich unbekannter junger Mann ins Zimmer trat: „Sie kennen diesen Herrn, er hat Ihnen vor einem Monat am Bahnhofplatz Ihre Börse gestohlen und ist damit durchgebrannt." Sie schaute ihn an, zuerst etwas erstaunt, war aber gleich überzeugt, erinnerte sich genau und fügte noch hinzu, es seien 20 Franken in ihrer Börse gewesen. Schließlich verlangte sie Bestrafung des Betreffenden. Wie weit diese Verwirrung des Gedächtnisses gehen kann, ersieht man aus dem vollkommen gelungenen Versuch Bernheims, der eine ganze Reihe falscher Zeugen schuf, welche mit innigster Ueberzeugung ihre irrigen Aussagen bekräftigten.

Was wir hier aus einigen ernster gehaltenen Schriften zusammengestellt haben, mag genügen, um uns ein einigermaßen anschauliches Bild zu geben von dem Zustande der hypnotisirten Personen. Ehe wir genauer untersuchen, welche der berichteten Thatsachen wir als vollkommen feststehend annehmen können, und welche wir als falsch oder zweifelhaft zu bezeichnen haben, müssen wir noch einiges vorausschicken über die vermittelst Hypnose erzielten Krankenheilungen und über das Verhältniß zwischen Hypnotiseur und Hypnotisirten.

---

[1] Sallis, Ueber hypnotische Suggestion. S. 23. [2] Der Hypnotismus ꝛc. S. 44.

(Fortsetzung folgt.)

H. **Haan** S. J.

Der Empfang der heiligen Sacramente gegen Ende des Mittelalters.

Die Heilige Schrift gibt ein zweifaches Gebot in Bezug auf die heilige Communion. Wir sollen dieselbe empfangen, und wir sollen uns würdig auf diesen Empfang vorbereiten. Sagte der Herr: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage", so betont der hl. Paulus mehr die Vorbereitung: „Der Mensch prüfe sich selbst, und so esse er von diesem Brode und trinke aus diesem Kelche. Denn wer unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich das Gericht." Beide Gebote sind in der rechten Weise miteinander in Einklang zu bringen. Wird das eine auf Kosten des andern zu sehr betont, so kann die heilige Communion nicht die vom Erlöser beabsichtigte Wirkung haben, sie wird weder hienieden den Besitz des Lebens der Gnade, noch jenseits den des Lebens der Glorie sichern. Mußte der ehrwürdige Beda darüber klagen, daß einige sogar mehrere Male am Tage communicirten [1], so fiel man später in das andere Extrem, wenn man eine Vorbereitung forderte, die zu beschwerlich fallen und darum die Zahl der Communionen einschränken mußte.

Welche Gewohnheiten herrschten in dieser Beziehung gegen Ende des Mittelalters? Um einen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage zu liefern, wollen wir zunächst einige Vorschriften und Rathschläge mittheilen, welche damals für die Vorbereitung auf den Empfang der heiligen Sacramente gegeben wurden, dann aber kurz untersuchen, wie es mit dem Empfange der Sacramente selbst im allgemeinen stand, um endlich, zu Einzelheiten übergehend, festzustellen, wie oft man in den verschiedenen Ländern Europa's die heilige Communion empfing, und bei welchen Anlässen man dies that. Wir beschränken uns dabei auf das 15. und den Anfang des 16. Jahrhunderts und richten unser Augenmerk vorzugsweise auf das eigentliche Volk.

[1] Bridgett, History of the Holy Eucharist in Great Britain. Vol. II. p. 263. Noch im achten Jahrhundert mußten laut einem römischen Bußbuche die Gläubigen an allen Sonntagen, wenigstens jeden dritten Sonntag das heilige Abendmahl empfangen. In Frankreich wurde damals nur gefordert, sie sollten wenigstens dreimal im Jahre zum heiligsten Sacrament kommen. Schmitz, Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche. Mainz, Kirchheim, 1883. S. 391. 417; vgl. 534. 644. 675. 814.

Groß waren in der That die Anforderungen, welche an denjenigen gestellt wurden, der dem Tische des Herrn zu nahen wünschte.

Die für die dänische Geschichte so wichtige Chronik, welche man nach ihrem Fundorte die skybische genannt hat, meldet zum Jahre 1526, der Edelmann Magnus Göye (Mogens Gjöe) habe damals zum erstenmal in Dänemark unter zwei Gestalten communicirt „ohne jene Vorbereitung, womit die alten Christen (Katholiken) zu büßen pflegten, ohne Reue, ohne Gebet, Fasten, Beichten, Almosen und sonstige fromme Werke" [1]. Näheres erfahren wir von Geiler von Kaisersberg. Nach ihm ist das Siebenzehnte, was derjenige mitnehmen soll, welcher „das schiff der penitentz und des hails" besteigen will, um nach dem himmlischen Jerusalem hinaufzusegeln, „Schiffbrod", d. h. die heilige Communion. Für den Empfang derselben soll man zunächst in der Beicht sein Herz reinigen. „Willst du das heilige Sakrament würdiglich empfahen, dann sollst du auch die Schüssel deiner Conscientz trocknen mit der Zwähel des Genugthuns, mit Abbruch, mit harter, rauher Kleidung und dergleichen. Auch mit Leiden der Widerwärtigkeit und durch Zurückführung derjenigen, so du verführt hast, als dich Gerson lehrt." Geiler läßt dann jemanden fragen, wo er jenes heiße Wasser hernehmen solle, womit er „das Schiffbrod", welches die heilige Communion bedeute, nach der Sitte der Schiffsleute aufweichen müsse, um es genießbar zu machen. Er antwortet, jenes Wasser sei eine gute Reue. Wo soll ich das finden? Geh' in die Wüste, geh' in die Einöde und lasse deine Gedanken schweben durch die Berge, die Berge der höllischen Flammen. Die Betrachtung der Hölle soll dir heiße Thränen einer aufrichtigen Buße entlocken. Weiterhin empfiehlt er zur Vorbereitung auf den Empfang der heiligen Communion: Fasten, Abbruch, Casteiung. „Wie Moses den Felsen schlug, und Wasser hervorquoll, so sollst du mit Vernunft und Bescheidenheit dich mit Ruthen züchtigen, bis Thränen und Blut herauskommen." [2]

Mit dem Straßburger Domprediger übereinstimmend und fast gleichzeitig will Christiern Pedersen, Canonicus von Lund in Schonen, seine Zuhörer sollten vor dem Empfang der heiligen Communion sich zur Vorbereitung drei Tage in den Wüstenwald zurückziehen. Sie sollten am

---

[1] In der Ausgabe von Holg und Rördam in Historiske Kildeskrifter (Monumenta historiae danicae) I, 66. (Die Chronik steht auch, aber weniger correct, in Scriptores rerum danicarum. II, 556—602.)

[2] Augsburger Ausgabe (1514) von Otherer; blat XLIX, LI und LII verso; Ausgewählte Schriften, in freier Bearbeitung herausgegeben von de Lorenzi. IV, 138 f.

ersten Tag „vom frühen Morgen bis zum späten Abend" in heilsamer Betrachtung alle ihre Sünden durchgehen, darauf eine bußfertige Beicht ablegen, den dritten Tag aber mit Fasten, Almosengeben und frommem Gebete zubringen [1].

Freilich werden derartige Uebungen nur angerathen. Dem jeweiligen Beichtvater blieb anheimgegeben, was er davon vorzuschreiben für gut fand. Daß aber von den Geistlichen vieles streng verlangt wurde, geht aus dem Tagebuch Dreygerwolts hervor, der 1508 bis 1523 Pfarrer zu Münster in Westfalen war. In seinem während jener Zeit geführten, mit dankenswerthen Erläuterungen von Domkapitular Tibus neu herausgegebenen Tagebuch bemerkt er zum Feste der hl. Lucia (13. December): „Betreffs der Fasten für diejenigen, welche (auf Weihnachten) communiciren wollen, pflegen wir (die Pfarrer) uns zu verständigen, je nach den Bedürfnissen der Zeit. Wenigstens sollen dieselben sich sechs Tage hindurch der Fleischspeisen enthalten, an dreien auch der Milchspeisen, obschon früher Gebrauch war, daß sie von Lucia (13. December) an sich der Fleischspeisen enthielten." Zu Mariä Himmelfahrt schreibt er, diejenigen, welche communiciren wollten, sollten das Fasten so beobachten, daß sie sich an sechs Tagen des Fleischgenusses, an dreien außerdem der Milchspeisen enthielten. Dies sei alte Gewohnheit, doch könne der Pfarrer nach Befinden Milderung eintreten lassen. Für den Sonntag vor Pfingsten wird angegeben, „die (am Pfingstfeste) Communicirenden sollen an den zwei ersten Tagen des Fleisches sich enthalten, Dienstag und Mittwoch der Butter, die übrigen Tage fasten" [2]. Ein anderer Schriftsteller jener Zeit fordert sogar, die Beicht habe einen Monat vor der Communion zu beginnen [3]. Das Lütticher Concil von 1287 bestimmte, die für jedes Jahr vorgeschriebene Beicht habe zwischen Mariä Lichtmeß und Palmsonntag stattzufinden [4].

Fast allerorts war die Bußdisciplin bis zum Ende des Mittelalters nach unseren Begriffen sehr streng. Man unterschied eine dreifache Buße: die feierliche, die öffentliche und die private, welche öfters in Conciliensbeschlüssen behandelt werden. Beispielsweise zählt Erzbischof Nicolaus Ragnvaldson von Upsala, welcher die Statuten der schwedischen Provinzial-

[1] Christiern Pedersens Danske Skrifter, Ausgabe von Brandt und Fenger. I. 264—267.

[2] Tibus, Die Jakobipfarrei in Münster 1508—1523. S. 16. 30. 27.

[3] Dalgairns, The Holy Communion. Third edition. p. 236; französische 2. Ausgabe, Paris 1868, I, 289.

[4] Hartzheim, Concilia Germaniae. III. 688 can. 23.

und Diöcesansynoden von 1438—1448 in ein Compendium zusammenfassen ließ, die Sünden auf, wofür **feierliche und öffentliche** Buße zu verhängen sei[1]. Wer sich aus freiem Willen oder nach Vorschrift des Bischofs solcher Buße unterzog, wurde von diesem am Aschermittwoch in feierlicher, durch das römische Pontificale vorgeschriebener Weise aus der Kirche verwiesen, um erst am Gründonnerstag wieder zugelassen zu werden.

Die nicht feierliche, aber **öffentliche Buße** bestand in einer öffentlichen Bußübung, wodurch der Pönitent sich als groben Sünder bekannte. Eine solche Buße konnte fürs Gewöhnliche von jedem Beichtvater auferlegt werden. Dies bezeugen ausdrücklich Birger und andere Bischöfe, jedoch mit der Einschränkung, sie dürfe nur bei schwereren Vergehen verhängt werden[2]. Die 1474 in Arboga (Schweden) abgehaltene Provinzialsynode erklärt, wer versucht habe, durch Meineid sich zu reinigen, müsse fünf Jahre Buße thun oder drei Mark zahlen; es solle aber nicht beides zugleich verhängt werden[3].

Die **Privatbußen** entsprachen wohl in den meisten Fällen den heute gebräuchlichen; sagt doch z. B. Palladius, der erste lutherische Bischof von Seeland, im Papstthum habe es als Genugthuung gegolten, fünf Vaterunser und Ave Maria, einen Rosenkranz oder die sieben Bußpsalmen zu beten[4]. Oft ward als Buße eine Wallfahrt nach einem oder mehreren Gnadenorten des In- oder Auslandes vorgeschrieben. Wurde dem Betreffenden dabei auch auferlegt, durch Büßerkleidung zu erkennen zu geben, daß die Wallfahrt nicht aus freiwilliger Andacht unternommen sei, so gestaltete sie sich dadurch zu einer öffentlichen Buße. Erzbischof Birger

---

[1] Reuterdahl, Statuta synodalia veteris ecclesiae Sueo-gothicae, Compendium Ragnvaldi. IV, 38. Von der feierlichen und öffentlichen Buße reden ferner: 1446 die Breslauer Synode, 1475 und 1480 die Freisinger (Binterim, Deutsche Concilien. VII, 232. 554. 367), 1481 bespricht sie Cardinal Friedrich von Clugny, Bischof von Tournay (Hartzheim, Concilia Germaniae. V, 525), 1490 das Provinzial-Concil von Salzburg (Binterim a. a. O. VII, 527; vgl. 552 f.). Im Jahre 1513 erließ der Erzbischof von Lund (Schonen) über diese dreifache Buße eine längere Instruction: Statuta provincialia, synodalia, casus conscientiae etc. Archiepiscopi Birgeri. Herausgegeben von Thorkelin. Kjöbenhavn 1778. Bl. C_5 ff. Ueber die Art der feierlichen Buße vgl. auch Beissel, Geschichte der Trierer Kirche. I, 175 f.; H. J. Schmitz, Die Bußbücher und die Bußdisciplin der Kirche.

[2] Thorkelin l. c.; Binterim VII, 232.

[3] Reuterdahl l. c. p. 155 (punct. 88). Die Dreimarkstrafe galt im Norden für entehrend; ihre Verhängung zwang den katholischen Bischof Jans Andersen von Odense unter Friedrich I. von Dänemark, auf sein Bisthum zu resigniren, welches dann der Protestant Knud Gyldenstierna erhielt.

[4] St. Peders Skib vom Jahr 1553. Bl. M_5 verso. Ausg. von Helsingör 1615.

und die Breslauer Synode von 1446 reden von Wallfahrten in Büßerkleidung mit einem krummen Stock und gesegnetem Ranzen [1]. Zuweilen wurden Bußwallfahrten durch weitere Vorschriften verschärft, wie wenn z. B. der Pönitent die Wallfahrt unternehmen sollte mit Ketten beladen oder unter dem Verbote, andere Almosen entgegenzunehmen, als solche, welche ihm unerbeten dargereicht würden [2].

Daß die Geistlichen auch für die Seelsorge überhaupt häufig strengeren Ansichten huldigten, erhellt z. B. aus einem 1513 verfaßten Unterricht des Canonicus Christiern Pedersen von Lund für den ersten Fastensonntag [3], worin er während der Fastenzeit den Gesunden und Starken vor der Vesper, d. i. „elf bis zwölf Uhr", jeden Trank untersagt und auch andere große Anforderungen stellt.

Daß indessen die Bußdisciplin nicht allerorts und immer in ihrer ganzen Strenge gehandhabt wurde, geht schon daraus hervor, daß jene feierlichen und öffentlichen Bußen nur in einzelnen Diöcesen und Kirchenprovinzen in den Concilsacten eingeschärft werden. Es erhellt ferner aus der Ermahnung an die Beichtväter, nur bei schweren Vergehen öffentliche Buße zu verhängen, die Beichtkinder mit Geduld anzuhören und ihnen überhaupt mit aller Liebe zu begegnen. Mit Recht erinnert auch Binterim daran, es sei in der katholischen Kirche stets üblich gewesen, daß vorzüglich die Priester sich der Büßenden annahmen, für sie beteten und an ihrer Statt Bußwerke verrichteten [4].

Gleichwohl bestand jene Bußdisciplin noch zu Recht. In diesem kraftvollen Zeitalter waltete also vielfach noch eine Strenge, vor welcher unser schwächliches Geschlecht zurückschreckt. Haß gegen die Sünde, Ehrfurcht vor dem im Sacramente wohnenden Gottmenschen, die der lebendige Glaube jener Zeit so tief erfaßte, erlaubten, daß man eine Vorbereitung

---

[1] Thorkelin l. c.; Binterim a. a. O.

[2] Ein Beispiel solcher strengen, im Auftrage des Bischofs von Ripen (Jütland) auferlegten Buße führt nach dem Diplomatarium des königl. Geheimarchivs Kinch an (Ribe By. S. 401). Aehnliches wird über den dänischen Adeligen und Kriegshelden Otto Rud gemeldet, der mit seinen Soldaten Åbo in Finnland überrumpelt und den Dom geplündert hatte, wobei Priesterblut geflossen war. Er starb auf seiner Wallfahrt zum heiligen Grab in Bayern. Als jener zu Ripen zu solcher Buße Verurtheilte im Jahre 1493 gemäß seiner Vorschrift nach Bergen kam, erklärte der dortige Bischof dessen Buße für übermäßig streng und bewilligte einem jeden, der sich seiner annähme, vierzig Tage Ablaß.

[3] Ausgabe von Brandt und Fenger. I, 270 f.

[4] Binterim a. a. O. VII, 232. 557.

auf die heilige Communion forderte, für die heute das rechte Verständniß etwas abhanden gekommen ist. Infolge jener Strenge wollten aber doch nur zu viele der mit dieser Vorbereitung verbundenen Buße sich nicht öfter unterziehen, als nothwendig war. Die große Mehrzahl der Gläubigen begnügte sich, das Kirchengebot zu erfüllen. Wer im Laufe der Fastenzeit beichtete, um zu Ostern zu communiciren, hatte in dem dann gebotenen Fasten die Buße von selbst. Freilich gab es auch Leute, welche, aller Strengheit ungeachtet, häufiger dem Tisch des Herrn nahten.

Gehen wir jetzt zu denjenigen Zeugnissen über, welche die Thatsache selbst, den seltenen Empfang der heiligen Sacramente um jene Zeit, ausdrücklich bekunden. Daß selbst zu Rom der Brauch, nur einmal im Jahre zu communiciren, zu Anfang des 16. Jahrhunderts vorherrschte, ergibt sich aus dem Bericht Ribadeneira's, des Zeit- und Ordensgenossen des hl. Ignatius, dem er persönlich sehr nahestand. Derselbe erzählt, Ignatius sei 1539 mit seinen sechs ersten Genossen nach Rom gekommen, wo sie in sieben Kirchen jeden Tag predigten. Infolge ihrer Wirksamkeit sei „die ursprüngliche und heilige Gewohnheit, öfters zu beichten und zu communiciren, welche jahrhundertelang nachgelassen habe, wieder in der heiligen Stadt aufgenommen worden[1]. Für die einzelnen Länder wird die Seltenheit des Empfanges der heiligen Eucharistie dadurch bezeugt, daß die meisten Concilien des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts nur von einer Ostercommunion reden. Auffallenderweise wird dabei die Beicht meistens mehr betont, als die Communion. Für Spanien und Frankreich, selbst für Italien ist hierbei nicht zu übersehen, welche Kämpfe der hl. Ignatius für die Einführung einer häufigern Communion zu bestehen hatte. Durch seine Exercitien waren zahlreiche hervorragende Männer für die Praxis einer häufigen Communion gewonnen worden, die wiederum bei anderen die öftere Communion empfahlen. Stellte der Heilige doch als leitenden Grundsatz für sich und seinen Orden auf, daß derjenige nicht leicht in eine Todsünde falle, der oft und würdig communicire, und daß er sich, wenn er aus menschlicher Schwäche eine solche begangen habe, bald und leichter wieder erheben werde[2]. Ignatius mußte, um eine häufigere Communion zu ermöglichen, auf eine mildere Behandlung der Beichtenden dringen. In seinem Exercitienbüchlein bemerkt er ausdrücklich[3], es solle Exercitanten von geringerer Fassungskraft angerathen werden, alle

[1] Ribadeneira, Vita Ignatii. Lib. II. cap. 13.

[2] Ribadeneira l. c. Lib. V. cap. 10. [3] Annotatio 18.

acht Tage zu beichten und alle vierzehn Tage das Sacrament der Eucharistie zu empfangen. Er fügt indessen bei, es sei noch besser, wenn die heilige Communion alle acht Tage empfangen würde, falls die Andacht dazu antreibe. Als er noch nicht Priester war, hätte wenig daran gefehlt, daß man ihm trotz der Bewunderung, die seiner Heiligkeit gezollt wurde, die heilige Communion öffentlich verweigert hätte [1]. Einer der Punkte, worüber er in Alcala bei der Inquisition verklagt wurde, war gerade dieser, er veranlasse mehrere junge Leute, allsonntäglich zu communiciren. Später mußte er aus demselben Grunde in Paris Anfeindungen erdulden.

Verschiedene Moraltheologen des 16. Jahrhunderts sahen sich veranlaßt, dem Widerstande entgegenzutreten, welchen die häufigere Communion und das Absehen von der bisherigen strengen Vorbereitung hervorriefen. So redet z. B. Dicastillo von der seltenen Communion in der voraufgehenden Zeit. Gobat bezeugt, P. Matridius und andere hätten sich genöthigt gesehen, Bücher zu schreiben, weil man den Jesuitenorden der Ketzerei beschuldigt habe wegen der Empfehlung der häufigen Communion, und der hl. Thomas von Villanova habe die Jesuiten auf der Kanzel in Schutz nehmen müssen [2]. Auch der hl. Philippus Neri trat für die häufige Communion entschieden in die Schranken und hatte dafür manchen Widerspruch zu erdulden [3]. Die theoretischen Schwierigkeiten wurden bald endgiltig durch das Concil von Trient und seinen Catechismus Romanus gehoben; denn dieser forderte als nothwendige Vorbereitung auf den Empfang der heiligen Eucharistie nur mehr die Beicht zur Befreiung von Todsünden und empfahl oftmaliges Communiciren [4].

So sehr das bisher Gesagte beweist, daß im allgemeinen nicht häufig communicirt wurde, darf man doch nicht annehmen, im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts seien in der ganzen Kirche Laien niemals, außer in der österlichen Zeit, zur heiligen Communion gekommen. Noch verkehrter wäre der Schluß, damals sei es allgemeine Ansicht gewesen, dem Geiste der Kirche entspreche es, daß Laien nur zu Ostern die heilige Communion empfingen. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, manche Länder anzuführen, in denen die Laien auch an anderen Festen communicirten. Man kann sogar behaupten, dies würde nicht geschehen

[1] Bartoli, Histoire de Saint Ignace. Troisième édition. Bruxelles. Tome Ier p. 98. Das Folgende bei allen seinen Biographen.

[2] Experientiae theologicae. Tract. IV. cas. IV.

[3] Dalgairns englische 3. Ausgabe S. 236 f.; französische 2. Ausgabe I, 289 f.

[4] Catech. Rom. Pars II. cap. 4. q. 58.

sein, wenn nicht die Beichtväter oftmals dazu ermuntert und aufgefordert hätten. Daß sie dies thaten, erhellt daraus, daß eine häufigere Communion in den Schriften mehrerer Geisteslehrer jener Zeit empfohlen wurde. Wandten diese sich auch zunächst an die Ordensleute, so galten ihre Worte doch auch den Laien. Dem Vorwurf der Reformatoren, es würden so viele Messen gelesen, ohne daß die beiwohnende Gemeinde zum Abendmahle gehe, begegnete der dänische Karmelitermönch Paulus Eliä mit der Erklärung, es sei lediglich die Schuld der Laien, daß so selten communicirt werde. Die Priester würden keinem die himmlische Speise verweigern, der danach verlange, allerdings auch keinen zwingen, sie öfter zu empfangen [1].

Wir können nunmehr dazu übergehen, zu zeigen, wie es mit dem Empfange der Sacramente in verschiedenen Ländern stand. Das eine oder andere der heute noch katholischen Völker mag für erwachsene Laien in gesunden Tagen nur die Ostercommunion gekannt haben. Doch darf man behaupten, daß es durchschnittlich mit dem Empfang der Communion besser stand in den der Kirche treu gebliebenen Gegenden, als in denjenigen, welche der Mehrzahl ihrer Bewohner nach protestantisch wurden.

Beginnen wir mit diesen von der Kirche getrennten Reichen. Ueber Großbritannien spricht sich Bridgett, der angesehene Kenner englischer Kirchengeschichte, dahin aus: „Ostern war ein Tag gemeinschaftlicher Communion, der einzige Tag des Jahres." Das 1467 aus dem Französischen übersetzte Ordinary of Christenmen lehrt: „Du sollst alle deine Sünden beichten zum wenigsten einmal im Jahre und in der österlichen Zeit mit Demuth deinen Schöpfer empfangen." Alexander von Stavenby ermahnte dort im 13. Jahrhundert zu einer dreimaligen Communion in einer Weise, die allerdings verräth, daß er sich wenig Erfolg von seiner Aufforderung versprach. In seinen Statuten vom Jahre 1237 heißt es: „Jeder, Cleriker wie Laie, soll dreimal im Jahre den Leib und das Blut Jesu Christi empfangen. Wer nicht gewillt ist, dies so oft zu thun, soll ermahnt werden, den Advent hindurch zu fasten, oder wenigstens eine halbe Woche hindurch vor Weihnachten, und alsdann zu beichten. Ebenso sollte man fasten von Christi Himmelfahrt bis Pfingsten und dann beichten.

[1] Om een Christelig forening etc., gedruckt in Kopenhagen 1534. Bl. D_3. Obgleich Paulus Eliä gerne die Schuld für die Reformation von der Geistlichkeit auf das Volk überträgt und den Satz vertritt: „Ist das Volk gut, so wird ihm Gott auch gute Priester senden", verliert das obige bestimmte Zeugniß doch seinen Werth nicht.

Ostern muß natürlich ein Communiontag sein." — Dasselbe Statut erließ Walther de Cantilupe[1].

Es waren gewiß edle junge Männer, welche sich im 16. Jahrhundert um den spätern Cardinal William Allen zu Douai sammelten, um sich auf die priesterliche Würde und auf das Martyrium bei der Seelsorge unter den hart verfolgten englischen Katholiken vorzubereiten. Gleichwohl mußte Allen, wie er in einem Briefe an einen Freund schreibt, ihnen sagen: „Wir müssen Buße thun und unsere Sünden beichten, nicht oberflächlich, wie wir es bei der jährlichen Beicht thaten, sondern unser ganzes Leben erforschen und die geistlichen Uebungen unter der Leitung der Väter der Gesellschaft Jesu machen. Auch sollen wir den Entschluß fassen, öfter zu beichten und andächtiger zum Tische des Herrn hinzuzutreten." [2]

Wenden wir uns zu einem zweiten protestantisch gewordenen Lande, nach Dänemark, so finden wir, daß Paulus Eliä seinen skandinavischen Landsleuten 1530 schreibt: „Im Beginne des Christenthums war die Liebe so brennend, die Unschuld so groß und der Glaube so rein und fest, daß man das Sacrament jeden Tag empfing. Seit die Liebe erkaltete, reine Unschuld und unschuldige Reinheit mehr und mehr dahinschwanden, kam man zum Sacrament nur am Sonntage und an anderen festlichen Tagen. Da die Welt immer schlechter wurde, so thaten dies späterhin an Festtagen einige wenige christliche Leute, fromme Wittwen, Männer und Frauen, die in täglicher Buße lebten, unbekümmert um den sündigen und offenbaren Handel der Welt. Solcher Wittwen werden noch viele gefunden in Walland und an anderen Orten, welche dieselbe Sitte beobachten." [3] Christiern Pedersen durfte in einer seiner 1513 bis 1514 zu Paris gedruckten Weihnachtspredigten seinen Landsleuten vorhalten, sie handelten wie die Juden Bethlehems, denn auch sie wollten ihren Heiland nicht aufnehmen. Hieran knüpft er die Frage: Wer von euch hat heute wohl den ehrwürdigen Leib Gottes im Sacrament empfangen? Die Antwort lautet: Wohl keiner[4].

Am deutlichsten spricht Palladius zu Anfang der vierziger Jahre. Er wollte sich den Umstand, daß die Dänen so selten communicirten,

[1] Bridgett l. c. II, 257—265; bes. 261. 262. 263. Vgl. Wilkins, Concilia. I, 571—582. 640 und 666.

[2] Spillmann S. J., Die englischen Martyrer unter Elisabeth. S. 108—109.

[3] Secher, Povel Eliesens danske Skrifter. I, 381. Paulus Eliä redet wohl von älteren Leuten, welche in Italien und Belgien in Hospitälern lebten.

[4] A. a. O. I, 79.

zu nutze machen, um sie zu einem innern Anschluß an den Protestantismus zu vermögen, der ihnen vom Staate aufgenöthigt worden war. Wiederholt und in mehreren seiner Schriften spricht er davon, daß man unter dem Papstthum nur zu Ostern das Sacrament empfangen habe. „Vorher waren wir vom Papste und von den Mönchen verpflichtet worden, zu einer Zeit im Jahre, der österlichen, zum Sacramente zu gehen." — „Das muß ein vermaledeiter Mensch sein, der fürderhin in den hellen Tagen dieses klaren Evangelii nach altem Gebrauch nur auf Ostern zum Sacramente geht, und nicht öfter im Jahre dies hochwürdige Sacrament zu gebrauchen weiß." — „Gehen hier nur wenige an Sonn- und Feiertagen zum Sacrament oder bisweilen gar keiner, so ist das ein sicheres Zeichen, daß hier noch eine alte Rothkirche des Papstes und der Mönche ist und keine herzensgute, christliche Kirche." [1] — Später versuchte er in einem Buche den Nachweis zu erbringen, es habe seit Erschaffung der Welt kaum eine Ketzerei gegeben, die nicht neben vielen anderen Greueln in der Papstkirche zu finden sei. Darin heißt es: „Die zwangen alles Volk unter Strafe des Bannes, einmal im Jahre zu beichten und sich versehen zu lassen in der Osterzeit." [2] Demnach war außer der österlichen Communion eine andere in Dänemark kaum bekannt [3].

[1] Visitatzbog, Ausgabe von Svend Grundtvig. S. 43—45.

[2] St. Peders Skib. Bl. M. — Für Palladius war es leicht, zum häufigen Empfang seines Abendmahls aufzufordern, weil er nicht mehr, wie etwa dreißig Jahre vorher sein Landsmann Christiern Pedersen, wenigstens „einen dreitägigen Aufenthalt im Wüstenwald" forderte. Er verlangte, daß jeder seinem Pfarrer einen Beichtpfennig gebe nach seinem Vermögen, denn „sonst ist er dir zu nichts verpflichtet", und daß er die Zehn Gebote vor dem Prediger hersage. Wer aber diese Gebote nicht hersagen konnte oder wollte, sollte bürgerlich dadurch gestraft werden, daß er vor Gericht kein Zeugniß ablegen durfte, „denn einem solchen Stümper kann man nicht mehr glauben, als einem Hunde". Eine Beicht mit Namhaftmachen von Sünden forderte er nicht, sondern rieth sie nur an.

[3] Was man für eine häufigere Communion in Dänemark geltend machen könnte, fällt gegenüber dem oben Gesagten nicht schwer in die Wagschale. 1507 notirt der Rentmeister der Königin Christine, der frommen Mutter Christians II., auf Allerheiligen Almosen, die er gegeben habe, weil seine gnädige Frau bei den Franziskanern von Odense die heilige Eucharistie empfangen habe (Vedel-Simonsen, Odense By. II, 1, 107). Den ersten Sonntag nach Weihnachten spricht Christiern Pedersen (I, 125) von Leuten, welche zwar auf Weihnachten den gebenedeiten Leib unseres Herrn empfangen hätten, ihn aber wieder vertrieben durch Unmäßigkeit, Unkeuschheit, Ausgelassenheit, Trunksucht, Trägheit und andere Sünden, die jetzt mehr als zu anderer Zeit auf Weihnachten begangen und bis Fastnacht, Mittfasten, ja noch länger fortgesetzt würden.

Von diesen dänischen Zeugnissen können wir einen Schluß auf benachbarte Gegenden machen. Weder Paulus Eliä noch Palladius hätten so reden können, wenn die Verhältnisse wesentlich anders gelegen hätten in den Ländern, mit welchen Dänemark damals einen sehr regen, ja fast täglichen Verkehr unterhielt, also in Norwegen, Schweden, Norddeutschland und dem heutigen Holland. Es fehlt indessen für diese Länder auch nicht an unmittelbaren Zeugnissen. Betreffs Norwegens sagt Bang: „Die gewöhnliche Zeit, in der die Gemeinde das Abendmahl genoß, war der erste Ostertag.“ [1] Den Ostertag bezeichnet er wohl deshalb als den „gewöhnlichen“ Communiontag, weil er an Ausnahmsfälle dachte, welche die Concilsbestimmungen auch anderwärts vorsehen, wonach es in der Macht der Beichtväter gelegt war, die Lossprechung und aus wichtigen Gründen auch den Zeitpunkt des Empfanges der heiligen Communion für einzelne aufzuschieben. Jedenfalls beruft er sich für seinen Ausspruch auf zwei alte norwegische Gesetze, die nur von einer österlichen Communion reden. Das erste, von König Magnus Haakonsön stammende verordnet: „Jeder Christ, der zum Gebrauche der Vernunft gekommen ist, soll von seinem zwölften Lebensjahre an zum wenigsten einmal im Jahre in der langen Fastenzeit dem Priester aufrichtig seine Sünden sagen und darauf am Ostertage seinen Gott empfangen.“ Erzbischof Jon der jüngere befahl als Primas Norwegens im wesentlichen dasselbe [2]. In diesem Reiche, in welchem mehr als sonst kirchliches und bürgerliches Leben ineinander griffen, hatten diese Gesetze auch für das bürgerliche Leben bindende Kraft. Stammen sie auch aus früherer Zeit, so behielten sie doch ihre Giltigkeit im 15. Jahrhundert und bis zur Reformation. Jedenfalls galten sie lange genug, um eine Gewohnheit und Landessitte zu begründen. Es liegt aber weder eine diesbezügliche Verordnung, noch sonst ein Anzeichen vor, woraus man schließen könnte, diese Gewohnheit sei später eine andere geworden. War sie durch Gesetze hervorgerufen und aufrecht erhalten, so muß sie auch in den Nebenländern Norwegens geherrscht haben. Auf den Faröern, den Shetland- und Orkney-Inseln, sowie in dem damals weit mehr kolonisirten Grönland wird man sich demnach gemeiniglich mit der Ostercommunion begnügt haben. Für Island erließ Bischof Thorlakson von Skalholt eine eigene kirchliche Gesetzgebung, die der norwegi-

[1] Udsigt over den norske Kirkes Historie. S. 218.

[2] Norges gamle Love. II, 384; III, 261. (Nyere Borgarthings Christenret § 14 und Nyere Christenret § 63.)

schen entsprach [1]. Zu den bisherigen Ergebnissen stimmen auch andere Nachrichten über das kirchliche Leben im katholischen Norwegen. In großartiger Weise wurde zu Drontheim vom 28. Juli bis zum 5. August alljährlich das Fest des hl. Olaf begangen [2]. Zahlreiche Schaaren strömten aus Norwegen wie aus anderen Ländern zum Feste. Sie wurden zur Beicht aufgefordert, für welche Ablaß bewilligt war; vom Communiciren ist keine Rede. Daß unmittelbar vor der Reformation in Norwegen nicht öfter communicirt wurde als vorher, erfahren wir wieder von Palladius. Da ihm anfangs die lutherischen Geistlichen dieses Landes untergeordnet waren, schrieb er für sie eine Erklärung von Luthers Katechismus, worin er sagt: „Lasset uns also den Geboten Christi gemäß handeln, damit wir nicht mit jenen verdammt werden, welche dieses Abendmahl verachten und im ganzen Jahre kaum einmal communiciren, und zwar mehr aus Gewohnheit als aus eigentlichem Bedürfniß.“ [3] Daß Palladius bei diesen Worten an die Katholiken dachte, ist keinem Zweifel unterworfen. Er hätte sie nicht niederschreiben können, wenn in Norwegen öfter als zu Ostern communicirt worden wäre: die Wirklichkeit hätte ihn sonst Lügen gestraft.

Im dritten Reiche des Nordens, in Schweden, nahm das Volk mehr theil am politischen Leben, als in den beiden anderen skandinavischen Ländern. Stets bereit, die Waffen zu schwingen, welche ihm später Gustav Wasa nur mit so großer Mühe entwinden konnte, war sein Adel und seine höhere Geistlichkeit von den inneren Streitigkeiten und den Kämpfen für oder gegen Dänemark ganz in Anspruch genommen. Freilich fehlte es nicht an würdigen Bischöfen. Da aber Episkopat und Geistlichkeit meistens für die Kalmarer Union eintraten und dadurch vielfach auf die dänische Seite gedrängt wurden, waren sie beim Volke oft verhaßt. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde sogar einmal ein Bischof vom Altare weggerissen und gröblich mißhandelt. Entscheidend für unsere Frage sind die Bestimmungen der schwedischen Provinzial- und Diöcesansynoden jener Zeit betreffs der heiligen Communion. Auch sie kennen nur eine Ostercommunion, enthalten keine Spur einer andern. Die Provinzialsynode von Söderköping vom Jahre 1441 schließt sogar diejenigen von der Ostercommunion aus, welche trotz vorgängiger Mahnung ihre Stolgebühren

---

[1] Rosenberg, Nordboernes Aandsliv (Geistesleben der Nordländer). II, 90.

[2] Beschrieben bei Bang, Udsigt etc. S. 256—267.

[3] Brevis expositio catechismi pro parochis Noruegianis per Doct. Petrum Palladium M.D.XLVI. Ausgabe von Bang, S. 61.

noch nicht gezahlt haben [1]. Erzbischof Nicolaus Ragnvaldson schreibt vor: „Die Untergebenen sollen von den Geistlichen unterrichtet werden, am Ostertage zur Communion zu gehen: andächtig, nüchtern und nach Ablegung der Beicht. Auswärtige dürfen ohne Erlaubniß ihres eigenen Pfarrers nicht zugelassen werden. Kinder sollen vor zurückgelegtem zehnten Jahre nicht communiciren.“ Hier wird bestimmt der Ostertag, und er allein, als Communiontag angesetzt. Weiterhin wird verordnet, Leute, die nicht zur Pfarre gehörten, seien zu dieser Communion nicht zuzulassen ohne Erlaubnißschein ihres eigenen zuständigen Pfarrers. Die Beicht sollte stattfinden vor Ostern — wohl die ganze Charwoche hindurch — oder vor Palmsonntag. Wer versäumte, in dieser Zeit zu beichten, sollte zur Strafe in der Osterwoche sich des Fleischgenusses und der Milchspeisen enthalten [2]. Die Pfarrer wurden von einer spätern Synode aufgefordert, die angeblichen oder wirklichen Briefe fremder Priester genau anzusehen, um festzustellen, ob dem Betreffenden wirklich verboten worden sei, die Communion zu empfangen. Erzbischof Ragnvaldson verbot streng, die Beicht Gesunder in deren Wohnungen zu hören, und verordnete, am Ostertag selbst, bevor die heilige Communion gereicht werde, ohne Unterschied für Fremde wie Pfarrangehörige eine Untersuchung darüber anzustellen, ob und bei wem ein jeder gebeichtet habe. Daß ausdrücklich bestimmt wurde, die Eucharistie solle für Kranke aufbewahrt und wenigstens jeden Monat erneuert werden [3], wollen wir nicht betonen, da dieselbe Verordnung auch anderswo, namentlich in Dänemark, erlassen war und es allgemein üblich gewesen zu sein scheint, daß Communicirende sich vorher zu melden hatten, damit für sie jedesmal consecrirt werde [4].

Finnland gehörte kirchlich zur Kirchenprovinz Upsala, politisch machte es einen Theil Schwedens aus. Dort hat Konrad Bitz, Bischof von Åbo (1460—1480), zwischen 1474 und 1480 ausführliche Statuten erlassen [5], welche jedoch keine Bestimmungen für eine Communion außerhalb der österlichen Zeit enthalten. Für Esthland, Livland, Kur-

---

[1] Reuterdahl l. c. p. 127. Nr. 18; Hefele (Hergenröther) VIII, 20.

[2] Reuterdahl l. c.; Comp. Ragnvaldi membr. IV. punct. 49 (p. 159); membr. IV. punct. 44.

[3] Reuterdahl l. c. p. 190; Comp. membr. IV, 27; IV, 68.

[4] Vgl. Statuta synodalia Joannis, episcop. Leodiensis anno 1287 edita, can. 45. Item praecipimus, ut in die Paschae et ceteris solemnibus, quibus fideles communicant, tot hostiae consecrentur, quod non oporteat frangi formas, quando fideles communicant. Hartzheim, Concilia Germaniae. III, 692.

[5] Reuterdahl l. c. Schluß der Sammlung.

land und die jetzige Provinz Preußen fehlen uns sichere Anhaltspunkte. Die Diöcese Reval gehörte zur Kirchenprovinz Lund, weshalb der dortige Bischof auf skandinavischen Provinzialsynoden erscheint. Seine Diöcese stand für Handel und Verkehr jedenfalls zu Lübeck in näherer Beziehung. Esthland hatte aber in ziemlich später Zeit von Dänemark aus Christenthum und christliche Gesittung erhalten. Daß es darum mit dem Empfange der Sacramente in Esthland und in seinen Nachbarländern besser gestanden haben sollte, als in Dänemark, Schweden oder Norddeutschland, ist nicht wahrscheinlich. Im Lande der Deutschordensritter herrschten im 15. und 16. Jahrhundert wenig erquickliche Zustände.

In der Diöcese Camin in Pommern wurden 1492 und 1500 Synoden zu Stargardt und Stettin gehalten, die aber nichts enthalten, was auf eine Communion außerhalb der österlichen Zeit deutete. Die Synode von Stargardt beschränkte die seelsorgliche Thätigkeit der Franziskaner in dem Grade, daß ihnen verboten wurde, außerhalb ihrer Klöster die Beichte eines Kranken oder Sterbenden zu hören [1], was für den Empfang der Sacramente gewiß nicht förderlich sein konnte.

Aehnliches ist für Mecklenburg von den Synoden der Diöcese Schwerin von 1482—1503 zu sagen. David Frank, dem wohl niemand genaue Kenntniß der Geschichte seines engern Vaterlandes absprechen dürfte, berichtet in seinem bändereichen Werke zum Jahr 1266, Herzog Heinrich IV. habe eine Stiftung gemacht, um alle Kirchen seines Gebietes mit dem nothwendigen Brod und Wein zu versehen. Er knüpft daran die Bemerkung, damals habe man wohl häufiger das heilige Abendmahl empfangen, später aber sei dies bis zur Reformation nur zu Ostern geschehen [2].

Weiter westwärts gelangen wir zunächst zu den Lübeckern. Ihnen galt in erster Reihe der 1517 von Christian II. wider die deutschen Kaufleute erhobene Vorwurf, sie hörten niemals Messe, noch empfingen sie das

[1] Hartzheim, Concilia Germaniae. V, 661.

[2] Altes und neues Mecklenburg. Güstrow und Leipzig 1754. 5. Buch. S. 25. — In der Mecklenburger Chronik in Westphalen, Monumenta inedita IV, 757. cap. CXII heißt es aber:

In der Czid (Anfang des 13. Jahrhunderts)
es waz uf eynen Ostirtag,
do wolde her ouch communiciren,
und nach dem gelouben sich regiren
nach der gemeynen Gewonheit,
dy do waz in der Christenheit.

Sacrament[1]. Offenbar hat der König nur von der Zeit ihres Aufenthaltes in seinen Reichen geredet. Er mag dabei übertrieben und verallgemeinert haben, im allgemeinen muß aber die Beschuldigung zutreffend gewesen sein. Diese norddeutschen Kaufleute versäumten demgemäß ihre religiösen Pflichten, auch die der österlichen Communion, solange sie in Norwegen, Dänemark oder Schweden des Handels wegen sich aufhielten. Zu beachten ist, daß diese Kaufleute einen nicht unbedeutenden Procentsatz ihrer heimischen Bevölkerung ausmachten; wohnten doch bisweilen allein in Bergen auf dem Brüggen nicht weniger als 3000 Lübecker Kaufleute oder deren Angestellte[2]. Daß dieselben, nachdem sie mit ihrem erworbenen Reichthum heimgekehrt waren und einen ihnen im Norden versagten Hausstand gegründet hatten, wenigstens ihre Ostern hielten, dürfen wir annehmen. Mit größerer Sicherheit müssen wir leider schließen, daß sie nicht mehr thaten, als das Kirchengebot ihnen eben vorschrieb. Dasselbe wird bei den sittlichen Zuständen jener großen Handelsstadt von ihren übrigen Mitbürgern anzunehmen sein.

Christian II. richtete seinen Vorwurf nicht bloß gegen Lübeck, sondern auch gegen Rostock, Wismar, Stralsund, Hamburg und Lüneburg, welche innerhalb der Hansa mit Lübeck einen engern Bund der sechs wendischen Städte geschlossen hatten.

In Holstein und Schleswig herrschten dieselben Zustände, wie in den nordischen Hansestädten und Dänemark. Der Bischof von Schleswig galt fast als dänischer Bischof.

Hamburg wie Lübeck gehörten zur Erzdiöcese Bremen. Daß es in den anderen Theilen derselben wesentlich besser gewesen sei, dafür haben wir keine bestimmten Anhaltspunkte. Bremen hatte zwar zu Anfang des 15. Jahrhunderts ein Provinzialconcil, aber die spärlichen Nachrichten über dasselbe[3] betreffen fast nur die Abstellung von Mißbräuchen.

Für das heutige Holland ist bezeichnend, daß die sel. Lidwina von Schiedam († 1433) anfangs nur einmal im Jahre, dann außer der österlichen Zeit noch einmal communiciren durfte. In ihren schweren Leiden und außergewöhnlichen Seelenzuständen empfand sie das heißeste Verlangen, sich öfter mit ihrem Heilande in der heiligen Communion vereinigen zu dürfen. Erst nach vielen Bitten erlangte sie die Gunst, fünf- bis sechsmal im Jahre durch das heiligste Sacrament erquickt zu werden. Gegen Ende

[1] Allen, C. F., Tre Riger. II, 224—225.

[2] Allen, C. F. l. c. I, 83.

[3] Bei Binterim a. a. O. VII, 60—64.

ihres Lebens empfing sie freilich die heilige Communion alle vierzehn Tage. Doch wird dies als etwas ganz Außerordentliches angesehen [1]. — Als der Cardinallegat Nicolaus von Cues 1451 nach Holland kam, wurde er zwar in mehreren Städten, die zum Theil jetzt noch katholisch sind oder einen starken katholischen Bruchtheil aufweisen, sowie in einigen Klöstern mit größter Freude aufgenommen, fand aber auch viel Trauriges vor, das seiner Reform bedurfte [2].

Im südwestlichen Deutschland bildete Altwürttemberg den Hauptbestandtheil der Diöcese Konstanz. Die Synodalbeschlüsse dieser Diöcese und die Erlasse ihrer Bischöfe beschäftigen sich vielfach mit den Lollharden und Begutten (Beguinen). Daß dieselben im 15. Jahrhundert häufig communicirten, erfahren wir aus den Verboten des Bischofs Burchard II. von Randeck und seines Nachfolgers Hermann von Landenberg (1466—1474), in Zukunft häufiger als einmal im Monat zum Tisch des Herrn zu gehen. Solange viele derselben im Ehestande lebten, waren sie jedenfalls nicht Ordens-, sondern Weltleute, obgleich sie klösterliche Scapuliere trugen, was ihnen freilich später verboten wurde. Im 15. Jahrhundert blieben sie frei von den schweren Verirrungen, wodurch sich die Begharden in früherer Zeit gebrandmarkt hatten; lobte doch Papst Eugen IV. sie auf Grund einer sorgfältig angestellten Untersuchung als „arme Christgläubige und Katholiken, die sich der Tugendübung und guter Werke befleißen". Papst Nicolaus V. befahl ihnen 1453, die dritte Regel des hl. Franziskus anzunehmen [3]. Wenn demnach Gobat, der in der Konstanzer Diöcese lebte und mit den Verhältnissen derselben vertraut war, sagt, man habe dort im 15. Jahrhundert selten im Jahre communicirt, fast nur um Ostern [4], so redet er vom Volke, von den Laien. Bei ihnen trifft sein Ausspruch zu, weil die Lollharden beim Beginne der Reformation als solche zu bestehen aufgehört, die Beguinen sich in klösterliche Genossenschaften umgewandelt haben. Nachdem letztere die dritte Regel des hl. Franziskus angenommen, lebten sie, wo das nicht schon vorher der Fall gewesen war, in Communitäten zusammen. Sie legten die drei Gelübde ab und unterstellten sich in allem der Leitung der Franziskaner.

[1] Acta SS. (Neue Ausgabe.) 14. April. II, 294 sq. n. 117. 128, p. 333. n. 144 sq.

[2] Uebinger, J., Cardinal Nicolaus Cusanus in Deutschland. Histor. Jahrb. der Görres-Gesellsch. VIII, 651—659.

[3] Binterim a. a. O. VII, 314 f. u. Anm. 2.

[4] Opera moralia, Tractat. 4. n 60. Duaci 1700. I, 255.

So entfalteten sie in der Pflege der Kranken und Armen eine gesegnete und gesuchte Wirksamkeit. Als die Reformation über das Land hereinbrach, gehörten auch sie zu jenen heldenmüthigen Nonnen, welche so standhaft widerstanden [1]. So haben sie sich das Zeugniß eines Biberacher Reformators verdient: „Alle Beguinen, nicht eine ausgenommen, findet der Rath härter als Felsen." [2] Demnach bleibt für das Volk in Württemberg die Thatsache wahr, daß es beim Herannahen der Reformation nur auf Ostern zu den heiligen Sacramenten ging.

Luther scheint der Meinung gewesen zu sein, vor seinem Auftreten sei gewöhnlich nur zu Ostern communicirt worden. Seine desfallsigen Aeußerungen haben Beweiskraft für das ganze protestantische Deutschland, wenn auch insbesondere für Sachsen; denn er stand ja mit dem ganzen protestantischen Deutschland in lebhaftestem Verkehr. Er führt in seinem großen Katechismus Klage darüber, daß ein großer Theil derjenigen, welche des Papstes Fabeln abgeworfen hätten, jetzt zwei, drei Jahre, ja länger nicht mehr das Sacrament empfingen. Diese Säumigen führten zu ihrer Entschuldigung an, daß sie nicht jenen Hunger und Durst nach dem Abendmahle empfänden, den er verlange; es sei ja überdies nicht nothwendig, zum Sacrament zu gehen, da der Glaube genüge. Luther bekämpft diese Ausreden, indem er sagt, Christus habe das Abendmahl eingesetzt, damit man es nicht nur einmal im Jahre, sondern oft empfange. Der Papst habe aber daraus „ein Jüdenfest gemacht", indem er den Genuß für Ostern vorschrieb, wie von den Juden das Osterlamm einmal genossen wurde [3].

Es erübrigt uns, zu untersuchen, wie es um jene Zeit in den Ländern, welche dem Papste und der Kirche treu blieben, mit dem Empfange der heiligen Communion bestellt war.

---

[1] Rothenhäusler, Standhaftigkeit der altwürttembergischen Klosterfrauen im Reformations-Zeitalter, bes. S. 104 f. 167. 194.

[2] Beguttas silice duriores reperit (senatus) ad unam omnes. (Rothenhäusler S. 194.)

[3] Catechismus major. V. pars. De sacramento altaris. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche. Besorgt von J. J. Müller. 7. Aufl. Gütersloh 1890. S. 505 f.

(Schluß folgt.)

Wilhelm Schmitz S. J.

Wie man Wörterbücher schreibt.

„Man lass' ein Wörterbuch nur den Verdammten schreiben,
Dies' Angst wird wohl der Kern von allen Martern bleiben.“

In dieser Weise verdeutscht Kaspar Stieler in der Vorrede zu seinem „Teutschen Sprachschatz“ ein Scaliger'sches Distichon. Und doch, wie mancher Gebildete mag von diesem Marterkern auch nur eine schwache Ahnung haben? Ja, wie mancher denkt überhaupt daran, wie wohl sein Wörterbuch, das ihm so bequem alle Mühe abnimmt und wie ein stets bereiter Lehrer auf alle seine Fragen Auskunft gibt, eigentlich zu Stande gekommen ist? Die „Wörterbuchfrage“ trat aber vor einigen Monaten dadurch ziemlich in den Vordergrund literarischen Interesses, weil man den 70. Geburtstag eines deutschen Wörterbuchschreibers mit einer überraschend reichen Betheiligung von allen schriftstellerischen Kreisen feierte und dadurch dem bescheidenen Arbeiter einen lang verschobenen Ehrentag bereitete, wie er ihm als Dank für seine Mühe um den allgemeinen Nutzen vollauf gebührte.

Wenn wir an diese festliche Gelegenheit erinnern, geschieht es nicht, als wollten wir in den folgenden Blättern nur über D. Sanders und sein Wörterbuch reden; noch weniger liegt es in unserem Plan, auf die alte Controverse Grimm-Sanders einzugehen — unsere einzige Absicht ist, an der Hand der Selbstbekenntnisse dreier der berühmtesten Wörterbuchschreiber einen Einblick in das Werden dieser Art von Werken zu gestatten. Wir stützen uns dabei hauptsächlich auf die Schriften: „Zur Geschichte der neuhochdeutschen Lexikographie von Dr. M. von Lexer“, „Wie ich mein Wörterbuch der französischen Sprache zu Stande gebracht habe, von E. Littré“, und „Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers, von Daniel Sanders“. Auf Grund derselben wird es uns möglich sein, einen hoffentlich nicht unwillkommenen Abriß der Entstehungsart dreier der vorzüglichsten und umfangreichsten Wörterbücher zu geben. Wir werden da Männer wie Grimm, Littré und Sanders, verschieden an Nationalität, Religion und Vorbildung, mit einem eisernen Fleiß an der Arbeit sehen zum Nutzen der Allgemeinheit.

Am 17. November 1837 protestirten die berühmten Sieben von Göttingen gegen die einseitige Aufhebung der Verfassung und traten von ihren akademischen Lehrstühlen ab. Die beiden Brüder Grimm zogen sich nach Veröffentlichung der Vertheidigungsschrift Jakobs in ihr hessisches Geburtsland und vorerst nach Kassel zurück. Jakob zählte damals 53, Wilhelm 52 Jahre. Kaum waren sie etwas häuslich eingerichtet, als im Frühjahr 1838 zwei Abgeordnete der Weidmann'schen Verlagshandlung, Reimer und Haupt, mit einem Vorschlag und Plan des zweiten Mitbesitzers der Firma, Sal. Hirzel, bei den Brüdern eintrafen und diesen den Antrag machten,

ihre unfreiwillige Muße durch die Abfassung eines neuen großen Wörterbuches der deutschen Sprache auszufüllen. Dem Antrag lag die edle Absicht unter, den gemaßregelten Brüdern Stütze und Unabhängigkeit zu gewährleisten, was diese auch dankbar anerkannten. Jakob selbst gibt die Anregung und Bildung des ganzen Planes durch Sal. Hirzel zu und „räumt dessen Einsicht, gewandter Thätigkeit das allermeiste ein"; er stimmte auch nach einigem Ueberlegen dem Vorschlag zu, „vorsichtig und unvorsichtig zugleich". An Lachmann schrieb er, daß ihm der Plan anfangs freilich sehr störend vorgekommen, aber bald (31. August 1838) lieber geworden sei. „Wir haben den ernsten Willen und Lust dazu gefaßt, dabei wollen wir bleiben und uns die Welt soviel nur möglich gar nicht anfechten lassen. Das Wörterbuch kann uns Stütze und Unabhängigkeit gewähren, und kommt die Arbeit in Gang und Gelingen, so entsage ich jeder noch so ehrenvollen Anstellung und widme dem Werke alle meine Kräfte."

Das Programm im allgemeinen war ziemlich rasch aufgestellt. Das Werk sollte alles umfassen, „was die hochdeutsche Sprache nach der Ausprägung, die ihr in drei Jahrhunderten durch Dichter und tüchtige Schriftsteller widerfahren", enthielt. Nun ging es an die Ausführung, d. h. vorerst an die Vorarbeiten, über deren und des ganzen Werkes Umfang und Dauer man sich damals noch keine richtige Vorstellung machen konnte. Sieben starke Bände Umfang und „einige Jahre" Arbeit: das war Jakobs Ueberschlag.

Zuerst galt es, die Schriftsteller von Luther bis Göthe „auszuziehen". Das sollten natürlich Mitarbeiter besorgen, deren Zahl bis December 1839 auf nahezu 60 gestiegen war. „Es kommt bei den Auszügen für das Wörterbuch, welches die Sprache nicht bloß, wie sie gegenwärtig ist, noch weniger, wie sie etwa sein soll, sondern so darzustellen bestimmt ist, wie sie sich von Luther bis Göthe gezeigt hat, darauf an, daß aus den gewählten Schriftstellern alle unhäufigen, ungewöhnlichen oder in abweichender Bedeutung gebrauchten gewöhnlichen Wörter ausgehoben werden; dasselbe gilt von den Zusammensetzungen, auf deren Bildung die neuere Sprache am meisten ihr Augenmerk zu richten pflegt. Bei Schriftstellern des 18. Jahrhunderts ist darauf zu sehen, wann ehedem ganz unbekannte, jetzt häufige Zusammensetzungen, wie z. B. Thatsache u. dgl., zuerst vorkommen; aber auch geringfügige Dinge wie Partikeln und Zahlwörter sind zu berücksichtigen." Die Mitarbeiter nahmen diese Vorschrift leider zu wortgetreu: „Allen Anordnungen zum Trotz haben solche Schlingels von Mitarbeitern nur nach Wörtern gesucht, die in ihren Gedanken wichtig waren, die aber, worauf es ankam, unausgezogen gelassen." So eine Klage. Eine andere, spätere lautet: „Die Excerpirenden berücksichtigten vorzugsweise die ihnen unbekannten und selten scheinenden Wörter und gingen die bekannten vorbei, auf deren leise Färbung und Verwendung es gerade ankommt." Der anfängliche Muth sank beim Eintreten und Fortdauern der ungeahnten Schwierigkeiten und Arbeitserweiterungen: „Der ganzen Arbeit Erfolg und Ausgang ist in mehr als einem Betracht noch sehr zweifelhaft. Manche Verheißungen sind schon getäuscht worden, und immer größer wächst die Last unserer Schultern" (5. Dec. 1840).

Noch schärfer klingt die Klage in einem Briefe an Weigand: „Wenn es nochmals zu thun wäre, hätte ich das Wörterbuch nie auf die Schulter genommen, und gern würde ich es wieder davon abwerfen.“ Mit der Uebersiedlung nach Berlin (1841) begann indes für das Wörterbuch eine neue Zeit. Die Zahl der Mitarbeiter war bald auf 83, die Zahl der die Auszüge enthaltenden Sedezzettel auf mehr als 600 000 gestiegen, so daß zu Anfang der fünfziger Jahre mit der Ausarbeitung begonnen werden konnte. Jakob hatte die Buchstaben A, B, C und Wilhelm gleichzeitig den Buchstaben D übernommen. „Von allen Arbeiten, die ich jemals vorgenommen, hat keine schwerer auf meine Schultern gedrückt, als die des Wörterbuchs; schon die Einleitung und lange Vorbereitung lastete in dem Gedanken; das Ausarbeiten selbst, sobald es begonnen werden konnte, wurde dagegen kühlend und erfrischend.“ Am 3. Januar 1852, also nahezu 14 Jahre nach der Uebernahme der Arbeit, erhielt Jakob zu seinem 67. Geburtstag den ersten Correcturbogen. „Ist's ein Vorzeichen guter Vorbedeutung? Erreiche ich das Normaljahr von 70, so können die drei nächsten Jahre viel zu Stande bringen; aber der Anstrengungen bedarf es, ich hatte sie dunkel vorausgesehen und gewahre sie seit dem angebrochenen Tage der Ausarbeitung deutlich.“ Am folgenden 1. Mai erschien die erste Lieferung; 1854 wurde der erste Band, der bis in die Mitte des B reichte, vollendet. 1860 brachte der zweite Band den Schluß des B, das nicht umfangreiche C und das ganze D des inzwischen verstorbenen Wilhelm. Nach dem Abgang des treuen brüderlichen Mitarbeiters ruhte die Arbeitslast auf Jakobs Schultern allein, und „die Aussicht auf Vollendung des Werkes durch dessen Urheber selbst war noch zweifelhafter geworden, als sie menschlichen Voraussetzungen nach gleich anfangs war“. Dazu kam die Mißstimmung über die heftigen Angriffe von mehreren Seiten gegen das bereits Erschienene. Von seiten des Publikums mehrten sich die Klagen über das langsame Fortschreiten des Unternehmens, dessen Schwierigkeiten man nicht ahnte. „Sie haben Recht,“ schreibt Jakob an Weigand, „niemand denkt daran, was für Mühe und Zeit eine solche Arbeit kostet. Das Publikum glaubt, wir ständen in seinen Diensten, es könne nach Belieben fordern und sich beklagen, daß es nicht rascher befriedigt werde. Mich ärgert diese Anmaßung und macht mich nur hartnäckiger, auf meinem Recht zu bestehen. Ich bin mir bewußt, es an Fleiß nicht fehlen zu lassen, aber wenn ich nicht ungedrängt, mit Ruhe und Beharrlichkeit arbeiten kann, so wird es eine Fabrikarbeit, an der man keine Freude haben kann.“ Diese Anschauung ist durchaus bezeichnend für den Charakter Grimms und steht, wie wir bald sehen werden, im Gegensatz zu der Gesinnung Littré's. Neben den Verdrießlichkeiten belästigte ihn auch schon öfter der Gedanke, daß er das Werk nicht werde vollenden können und darüber anderes in sich verschlossen halten müsse, was er gerne mitgetheilt hätte. Wie aber der Siebenundsiebenzigjährige arbeitete, sehen wir aus einem Briefe vom 29. April 1862: „Letzte Woche habe ich drei schwere Wörter: fliegen, fliehen und fließen, fertig gebracht und einiges Neue darüber vorgetragen.“ Am 20. September 1863 war das F. bis Frucht gediehen, und Jakob folgte seinem Bruder in die Ewigkeit.

Was die Brüder von der Wörterbucharbeit geliefert haben, umfaßt im Druck ungefähr 5800 Spalten Hochquart von je 80 Zeilen [1]. Anfangs waren ungefähr 700 oft vielbändige Quellenschriften in Betracht gezogen; nach und nach wurden noch durch die Brüder Grimm und ihre Mitarbeiter über 600 und durch die Fortsetzer bis etwa 1200 neue hinzugerechnet, so daß das zu bewältigende Material sich auf 2500 Schriften erstreckt. Hätten die Hilfstruppen nun immer ihre Pflicht mit Verständniß erfüllt, so wäre das für die letzte Hand bleibende Werk nicht gar so schwierig. Aber wie die Brüder Grimm, so klagen auch die Fortsetzer beständig über die mangelhafte Vorarbeit. „Wir müssen nicht nur Baumeister, sondern auch unsere eigenen Handlanger und Steinbrecher sein und müssen uns unter 100 Fällen durchschnittlich 80mal die Belegstellen selbst herbeischaffen. Wir stehen", so sagt v. Lexer, „noch fern vom Ziel, das auch unter den günstigsten Umständen vor dem Ende dieses Jahrhunderts nicht erreicht werden kann."

Hat uns das Vorstehende einen allgemeinen Begriff von der Arbeit und den Leiden eines Wörterbuchschreibers gegeben, so werden wir durch das Folgende mehr in das einzelne eingeführt. Es ist Littré selbst, der uns in dramatisch-packender Weise seine nahezu dreißigjährige Arbeits- und Leidenszeit schildert.

E. Littré war 40 Jahre alt und setzte neben kleineren Tagesarbeiten seine Kraft an die Erforschung der griechischen Heilkunde. Eben hatte er den ersten Band einer kritischen Ausgabe und commentirten Uebersetzung des Hippokrates herausgegeben (1839), dem weitere neun Bände folgen sollten. 1860 erschien wirklich der letzte. Es war dies ein Unternehmen, das seinen Mann forderte, das aber dem Arbeitsdrang Littré's nicht genügte. Unter anderen Plänen tauchte auch derjenige auf, ein französisches etymologisches Wörterbuch zu schreiben. Nachdem dieser Gedanke eine gewisse Reife und Klärung erhalten, theilte der Gelehrte ihn eines Tages seinem alten Schulfreund, dem bekannten Buchhändler Hachette, mit. Diesem gefiel die Sache; der Titel wurde festgesetzt, der Vertrag entworfen und ein Vorschuß von 4000 Franken gezahlt. Das war im Jahre 1841, drei Jahre später, als die Gebrüder Grimm ihr Werk übernahmen.

Fünf Jahre vergingen, während deren es bei dem Vertrag und Plan auf dem Papier blieb. Zwar kam dem Gelehrten bisweilen eine starke Gewissensmahnung an die übernommene Pflicht, allein zur wirksamen Besserung führte diese Reue nicht. Da schien endlich der Verleger die Geduld zu verlieren: er forderte gemessen, daß mit dem Werke ein Anfang gemacht werde. Nun stellte sich aber heraus, daß in den fünf Jahren bei beiden Betheiligten

[1] Bis heute haben die Fortsetzer bereits weitere 17 000 Spalten geliefert. Weigand setzte fort und vollendete das F († 30. Juni 1878); den Buchstaben G bis genug und das ganze K besorgte R. Hildebrand; Moritz Heyne vollendete seit 1867 die Buchstaben H I L M und bearbeitet seit 1886 das R und S. Seit etwa zehn Jahren übernahm das N O P Q T und U v. Lexer, während Ernst Wülcker seit 1886 mit V W Z betraut ist.

das Project eine ganz andere Gestalt angenommen, daß es unvermerkt mit der Zeit gewachsen war. Ein neuer Vertrag wurde entworfen, ein neuer Titel gewählt, in dem besonders das historische Element mehr betont wurde. Littré bat sich diesmal 24 Stunden Bedenkzeit aus. „Diese 24 Stunden waren eine Zeit der ärgsten Seelenpein für mich; ich verbrachte die Nacht schlaflos und erwog in Gedanken unablässig die volle Wucht der Arbeitslast, mit der ich mich ein- für allemal beschweren sollte ... Einerseits war es die Langwierigkeit der Unternehmung, die aller Voraussetzung nach meine ganze noch übrige Lebenszeit in Anspruch nehmen würde; andererseits die Nothwendigkeit, durch sonstige Nebenarbeiten meinen Unterhalt zu erwerben, die meinem Entschluß in den Weg traten. Endlich gegen Morgen behielt der Muth die Oberhand. Ich schämte mich, zurückzutreten, nachdem ich mich einmal so weit vorgewagt. Zudem besiegte der verführerische Zauber, den mein Plan auf mich ausübte, alle Bedenken, und so — unterfertigte ich den Vertrag." Nun aber ging es auch ernstlich ans Werk.

Es galt vor allem, soviel Belegstellen als nur irgend möglich aus den Classikern des 17. Jahrhunderts und aus den älteren Sprachdenkmälern zusammenzutragen. Es sollte hinaufgegangen werden bis zum 12. Jahrhundert. Die Werkgenossen waren bald gefunden. „Herr Hachette stellte mir tüchtig gebildete Leute zur Verfügung, welche die Autoren für meine Zwecke durchgingen und auf kleinen, zuoberst mit dem Schlagwort bezeichneten Zetteln die ausgehobenen Belegstellen vermerkten ... Die von mir ertheilten Verhaltungsmaßregeln gingen einfach dahin: Belege für alle erdenklichen Worte anzuziehen (trotz dieser Vorschrift und trotz aller Nachforschungen blieb mehr als eines unerwähnt!), Archaismen ebenso wenig als Neologismen und Verstöße wider die Grammatik unberücksichtigt zu lassen, übertragene sowie eigenartige Bedeutungen zu beachten und als Musterstellen insbesondere solche zu bevorzugen, welche durch Eleganz, anekdotische oder geschichtliche Bedeutsamkeit sich auszeichnen ... Ich meinerseits las und excerpirte gleichfalls eine Reihe von Büchern, nicht bloß zum Zweck einer Mehrung des Arbeitsmaterials, sondern vor allem, um aus eigener Erfahrung diese Art von Thätigkeit kennen zu lernen und also die mir vorgelegten Beiträge richtiger würdigen zu können. Die heikelste Probe hatten letztere erst mit dem kritischen Augenblick zu bestehen, in dem es galt, diese Beispiele bei der Abfassung des Artikels, auf den sie sich bezogen, praktisch zu verwerthen. Da merkte ich denn, daß gar manche dieser Belegstellen — und das betraf meine eigenen sowohl als die meiner Mitarbeiter — in mehr als einer Richtung verdächtig waren. Herr Hachette wünschte, daß meine Citate sich mit dem bloßen Namen des Autors ohne jeden weitern die Auffindung erleichternden Zusatz begnügen sollten. Hierbei leitete ihn die Besorgniß, daß angesichts der Masse von Belegstellen und bei der Leichtigkeit eines Irrthums in den Zahlenangaben sonst geradezu, wie er sich ausdrückte, ein wahres Fehlermagazin angelegt würde ... So blieb denn nichts anderes übrig, als jedesmal, wo auch nur der leiseste Zweifel an der Genauigkeit eines Citates aufstieß, sorgfältig dessen Richtigkeit zu überprüfen. Das war allerdings ein

ungemein beschwerliches, zeitraubendes und mühevolles Geschäft." Wie mühsam diese Controle war, sagt uns Littré an einer andern Stelle: „Der Gewährsmann, welcher die 42 Bände der großen Bossuet-Ausgabe für meine Zwecke ausgebeutet, hatte mehrere Schriften des Bischofs von Meaux in einer Manier ausgezogen, welche für andere weniger verständlich war als für ihn. Da ich diese 42 Bände nicht selbst besaß, verzeichnete ich in meinem Taschenbuch die nachzuschlagenden Stellen und durchblätterte an den Freitagen während der Sitzungen der Akademie aufmerksam meinen Bossuet." Aehnlich erging es der Tochter des Gelehrten mit Bourdaloue, Massillon, Molière &c., die oft wegen eines einzigen falschen oder zweifelhaften Citates ganz durchgeblättert werden mußten. „Infolge ihres fortgesetzten Durchstöberns wurde sie bei Nachforschungen dieser Art sehr findig, und nur äußerst selten geschah es, daß sie ihre Bemühungen in Betreff einer falsch oder gar nicht bezeichneten Belegstelle resultatlos aufgeben mußte."

Während der friedlichen Arbeit des Beispielsammelns trafen die blutigen Tage von 1848 ein, und Herr Hachette war einen Augenblick bedenklich, das große Unternehmen fortzusetzen. Nach kurzem Zaudern beharrte er indessen auf dem Vorhaben und Littré mit ihm. Das angesammelte Material war denn auch inzwischen so massenhaft angewachsen, „daß ich mich hinreichend mit Beispielen versehen wähnte. In Wirklichkeit war dem nicht so; trotzdem that ich — vorbehaltlich einer spätern Wiederaufnahme dieser Beispiellese — sehr wohl daran, mit dieser Thätigkeit zeitweilig auszusetzen. Wie ich die Sache nun einmal geplant hatte, würde ich mich ziellos und ohne Rettung in Zeit und Raum verloren haben, wenn ich bei jeder einzelnen Abtheilung mich der Versuchung hingegeben, die höchste Vollendung anzustreben. Es war unerläßlich, dem Großen und Ganzen zuliebe sich zu einem Opfer zu verstehen und mit der Ausführung des Gesammtwerkes zu beginnen, noch bevor die letzte Hand an alle Einzelheiten gelegt war ... Als ich hernach an eine neue gründliche Ueberarbeitung der einzelnen Theile schritt, entledigte ich mich dieser Aufgabe mit besserem Verständniß und machte so die nothgedrungene Unterbrechung wett ... Ich verfügte also den Schluß der Beispiellese. Die Belegstellen waren auf kleinen, viereckigen Zetteln geschrieben, die sämmtlich mit dem Namen des Autors, dem Titel, dem Kapitel und der Seitenzahl des angezogenen Buches versehen waren. Jeder Schriftsteller hatte sein eigenes Päckchen in diesen bereits alphabetisch geordneten Zetteln, die wiederum in eine weitere, alles umfassende Ordnung eingereiht werden mußten. Diese rein mechanische Arbeit, die ich selbst vornahm, beschäftigte mich durch mehr als drei Monate tagtäglich mehrere Stunden. Man kann daraus die Massenhaftigkeit einer Zettelsammlung abnehmen, die ich selbst (nicht ohne ein leises Grauen) nur mit aufrichtiger Bewunderung betrachten konnte, wenn ich sie hochaufgerichtet vor mir sah. Aber meine Mühe begann allmählich belohnt zu werden: denn in dieser Unzahl kleiner Papiere besaß ich, wenngleich in unförmlichem Zustande, den Grundstock der Autoritäten des classischen Sprachgebrauchs." Nun begann eine erste Redaction. „Das währte lange, und ich wendete hierzu nicht Monate, sondern Jahre auf: das Schlußergebniß war

ein nicht eben geringes Werk, das mir in meinem Mangel an Selbsterkenntniß als endgiltig erschien. Aber wie weit entfernt war ich noch von dem Ziele, das ich schon erreicht wähnte! Diese Papiermasse mußte zuvor noch verdoppelt, verdreifacht, vielleicht gar — ich habe darüber nicht Buch geführt — vervierfacht werden; Thatsache bleibt, daß diese erste Redaction wie ein Samenkörnchen in der zweiten verschwand. Meine Enttäuschung vollzog sich in dem Augenblick, als es endlich galt, der Druckerei Manuscript zu liefern! ... Ich hatte natürlich ... mit der Drucklegung möglichst gezögert; Herrn Hachette dagegen mußte alles daran gelegen sein, ein Unternehmen zu beschleunigen, das noch viele Jahre in Anspruch nehmen sollte. Ueberdies stand er mit einem Professor, Herrn Beaujean, in Vorverhandlung, der zwar geneigt war, mir seine Mithilfe angedeihen zu lassen, der aber für den Fall, daß man die Sache gar zu weit hinausschob, auf eine anderweitige Beschäftigung bedacht sein mußte ... Zur Arbeit und zur Eile angetrieben, entschloß ich mich endlich, meine wohlnumerirten, in Päckchen wohl zusammengeschnürten Papiere in die Hand zu nehmen und daraus das endgiltige Manuscript für die Druckerei herzustellen. Wie groß war aber nicht meine Verzweiflung — das Wort birgt keine Uebertreibung in sich —, als ich mich davon überzeugte, daß ich unter den obwaltenden Umständen schlechterdings außer Stande war, einer Druckerei, die sehr viel Material aufbrauchte, quantitativ und qualitativ geeignetes Manuscript zu liefern! Zu allem Ueberfluß begann ich mit dem Vorwort ‚à‘, dem meines Erachtens schwierigsten Wort des ganzen Lexikons. Die Aussicht war niederdrückend; der Druck hätte bei dieser Sachlage nur langsam fortzuschreiten vermocht, so langsam, daß der Verleger ebenso wenig als ich selbst dessen Ende erleben konnten. Für Herrn Hachette hätte das einen beträchtlichen Geldverlust bedeutet; für mich wäre es ein unermeßliches Mißgeschick gewesen, ein materielles, vor allem aber ein grenzenloses moralisches Unglück. Nun erinnerte ich mich wieder jener schlaflosen angstvollen Nacht, die ich verbracht, bevor ich den Entschluß gefaßt, der mir nun so übel ausschlug, und — ich empfand Reue!

„Die höchst ungeschickte und fast unbegreifliche Außerachtlassung einer rein praktischen Vorsichtsmaßregel vermehrte noch meine Drangsale. Ich hatte mir nicht die Mühe genommen, für diese Redaction, die ich zur Ueberlesung und Ablieferung bestimmt hatte, jede einzelne Bedeutung und jede einzelne Belegstelle auf ein gesondertes Blatt zu schreiben. Und wie sollte ich nun an einem Manuscript der Art die ungeheure Menge nachträglich hinzugekommener Materialien, wie sollte ich da alle erforderlichen Zusätze und Verbesserungen anbringen? Ich mußte vieles neuerdings abschreiben. Von allen Seiten also in die Enge getrieben, verfiel ich in tiefe Entmuthigung. Ich versuchte mir es weis zu machen, daß mein Wörterbuch, trotz aller Unvollkommenheiten dieser ersten Redaction, immerhin noch durch wirkliche Vorzüge den Vorrang vor allen bis dahin erschienenen Wörterbüchern behaupte, und daß ich mir das genug sein lassen könnte ... Wie einladend, sofort mit dem Druck zu beginnen und in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Ende zu kommen! Aber auch welch tiefer Abfall, welch schwere Pflichtverletzung! Ich schämte mich meiner

Schwäche ... Ich bot meinen ganzen Geist und Muth auf, die Hindernisse zu beseitigen. Wenn ich aus meiner kritischen Lage herauskommen wollte, so war es unerläßlich, aber auch genügend, der Druckerei einen Vorsprung, wenn auch nur von wenigen Wochen, abzugewinnen, der es mir unbeschadet der gleichmäßigen, ununterbrochenen Fortführung der Hauptarbeit ermöglichen sollte, in demselben Maß, in welchem ich meinem metteur-en-pages Druckstoff lieferte, meinen ersten Entwurf um alles nachträgliche Material zu vermehren, alle erforderlichen Verbesserungen und Einschaltungen in Gemäßheit meiner Anmerkungen vorzunehmen und also eine vollständige Neubearbeitung durchzuführen ... Diesen Vorsprung aber konnte ich nur dadurch erreichen, daß ich allwöchentlich ein klein wenig mehr Manuscript als das von der Druckerei aufgebrauchte vorbereitete. Wie es mir gelang, diese kleinen Vorschüsse zusammenzusparen, welche zusammengenommen mir ein ansehnliches Betriebskapital verschafften, davon später. Zuerst, wie die Ueberwachung des Druckes, den ich unverzagt in Angriff nehmen ließ, zwischen mir und meinen (vier) Mitarbeitern geregelt ward ...

„Ich übermittelte Herrn Beaujean ein ausgiebiges Quantum Manuscript, das er paragraphirte und in die Druckerei schickte. Dafür erhielt er einen ersten Fahnenabzug, den er durchcorrigirte; mit Hilfe dieses ersten stellte die Druckerei einen zweiten Fahnenabzug her, den Herr Beaujean abermals durchsah und mit seinen Randbemerkungen versah. Dieser zweite Fahnenabzug wurde mir übergeben. Derselbe bestand aus vier Textspalten, welche vier Spalten des heutigen Lexikons entsprechen. Der nämliche zweite Fahnenabzug wurde nicht bloß Herrn Beaujean, sondern gleichzeitig meinen drei übrigen Mitarbeitern zugesendet und ihrer Prüfung unterworfen. Ihre Bemerkungen ließen nichts, von dem unbedeutendsten Druckfehler bis hinauf zu den höchsten Streitfragen der Sprache, der Grammatik und Etymologie, unerörtert. Mehr als einmal haben sie die Fülle der Beispiele vermehrt oder die historischen Nachweisungen verbessert; mehr als einmal erschrak ich, wenn ich all der Irrthümer ansichtig wurde, welche mir selbst entgangen waren und vor welchen ich nur durch die sorgsame Gewissenhaftigkeit meiner Revisoren bewahrt worden. Hatte ich dann alle diese Materialien für die Correctur (wozu mitunter allerlei Anmerkungen kamen, die ich in der Zwischenzeit seit der Absendung des Manuscriptes bis zum Einlaufen des zweiten Fahnenabzuges gesammelt hatte) beisammen, dann machte ich mich selbst an die Arbeit. Ich las anfangs den Fahnenabzug und corrigirte denselben für mich allein durch. Hierauf kam Herr Beaujean, darauf die drei übrigen ein jeder besonders an die Reihe. Solange ihre Ausstellungen weder eine vertiefte Prüfung, noch eine neue Redaction, weder Zusätze noch Streichungen nöthig machten, lief alles gnädig ab. Lagen aber Glossen vor, die heikle Fragen anregten oder nur durch Neubearbeitung meines Textes Berücksichtigung finden konnten, dann hieß es vor allem reiflich überlegen, bevor ich eine Entscheidung traf und entschlossen Hand anlegte, um den einen oder andern Absatz des angegriffenen Artikels abzuändern. Wie mühsam die Correctur derartiger, unseliger Fahnenabzüge sich oft gestaltete, mag man aus der Thatsache ab-

nehmen, daß manche Bogen dieses Schlages meinen Schreibtisch erst um ein volles Fünf- oder Viertheil gemehrt verließen. Ohne Frage kostete dabei die geistige Arbeit das meiste; aber auch die mechanische Arbeit war mühselig, da ich gehalten war, an den Fahnenabzügen Anmerkungen und Papierschnitzel in einer Weise anzubringen, die es dem Drucker erlaubten, sich in diesem Labyrinth zurechtzufinden. Wie oft habe ich in meinen größten Nöthen nicht halb scherzend halb ernsthaft gesagt: ‚Meine Freunde! schreibt niemals ein Wörterbuch!‘

„Ein derartig über und über mit Anmerkungen bedeckter Fahnenabzug hatte selbstverständlich zur Folge, daß ich einen neuen Fahnenabzug von der Druckerei einforderte; auf demselben controlirte ich die Verbesserungen und sandte den also mit meiner Verification versehenen Probedruck an Herrn Beaujean, der nunmehr die mise-en-pages verfügte. Das war ein großer Schritt vorwärts; es war viel Arbeit — bald sehr kleinliche mechanische, bald sehr anstrengende geistige — nothwendig, bis wir so weit kamen.

„Die Druckerei ließ nicht lange auf sich warten, und ein erster Bürstenabzug der mise-en-pages kam abermals Herrn Beaujean zu, der denselben durchlas, seine Bemerkungen beifügte und mir dann alles zuschickte. Ein gleiches thaten meine Mitarbeiter. Leute, die viel mit Druckereiwesen zu thun haben, werden wissen, wie manches, was im Fahnenabzug entgeht, erst bei der mise-en-pages in die Augen springt. Es war mir natürlich nur erwünscht, wenn eine Erleuchtung der Art mich zu bedeutsamen Verbesserungen oder zu schwerwiegenden Zusätzen bestimmte; es war mir aber noch viel erwünschter, wenn sich gar keine Aenderung des gedruckten Textes als nothwendig herausstellte. Denn mit dem Bedürfniß neuer Correcturen stellten sich auch all meine ersten Nöthen wieder ein, da ich gehalten war, mich innerhalb der Schranken des Satzes zu halten und keine der allezeit schwierigen und kostspieligen Abänderungen herbeizuführen, die mit der Sprengung des Rahmens der mise-en-pages verknüpft sind. Meist kam ich mit dem Aufgebot all meines Scharfsinns und aller möglichen Kunstgriffe ans Ziel, indem ich die Buchstaben, die ich wegließ, ebenso sorgsam zählte, wie die neu hinzusetzenden, und überglücklich war, wenn die Schlußrechnung stimmte.

„Ich brauchte hierfür oft volle Stunden auf; doch brachte ich es schließlich in diesem Handwerk zu einer so hohen Fertigkeit, daß die Fälle unvermeidlicher typographischer Abänderungen zu wahren Ausnahmefällen wurden ... So gewissenhaft aber auch die Druckerei vorging, für gewöhnlich waren diese Blätter allzusehr durch Zeichen und Zusätze überladen, als daß ich mich nicht veranlaßt gefühlt hätte, selbst nachzuprüfen, ob alles nach meinen Weisungen ausgeführt worden. War dies geschehen, so überwies ich den Bürstenabzug Herrn Beaujean, der endlich das Imprimatur ertheilte. Gewöhnlich verflossen zwei Monate zwischen der Ablieferung des Manuscripts und diesem endgiltigen Imprimatur ... Sowie einmal dieses Intervall als die erforderliche Durchschnittszeit erfahrungsmäßig erprobt war, war es mir auch möglich, nach einem beiläufigen Ueberschlag meines Manuscriptvorraths und -Zuwachses annäherungsweise zu berechnen, wieviel

Jahre noch bis zur Vollendung des Werkes hingehen würden, immer vorausgesetzt, daß kein einziger der Schicksalsschläge dazwischen käme, welche fast alle menschlichen Dinge beirren. Ich befürchtete, daß ich oder die Meinigen erkranken, meine Papiere in Verlust gerathen oder verbrennen könnten: nichts von alledem trat ein; nur der Krieg, an den ich nicht gedacht, sollte meine Arbeit unterbrechen (vom 1. August 1870 bis 21. Februar 1871, sowie während der Commune, 19. April bis 19. Juni 1871, ward der Druck unterbrochen).

„Der eben beschriebene Zwischenraum von zwei Monaten machte meine Rettung aus. Ich hatte nur zu sorgen, daß die von der Druckerei bewältigte Masse geringer war, als die inzwischen von mir vorbereitete. Dazu bedurfte ich Arbeiter, welche mir das Material ordneten und aus dem Gröbsten herausarbeiteten. Dies waren meine Frau und meine Tochter. Ich griff aus dem Wörterbuch der französischen Akademie 15 Seiten heraus; das war mein Pensum für zwei Wochen. In dem ersten Wörterbuch-Versuch, den ich, wie ich sagte, eine Weile als endgiltige Redaction betrachtet hatte, und der seither zu einem bescheidenen wenngleich sehr nützlichen Grundriß herabgesunken war, vermerkte ich denjenigen Abschnitt, welcher den 15 Seiten des Akademiewörterbuches entsprach, und übergab das den Frauen. Sie brachten die Blätter in eine neue bequemere Form, die mir deren Bearbeitung zu druckfähigem Manuscript ermöglichte, d. h. sie schrieben auf ebensoviel lose Blättchen alle Formen, Bedeutungen und Beispiele, die sich auf eine Vocabel bezogen. Gleichzeitig bedienten sie sich einiger bereitliegender Wörterbücher, in welchen ich mit Bleistift alles angemerkt, was sich auf unsere 15 Seiten bezog.

„Diese vorläufige Zurichtung des Manuscripts ging jedoch nicht ohne große Schwierigkeiten vor sich, welche durch die Beschaffenheit der bisweilen mangelhaften, undeutlichen, bald zu knappen bald zu weitwendigen Belegstellen verursacht wurden, die dessenungeachtet schlecht und recht in meiner ersten Bearbeitung Aufnahme gefunden hatten. Ich war eben in der Zwischenzeit viel anspruchsvoller geworden. Um solchen Fehlern abzuhelfen, auf die ich fortan doppelt scharf achtete und die ich mit der größten Unerbittlichkeit verfolgte, galt es, die Schlagsätze in den Autoren zu vergleichen, welche zu diesem Zweck meinen Mitarbeitern gleichfalls zur Verfügung standen ... Meine Zweiwochenpensa waren trotz des anscheinenden Gleichmaßes der Seitenzahlen des akademischen Wörterbuchs in Wirklichkeit doch sehr ungleich. Eine vieldeutige Vocabel war die größte Schwierigkeit. Meine Tagesordnung erheischte es, daß den leiblichen Existenzbedingungen so wenig Zeit als möglich geopfert werden durfte ... Auf dem Lande stand ich um 8 Uhr morgens auf. ‚Spät genug für einen Mann, der es so eilig hat‘, wird man sagen. Nur Geduld! Während man mein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer war, in Ordnung brachte, stieg ich ins Erdgeschoß mit irgend einer Arbeit; so habe ich u. a. da die Vorrede zu meinem Wörterbuche fertig gemacht. Um 9 Uhr stieg ich wieder in mein Zimmer hinauf und corrigirte die eingelaufenen Probeabzüge in der Zwischenzeit bis zum Gabelfrühstück. Um 1 Uhr setzte ich mich wieder an meinen Schreibtisch und erfüllte meine Pflichten gegen das Journal des Savants, das mich im Jahre 1855 zum

Redacteur bestellt hatte. Von 3 bis 6 Uhr nahm ich das Wörterbuch vor. Um 6 Uhr stieg ich wieder zum Mittagsmahl hinab, das allezeit mit dem Glockenschlag fertig stand; dazu reichte gewöhnlich wohl eine Stunde aus. Man verbietet nun zwar, unmittelbar nach dem Essen an die Arbeit zu gehen. Ich habe dies Gebot beständig übertreten, nachdem ich mich durch die Erfahrung überzeugt hatte, daß ich darunter nicht zu leiden hätte. Damit hatte ich den physischen Bedürfnissen alles Erreichbare abgewonnen; um 7 Uhr nahm ich alsdann in meinem Studirzimmer mein Wörterbuch wieder vor, das ich fortan nicht mehr aus den Händen ließ. In einem Zuge arbeitete ich nun bis 12 Uhr fort: um Mitternacht ließen mich die Meinigen allein; den nächsten Halt machte ich um 3 Uhr morgens, wo dann für gewöhnlich mein Tagespensum vollendet war; war ich damit nicht fertig geworden, so setzte ich meine Nachtwache fort, und mehr wie einmal habe ich während der schönen Jahreszeit mein Lämpchen verlöscht und beim Licht der Morgensonne weitergeschrieben. Zumeist aber war um 3 Uhr Schluß; ich legte Papier und Feder bei Seite, ordnete alles für das nächste Tagespensum, und in wenigen Augenblicken war ich zu Bette. Die Gewöhnung und Regelmäßigkeit meiner Thätigkeit ließen keine Ueberreizung durch die Arbeit aufkommen. Ich schlief ebenso leicht ein, wie der nächstbeste Müßiggänger, und stand ebenso um 8 Uhr wieder auf. In Paris war meine Zeiteintheilung weniger geregelt. Der Tag brachte allerlei Besuche, Gänge und Störungen; am Abend war ich wieder mein eigener Herr, und die Nachtarbeit war dieselbe wie auf dem Lande ... Von 1860 bis zur Beendigung des Druckes, also volle zwölf Jahre, habe ich niemals von dieser Ordnung abgelassen" (mit Ausnahme je eines Monates jährlicher Ferien, die Littré meist am Meere zubrachte).

Da kam 1861 das Ansinnen an Littré, das Leben August Comte's zu schreiben, zu dessen Philosophie sich der gelehrte Wörterbuchschreiber ja bekannte, und den er am besten gekannt hatte. Man kann sich denken, ob ihn dieser Antrag in Verlegenheit setzte. Zuerst lehnte er ab, nahm schließlich doch halb gezwungen an und schrieb nun auch noch diese Biographie als Nebensache zu der belastenden Riesenarbeit. In Zeit von einem Jahre war das Buch fertig und nach einem weitern Jahre gedruckt. Natürlich verminderte sich dadurch der Vorsprung, den Littré vor der Druckerei hatte; aber derselbe blieb doch hinreichend, um nicht die Gefahr einer Unterbrechung des Druckes befürchten zu lassen. „Meine ausdauernde Beharrlichkeit, welche sich von der Arbeitspflicht durch keine Zerstreuung und durch keine Ermattung irgendwie abbringen ließ, ward endlich belohnt. Im Jahre 1865 durfte ich auf ein letztes Blatt die Worte setzen: ‚Heute habe ich mein Wörterbuch beendigt.'" Nun konnte der Druck und die Correctur ruhig vorangehen, das Werk war gesichert. Es würde uns zu weit führen, die Schicksale des Manuscripts während des deutsch-französischen Krieges und die Schwierigkeiten des Druckes während jener Zeit zu schildern. Gegen Ende 1872 wurde Littré's Gesundheitszustand zuerst schwer erschüttert. Er wurde von Fieberanfällen heimgesucht; ein Katarrh setzte sich in den Athmungsorganen, in den Hals- und Nasenschleimhäuten fest und verließ ihn nicht mehr; die Fingernägel wurden

krank und fielen Stück um Stück ab. Zeit und ärztliche Kunst halfen nichts dawider; im Gegentheil, bald trat noch ein schmerzhaft lähmender Rheumatismus hinzu, der den Gelehrten an den Krankenstuhl fesselte. Es ist rührend zu lesen, welche Mühe der Kranke sich gibt, die Schuld an diesen Leiden und Schwächen nicht auf sein Wörterbuch und seine übermäßige Arbeit kommen zu lassen. Alles ist nur Familienanlage. Am 14. November 1872 wurde das Imprimatur für den letzten Fahnenabzug ertheilt. Ein kleines Festmahl, zu dem Littré seinen Verleger und seine Mitarbeiter bei Gelegenheit des letzten Reinbogens einladen wollte, mußte wegen der Krankheit von Woche zu Woche verschoben werden und unterblieb schließlich ganz.

Trotz seiner Krankheit aber ließ Littré 1877 noch einen Supplementband zu seinem Wörterbuch erscheinen, der 375 dreispaltige Seiten enthielt und dem großartigen nationalen Werke die Krone aufsetzte.

Freut uns bei dem Franzosen dieser glückliche Lohn eines staunenswerthen Riesenfleißes, so muß uns bei einem gleichzeitigen deutschen Unternehmen noch die Kürze der Zeit Wunder nehmen, mit der dasselbe ausgeführt wurde.

Daniel Sanders wurde am 12. November 1819 als der Sohn eines jüdischen Kaufmanns in Strelitz geboren. Auf den Schulen von Strelitz und Neustrelitz vorgebildet, besuchte er von Ostern 1839 die Berliner, später die Haller Universität bis 1842, wo er mit der Doctorwürde und dem Oberlehrerzeugniß ausgerüstet als junger Lehrer in die Vaterstadt zurückkehrte und die Oberlehrerstelle an der jüdischen Freischule übernahm. Fast ein Jahrzehnt wirkte er in dieser Eigenschaft mit dem besten Erfolge; er selbst nennt es die schönste Zeit seines Lebens. Die wenigen Freistunden wurden durch schriftstellerische Thätigkeit, besonders neugriechische Studien ausgefüllt. Da er sich aber während der Sturmjahre auch nach der freiheitlichen Richtung an der Politik betheiligte, wurde ihm 1852 die Schule geschlossen. Es war dasselbe Jahr, welches in der Geschichte der deutschen Philologie durch das Erscheinen der ersten Lieferung des Grimm'schen Wörterbuches bekannt und berühmt ist, deren Studium den abgesetzten Lehrer zu einer ausführlicheren Kritik der Anlage und Ausführung des großartigen Unternehmens reizte. Da die „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik" den Aufsatz nicht bringen wollten, ließ ihn Sanders als selbständiges Heft erscheinen, dem dann bald, als weitere zwei Lieferungen des Grimm'schen Wörterbuches ans Licht getreten, noch ein zweites kritisches Heft folgte. Es ist hier nicht der Ort, über Ton und Inhalt dieser Kritiken des weitern zu sprechen oder gar uns zu einer Vergleichung der Grimm'schen und Sanders'schen Wörterbücher hinreißen zu lassen. Neben den anderen Folgen hatten die beiden streitbaren Hefte auch die Wirkung, das Augenmerk der J. J. Weber'schen Verlagshandlung in Leipzig auf den scharfen Kritiker zu lenken. Diese Verlagshandlung hatte schon seit Jahren den Wunsch gehegt, ein deutsches Wörterbuch nicht für den ausschließlichen Kreis der Sprachgelehrten, sondern zum Gebrauch für alle gebildeten oder bildungsbeflissenen Deutschen zu verlegen. Sie wendete sich nun an Sanders mit der Anfrage, ob er geneigt sei, ein solches zu übernehmen. „Ich habe", so erzählt er, „lange hin und her geschwankt und in jener Zeit gründlich das

Horazische ‚Versate diu, quid ferre recusent, quid valeant humeri' erkennen und würdigen gelernt, und als ich mich schließlich entscheiden mußte, entschied ich mich, zwar nicht leichten Herzens, aber doch getrosten Muthes für das Wörterbuch. . . . Das Schwert selbst ziehet den Mann an, wie es bei Vater Homer heißt. Ich wußte von vornherein sehr wohl und hatte es mir sehr klar gemacht, daß, sobald ich die Verpflichtung übernahm, das Wörterbuch nach dem von mir entworfenen und festgesetzten Plan innerhalb eines bestimmten absehbaren Zeitraumes vollständig von A—Z auszuarbeiten, ich mir damit eine Bürde auflud, die ungebeugt und ungebrochen bis ans Endziel zu tragen nicht allzu viele Schultern kräftig und stark genug sein würden. Aber ich hatte bei meinem bisherigen Wirken erprobt, daß ich meiner Kraft ein nicht gewöhnliches Maß von Arbeit zumuthen dürfte; ich wußte, daß ich in dem, was ich ernstlich wollte, nicht leicht ermatten, daß es mir an unverdrossenem Fleiß und zäher Ausdauer nicht fehlen würde, und so durfte ich nach redlicher Selbstprüfung hoffen, daß mit Gottes Hilfe bei voller Anspannung meiner ganzen Arbeitskraft ich das Werk, dessen Schwierigkeit mich eben reizte, in der festgesetzten Frist werde zu Ende führen können." In derselben Plauderei gibt uns Sanders auch eine Idee seiner Mühe und Arbeit:

„Treten wir also nun in die Arbeitsstätte selbst ein und sprechen wir zunächst von den ersten und nothwendigsten Hilfsmitteln des Wörterbuchschreibers. Da wird er sich zunächst alle seine selbständigen Vorgänger möglichst vollständig zu verschaffen suchen, da es sich eigentlich nur darum handeln kann, den bereits von ihnen gesammelten Stoff zu ergänzen, zu vervollständigen, zu erweitern, zu berichtigen... Nehmen nun schon diese Wörterbücher in meiner Werkstatt einen ansehnlichen Raum ein, so verschwinden sie doch gegen die übrigen Bücher und Schriften, aus welchen ich den im heutigen Gebrauch lebenden Wortschatz unserer unerschöpflich reichen Muttersprache möglichst vollständig zu gewinnen und mit den nöthigen Belegstellen in mein Wörterbuch einzutragen beflissen war. ‚Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart' hatte ich auf den Titel meines Werkes gesetzt, und so handelte es sich also um das Schriftthum von reichlich vierthalb Jahrhunderten. Natürlich ist das nicht so zu verstehen, als ob ich — oder als ob überhaupt irgend jemand — alles das in diesem weiten Zeitraume in deutscher Sprache Erschienene oder auch nur das von dem Erschienenen in irgend einem Abdruck Erhaltene in stetigem Rückblick auf das daraus für das Wörterbuch zu Gewinnende von A—Z hätte durchlesen, ausziehen und ausnützen können... Welche Masse von Büchern mir den Stoff geliefert, mag man annähernd erkennen, wenn man sich die Mühe nehmen will, das am Schluß meines Wörterbuches enthaltene und hier 30 Spalten, jede zu etwa 80 Zeilen, füllende Quellenverzeichniß etwas genauer anzusehen... Diese große Menge von Schriften war natürlich niemals gleichzeitig auf einem Haufen in meiner Werkstatt... Vielmehr behielt ich in meinem eigentlichen Arbeitsraume nur die Bücher, die ich eben unausgesetzt und fortwährend gleich zur Hand haben wollte und mußte; die übrigen Bände wanderten, sobald die daraus für das Wörterbuch zu benutzenden Belegstellen möglichst vollständig entnommen waren, hinaus, um anderen auszuziehenden Platz zu machen."

Dann zeigt Sanders an einem Beispiele, wozu er das erste Gedicht des ersten Bandes Göthe wählt, wie diese für das Wörterbuch grundlegenden Auszüge aus den Autoren gemacht werden. Es würde uns zu weit führen, das ganze Beispiel abzudrucken. Es genügt zu sagen, daß auf einem Zettel gleich die Ueberschrift „Vorklage" als Stichwort aufgezeichnet und doppelt unterstrichen wird. Sodann wird bemerkt, wo das Wort sich findet, also: G. I, 10 (Göthe Bd. I. S. 10 der 40bändigen Ausgabe). Es folgt nun der besondere Sinn, den das Wort an dieser bestimmten Stelle hat, d. h. „vorweg klagen, um der Klage des Lesers zuvorzukommen, ihr vorzubauen". Damit ist ein Zettel fertig. Es folgt das erste Wort des Gedichtes: „Wie". Da die Formwörter nur kurz sollen berührt werden, erhält dieses „Wie" keinen Zettel; wohl aber das folgende „nimmt ... aus". Als Stichwort wird geschrieben „Ausnehmen", refl. Belegstelle: „Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln geschrieben sich so seltsam aus! G. I, 10." Dieselbe Belegstelle wird auf einen folgenden Zettel geschrieben, auf dem aber als Stichwort oben das doppelt unterstrichene „leidenschaftlich" steht. Und so geht es weiter, Wort für Wort, so daß das kleine dreistrophige Gedicht nicht weniger als dreißig Zettel liefert oder wenigstens liefern könnte. Man mag sich einen Begriff davon machen, was für eine Anzahl solcher Blättchen aus einem Drama oder Roman ausgezogen werden! Nun wird sich ja bald herausstellen, daß für die gewöhnliche Bedeutung eines Wortes schon Belege genug vorhanden sind und der Ausziehende sich auf außergewöhnliche Nebenbedeutungen beschränken kann — aber man kann nie zu viel Zettel haben, „weil in einer derartigen Zettelwirthschaft auch bei der aufmerksamsten Sorgfalt und größten Achtsamkeit man kaum je ganz wird vermeiden können, daß sich manches — verzettele ..., so daß, wenn nicht mehrere Zettel für ein und dasselbe vorhanden sind, die Gefahr nahe liegt, etwas Beachtens- und Erwähnenswerthes auszulassen."

Ist ein Autor ausgezogen, d. h. liegt sein Wortschatz in Zetteln vor, so gilt es, diese zu ordnen. Hier hat nun Sanders ein anderes System, als Grimm und Littré. Während letztere, unbekümmert um die Ableitung und Zusammensetzung, die einzelnen Wörter nach ihren Anfangsbuchstaben einreihen, z. B. Entsetzen unter E, démordre unter d, bringt Sanders die Zusammensetzungen alle unter dem Stammwort; er wird also „Entsetzen" unter S, „vollenden" unter E u. s. w. bringen[1]. Nach diesem Grundsatz werden also zuerst die Zettel nach dem ersten, zweiten, dritten ꝛc. Buchstaben in Behältnisse gelegt; dann wird das A-Behältniß wieder nach dem Alphabet des zweiten, dritten Buchstabens geordnet, bis schließlich die Arbeit der Zusammenstellung beginnen kann.

---

[1] Es ist diese Sanders'sche Methode ja unverkennbar von größtem Nutzen. Sie hat aber auch Uebelstände. Wer wird z. B. „Kötter" unter „Koth" suchen? „Andacht" unter „Dacht" und nicht vielmehr untet „denken"? Auch hat es sein Mißliches, die Sprache aus dem todten Buch zu nehmen; z. B. „Schürgen", was bei Sanders so viel heißen soll, als Koffer-, Packträger, während es doch in der That „Schubkarren fahren" bedeutet u. s. w.

Leider ist Sanders' Plauderei über sein Wörterbuch Bruchstück geblieben; besonders würde es uns interessiren, ob er wirklich ohne jede ständige Beihilfe die Auszüge allein gemacht hat. Aber auch jetzt muß man über den Fleiß und die Thatkraft staunen, mit der in so kurzer Zeit ein so entschieden nützliches und im ganzen zuverlässiges Werk geschaffen wurde. Denn wie bald konnte er unter sein fertiges Manuscript schreiben:

„Beendet den 11. Juli 1865, nachmittags 5 Minuten vor halb 2 Uhr.
Est DeVs In nobIs, agItante CaLesCIMVs ILLo."

„Ich entsinne mich des Augenblicks noch sehr genau; es war in der glühenden Mittagshitze des brennend heißen Sommertages. Wohl empfand ich hohe Freude darüber, daß nach jahrelanger, rastloser, mühevoller Arbeit das Werk, zu welchem der Gott in meiner Brust mich nicht nur angeregt, sondern auch mir die Ausdauer und die Kraft verliehen, zum glücklichen Abschluß gediehen sei; aber in das Gefühl dieser Freude mischte sich doch — wohl mit unter dem Einfluß der drückenden Schwüle — zunächst nicht (wie ich es mir wiederholt vorher ausgemalt) das Wohlgefühl der wohlverdienten Muße, die ich mir nun einige Zeit hindurch gönnen könnte, sondern ein gewisses beklemmendes Angstgefühl, ähnlich, wie es der Chor in Schillers ‚Braut von Messina' ausspricht:

„Sage, was werden wir jetzt beginnen . . .
Auszufüllen die Leere der Stunden
Und die lange, unendliche Zeit?"

Auf diese Frage hat sich bekanntlich auch eine Antwort gefunden. Außer den zahlreichen anderen lexikalischen Werken gab nämlich Sanders auch seinerseits ein „Ergänzungswörterbuch" heraus, das, 1884 im Manuscript vollendet, 1885 im Druck erschien.

Geben wir zum Schluß einen Ueberblick über die drei genannten Wörterbücher:

	begann	das Wörterbuch	den Druck
J. Grimm,	alt 53 Jahre,	1838,	1852, † 1863.
E. Littré,	„ 46 „	1846,	1859, schloß ab 1872.
Daniel Sanders,	„ 33 „	1852,	1859, „ „ 1865.

Das Grimm'sche Wörterbuch umfaßt heute 5800 + 17 000 = 22 800 Spalten à 80 Zeilen.

Das Littré'sche Wörterbuch umfaßt 4708 Seiten à 3 Spalten = 14 124 Spalten à 93 Zeilen.

Das Sanders'sche Wörterbuch umfaßt 2993 Seiten à 3 Spalten = 8979 Spalten à 79 Zeilen.

Wenn das Littré'sche Wörterbuch auf einer einzigen Columne fortgedruckt wäre, so würde dieselbe 37 525 m 28 cm gemessen haben. Das Manuscript dieser Columne umfaßte 415 636 Blätter; die Zahl der Fahnenabzüge belief sich auf 2242, die Zusätze auf diesen Fahnenabzügen machten 292 dreispaltige Seiten aus.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

De inhabitatione Spiritus Sancti in animabus iustorum disserit Dr. **P. Oberdoerffer,** Presbyter Coloniensis. 131 p. 8°. Tornaci, Typis Societatis S. Joannis Evangelistae Desclée, Lefebre et Sociorum, Edit. Pontif., 1890. Preis: *M.* 1.50.

Vorliegende Schrift ist der Untersuchung einer der herrlichsten und trostreichsten Wahrheiten der christlichen Religion gewidmet, in welche der Theologe mehr eindringen und das christliche Volk mehr eingeführt werden sollte, als dies gewöhnlich geschieht. Manche Fragen, welche bei näherer Beschäftigung mit dem Geheimnisse auftauchen, sind freilich sehr schwierig. Sie können nicht alle Gegenstand des Volksunterrichtes werden; aber Vertrautheit mit denselben ist erforderlich, wenn man das, was allgemein bekannt sein sollte, in der rechten Weise vorlegen will. Der Herr Verfasser hat darum einen guten Griff gethan, indem er die Lehre von der Einwohnung des Heiligen Geistes zum Gegenstande einer besondern Schrift wählte. Er zeigt für denselben ein warmes Interesse und hat sich mit anerkennenswerthem Fleiße bemüht, den ganzen Stoff nach seiner positiven und speculativen Seite zu erforschen und seinen Lesern möglichst klar vorzulegen.

Das Buch zerfällt in sechs Kapitel. In dem ersten wird die Thatsache der Einwohnung des Heiligen Geistes im Gerechtfertigten aus der Heiligen Schrift, den Vätern und den Theologen bewiesen, wobei in dem beigebrachten reichhaltigen Beweismaterial dasjenige, was der These Wahrscheinlichkeit verleiht, von dem, was sie außer Zweifel stellt, sorgfältig gesondert wird. — Das zweite Kapitel untersucht das Wesen der Einwohnung des Heiligen Geistes im Gerechten und bestimmt durch Vergleich dieser Vereinigung mit anderen Verbindungen die Natur derselben. Als Frucht der Untersuchung wird uns die Definition vorgelegt: Non dubitamus eam appellare u n i o n e m m o r a l e m, q u a e c o n s i s t i t i n r e l a t i o n e r e a l i e t m u t u a p e r f e c t a e c o n n e x i o n i s c a u s a l i t a t i s a t q u e d e p e n d e n t i a e q u o a d v i t a m s u p e r n a t u r a l e m (p. 41). Hier wäre zu bemerken, daß diese Beziehung nur von seiten des Gerechten, nicht aber von seiten des Heiligen Geistes eine reale ist; die Beziehungen Gottes nach außen pflegen wegen Mangels eines von Gott verschiedenen Fundamentes nicht zu den realen Beziehungen gezählt zu werden. Ferner legen wir die Frage zur Erwägung vor,

ob das Wesen der Einwohnung erschöpfend durch die Erklärung dargelegt wird, sie sei eine relatio ... causalitatis atque dependentiae. Tritt Gott bei der Einwohnung nur als causa auf? Vgl. hierzu p. 128. — Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der Untersuchung der Frage, ob diese Beziehung der dritten Person ausschließlich oder doch in besonderem Sinne eigenthümlich sei, wie dies Petavius und in einem etwas andern Sinne einige neuere Theologen annehmen. Der Herr Verfasser verneint diese Frage, wie wir glauben, mit Recht. Den ersten Grund, den er (p. 49) für seine Ansicht anführt, möchten wir aber doch beanstanden. Denn das theologische Axiom, auf welches er sich stützt: In divinis omnia sunt communia, ubi non obviat relationis oppositio, gilt zunächst wenigstens nur von dem innergöttlichen Sein, nicht von den Beziehungen Gottes nach außen, und kann für den Beweis der Lehre, welche der Verfasser verficht, ohne petitio principii wohl nicht verwendet werden. — Das vierte Kapitel prüft die Fragen: a) Intratne Spiritus in animam cum primis donis supernaturalibus? b) Inhabitatne Spiritus s. in omnibus iustis, etiam in iis, qui baptismum nondum receperunt? Quidnam de iustis Veteris Testamenti? c) An et quomodo modificatur inhabitatio ratione augmentationis gratiae? d) Estne differentia inter inhabitationem, quae fit per baptismum et per confirmationem et per ordinem? — Das interessanteste und bei weitem umfangreichste Kapitel ist das fünfte, in welchem das wechselseitige Verhältniß der unerschaffenen und der erschaffenen Gnade untersucht wird. Nachdem der Verfasser die Ansicht des Lombarden widerlegt hat, nach welcher der Heilige Geist selbst ohne eingegossene Tugend der Liebe im Gerechten die Acte der Gottesliebe bewirkt, geht er zur Untersuchung der Frage über, ob der Heilige Geist allein oder zugleich mit der heiligmachenden Gnade, oder ob diese allein Formalgrund unserer Heiligkeit und Gotteskindschaft sei, eine Frage, über welche vor einigen Jahren zwischen uns und dem leider zu früh der theologischen Wissenschaft entrissenen Professor Scheeben in der Innsbrucker Zeitschrift und dem „Katholik" Auseinandersetzungen stattgefunden haben. Der Herr Verfasser schließt sich der von uns verfochtenen Ansicht an, daß nämlich die erschaffene Gnade die einzige Formalursache unserer Rechtfertigung und Kindschaft sei. Wenn wir nun auch den einzelnen Ausführungen des Verfassers über diese so schwierige Frage durchgehends beistimmen, so möchten wir doch nicht gerade einen jeden seiner Sätze unterschreiben. So fragt er z. B. (p. 115): Quid vero? potestne ens infinitum accedere ad ens finitum, ut formaliter unicum ens cum eo constituat? Nun, wir haben ja ein Beispiel in der hypostatischen Vereinigung des Sohnes Gottes mit der menschlichen Natur. Ein einziges Wesen ist durch dieselbe allerdings nicht in dem Sinne entstanden, daß beide Wesenheiten zu einer dritten verschmolzen, aber Gott vereinigte sich doch mit einer endlichen Natur zu einem einzigen, physisch einem Wesen, einer Person. In demselben Absatze und in dem folgenden befinden sich noch ein paar Punkte, welche die Gegner der vorgetragenen Lehre mit Recht zum Gegenstande des Angriffes machen könnten. — Das letzte Kapitel erklärt den Inhalt und die Bedeutung der Einwohnung

des Heiligen Geistes. Ueber diesen schwierigen Punkt, von dem wenig geoffenbart ist, spricht sich der Verfasser mit wohlberechtigter Zurückhaltung aus. Doch kann die vom Glaubenslichte erleuchtete Vernunft durch Ausbeutung jener wenigen, aber tiefen und inhaltreichen Offenbarungswahrheiten und durch Vergleich derselben mit den verwandten Glaubensgeheimnissen noch manches über das herrliche und trostreiche Geheimniß der Einwohnung des Heiligen Geistes in unserer Seele ans Licht bringen, was jetzt noch im Dunkeln liegt.

Wir können die gründliche, inhaltreiche Schrift allen, welche sich genauer über das Geheimniß der Einwohnung des Heiligen Geistes unterrichten wollen, aufs beste empfehlen. Das Latein schrecke auch diejenigen nicht ab, welche nicht an die Lektüre lateinischer Schriften gewöhnt sind. Die Sprache der Schrift ist gewandt und rein und sehr leicht verständlich. Die angewandten scholastischen Ausdrücke sind sorgfältig erklärt.

Th. Granderath S. J.

Die Weltreiche und das Gottesreich nach den Weissagungen des Propheten Daniel. Von Dr. **Franz Düsterwald**, Director des erzbischöfl. theologischen Convictes in Bonn. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. VIII u. 194 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 2.50.

In der recht lesenswerthen Einleitung wird Stellung und Bedeutung Daniels gebührend hervorgehoben. Da nach heidnischer Anschauung in der Niederlage Israels der Gott Israels von den Göttern Babels überwunden war, so ist für die Offenbarung der Macht Gottes, wie sie sich in Daniel den Heiden gegenüber so glänzend darstellt, die Veranlassung gegeben. Ein Theil dieser Offenbarung bezieht sich auf die Weltreiche und das Gottesreich. Die einschlägigen Kap. 2, 7, 8, 11, 12 finden im Buche des Herrn Verfassers eine recht gediegene Erörterung. Gründlich und überzeugend ist der Nachweis über die Bedeutung der von Daniel geschauten Reiche: das babylonische, medopersische, macedonisch-griechische, römische. Daß diese Auffassung allein haltbar sei, wird durch treffliche Widerlegung entgegenstehender Ansichten und durch triftige exegetische Darlegung des Textes der Weissagung erhärtet. Dazu dient u. a. der eingehende Vergleich zwischen der Thierbildern des 7. und 8. Kapitels, nachdem das richtige Verhältniß zwischen Kap. 2 und 7 vor den Verdunkelungsversuchen einiger Erklärer in Schutz genommen war. Mit vollem Recht bemerkt der Herr Verfasser S. 107: „Ein Vergleich zwischen den Thierbildern des 8. Kapitels und denen des 7. Kapitels fällt nach allen Richtungen hin zu Gunsten der kirchlich-traditionellen Ansicht aus, welche in dem zweiten und dritten der Danielischen Weltreiche die ganze medo-persische und die ganze macedonisch-persische Monarchie erblickt."

Mit Nachdruck wird hingewiesen auf den durchgreifenden Unterschied in der Schilderung des „kleinen Hornes" im Kap. 7 und den Schilderungen in Kap. 8 und Kap. 11, 21 ff. Jene zeichnen den Antichrist, diese Antiochus Epiphanes, und die Verschiedenheit ist ein neuer Beweis, daß die Weissagung über die seleucidische Zeit hinausgeht. Die Verschiedenheit ist eine wesentliche,

und man muß, sagt der Herr Verfasser gut S. 137, in der That sonderbare Begriffe von Identität haben, wenn man finden will, daß alle diese Schilderungen sich vollständig decken. Eingehend sind auch die verschiedenen über Belschazzar und Darius den Meder aufgestellten Ansichten besprochen. In beiden Fällen kann man der getroffenen Entscheidung nur beistimmen: Belschazzar ist der in den Keilinschriften gefundene Sohn Nabonids Bel-sar-ussur, der eine eigene Hofhaltung führte, und Darius Medus am wahrscheinlichsten der Cyaxares der Cyropädie des Xenophon.

Räthselhaft ist S. 110 der Satz: „Zur Zeit Daniels war es eine übliche Vorstellung, sich die Zahl der Diadochenreiche als vier zu denken und unter dem Bilde von vier Häuptern vorzustellen.“ Daß von 11, 36 an plötzlich der Faden abgebrochen und unvermittelt von Antiochus auf den Antichrist übergegangen werde, ist doch durchaus nicht sicher; auf die S. 166 gegebenen Gründe läßt sich manches erwiedern; u. a. kann man auf die ganze Analogie des Abschnittes mit 8, 23—25 verweisen, und 11, 36 kann das Ende des Zornes auch nicht entscheidend sein, schon wegen 8, 17, u. dgl. m. Noch sei eine Angabe richtig gestellt, die sich freilich oft findet (bei Lenormant, Vigouroux, Brunengo u. s. f.), als sei erst das dritte Jahr nach Babylons Eroberung in den Keilinschriften als das erste Jahr des Cyrus bezeichnet. Nach den Contracttäfelchen, die P. Straßmaier copirt hat, ist die letzte nach Nabonidus datirte Inschrift vom 10. Marcheschvan des Jahres der Eroberung von Babel und die erste nach Cyrus datirte vom 24. des gleichen Monates und Jahres, und das Jahr heißt das Jahr des Anfanges der Herrschaft des Cyrus, Herrschers von Babel, und dann folgt das erste Jahr des Cyrus, des Herrschers von Babel u. s. f.

Die Schrift sei bestens empfohlen. Sie ist ein schätzenswerther Beitrag zum Buche Daniel und mit liebender Hingabe an den Gegenstand gearbeitet.

Joseph Knabenbauer S. J.

Pastoral-Psychiatrie zum Gebrauche für Seelsorger, von Dr. Anselm Ricker O. S. B., k. k. Universitätsprofessor. Zweite Auflage. VI u. 160 S. 8⁰. Wien, Kirsch, 1889. Preis: *M.* 2.

Bei der bedauernswerthen Zunahme der Geisteskrankheiten wird es in unserer Zeit wenige Seelsorger geben, die nicht zuweilen in die Lage kommen, Geistesgestörte pastorell behandeln zu müssen. Nun lehrt die Erfahrung, „daß durch ein unverständiges und unkluges Verfahren bei der Behandlung solcher Leidenden jede Heilungsmöglichkeit für alle Zukunft vereitelt werden könnte. Ebenso lehrt aber auch die Erfahrung, daß ein kluger und gewandter Seelsorger durch eine rationelle Behandlung der Geistesgestörten, namentlich im ersten Stadium der Krankheit, günstige Erfolge erzielt, und daß durch des Priesters einflußreiche Mitwirkung so manche Unglücklichen, die der größten Gefahr ausgesetzt sind, im düstern Nachtleben des Geistes unterzugehen, gerettet werden“ (S. 2). Diese doppelte Erfahrung macht jedem Seelsorger eine besondere Aufmerksamkeit auf diese unglücklichen Menschen zur Pflicht, — eine Pflicht, bei deren Erfüllung es oft schwer fallen wird, das Richtige zu treffen.

Als daher der gelehrte Verfasser des in diesen Blättern früher (Bd. XIV. S. 328 ff.) besprochenen „Leitfadens der Pastoral-Theologie“ nach einer „mehr als vierzigjährigen Praxis“, „nach genauem Studium“ und unter treuer Benutzung psychiatrischer Schriften und „freundschaftlichem Verkehr mit psychiatrischen Aerzten“ die Resultate seiner Studien und Erfahrungen der Oeffentlichkeit übergab, durfte sich derselbe von vornherein mit Recht eine günstige Aufnahme einer derartigen Schrift versprechen. Diese Aufnahme ist auch dem Buche in solchem Maße zu Theil geworden, daß schon nach Verlauf eines Jahres eine zweite Auflage nöthig wurde.

Correctheit der Lehre, Klarheit der Darstellung, relative Vollständigkeit ohne Weitschweifigkeit, stete Rücksichtnahme auf die praktische Verwerthbarkeit der Theorien, angenehmer Stil, durch gelegentliche Einschiebung von Erzählungen aus der eigenen Praxis gewürzt, — müssen wir als Vorzüge dieser Schrift hervorheben, gewiß Vorzüge genug, um sie für die weiteste Verbreitung zu empfehlen. Der Verfasser behandelt den Stoff in zehn Vorträgen.

Der erste (S. 1—13), wir können ihn das Einleitungskapitel nennen, enthält die Begriffsbestimmung der Psychiatrie im allgemeinen und der Pastoral-Psychiatrie im besondern. — Mit der Bestimmung der Thätigkeitssphäre von Seelsorger und Arzt und ihres gegenseitigen Verhältnisses, wie sie hier nach klaren Principien entwickelt wird, muß jeder vernünftige Arzt zufrieden sein. Den Seelsorger werden die gebotenen Winke abhalten sowohl vom Nichtsthun aus falschen Rücksichten, als auch von jedem unberechtigten Eingriff in fremdes Gebiet, gegen welchen auch der mit Kirche und Priester sonst noch so befreundete Arzt mit Recht Einsprache erheben müßte. — Außerdem gibt der Verfasser in diesem ersten Vortrage die Eintheilung und systematische Anordnung, nach welcher er in den folgenden Vorträgen den Stoff behandeln will, und schließlich einen geschichtlichen Ueberblick über die Behandlung der Geisteskranken bei den verschiedenen Völkern.

Der zweite Vortrag (S. 14—32) enthält — mit Widerlegung des Materialismus — in Kürze das Wesentlichste aus Physiologie und Philosophie über Gehirn und Seele und das Wechselverhältniß beider. Die Lehre von der menschlichen Seele ist sachlich correct und klar. Nur bei ganz wenigen Ausdrücken und Satzwendungen wünschten wir allerdings eine schärfere und genauere Fassung. Wenn z. B. S. 19 vom Menschengeist gesagt wird: „Zuerst ist er rein organisirendes Princip“, S. 20: „Es müßte seine wahre und höhere Aufgabe sein, sich als geistiges Sein zu gewinnen“, S. 23: „So gelangt der Menschengeist als Geist zum Durchbruche“ — so werden diese Worte wenigstens im gegebenen Zusammenhange wohl richtig verstanden werden; sie könnten aber auch zu falscher Auffassung Anlaß bieten.

Mit dem folgenden Vortrage beginnt die eigentliche Psychiatrie. Es handelt sich vor allem darum, die Ursachen der Geistesstörungen kennen zu lernen. Im dritten Vortrage (S. 33—48) bringt der Verfasser die somatischen, im vierten (S. 49—67) die psychischen Ursachen zur Darstellung.

Für den Seelsorger ist die Vorbemerkung des Verfassers (S. 33) von nicht zu unterschätzender Bedeutung: „Man hat sich wohl zu hüten, daß man

nicht Symptome des schon ausgebrochenen Irrsinnes für die Ursache desselben hält. Denn es kommt nicht selten vor, daß die Kranken beim Ausbruche der noch nicht erkannten Geistesstörung sich dem Trunke, sexuellen Ausschreitungen ergeben, oder sonst sinnlose Unternehmungen beginnen: stundenlang excentrischen Andachtsübungen obliegen, täglich beichten wollen ꝛc., es kommt also nicht selten vor, daß man irrigerweise in diesen, schon aus krankhafter Aufregung begangenen Handlungen die Ursachen der sich nur immer mehr steigernden Krankheit sucht."

Als die häufigsten prädisponirenden somatischen Ursachen der Geisteskrankheiten behandelt der Verfasser — Erblichkeit und Trunksucht (zumal Zeugung im Rausche). Die bewirkenden Ursachen theilt der Verfasser ein in die entfernten somatischen Ursachen: klimatische Verhältnisse, Alter, verschiedene Gewerbe, Pauperismus; und in die nächsten somatischen Ursachen: die Krankheiten des Gehirns, des Rückenmarkes und des ganzen Nervengeflechtes, ferner die Krankheiten der Respirations- und Circulationsorgane und endlich die verschiedenen Krankheiten der Unterleibsorgane. Gelegentlich wird bei der Behandlung dieser einzelnen Ursachen auch betont, wie gerade viele dieser Krankheiten leicht durch sündhaftes Leben hervorgerufen oder gesteigert werden.

Wenn „nach einer fast allgemeinen Uebereinstimmung der Psychiatriker die zahlreichsten Ursachen der Seelenstörungen psychischer Natur sind", so erhellt daraus die Bedeutung des vierten Vortrags. Der Behandlung der einzelnen psychischen Ursachen der Geisteskrankheiten geht eine kurze psychologische Abhandlung über die verschiedenen Seelenkräfte voraus. Daß dabei das Hauptgewicht auf diejenigen Seelenvermögen gelegt wird, welche in der Schule sensitive im Gegensatz zu den intellectiven (Verstand und Wille) genannt werden, ist vollständig berechtigt. Aber es sollte auch diese letztere Unterscheidung neben der Eintheilung in erkennende und strebende Vermögen betont werden. Denn auch die eigentlich und streng geistigen Seelenvermögen — Verstand und Wille — haben ihre gewaltige Rückwirkung auf das „Gemüth", wie auch aus den folgenden Auseinandersetzungen des Verfassers einleuchtet.

Als psychische Ursachen der Geistesstörungen werden nun geltend gemacht: 1. Die disharmonische Entwicklung der Seelenkräfte — für Pädagogen, Erzieher und Schulgesetzgeber eine ernste Gewissenssache; ein Gegenstand der furchtbarsten Verantwortung für Romanscribenten — und Romanleser und -leserinnen. — 2. Die Affecte oder intensive Gemüthsbewegungen: „sie üben einen äußerst nachtheiligen Einfluß auf das Cerebralsystem aus, indem heftige Congestionszustände entstehen." — 3. Die Leidenschaften „nagen gleich chronischen Krankheiten an der Gesundheit des Leibes". — Einfluß auf die Seele: „sie erzeugt eine beständige Richtung der Aufmerksamkeit auf bestimmte Gegenstände..." „Unter allen Leidenschaften und Auswüchsen der Selbstsucht sind es die zügellose sinnliche Liebe, die Eifersucht, das leidenschaftliche Spiel u. s. w., welche am häufigsten Ursache der Geistesstörungen sind." Was die Schlußbemerkung des Abschnittes über Leidenschaften angeht, „daß geistige selbst

anstrengende Beschäftigung nur äußerst selten eine Geistesstörung verursacht", so müßte wohl doch auch betont werden, daß bei der gegenseitigen Abhängigkeit zwischen Gehirn und Seelenthätigkeit zu der oben verlangten Harmonie zwischen den Seelenkräften unter sich auch eine Harmonie der geistigen und leiblichen Entwicklung hinzukommen muß: im Gegensatz zu der herrschenden Sucht, den Geist nicht nur zu überfüttern, sondern ihn auch zu früh anzuspannen.

Den genannten drei psychischen Ursachen der Geistesstörungen läßt nun der Herr Verfasser sofort als vierte „den directen Einfluß des Dämons auf den Menschen zufolge der Obsession" folgen. Zuvor hätte jedoch, wie uns scheint, noch eine andere wichtige psychische Ursache erwähnt werden sollen, von welcher der Verfasser an dieser Stelle nicht ausdrücklich spricht. Wir meinen die Sünde oder, wenn man lieber will, die Gewissensbisse, das böse Gewissen, über dessen schädlichen Einfluß der Verfasser freilich in einem der folgenden Vorträge handelt.

Wir hätten diese Ursache um so lieber hier erwähnt gesehen, weil der Verfasser bei den drei vorhergehenden Ursachen auch entsprechende Rathschläge zur Verhütung der schlimmen Folgen gibt; hier wäre dann das einzige, aber auch sichere Heilmittel zu betonen gewesen — die Heilsanstalt der Buße. — Die vom Verfasser an vierter Stelle angeführte Obsession muß jedenfalls gerade dem modernen Unglauben zum Trotze in der Psychiatrie besprochen und betont werden. Der Verfasser sagt in klarer Kürze alles zu seinem Zwecke Nothwendige.

Nachdem uns der Verfasser nun mit den hauptsächlichsten Ursachen der Geisteskrankheiten bekannt gemacht, enthalten die drei folgenden Vorträge die Symptomatologie derselben —, und zwar wird im fünften Vortrage (S. 68 bis 81) die allgemeine Erscheinungsweise der psychischen Krankheiten festgestellt; im sechsten (S. 82—97) die verschiedenen Grade der Depressionszustände, im siebenten (S. 98—111) die Exaltationszustände beschrieben. Auf Angabe von Einzelheiten müssen wir hier verzichten, bemerken aber, daß die trefflichen Bemerkungen des Verfassers auf S. 69 über die anfänglichen Erscheinungsweisen der beginnenden Geistesstörungen uns in dem soeben über die Sünde und ihre hierhergehörigen Folgen Gesagten bestärken und dasselbe neu beleuchten. Den Anfang bildet nämlich eine Verstimmung. Es werden durch die beginnende Gehirnkrankheit „dem Individuum dauernde Gefühle und Stimmungen aufgedrungen, die in keinem äußern Motive begründet sind". Das hat sicher seine Richtigkeit; aber wem die vom Verfasser früher betonte gegenseitige Wechselwirkung zwischen Seele und Gehirn noch in Erinnerung ist, dem muß hier sofort der Wunsch aufsteigen, daß nun auch das hier Gesagte vervollständigt werde, indem gezeigt werde, daß auch ihrem Ursprunge nach rein geistige Seelenstimmungen einen krankhaften Gehirnzustand erregen können. Schuldbewußtsein ist eine Verstimmung, die, wenn andauernd, auf das Nervensystem, auf Herz und Gehirn schädlich einwirken muß. Auch in diesem Falle ist ein Umschlag in eine freilich ebenso unnatürliche als verderbliche Heiterkeit erklärbar. Ebenso wird auch bei einer

solchen Gewissensverstimmung der Satz sich erfüllen: „Die Verstimmung selbst wird von dem Kranken oft noch geheim gehalten, so lange er sie eben vor andern beherrschen kann“ — und kann der Unglückliche die Mißstimmung nicht mehr beherrschen, so wird er wenigstens die ihm allein bekannte Ursache zu verbergen suchen. — In solchem Falle kann rein ärztliches Verfahren unmöglich eine eigentliche Heilung erzielen: es ist nur dann Aussicht auf Rettung, wenn ein gläubiger Arzt oder sonst ein verständiger Freund auf den glücklichen Gedanken kommt, den Armen zu einer guten Beicht zu ermuthigen. — Freilich ein Urtheil über Einzelfälle wird schwer sein, dieselben äußerlichen Erscheinungen können eben ihre letzte Quelle im körperlichen oder im geistlichen Zustand des Kranken haben.

Der achte (S. 111—134) und der neunte Vortrag (S. 135—149) ertheilen dem Seelsorger Weisungen, wie er durch sein pastorelles Einwirken auf den Kranken (achter Vortrag) und ganz besonders auf dessen Umgebung (neunter Vortrag) mitwirken kann und soll, um ein ersprießliches Heilverfahren anzubahnen und durchzuführen. Es soll sich der Seelsorger vor allem bemühen, sich das Vertrauen des Kranken zu gewinnen, ihm große Geduld und Langmuth beweisen, aber auch Entschiedenheit und Festigkeit; das gilt besonders bei Fällen von Scrupulosität. Ist die Seelentraurigkeit die Folge eines ausschweifenden, sündhaften Lebenswandels, so gibt es nur eine Remedur in den Gnadenmitteln, welche die heilige Religion bietet. So viel in Bezug auf jene Seelenstimmungen, die zwar noch keine psychischen Störungen sind, aber doch, wenn sie lange Zeit anhalten, gefährlich werden können; besondere Aufmerksamkeit wird dann dem Seelsorger (und den Lehrern &c.) empfohlen für jene Personen, bei denen prädisponirende Ursachen zur Psychose vorhanden sind.

Diese mehr prophylactischen als therapeutischen Grundsätze verdienten auch in jeder Pädagogik einen Platz. Es kommen dann weiter in demselben Vortrage noch verschiedene eigentlich therapeutische Grundsätze zur Sprache, deren wenigstens allgemeine Kenntniß auch für den Seelsorger von Bedeutung ist; endlich wichtige Bemerkungen über die Art, wie auf den Kranken direct eingewirkt werden soll.

Im folgenden Vortrag wird gezeigt, welche Vorsichtsmaßregeln von der Umgebung des Kranken je nach dessen Alter, Verhältnissen, Krankheitsstadium zu treffen seien: es sind diese Winke für den Seelsorger von der größten Bedeutung, weil gerade er auf die Angehörigen, wie überhaupt auf die nähere und entferntere Umgebung der Kranken so großen, oft den größten und segensreichsten Einfluß ausüben kann.

Im zehnten und letzten Vortrag (S. 150—160) stellt der Verfasser kurz dasjenige zusammen, was sich mit irgendwelcher Sicherheit als Prognostik aufstellen läßt. Ueber den muthmaßlichen Verlauf der begonnenen Krankheit sich einigermaßen ein Urtheil bilden zu können, ist für den Seelsorger gerade in Bezug auf seine wichtigste Pflicht diesen Kranken gegenüber von großem Vortheil. Wie leicht wird ihm sonst vielleicht die einzige und letzte Gelegenheit zur Vorbereitung auf die entscheidende Stunde entschlüpfen!

Gerade mit Bezug auf diese Hauptsorge des Priesters, die Spendung der Sacramente, würden wir dem Verfasser dankbar sein, wenn er in einer dritten Auflage, die wir der trefflichen Schrift herzlich wünschen, noch einige Ergänzungen böte, indem er bestimmte pastorelle Winke an geeignetem Platze zusammenstellte. Der Verfasser erklärt am Anfange seines ersten Vortrages den Begriff der Pastoral-Psychiatrie, wie folgt: „Sie ist der systematische Inbegriff jener Regeln und Vorschriften, welche der Seelsorger bei der Behandlung Geistesgestörter mit Rücksichtnahme auf die allgemeinen pastorellen Grundsätze zu befolgen hat.“ In diesen Inbegriff gehören nun offenbar auch die Regeln und Vorschriften in Betreff der rechtzeitigen, zweckmäßigsten Spendung der Sacramente. Der Verfasser bietet dieselben nun wohl, aber nicht an einem Orte übersichtlich zusammengestellt. So wird S. 130 in Betreff des ersten Stadiums der Geisteskrankheit der Hypochondrie vor unzeitiger, verfrühter, darum unkluger, zweckloser, ja gefährlicher Zulassung zur Beicht gewarnt; Seite 132 heißt es dann vom zweiten Stadium, der Melancholiker sei noch weniger disponirt zum Beichten als der Hypochonder — im letzten Stadium ist erst recht nichts mehr zu machen. Sachlich sind wir mit dem Verfasser einverstanden. Er sagt hier bloß, man solle den Hypochonder nicht sogleich zur Beichte zulassen, sondern ihn zuerst in eine ruhige Stimmung zurückführen, und S. 119 wird klar gesagt, daß die Hypochondrie als Folge der Sünde nur vom Priester geheilt werden kann. „Er wird zuerst das Gift der Sünde entfernen und die Seele vom Schmutze der Sünde reinigen, dann aber das Vertrauen auf Gottes unendliche Güte und gnadenreiche Barmherzigkeit wecken und befestigen.“ Will es also nicht gelingen, den Hypochonder schon vor der Beicht zu beruhigen, so wird es vielfach, wenn nicht immer, gerathen, ja nothwendig sein, sich durch die Gefahr, „daß derselbe mit neuem Vorwurfe geängstigt würde, daß er ungiltig gebeichtet“, von der Zulassung des Kranken zur Beichte nicht abschrecken zu lassen. Die Beicht kann und wird in manchen Fällen gerade das Gegentheil dieser Gefahr zur Folge haben, nämlich die volle Beruhigung. Die Gefahr neuer Aengste ist also nicht sicher vorhanden; ferner steht ihr eben die noch bedenklichere Gefahr gegenüber, daß der Kranke im Zustande der schweren Sünde in den Irrsinn und daraus in die Ewigkeit übergehe. Dies würde gewiß bei zusammenhängender Behandlung dieser Frage auch vom Verfasser hervorgehoben worden sein. — Es dürfte auch erwünscht erscheinen, wenn in einer folgenden Auflage etwas beigefügt würde über lichte Augenblicke bei Irrsinnigen und deren wahrscheinlichste Bedingungen und Merkmale.

Zum Schlusse wünschen wir der Schrift eine recht weite Verbreitung, auf daß durch Verwerthung der trefflichen Rathschläge recht vielen geholfen werde, und daß sich stets mehr das Zeugniß eines nicht-katholischen Arztes bewähre, der sich vor einigen Jahren dahin äußerte: „Ich bin in meiner Praxis dahin gekommen, daß ich bei einem Melancholiker die Gefahr für Selbstmord um 60 Procent geringer schätze, wenn ich weiß, daß der Geisteskranke ein frommer Katholik ist.“

Karl Frick S. J.

Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archivs und vieler anderer Archive bearbeitet von Dr. **Ludwig Pastor.** II. Band: Geschichte der Päpste der Renaissance bis zum Tode Sixtus' IV. XLVII u. 687 S. 8°. Nachwort 38 S. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 10; geb. *M.* 12.

Plan, Charakter, Vorzüge und Bedeutung dieses hervorragenden Geschichtswerkes haben wir bereits nach Erscheinen des I. Bandes (XXX, 505 bis 522 dieser Zeitschrift) eingehend besprochen. Der vorliegende zweite Band entspricht in allen Punkten den hohen Forderungen, welche der Verfasser schon im ersten an sich gestellt und in befriedigendster Weise erfüllt hatte. Die Zahl der ungedruckten Actenstücke, welche der Anhang theils vollständig, theils auszugsweise mittheilt, beläuft sich auf 141, die Zahl der benutzten Archive und Handschriftensammlungen auf 121, worunter am ausgiebigsten jene von Bologna, Florenz, Mailand, Mantua, Modena, Rom, Siena und Venedig zur Verwerthung gelangten; die Bibliographie der öfter citirten Werke füllt 23 Seiten in Petit-Druck; eine zahllose Menge von Anmerkungen endlich, trotz sorgsamster Kürze oft die halbe Seite füllend, bezeugt nicht bloß die angezogenen Quellen, sondern deren eingehendstes kritisches Studium, mit Hinzuziehung alles nur irgendwie erreichbaren Materials. All das ist aber nur der Unterbau einer Darstellung, die sich angenehm, fließend liest, dabei schon in ihrer vornehmen Ruhe und Klarheit den gewissenhaften, leidenschaftslosen und unparteiischen Forscher verräth, meist nicht nur den thatsächlichen Inhalt, sondern auch Ausdruck, Ton und Stimmung, nach Möglichkeit einer besonnenen Kritik, den Quellen oder den gründlichsten Quellenforschungen anderer entnimmt, in ihrer Gruppirung selbst ungesucht aus dem Stoffe selbst erwächst. Dieser Band allein könnte genügen, dem Verfasser einen Ehrenplatz unter den Erforschern italienischer Geschichtsquellen zu sichern; die lateinischen und italienischen Quellen haben sich aber mit vollendeter Präcision und Schönheit zur deutschen Darstellung vereint und die deutschen Verhältnisse haben in dem Gesammtbilde ihre gebührende Berücksichtigung gefunden. Das Papstthum und die Päpste gehören schließlich der gesammten Welt an, und so zweifeln wir nicht, daß dieser zweite Band gleich dem ersten, auch in Frankreich und England keine geringere Anerkennung finden wird als in den verschiedensten Ländern und Lebenskreisen deutscher Zunge.

Die drei Bücher, in welche das weitschichtige Material zunächst getheilt ist, entsprechen den drei Pontificaten Pius' II. (1458—1464), Pauls II. (1464—1471) und Sixtus' IV. (1471—1484): eine verhältnißmäßig kurze Zeit, aber für die Kirchen- und Profangeschichte, Literatur- und Kunstgeschichte von höchstem Interesse. Nach den jahrelangen Vorstudien wäre es dem Verfasser vielleicht leichter gewesen, die Darstellung um das Doppelte zu erweitern, als den gewaltigen Stoff auf den nunmehrigen Raum zu drängen. Alles Wesentliche hat indes auch so Platz gefunden, und der neue Band schließt sich in harmonischer Gliederung dem frühern an.

Auch derjenige, welcher im Papste nicht das Haupt der sichtbaren Kirche, den obersten Lehrer und Hüter der christlichen Offenbarung verehrt, wird sich bei der Lesung dieser drei Papstbiographien des Eindrucks nicht erwehren können, daß das Papstthum eine großartige, für die gesammte europäische Civilisation unendlich segensvolle, einzig dastehende Institution ist, daß es seinen wesentlichen Aufgaben auch in diesen vielfach stürmischen Zeiten entsprochen hat, daß in den Charakterzügen seiner nun einmal menschlichen, irdischen Träger die Lichtseiten bei weitem die Schattenseiten überwiegen. Es gereicht dem Werke zum Vortheil, daß der Verfasser nicht nur die dogmatische Lehrthätigkeit, das pastorale Walten, die specifisch kirchliche Aufgabe der Päpste in vortrefflicher Weise darstellt und würdigt, sondern mit diesen wesentlichsten Momenten zugleich auch ihre einflußreiche Stellung als italienische Fürsten, als Schiedsrichter der christlichen Völkerfamilie, als Hort der Christenheit gegen den Islam, als Mäcenaten der Literatur und Kunst, als Förderer der Bildung und Civilisation mit gleicher Liebe ins Auge faßt und mit umsichtiger Hand all die mannigfachen Fäden entwirrt, die sich in buntestem Durcheinander an dem päpstlichen Hofe, dem wichtigsten Mittelpunkt des damaligen Völkerlebens, durchkreuzten. Viele ungünstige Vorurtheile lösen sich in Dunst auf, viele unberechtigte Klagen müssen verstummen, viele Mißverständnisse schwinden dahin, sobald man sich den engherzigen Schablonen eines einseitigen Parteistandpunktes entringt, das Papstthum nicht nach selbstgemachten Postulaten beschaut und richtet, sondern es nimmt, wie es wirklich, objectiv dasteht, mit seiner hehren, idealen Aufgabe, umringt von tausendfachen Schwierigkeiten und Hindernissen, durch seine Weltstellung selbst in alle Wirren und Kämpfe der Welt verstrickt, von mehr feindlichen Mächten angefochten als irgend ein anderer Fürstenthron und dennoch mehr Segen stiftend als irgend eine Macht dieser Erde. Ueberaus treffend ist das Motto dieses Bandes, das der Verfasser der Kreuzzugsbulle Pius' II. vom 13. October 1458 entnommen hat:

„Oft zwar schwankt das Schiff der Kirche, aber es versinkt nicht; es wird erschüttert, aber es bricht nicht; es wird bestürmt, aber nicht erstürmt; Gott läßt die Seinen wohl versucht werden, aber nicht erliegen."

In dem verzweifelten Kampf der protestantischen Theologen gegen Janssen ist Pius II. mehrfach ohne allen Grund und ohne alle Noth auf den Kampfplatz gezerrt worden, um durch seine Verlästerung die vermeintliche Ehre Zwingli's zu retten. Janssen hat in seinem 26. Briefe (An meine Kritiker I) das Nöthige hierauf erwiedert. Das hat indessen R. Zöpffel nicht abgehalten, in seinem Artikel Pius II. für Herzogs Realencyklopädie (2. Aufl. XII, 1 ff.) den abgethanen Skandal noch einmal aufzukochen und breitzuschlagen, die Bekehrung des Enea Silvio in Zweifel zu ziehen und ihn als einen gewissenlosen Streber hinzustellen, der auch die päpstliche Gewalt nur zur Befriedigung der kleinlichsten Selbstsucht ausgebeutet hätte. „Der radikale Bruch Pius' II. mit seiner Vergangenheit", schreibt er (S. 10), „bewiese allerdings eine dem Papalsystem innewohnende unwiderstehliche Macht, wenn man annehmen könnte, daß Aeneas Silvius einst aus reinster Begeisterung

sich zum vorwärts drängenden Verfechter der Ansprüche des Basler Concils aufgeworfen hätte. War aber, wie man zu behaupten allen Grund hat, die Triebfeder seines Redens, Schreibens und Handelns zur Zeit des Basler Concils und auch nachher die Maxime, unter jeder Flagge zu segeln, die ihm Gewinn und Ehren in Aussicht stellte, so erscheint dieser Abfall Pius' II. von den Theorien des Aeneas Silvius als das Schlußglied in der großen Kette von Gewissenlosigkeiten eines an keine festen Grundsätze gebundenen, nur dem Augenblicke und dem Nutzen Rechnung tragenden Schmeichlers sowie Spielballs der jeweiligen Zeitströmung." Erst gegen Ende schlägt der Artikel wieder einen etwas anständigern Ton an, und Zöpffel gewinnt sogar den Satz über sich: „So versöhnt uns der Tod des Kreuzfahrers mit dem Leben des Humanisten Aeneas Silvius und des Papstes Pius II." Doch reut den Verfasser schließlich diese Versöhnlichkeit wieder, und er widmet dem Papste folgendes Finale: „Die Größe Pius' II. bestand, wenn man überhaupt von einer solchen reden darf, nicht in der Einheit und Geschlossenheit des Charakters, nicht in der Stärke eines die Geister in die von ihm vorgezeichneten Bahnen hineindrängenden Willens, überhaupt nicht in dem, was er leistete, sondern vielmehr in der Aufgeschlossenheit seines Geistes für die entgegengesetzten Richtungen, die seine Zeit bewegten, in dem Umfange der von ihr aufgenommenen Eindrücke, die er rasch zu verarbeiten und weiterzugeben wußte."

Nach einer weit gründlichern, weit objectivern und wissenschaftlichern Prüfung alles einschlägigen Actenmaterials ist Pastor zu einem wesentlich ganz andern Schlußresultat gelangt: „Der eigenthümliche Entwicklungsgang dieses merkwürdigen Mannes, der an Vielseitigkeit des Wissens fast alle seine Zeitgenossen übertraf, die vielfachen Wandlungen, welche er während seines bewegten Lebens durchmachte, sind in der That geeignet, die widersprechendsten Ansichten hervorzurufen. Sein früheres Leben, wie den Nepotismus, dem er als Papst huldigte, würde man vergebens zu vertheidigen suchen. Aber ebensowenig wird man bestreiten können, daß Pius II. als Oberhaupt der Kirche Großes für die Wiederherstellung des Ansehens und der Auctorität des heiligen Stuhles geleistet, daß wenige Fürsten an Bildung und Gelehrsamkeit dem geistreichen, liebenswürdigen Sienesen gleichkommen. Der größte Kenner des Zeitalters der Renaissance (J. Burckhardt) hat ihn mit Recht als den neben Nicolaus V. ehrenwerthesten aller Päpste des 15. Jahrhunderts bezeichnet. Und mehr als dieses: der rastlose Eifer, mit welchem Pius, schon altersschwach und von körperlichen Leiden gefoltert, einen Kreuzzug zu Stande zu bringen versucht; seine unermüdete Thätigkeit für eine Sache, die er selbst als fast hoffnungslos erkennen mußte: die Abwehr des die abendländische Kirche wie Civilisation in gleicher Weise mit Vernichtung bedrohenden Osmanenthums durch die vereinigte Kraft des Westens, erwirbt ihm unsere Bewunderung und macht sein Andenken für alle Zeiten verehrungswürdig."

Dieses Schlußurtheil erschöpft indes lange nicht die Charakteristik des großen Papstes, welche die gesammte Darstellung seines sechsjährigen Pontificates bietet. Wir haben einen Mann vor uns, der gleich dem hl. Augustin nach langen Irrungen und nach vielfachen Wandlungen, wie sie eben der Irrthum

mit sich bringt, in der Wahrheit volle Ruhe, Klarheit, Einheit und Festigkeit gefunden hat. Von seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron bis zu seinem rührend schönen Tode zu Ancona beherrscht sein Sinnen und Streben nur der eine große Gedanke, die christliche Völkerfamilie wieder zum einmüthigen Kampf gegen ihren gemeinsamen Feind zu vereinigen und damit gleichzeitig dem unseligen Haber ein Ende zu machen, in welchem sie, unter sich streitend, ihre edelsten Kräfte vergeudete. Dieses gewaltige politische Hauptprogramm ist aber nur der concreteste und faßlichste Ausdruck jenes tiefen Ernstes und jener umfassenden Consequenz, mit der Pius II. die vielseitige Gesammtaufgabe des Papstthums erfaßte und zu verwirklichen bestrebt war. Es hat etwas Tiefergreifendes, diesen geistreichen, gewandten, mit den schimmerndsten Gaben ausgestatteten Mann zu sehen, der einst im Leben und Denken den frivolsten Koryphäen des Humanismus, den widerhaarigsten und berechnetsten Gegnern der päpstlichen Gewalt so nahe gekommen, wie er jetzt, mit der Tiara geschmückt, die letzten Jahre seines Lebens den höchsten, idealsten Aufgaben der Kirche widmet. Aus dem Kreise der Humanisten ist er nicht herausgetreten, aber er hat die gelehrte und künstlerische Bildung wieder den höheren, christlichen Zielen untergeordnet. Auch den Papst verließ die Lust zum Studium und zu schriftstellerischer Thätigkeit nicht, aber er gönnte sich dieselben nicht auf Kosten seiner erhabenen, verantwortungsvollen Stellung. Die wenigen Mußestunden dazu sparte er sich nach aufreibendster Thätigkeit am Schlummer ab. So vollendete er seine „Asia“, setzte seine geographisch-historischen Notizen über „Europa“ fort und schrieb an seinen „Denkwürdigkeiten“ weiter, bis die Todeskrankheit nach jahrelangen schmerzlichen Leiden seine Kraft lähmte. Redner und Dichter, pflegte er zu sagen, müßten schon außerordentlich sein, sonst taugten sie gar nichts. Nach diesem weisen Maßstab unterstützte er nicht das ganze beutegierige Heer der Humanisten, wohl aber die wirklich verdienstvollern unter ihnen. Er begünstigte in seiner Bibliothek die christliche Literatur vor der heidnischen und berichtigte in seinen eigenen Schriften die angezogenen Aussprüche heidnischer Auctoren. Zum Schutz der antiken Bauten in Rom und in der Campagna erließ er eine eigene Bulle. Die großen Projecte Nicolaus' V. nahm er dagegen nicht wieder auf, wohl aber ließ er zahlreiche Restaurationsarbeiten und kleinere Neubauten vornehmen und bereicherte namentlich Siena und seinen Geburtsort Pienza mit den werthvollsten Kunstschöpfungen.

Sein Privatleben war so fromm, ernst, nüchtern, geordnet, arbeitsam, wie dasjenige eines Mönches. Von seiner Einfachheit und Sparsamkeit legen die Rechnungsbücher der Camera Apostolica (von Pastor benutzt, von Dr. Gottlob seither herausgegeben) das beredteste Zeugniß ab. Seine tiefe Frömmigkeit, vorab seine Andacht zum allerheiligsten Altarssacrament und zur seligsten Jungfrau, ist durch die unanfechtbarsten Zeugnisse dargethan. An die Reform der Kirche, zu der er sich durch die Wahlcapitulation verpflichtet hatte, legte er gleich beim Antritt seiner Regierung Hand an. In die Reformcommission wurde u. a. der hl. Antonin, Erzbischof von Florenz, berufen. Zwei Reformentwürfe, jener des Nicolaus von Cues und jener des Domenico de' Dome-

nichi, Bischofs von Torcello, werden ziemlich ausführlich mitgetheilt. Der Entwurf einer Reformbulle vom Jahre 1460 (nach einem Manuscript der Bibliothek Barberini in Rom auszugsweise dem Anhang einverleibt) gibt ein vollständiges Programm der Grundsätze, nach denen der Papst sein eigenes Verhalten zu regeln bemüht war und nach denen er auch die Verhältnisse an seinem Hofe umzugestalten suchte. Die Grundlinien der Trienter Reformdecrete sind darin, schon ein Jahrhundert zuvor, in vielen wesentlichen Punkten vorgezeichnet. An viele Mißbräuche sowohl am päpstlichen Hofe selbst, als namentlich in den religiösen Orden, legte der Papst durchaus entschieden Hand an, aber das ganze Programm auf einmal durchzuführen, überstieg die Kraft des wohlmeinenden Papstes, dessen Bestrebungen von allen Seiten durch immer neue Wirren durchkreuzt wurden. In das Cardinalscollegium berief er durchweg tüchtige, jenem Programm entsprechende Männer, wie Angelo Capranica, Bernardo Eroli, Niccolò Forteguerri, Francesco de' Todeschini-Piccolomini, den heiligmäßigen Augustinergeneral Alessandro Oliva, den frommen und würdigen Roverella, den feingebildeten Ammanati. Die ehrwürdigen Cardinäle Bessarion und Cues standen wie ehedem unermüdlich für die Interessen der Kirche ein; doch unter den Regierungen und Völkern war das Bewußtsein der Solidarität mit jenen Interessen, der gläubige Sinn und der kindliche Gehorsam gegen den Stuhl Petri vielfach entschwunden. Von dem Congreß von Mantua (1459 und 1460) an gestaltet sich das Pontificat zu einem fast ununterbrochenen Kampf gegen die selbstsüchtige Politik der kleineren und größeren Mächte, gegen hartnäckige Versuche der Auflehnung und schnöde Gewaltmaßregeln gegen die Kirche.

Eine sprechende Charakterfigur der Zeit ist jener trotzige Gregor von Heimburg, der seine und Deutschlands Ehre darin suchte, durch Unbilden, Ungezogenheiten und Advokatenränke aller Art das Ansehen des Papstes herabzusetzen. Ein Ritter von noch traurigerer Gestalt ist jener Diether von Isenburg, der für ein paar Jahre den Mainzer Bischofsstuhl entwürdigte und Deutschland in die unseligsten kirchenpolitischen Wirren stürzte. In Italien ringen die Häuser Anjou und Aragon um Neapel, der Bandenführer Piccinino bedroht Rom selbst, den kaum niedergeschlagenen Unruhen folgen wiederholte neue Gährungen in der Hauptstadt der Christenheit. Der halbheidnische Städtetyrann Sigismondo Malatesta von Rimini nöthigt den friedlichen Papst zum förmlichen Krieg und wird erst nach mehrjährigen Verwicklungen zur Unterwerfung gezwungen. Der Vorwurf des Nepotismus verliert viel von seiner Schärfe, wenn man die Lage des Papstes mitten zwischen all den gewaltthätigen, ehrgeizigen, unzuverlässigen Kleinherrschern der apenninischen Halbinsel ins Auge faßt, von denen nicht wenige in ihrem Verhalten mehr Raubrittern als Fürsten gleichen, wenn auch der Prunk und die Kunstherrlichkeit der Renaissance sie mit einem gewissen poetischen Glanz umgibt. Den meisten Verlaß konnte ein Papst noch immer bei den eigenen Verwandten, Geistlichen und Landsleuten finden. Was Pius II. selbst betrifft, anerkannte schon Gregorovius, daß er seine Nepoten nicht auf Kosten des Kirchenstaates bereicherte. Aergerniß hat keiner dieser zahlreichen begünstigten Nepoten an-

gerichtet, und wenn man von der Gefahr der Verweltlichung und anderen Folgen des Nepotismus absieht, so stellt es sich gerade doch nicht als eine so horrende Sache heraus, wenn etwa Antonio Piccolomini als Neffe des Papstes für politische Dienste des letztern von dem neapolitanischen Herrscher mit zwei kleinen Herzogthümern und einer Grafschaft belehnt wurde. Das war für die Kirche an sich doch weniger nachtheilig, als wenn statt des Neffen irgend ein gewissenloser, dem Papste abgeneigter Söldnerführer oder Städtetyrann jene Herrschaften erlangt hätte. Der einzige Neffe, den Pius zum Cardinal creirte, sein Schwestersohn Francesco de' Todeschini, zeichnete sich (wie schon Voigt anerkannte) durch „ehrenwerthe Bildung, vielseitige Tüchtigkeit und würdigen Wandel" aus; was man ihm eigentlich vorzuwerfen weiß, ist nur seine Jugend, ein Fehler, der sich mit jedem Jahre von selbst besserte, und daß er Neffe des Papstes war, ein Vorwurf, der bei den erwähnten Eigenschaften wirklich nicht viel bedeutet. Selbst Protestanten dürften sich aus Pastors quellenmäßiger Darstellung überzeugen, daß der Nepotismus der Päpste mitsammt der vielverschrieenen Verderbtheit der Curie gar kein stichhaltiger Grund, sondern höchstens ein speciöser Vorwand war, der kirchlichen Autorität den Gehorsam aufzukündigen und aus einer Kirche auszuscheiden, in welcher der Glaube der Apostel seit 15 Jahrhunderten unverändert waltete, Mißbräuchliches wohl die göttlichen Institutionen vorübergehend umdunkelte, der Mißbrauch aber nie legitimes Ansehen erlangt hat.

Gegenüber den zerstörenden Reformen des folgenden Jahrhunderts steht Pius II. als eine ernste, mahnende und richtende Gestalt da. Sein Vorleben als Enea Silvio hat manche Züge, die an Erasmus, Melanchthon, selbst an Luther und Zwingli erinnern. Anstatt aber die Brandfackel der eigenen Leidenschaft in's Heiligthum zu schleudern, hat er sie büßend selbst ausgelöscht, die Reform bei sich begonnen und Tausende mit sich auf bessere Pfade geführt. In Italien, Frankreich, Deutschland, Böhmen hat er in den wenigen Jahren seines Pontificats Großes erreicht, den Glauben gefestigt, die kirchliche Freiheit von drückenden Fesseln erlöst, schreiende Mißstände gehoben, Irrlehren unterdrückt, theologische Streitigkeiten weise beigelegt, auf allen Gebieten kirchlichen Lebens heilsame Anordnungen getroffen. Man staunt unwillkürlich, wenn man nur ein einziges Jahr seines vielseitigen Wirkens überschaut. Das Scheitern seines erhabenen Lebens- und Lieblingsplans an dem kleinlichen Egoismus der Fürsten und Völker, vorab an dem elenden Krämergeist der Venetianer, hat etwas Tragisches, dessen Eindruck auch ein Gegner der Päpste sich nicht entziehen kann. Der Fall von Morea, Sinope, Trapezunt, Lemnos, Bosnien, das stete Vordringen der Osmanen beleuchtet, Schlag um Schlag, die weltgeschichtliche Bedeutung des von Leiden erschöpften Kreuzfahrer-Papstes, der zu Loreto um Schutz und Hilfe fleht, zu Ancona sterbend umsonst die Helden erwartet, welche die bedrängte Christenheit von dem Joch des Islam erretten sollten.

„Innigst geliebte Brüder, meine Stunde naht", so lauten die Abschiedsworte des Sterbenden an die um ihn versammelten Cardinäle. „Gott ruft mich. Im katholischen Glauben, in welchem ich gelebt, will ich auch sterben.

Ich habe bis auf diesen Tag für die mir anvertrauten Schafe gesorgt und keine Arbeit oder Gefahr gescheut. Das Begonnene fortzusetzen, ist nun unmöglich; das ist jetzt eure Sache. Arbeitet deshalb fort an dem Werke Gottes und verlasset nicht die Sache des christlichen Glaubens, denn das ist euer Beruf in der Kirche. Seid eingedenk eurer Pflicht, eingedenk des Erlösers, der alles sieht und jeden nach Verdienst belohnt. Sorget auch für den Kirchenstaat, daß er nicht Schaden nehme. Geliebte Brüder, als Cardinal wie als Papst habe ich im Umgang mit euch oft gefehlt. Ich habe Gott beleidigt, ich habe die christliche Liebe verletzt. Wegen jener Beleidigungen möge sich der Allmächtige meiner erbarmen; das, worin ich mich euch gegenüber verfehlt habe, verzeihet mir, geliebte Brüder, jetzt im Angesichte des Todes. Lasset euch endlich diejenigen empfohlen sein, die aus meinem Geschlechte sind und die mir gedient haben, wenn sie sich würdig zeigen. Lebet wohl, Brüder! Der Friede Gottes und die himmlische Gnade seien mit euch!"

Weinend vernahmen die Cardinäle diese Rede. Lange konnte keiner von ihnen ein Wort hervorbringen. Endlich erwiederte Bessarion einiges im Namen aller; dann knieten sie um das Bett des Sterbenden, um seine Hand zu küssen.

Wie Pius II. grundsatzloser Unbeständigkeit bezichtigt wurde, so hat den folgenden Papst der Vorwurf getroffen, daß er ein Feind der Bildung gewesen sei. „Paul II.", sagt Ludwig Geiger (Renaissance und Humanismus, S. 150. 151), „war vielleicht nicht so schlimm, wie ihn sein Biograph erscheinen läßt, aber es war nicht bloß Rachegefühl des Literaten, sondern gerechtes Urtheil des Historikers, das den Papst, der die Bekenner der neuen Wissenschaft von sich wies, mit dem Namen eines ‚Barbaren' brandmarkte." Ungleich schwerer aber sind die Anschuldigungen, welche derselbe Verfasser gegen Sixtus IV. erhebt. Der „furchtbare" Sixtus IV. „begünstigte die Simonie und die Käuflichkeit der Aemter", „kämpfte wie ein Krieger, nicht wie ein Papst", er „stand als Mitwisser und vielleicht Mitanstifter" für den Mordversuch auf Lorenzo Magnifico „im Hintergrunde". Benrath, der den betreffenden Artikel über Sixtus für Herzogs Realencyklopädie geschrieben (2. Aufl. 1884. XIV, 326), geht noch etwas weiter und sagt: „Von der völligen Verweltlichung des römischen Hofes konnten sich die Pilger überzeugen, welche 1475 zum Jubiläum nach Rom kamen: Nepotismus, Wucher und Simonie waren die hervorstechenden Charakterzüge in der Physiognomie der Stadt Rom. Und ihr Herr fügte jetzt als vierten noch den des Meuchelmordes hinzu ... Francesco de' Pazzi kommt nach Rom, verständigt sich mit dem spätern Generalkapitän Girolamo Riario über den auszuführenden Mord der beiden Häupter der Medici, Giuliano und Lorenzo; der Papst stimmt ihrem Mordplan zu u. s. w." Auf den Papst, dessen ganzes Leben „eine große Kette von Gewissenlosigkeiten bildet", folgt also für weitere sieben Jahre ein Papst-Barbar und endlich für 13 Jahre ein Papst-Meuchelmörder. Das stimmt ganz zu Luthers „Papstthum vom Teufel gestift". Aber ist das wahr?

Es ist nicht möglich, auf ein paar Seiten das ganze weitausschauende, aus der minutiösesten Detailmosaik gewobene Bild zusammenzudrängen, das Pastor von diesen beiden Pontificaten entworfen hat. Wir müssen uns be-

gnügen, die Protestanten aufzufordern, an der Hand seiner Forschung einmal jenen „Barbaren" und diesen „Einführer des Meuchelmords" näher kennen zu lernen, über beide, wenn sie wollen, die Quellen Pastors noch näher zu untersuchen, aber bei dieser Untersuchung doch ja nicht aufs Gerathewohl irgend ein Einzelfactum oder einen vereinzelten Actenfetzen aus seinem Zusammenhang herauszureißen, sondern die beiden Pontificate in ihrem ganzen Umfang und nach allen ihren Beziehungen zu studiren. Wie interessant ist es übrigens, in dem „Barbaren" Pietro Barbo, als Papst Paul II., einen Mann kennen zu lernen, der schon als Cardinal die großartigste Kunst- und Antikensammlung in Rom besaß, eine Sammlung, die an Werth und Bedeutung in manchen Zweigen noch heute den berühmtesten Museen Europa's überlegen ist. Und dieser „Barbar" ist nicht nur dilettantischer Sammler; er kennt die antiken Münzen genau, er weiß ihren Kunstwerth zu würdigen. Als Papst wacht er noch mit größerer Sorgfalt als der classisch gebildete Pius II. über die Erhaltung der antiken Monumente Roms. Der „Barbar" läßt die Colosse von Monte Cavallo und die Reiterstatue des Marcus Aurelius, die Triumphbogen des Titus und Septimius Severus mit großen Kosten restauriren; er läßt eine Menge vergessener Denkmäler sammeln und nach dem Palaste von San Marco bringen. Der „Barbar" unterstützt die tüchtigsten Gelehrten, einen Flavio Biondo, einen Timoteo Maffei, einen Perotti, einen Niccolò Galli, einen Domizio da Caldiero, einen Gasparo da Verona. Drei seiner Lehrer bekleidet er mit der bischöflichen Würde, einen derselben erhebt er zum Cardinal. Unter der Gunst des „Barbaren" erfreute sich die Buchdruckerkunst in Rom der glänzendsten Entwicklung. Unter ihm, großentheils mit dankbaren Widmungen an ihn, erschienen in rascher Folge die Briefe Cicero's und die des hl. Hieronymus, die Heilige Schrift, die Briefe des hl. Cyprian, die Aurea Catena des hl. Thomas von Aquin, von den Classikern Cäsar, Livius, Virgil, Ovid, Plinius, Quintilian, Sueton, Gellius, Apulejus u. s. w. In einer dieser Widmungen wird die Buchdruckerkunst „die heilige Kunst" genannt, „die außer anderen Gaben Gottes gerade unter deinem Pontificat als ein glückverheißendes Geschenk dem christlichen Erdkreise zu Theil geworden ist, so daß nun selbst ganz Arme mit wenig Geld sich eine Büchersammlung anlegen können". Einer Rotte von heidnischen oder halbheidnischen Humanisten, welche Glaube, Sitte, öffentliche Ordnung und zuletzt das Leben Pauls II. selbst bedrohte, ist der gebildete und bildungsfreundliche Papst allerdings mit aller Kraft entgegengetreten, und von diesen rachsüchtigen Literaten schreibt sich der Vorwurf der „Barbarei" her, der heute noch nicht ganz verstummt ist, obwohl er jedes historischen und kritischen Grundes entbehrt.

In dem angeblichen „Meuchelmörder" aber steht ein Franziskaner vor uns, Francesco della Rovere, der als kränkliches Kind schon in zarten Jahren von seiner Mutter dem hl. Franziskus geweiht wird, früh in dessen Orden tritt, sich schon als Schüler der Theologie an den Universitäten Pavia und Bologna auszeichnet, dann als Lehrer der heiligen Wissenschaft in Padua, Bologna, Pavia, Siena, Florenz und Perugia glänzt, die wichtigsten Aemter seines Ordens bekleidet, um die Reform desselben sich die höchsten Verdienste

erwirbt, Provinzial, General wird, wegen seiner theologischen Gelehrsamkeit und seines tadellosen Lebenswandels einen Platz im heiligen Collegium erhält, als Cardinal sich mit unermüdlichem Eifer noch der Theologie widmet, Abhandlungen über „die Macht Gottes“ und „über die zukünftigen freien Handlungen“ schreibt, in dem Streit zwischen Dominikanern und Franziskanern über die „Unbefleckte Empfängniß“ eine scharfsinnige Vermittlung unternimmt, endlich mitten aus dieser wissenschaftlichen Arbeit heraus zur höchsten Würde der Kirche berufen wird. Fromm, sittenrein, seeleneifrig, hat Sixtus IV. dem kirchlichen Leben die ernsteste Sorge zugewandt, die Wirksamkeit der großen Orden mächtig gehoben, die Marienverehrung gefördert, viele heilsame Reformen ins Werk gesetzt, auch eine Gesammtreform der Kirche angestrebt und dem Vordringen des Islam gesteuert. Der später selig gesprochene Amadeus von Portugal, ein Mann von außerordentlicher Bußstrenge, war sein Gewissensführer. In Bezug auf Wissenschaft und Kunst ist sein Pontificat wohl das glänzendste des Jahrhunderts. Auch in der italienischen Politik hat er manchen glücklichen Schritt gethan; doch ist der Glanz seines Pontificats durch seinen Nepotismus verdunkelt.

An dem blutigen Attentat auf die Mediceer war jedoch Sixtus IV. in keiner Weise, weder als Mitanstifter noch als Mitwisser betheiligt, noch hat er dasselbe hinterher gebilligt. Die sorgfältigsten Untersuchungen Pastors erweisen das mit völliger Gewißheit und bestätigen Reumonts Urtheil: „Daß man fortgefahren hat, dem Papst die Mitschuld des Mordes zuzuschieben, ist heute schlimmer als vor 400 Jahren.“ Während Pastor die maßlosen Vorwürfe des parteiischen Infessura mit wohlverbürgtem Zeugnisse zurückweist, ist er weit entfernt, Sixtus IV. als eine Idealgestalt zu betrachten. Wägt man indes Licht- und Schattenseiten ruhig gegeneinander ab, so bleibt noch immer ein bedeutender, nach manchen Beziehungen großer und würdiger Papst übrig, nicht jenes Scheusal, das Benrath mit blutrothen und pechschwarzen Farbenresten aus Infessura's Töpfen gemalt hat.

Die Resultate und Urtheile dieses vorliegenden Bandes fallen um so schwerer ins Gewicht, als schon der erste Band durch die Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und umfassende Quellenkenntniß des Verfassers allgemeine Bewunderung hervorrief.

Die angesehensten Fachkundigen des In- und Auslandes, wie Jakob Burckhardt, Paul Ewald, de Rossi, Fraknói, Eugène Müntz, U. Chevalier, Geoffroy, de Beaucourt, G. Kurth, Paul de Nolhac, sprachen dem neuen Historiker der Renaissance ihre Anerkennung aus und begrüßten ihn als ebenbürtigen Zunftgenossen. Zarncke's Literaturblatt, Sybels Zeitschrift, Lipsius' Literaturbericht, die Frankfurter Zeitung, die Nationalzeitung, das Archivio storico Italiano begegneten sich in seinem Lobe mit den Organen der katholischen Kritik. Einige wenige Angriffe sind nahezu vereinzelt geblieben und werden im Anhang des vorliegenden Bandes treffend, wie in würdigster Form, zurückgewiesen.

Wenn wir in unserer kurzen Uebersicht der Darstellung Pastors einige Behauptungen und Auffassungen anderer Schriftsteller gegenüberstellen zu

sollen glaubten, so leitete uns dabei durchaus nicht der Wunsch, zu weiterer Polemik anzuregen. Auf diesem Gebiete bedarf es nicht der Controverse, sondern ernster, gediegener Forschung, treuer Wahrheitsliebe und eines freien, offenen Blickes, der sich von Vorurtheilen nicht beirren läßt. Eine Forschung in solchem Sinne und Geist wird den Frieden unter den Confessionen nie gefährden; Wahrheit und Ruhe wird vielmehr die Geister einander näher bringen. Diese versöhnende Wirkung kann jedoch die Wissenschaft nicht ausüben, solange von anderer Seite die unhaltbaren Anschauungen eines engherzigen und gehässigen Parteistandpunktes in weitverbreiteten, vielgelesenen Werken festgehalten und in Umlauf gesetzt werden, solange man sich nicht entschließen kann, gegen Papstthum und Päpste so viel Gerechtigkeit walten zu lassen, als ihnen schon von rein menschlichen Gesichtspunkten aus gebührt.

A. Baumgartner S. J.

Neue religiöse Bilder für das katholische Volk.

Die großen Handlungen, welche nicht ohne starke Concurrenz von seiten selbst jüdischer Firmen Jahr um Jahr unserm deutschen Volke neue Bilder und Bildchen bieten, können nicht umhin, den Geschmack der Käufer in Rechnung zu ziehen. Welche Verschiedenheit des Geschmackes aber in der Schweiz, in Oesterreich, in Süddeutschland und am Rhein herrscht, wie überall mehr oder weniger Vorliebe zur Gotik oder zur modernen Malerei die Auswahl der vorgelegten Bilder bestimmt, ist bekannt. Im allgemeinen darf man mit Freuden feststellen, daß die deutschen Bilderverleger mehr und mehr auf ernste Darstellung, kirchliche Auffassung und kernige Texte sehen.

Herr R. Barth in Aachen hat soeben vier neue Sammlungen der Brügger bunten Bilder herausgegeben. Die sechste der ganzen Reihe enthält 40 Bilder in 48°, die neunte, zehnte und elfte je 25 in 32°. Der Preis (*M.* 1.— für jede Sammlung; *M.* 2.40, bezw. *M.* 4.— für ein Hundert) ist so bedeutend ermäßigt, daß besonders die kleineren, billigeren Bilder, welche in Zeichnung und Farbe den größeren wenig nachstehen, jetzt auch bei Katecheten mehr Verbreitung finden dürften. Seelsorger, welche sich einer im gotischen Stile gebauten Kirche erfreuen, zu der alle Ausstattungsgegenstände passen, werden auch in Schule und Haus soviel als möglich denselben Stil für kirchliche Gegenstände festhalten, d. h. entsprechende stilgerechte Bilder vertheilen.

Herrn Kühlen zu M.-Gladbach darf man die Anerkennung nicht versagen, daß sein Verlag zusehends vom Guten zum Bessern aufsteigt. Die 46/37 cm große Reproduction des von Ed. v. Steinle gemalten Hauptes Christi auf dem Tuche der Veronika wird überall eine schöne Zimmerzierde sein (Preis *M.* 4.—). Dankbarer und in der Ausführung entsprechender scheinen uns die beiden letzten großen, farbenprächtigen Blätter des Verlages zu sein: ein Bild der Mutter Anna und das treu nachgeahmte Gnadenbild von Luxemburg. Ersteres (ohne Rand *M.* 2.50, mit Rand *M.* 4.—) vereint in so glücklicher Weise richtige Zeichnung mit stilvoller Haltung, daß es als eines der besten bis dahin gebotenen religiösen Bilder gelobt zu werden verdient. Letzteres (Preis *M.* 5.—) wird als Urbild des vielverehrten Gnaden-

bildes von Kevelaer auch in den Rheinlanden viele Freunde finden. In technischer Hinsicht ein Meisterwerk des Buntdruckes, verräth es inhaltlich freilich zugleich nur zu sehr eine Geschmacksrichtung, welche nicht ansteht, ein altes, schönes, gotisches Schnitzwerk unter einem rothsammetnen, mit dicken Goldstickereien besetzten Mantel vollkommen zu verbergen. Zwei große Bilder des hl. Alphonsus von Liguori und des sel. Clemens Maria Hoffbauer, deren Preis dem jenes vortrefflichen Annabildes gleichsteht, sind Portraits, welche in Anbetracht der Schwierigkeiten der mechanischen Herstellung als gut gelungen zu bezeichnen sind. Zwei Lichtdrucke mit den Darstellungen des hl. Joseph und des hl. Johannes Berchmans (Preis 80 *Pf.*) zeugen ebenfalls für ernstes und erfolgreiches Bemühen, würdige Heiligenbilder zu liefern. Kühlens neue Heiligenbilder (Collection 780, das Dutzend 80 *Pf.*, das Hundert, auf dünnerem Papier in etwas einfacherer Ausführung, *M.* 2.40) sind größer, weniger streng stilisirt und in der Farbengebung weicher, als die an erster Stelle genannten belgischen. Auf der Rückseite angebrachte Denksprüche und Gebete mehren den Werth. Die Lösung der so oft versuchten, schwierigen Aufgabe, schöne und stilgerechte bunte Altartafeln zu liefern, hat der Kühlen'sche Verlag ebenfalls neu versucht. Der Gesammteindruck derselben ist ruhig und gut, doch würde strengere Scheidung der Farben des Randes von denen der innern Fläche, sowie festeres Anschließen an eine bestimmte Stilperiode ihren Werth noch vermehrt haben (Preis *M.* 5.—, auf Pappe *M.* 7.—). An das große und reiche Communionandenken desselben Verlages (n. 24; es übersteigt bei 44/33 cm Größe nicht den Preis von 30 *Pf.*) schließt sich jetzt ein als Gegenstück ausgeführtes, ebenso inhaltsreiches Trauungsandenken (zu 50 *Pf.*) an, dessen Mitte durch Raphaels Verlobung Maria's gefüllt ist, um welche sechs kleinere Darstellungen aus dem Leben der allerseligsten Jungfrau und ihres Bräutigams gestellt sind. Eine einfache Wiederholung (n. 32) des Mittelbildes jenes großen Communionandenkens erinnert in Farbe und Stilisirung an frühere Leistungen der Firma, scheint uns also weniger zu den Zeugen der fortschreitenden Vervollkommnung zu gehören, die so freudig, ja im Interesse echter christlicher Kunst dankbar anzuerkennen ist.

Das große, reiche Communionandenken ist vom Benziger'schen Verlag in geringerer Ausdehnung, aber zum Preise von 35 *Pf.* glücklich nachgeahmt, nicht übertroffen worden. Dagegen verdient Benzigers Haussegen (zu 80 *Pf.*) durch kernigern, ja vortrefflichen Text, sowie durch einheitlichere und gefälligere Ausstattung den Vorzug vor dem von Kühlen. Schön sind die zwei anderen neueren Communionandenken von Benziger, ein großes mit dem heiligen Abendmahl und reicher Umrahmung (n. 14101), ein kleineres mit dem Brustbilde des Herrn (n. 13564). Sie sind ungesucht, ruhig und einheitlich. So vermeiden sie jene Klippe, die vielen in den letzten Jahren erschienenen Communionandenken so gefährlich ward. Vielerlei und zu reiche Zusammenstellung erzeugt Verwirrung. Echt Volksthümliches ist immer klar, einfach und ungesucht. Ueberraschend wirkt ein von Benziger in Blau, Weiß und Silber gedrucktes Communionbild mit Goldgrund hinter den hellblauen Scenen und mit schwarzem und rothem Text in der Mitte (n. 14006). Es beweist, welche

Erfolge einem Künstler in Aussicht stehen, der unter voller Kenntniß der Leistungsfähigkeit des mechanischen Kunstdruckes in weiser Beschränkung eine einfache Zeichnung in harmonischer Art mit geringer Farbenscala zu beleben vermag. Die von blumenreicher Verzierung auf Goldgrund umrahmten „15 Geheimnisse des Rosenkranzes" (18 Bildchen zu 95 *Pf.*) schließen sich an 15 Früchte oder Blumen an, welche ihnen entsprechen sollen. Greifen wir das neunte heraus. Sein Text lautet: „Die Walnuß. Die Kreuztragung. Die rauhe, bittere Schale der Walnuß birgt einen öligen, sehr nützlichen Kern. — Die heiligen Frauen auf dem Wege zum Calvarienberg kamen nicht über die rauhe Hülle des Kreuzes hinaus; daher ihre Thränen. Jesus aber, welcher den großen Nutzen des heiligen Kreuzes für unsere Seelen kannte, scheint ihre Seufzer nicht hören zu wollen. Nutzanwendung. Die gläubige Seele findet im Kreuze eine Wonne, welche die Bitterkeit desselben versüßt." Der Rand zeigt auf Goldgrund Walnüsse an Zweigen, um die ein Vogel und zwei Schmetterlinge spielen. Gibt es wirklich noch so viele Käufer, welche eine solche Symbolik lieben, daß sich die kostspielige Herstellung derartiger Bilder verlohnt? Aber auch wenn dies, wie es scheint, der Fall ist, verdienen dann jene Käufer, daß man ihren Wünschen entgegenkomme oder entspreche? In neuen „zweiseitigen Chromo-Gebetbildern" (100 Stück zu *M.* 2.40) hat Benziger wohl Obpacher'sche Vorbilder nachgeahmt. In „vierseitigen Chromo-Gebetbildern" (100 Stück zu *M.* 4.—) ist dagegen die von der Firma seit Jahren hochgehaltene Art Deschwandens festgehalten.

Herr Wiskott in Breslau hat neuestens zwei von Heinrich Hofmann gezeichnete Bilder, „Die Versuchung" des Herrn und „Die Bergpredigt", schön reproducirt. Das erstere ist etwas phantastisch, das zweite würdiger und ruhiger. Beide zeigen die Virtuosität moderner Zeichenkunst und werden in modern eingerichteten Zimmern mit entsprechenden Rahmen einen passenden Wandschmuck bilden.

Die Verlagshandlung von Friedrich Pfeilstücker zu Berlin hat „nach in Jerusalem gemachten photographischen Aufnahmen" „die vierzehn Stationen, wie sie in Wirklichkeit heute aussehen", auf ein großes, „in orientalischem Stil ausgeführtes Kunstblatt" vereint (Preis *M.* 3, ein Textbuch dazu mit 11 Bildern auf 20 S. zu 30 *Pf.*). Es wurde vom Fürstbischofe von Breslau approbirt und vom Papste laut lobendem Schreiben huldvoll angenommen. Das in größtem Folioformat ausgeführte Blatt wird manchen als zu hoch und zu breit erscheinen. Es verlangt einen Rahmen, der mit dem Glas mehr als das doppelte des Bildes kosten dürfte.

Auch manche neuere Communionandenken sind in der Ausdehnung so gewachsen, daß Kindern des Mittelstandes, noch viel mehr aber denen der Arbeiter und Taglöhner, die Aussicht benommen wird, die Kosten eines entsprechenden Rahmens zu erschwingen. Und selbst wenn der Rahmen zu erreichen ist, wo bleibt einer zahlreichen Familie der Raum, um so große Bilder aufzuhängen? Nicht Größe, sondern innerer Gehalt muß maßgebend sein. Wie die Communionbilder an Größe zunehmen, so werden jetzt auch manche kleine Bilder wohl auf zu dickes Papier gedruckt. Setzt man sie in ein Gebet-

buch, so werden sie auf die Dauer leicht den Einband sprengen, besonders weil ja Gebetbücher zum Schaden des Handwerks jetzt immer mehr in Fabriken gebunden werden, welche zu billigerem Preise gangbare Waare zu bieten vermögen.

Daß die neuen religiösen Bilder anerkennenswerthe Fortschritte bekunden, ist mit Freuden zuzugeben. Trotzdem glauben wir im allgemeinen wiederholen zu müssen, daß Bildern für das Volk, selbst Bildchen für Kinder künstlerischer Werth innewohnen müsse, um so mehr, da sie jetzt zu Hunderttausenden angefertigt und verbreitet werden. Der erste Grundsatz bei künstlerischer, d. h. guter Herstellung irgend eines Gegenstandes bleibt aber: Beachte das Material und die Art der Herstellung. Die Absicht, einzeln und mühsam mit der Hand gemalte Miniaturen und Oelbilder mittelst der Maschine in Dampfeseile möglichst oft und genau zu copiren, enthält einen principiellen Fehler. Die Vorbilder der Bilder und Bildchen fürs Volk liegen in den herrlichen, auch mechanisch hergestellten Kupferstichen und Holzschnitten des 15. und 16. Jahrhunderts. Weil heute eine feinere Farbengebung sich mechanisch vortrefflich erreichen läßt, sobald man in mäßigen Grenzen bleibt, muß von der Miniatur die allgemeine Farbenharmonie, nicht das einzelne bis in die feinsten Schatten, entlehnt werden. Nur tüchtige Künstler werden im Stande sein, charaktervolle Zeichnungen durch mechanisch herzustellende Farben so zu heben, daß etwas echt Volksthümliches, Würdiges und in seiner Art Vollkommenes entsteht. Der Weg zu diesem Ziele ist betreten; die Lösung wird auf verschiedene Weise versucht. Die Concurrenz, sonst ein so schlimmes Schreckbild, wirkt hier wohlthätig; denn wem zuerst der Wurf gelingt, der gewinnt.

St. Beissel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das Subdiakonat, dessen historische Entwicklung und liturgisch-canonistische Bedeutung. Von Dr. Heinrich Reuter, Regens und Lycealprofessor. 304 S. gr. 8°. Augsburg, Liter. Institut von M. Huttler (M. Seitz), 1890. Preis: *M.* 4.

Für einen katholischen Gelehrten bietet es immer das höchste Interesse, die Lehren und Gebräuche der heiligen Kirche bis ins weiteste Alterthum hin zu verfolgen. Aus mehr als einem Grunde dürfte Lehre und Praxis bezüglich der kirchlichen Weihe und Hierarchie vor anderen Gegenständen eine hervorragende Aufmerksamkeit verdienen. Einen nicht geringen Theil der diesbezüglichen Arbeit hat der Verfasser vorliegender Schrift geleistet. Mit sehr umfassender Belesenheit und besonnener Kritik abgefaßt, erforscht sie besonders das Alter des Subdiakonates, den Weiheritus, die an dasselbe geknüpften liturgischen Functionen und die Stellung, welche in

Regierung und Verwaltung dem Subdiakonate zu verschiedenen Zeiten eingeräumt wurde. Daß letztere dem Subdiakonate unwesentlich ist und unabhängig von der Weihestufe, ist klar; daß aber in früheren Zeiten, wo eine relativ weit größere Zahl der Cleriker auf den niedrigeren Weihestufen verblieb, diese und besonders die Subdiakonen eine viel reichere Verwendung in der Regierung der Kirche fanden, ist leicht begreiflich. Auch darf es nicht auffallen, daß außer den dem Subdiakonate wesentlich anhaftenden liturgischen Functionen in Noth- oder Ausnahmefällen andere heilige Handlungen ihm anvertraut wurden. Am unverändertsten blieb — das geht mit voller Gewißheit aus vorliegender Schrift hervor — der eigentliche Kern des Weiheritus. Wiewohl nämlich die zur Vermehrung der Feierlichkeit angewandten Ceremonien, besonders die Ueberreichung der heiligen Gewänder, Wandel und Zuwachs erfuhren, so reicht doch erwiesenermaßen der in der lateinischen Kirche wesentlichste Ritus, die Ueberreichung des heiligen Kelches, bis ins tiefste Alterthum zurück; ja der Herr Verfasser hat es wenigstens wahrscheinlich gemacht, daß dieses der ursprüngliche, der lateinischen und der orientalischen Kirche gemeinsame Ritus war, welcher zum Wesen der Subdiakonatsweihe gehörte. Auch die wesentliche Bedeutung des Subdiakonates, d. h. die demselben in erster Linie und aus sich zustehenden Amtshandlungen sind heutzutage noch dieselben, wie von Anfang an — die Unterstützung des Diakons bei der Feier der heiligen Messe und das liturgische Vorlesen oder Absingen der Epistel. Sehr lehrreich ist auch der Abschnitt, in welchem Brauch und Vorschrift der verschiedenen Kirchen bezüglich des Cölibats der Subdiakonen geschichtlich verfolgt wird. Ueberhaupt darf das Werk als eine recht gründliche Arbeit zur Orientirung über den erörterten Gegenstand bestens empfohlen werden.

Manresa oder die geistlichen Uebungen des hl. Ignatius in neuer, leichtfaßlicher Darstellung zum Gebrauche aller Gläubigen. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Franz Anton Schmid, Priester der Gesellschaft Jesu. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. XII u. 500 S. 8°. Regensburg, Fr. Pustet, 1890. Preis: *M.* 3.

Die vorliegende, in ihrer neuen Auflage von P. A. Kobler S. J. besorgte Darstellung der geistlichen Uebungen des hl. Ignatius darf durchaus zu den besten Büchern über diesen Gegenstand gezählt werden; nur der Ankündigung des Titels „zum Gebrauche aller Gläubigen" möchten wir gerade deshalb nicht beistimmen, weil das Buch alle Winke und Unterweisungen für das geistliche Leben aus dem Exercitienbüchlein selbst mittheilt, diese aber nach Zeugniß des sogen. Directoriums zu den geistlichen Uebungen nicht für alle sind, sondern mit Auswahl und Umsicht vom Leiter der geistlichen Uebungen dem Exercitanden erklärt werden müssen. Sonst finden wir in vorliegendem Werk mit großer Treue und vielem Geschick das Streben angewandt, die heiligen Exercitien wirklich als Geistesübungen vorzuführen, dabei aber so viel Anleitung und Nachhilfe für die einzelnen Betrachtungen zu bieten, daß diese Uebungen leicht angestellt werden können: mit andern Worten, man hat nicht Vorträge, die man bloß liest und ohne besondere Selbstthätigkeit für kurze Zeit in sich aufnimmt, sondern eine Mittheilung der ewigen Wahrheiten und der Geheimnisse des christlichen Glaubens, welche zur Selbstthätigkeit und -Anwendung zwingt, aber so weit ausgeführt ist, daß diese erforderliche Selbstthätigkeit ohne zu große Mühe selbst von einem Anfänger im Betrachten geschehen kann. Besonders anregend sind die zahlreichen Stellen der Heiligen Schrift und die treffliche Auswahl von Aussprüchen heiliger Väter, welche den Ausführungen große Salbung verleihen und den Exercitanden befähigen, die geeignete Seelenstimmung anzufachen und länger zu unterhalten.

Thomas a Kempis en de Societeit van Jesus, door V. Becker S. J. 24 S. 8°. Amsterdam, C. L. van Langenhuysen, 1890.

Der Aufsatz (Separatabdruck aus der von dem verdienstvollen Pfarrer J. W. Brouwers geleiteten Zeitschrift De Wetenschappelijke Nederlander, 1890) beschäftigt sich mit einer Ansicht, welche jüngst in einer Lebensskizze des verstorbenen Kempis-Forschers Mfgr. Spitzen geäußert wurde: daß nämlich in der Controverse über die Autorschaft der „Nachfolge Christi" „viele" Jesuiten auf Seite der Gersonisten gestanden hätten. An der Hand von Amort (Plena ac succincta Informatio, 1725) und P. Aug. de Backer S. J. (Essai bibliographique, 1864) führt P. Becker nun nicht weniger als 85 Jesuiten auf, welche Thomas von Kempen als Autor jener Schrift nannten. Nur sehr wenige unter ihnen, wie die PP. Heinrich Sommalius (1598), Herib. Rosweijde (1617), Joh. Bollandus (1630), Jakob von Quaillie (1651), Theophil Raynaud (1649), Georg Heser (1650—1674) und einige andere haben sich indes ex professo an der Streitfrage betheiligt. Den übrigen war es um das Büchlein, nicht um den Autor zu thun. Von den erwähnten historisch-bibliographischen Forschern stehen alle auf Seite des Thomas von Kempen. P. Possevin hielt diesen für den Verfasser, P. Bellarmin kam über die Frage zu keinem Entscheid. Ganz vereinzelt ließen sich die PP. Rossignoli und Rigroni durch eine Handschrift in Arona zu Gunsten des vermeintlichen abbas Gessen oder Gersen einnehmen, was indes P. Rigroni nicht abhielt, später Thomas als Verfasser zu nennen. Ebenso vereinzelt steht später P. Mella (mit seinem Aufsatze in der Civiltà). Zu seinen Gunsten äußerte sich zwar P. Schneemann in dieser Zeitschrift einmal (X, 121) ganz nebenbei in drei Zeilen; durch eingehendere Specialforschung gelangte derselbe jedoch später zur Ueberzeugung, daß Thomas der Verfasser sei und begründete dieselbe in ausführlichster Weise (XX, 432—447; XXII, 253—265). Von „vielen" Jesuiten auf Seite der Gersonisten kann also nicht die Rede sein. Zu besonderer Beruhigung aber mag das Urtheil des ausgezeichneten Benediktiner-Historikers Beda Dudik (nicht Dübik) dienen: dat de strijdvraag voor Thomas a Kempis is beslist, daß die Streitfrage zu Gunsten von Thomas a Kempis entschieden ist.

Libri quatuor de Imitatione Christi ad literam codicis Gaesdoncani an. 1427. manuscripti, adjectis lectionibus variantibus codicum Roolfii an. 1431. et Thomaei an. 1441. exarati. Ed. Dr. B. Hölscher. 391 p. 16°. Monasterii, Regensberg (B. Theissing), 1887. Preis: *M.* 1.20.

Vier Bücher von der Nachfolge Christi nach der Handschrift von Gaesdonck (1427), übersetzt von Dr. Phil. de Lorenzi, Domdechant zu Trier. 408 S. 16°. Münster, Regensberg (B. Theissing), 1889. Preis: 60 *Pf.*

Auf den „soviel bekannt ältesten der vollständigen Codices" der „Nachfolge Christi" wieder aufmerksam gemacht und ihn 1881 zum ersten Mal (in dieser Zeitschrift XX, 447. 448) eingehend beschrieben zu haben, ist das Verdienst unseres frühern Chefredacteurs, des verstorbenen P. Schneemann. Noch im selben Jahre veröffentlichte der Oberbergrath Schmidt-Reder zu Görlitz den in seinem Besitze befindlichen Coder Roolf, von dem Augustiner Johann Cornelisz. in Löwen 1431 geschrieben. Das Autographon des gottsel. Thomas von Kempen selbst (vom Jahre 1441) war bereits 1879 durch photographischen Abdruck zugänglich geworden. Mit

Freude begrüßen wir es, daß Herr Gymnasialdirector Dr. B. Hölscher nunmehr auch den Codex von Gaesdonck mit diplomatischer Genauigkeit für jedermann zugänglich gemacht hat. Auch die musikalische Interpunction, der sogen. „Hakenpunkt" ist beibehalten. Für noch weitere Kreise aber hat Herr Dombechant Dr. Phil. de Lorenzi den ältesten und ursprünglichsten Text der „Nachfolge Christi" durch seine überaus sorgsame Uebersetzung eröffnet. Für den allgemeinen ascetischen Werth des Büchleins sind die verschiedenen Lesarten allerdings von keinem durchgreifenden Belang, aber das Büchlein selbst war und ist wie kein zweites einer so sorgfältigen philologisch-kritischen Untersuchung und Behandlung werth.

1. **Manuale sacerdotum** diversis eorum usibus tum in privata devotione, tum in functionibus liturgicis et sacramentorum administratione accommodavit P. Jos. Schneider S. J., S. C. Indulg. et Rel. consultor. Editio duodecima. Cura et studio Aug. Lehmkuhl S. J., superioribus eccles. approbantibus. Pars I: XX et 277 p. Pars II: 658 p. 16°. Coloniae, J. P. Bachem, 1889. Preis: *M.* 6.

2. **Manuale clericorum,** in quo habentur instructiones asceticae liturgicaeque ac variarum precum formulae ad usum eorum praecipue, qui in seminariis clericorum versantur. Collegit, disposuit, edidit P. Jos. Schneider S. J. Editio tertia, recognita et emendata. Superioribus approbantibus. VIII et 728 p. 16°. Ratisbonae, Fr. Pustet, 1889. Preis: *M.* 4.20.

1. Seit dem Tode des Verfassers mußte das erstgenannte Buch schon zum dritten Male von neuem, und zwar immer in recht starker Auflage, ausgegeben werden. Es hat wohl wie kein anderes der sehr zahlreichen Werke des P. Joseph Schneider dessen Namen weithin bekannt gemacht. Auf die außerordentlich große Verbreitung deutet schon der Umstand hin, daß der Appendix II mit Gebeten zur Hilfe für Kranke und Sterbende, welcher allmählich zur Verminderung des Umfanges des Büchleins abgesondert wurde und als Gratisbeilage figurirt, in wenigstens neun verschiedenen Sprachen gewählt werden kann, darunter seit kurzem in portugiesischer, ungarischer, polnischer und kroatischer Sprache. Die Beliebtheit verdankt das Werk in erster Linie gewiß der ungemein großen Brauchbarkeit, so daß es dem Priester für gewöhnliche Fälle eine kleine Bibliothek ersetzt. Für liturgische Verrichtungen, für den Beichtstuhl, für Ehefälle findet der Priester als Seelsorger Rath und Aufschluß, dann im ganzen I. Theil, dem ascetischen, Nahrung für das eigene Seelenleben, in sattsamer Abwechslung und recht gefälliger Form, zumal bezüglich der Vorbereitung und Danksagung bei der heiligen Messe. — Der neue Herausgeber hat sichtlich sein Augenmerk darauf gerichtet, daß die durch neue römische Decrete von Zeit zu Zeit nöthig werdenden Aenderungen sorgfältig vorgenommen wurden: vor allem die Abschnitte über Verwaltung des Bußsacramentes und über die Ehe haben eine wesentliche Verbesserung erfahren.

2. Das Manuale clericorum ist in seiner Art nicht minder praktisch. Es ist ein Handbüchlein für Cleriker bis zum Priesterthum; als solches wetteifert dasselbe mit dem ersten und dürfte an Vollständigkeit und Reichhaltigkeit es sogar übertreffen. Da das wichtigste und schwierigste Gebiet des Priesters, die seelsorgerliche Thätigkeit, hier natürlich noch nicht zur Sprache kommt, so konnte den einzelnen zu behandelnden Stoffen ein größerer Raum zugewiesen werden. Zunächst bietet das Büchlein eine

recht gründliche Anweisung für junge Cleriker zur standesmäßigen Frömmigkeit und Ascese, verbunden mit einer Auswahl passender Gebete und Andachtsübungen. Dann aber gibt es im liturgischen Theil, unter genauer Benutzung des Missale, Pontificale und der maßgebenden Decrete der heiligen Rituscongregation, eine sorgfältige Unterweisung in den einzelnen liturgischen Diensten, die dem Cleriker vom niedrigsten Amt bis zum Diakonat hinauf zufallen können; außerdem die so wichtige Orientirung über den Empfang der heiligen Weihen, der niederen sowohl als der höheren bis zum Presbyterat einschließlich. — Die jetzige neue Ausgabe ist mit großer Sorgfalt nach den einschlägigen kirchlichen Rubriken und Decreten durchgesehen, auch sind die etwa mit Ablässen versehenen Gebete genau mit der letzten authentischen Raccolta von 1886 verglichen, bezw. nach derselben verbessert. Den Priestercandidaten darf das Buch bestens empfohlen werden.

Der Herz-Jesu-Monat durch Gebet und Betrachtung geheiligt, durch Auswahl passender Gebete und Andachten zu einem vollständigen Gebetbuch erweitert. Von Aug. Lehmkuhl, Priester der Gesellschaft Jesu. Siebente, vielfach veränderte Auflage. Mit Genehmigung der geistlichen Obern. 408 S. 12°. Paderborn, Junfermann, 1890. Preis: *M.* 1.20.

Die hohen Erwartungen, welche schon beim Lesen des Titels sowohl durch den Namen des Verfassers, wie durch die große Zahl der Auflagen wachgerufen werden, finden ihre volle Bestätigung bei Benützung des Büchleins. Dieser „Herz-Jesu-Monat“ gehört in der That zu dem Besten und Gediegensten, was über die Herz-Jesu-Andacht geschrieben ist, und leitet zur Ausübung der segensreichen Andacht in vorzüglicher Weise an.

Manna quotidianum sacerdotum sive preces ante et post Missae celebrationem cum brevibus meditationum punctis pro singulis anni diebus. Preces edidit, meditationum puncta composuit, appendicem adjecit Jac. Schmitt, SS. Theol. Doctor et in eccl. cathedr. Friburg. canonicus. Editio tertia. Cum approbatione Revmi Archiep. Friburg. Tom. I: ab Adventu usque ad. Dom. I. Quadragesimae p. XII, 473 et LII; Tom. II: a Dom. I. Quadrag. usque ad Dom. VIII. post Pent. p. XII, 546 et LII; Tom. III: a Dom. VIII. post Pent. usque ad Dom. I. Adventus p. XII, 580 et LII. Friburgi Brisgoviae, Herder, 1890. Preis: *M.* 9; geb. *M.* 12.60.

Mit Andacht und Eifer das heilige Meßopfer zu feiern, muß stets die erste Sorge des Priesters sein. Wie willkommen die in vorliegenden Bänden dazu gebotene Hilfe ist, zeigt die von neuem nöthig gewordene Auflage derselben. Die dem Scutum fidei des P. Boppert entnommenen Gebete in ihrer reichsten Abwechslung für alle Tage des Jahres, die kurzen, oft recht gedankenreichen Punkte zur Betrachtung, der jedem Bändchen beigegebene Anhang einer Auswahl anderer ansprechender Gebete vor und nach der heiligen Messe bieten eine Fülle des Stoffes zur Nahrung der Andacht. Die Betrachtungspunkte müssen jedoch nach frommem Brauch vorher, am besten am Vorabende, bedachtsam gelesen und für die Betrachtung des folgenden Morgens je nach persönlichem Bedürfniß zurechtgelegt werden; sonst würden die kurz angeführten Gedanken dem beabsichtigten Zwecke kaum dienen. Die Empfehlung trägt das Werk in sich selber.

Text des Oberammergauer Passionsspieles in poetischer Umarbeitung von Joseph Alois Daisenberger, k. geistl. Rath, langjährigem Leiter und Reformator des Passionsspieles. Mit einem Vorwort von Professor Karl von Brentano, Beneficiat von Oberammergau. 222 S. kl. 8°. München und Oberammergau, Korff, 1890. Preis: *M.* 1.50.

Diese Ausgabe des Textbuches für das Oberammergauer Passionsspiel wird allseitig mit Freuden begrüßt werden. Sie befriedigt nicht nur einen berechtigten Wunsch der Besucher des „Spieles“, sondern wird auch vielen, welche demselben an Ort und Stelle nicht beiwohnen können, einen willkommenen Ersatz bieten. Der Text liegt hier in der letzten Daisenberger'schen Ueberarbeitung vor, und zwar vollständig, indem sowohl Gesang- als Spieltext in gleicher Weise unverkürzt geboten werden. Diese Vollständigkeit hat keine andere Ausgabe aufzuweisen.

Nochmals **Principienfragen der christlichen Archäologie** von Joseph Wilpert. 19 S. 8°. Roma, Tipografia sociale. In Commission der Herder'schen Verlagshandlung, 1890. Preis: 50 *Pf.*

Mit Freimuth und Entschiedenheit hatte J. Wilpert mittelst seiner, in dieser Zeitschrift Bd. XXXVII, S. 210 f. besprochenen „Principienfragen der christlichen Archäologie“ die maßlosen Angriffe des Greifswalder Professors V. Schultze gegen die bedeutsamsten katholischen Katakombenforscher zurückgewiesen. Seine Arbeit ist nicht nur bei Katholiken, sondern auch bei ruhig denkenden Protestanten mit Beifall aufgenommen worden. Unter dem Titel „Die altchristlichen Bildwerke und die wissenschaftliche Forschung“ entgegnete Schultze, aber in einer Art, welche es der hier angezeigten zweiten Schrift Wilperts leicht machte, die Abrechnung endgiltig zu Ungunsten Schultze's abzuschließen. Der Versuch des Greifswalder Herrn, sich als Vertreter der Protestanten und der deutschen Wissenschaft hinzustellen, der ungerechter Weise von Römlingen angegriffen sei, ist gescheitert. Es wird ihm nicht gelingen, eine Partei zu bilden, deren Bindeglied „Protestiren gegen die de Rossi'sche Schule“ sein sollte, wenn auch den einzelnen Genossen „in der Beurtheilung des altchristlichen Bilderkreises Einheitlichkeit der Anschauungen“ fehle. Wilperts letzte Gegenschrift ist ein Separat-Abdruck aus der von Monsignore de Waal trefflich redigirten „Römischen Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte“, die wir bei dieser Gelegenheit unseren Lesern angelegentlich empfehlen.

Die deutschen Meß-Auslegungen von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1525. Von Dr. Franz Falk. Dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1889. 55 S. 8°. Köln, Bachem, 1889. Preis: *M.* 1.20.

In der zweiten Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1879 hat der hochw. Herr Verfasser die Postillen, Heiligenleben, Beichtbüchlein, Heiligthums- und Wallfahrtsbüchlein aus der Zeit um 1500 besprochen. Hier bietet er ein bibliographisches Verzeichniß der in deutscher Sprache geschriebenen, für das Volk bestimmten Bücher, welche mit der heiligen Messe in Beziehung stehen, also den Text des Missale ganz oder theilweise verdeutschen, die Ceremonien erklären oder zur andächtigen Beiwohnung des heiligen Opfers anleiten. Seine ruhige, rein objective Darlegung beweist, daß die Geistlichkeit damals wie heute bemüht war, das Volk in das Verständniß der heiligen Geheimnisse einzuführen und dazu die Druck-

kunst gleich anfangs mit großem Erfolg benutzte. Vier Beilagen behandeln niederdeutsche, aus dem Französischen übersetzte und lateinische „Meß-Auslegungen", sowie die von den Reformatoren gegen die heilige Messe gerichteten Streitschriften. Dem in Aussicht gestellten Verzeichniß der Sterbebüchlein derselben Periode sehen wir mit Freuden entgegen. Die Arbeiten des gelehrten Herrn Verfassers gehen stets ohne überflüssiges Gerede auf den Kern der Sache ein und ebnen späteren Forschern die Wege in wichtige, aber wenig bekannte Gebiete.

Das Augustinerkloster in Gewitsch (Mähren). Von P. Clemens Janetschek, Stiftsbibliothekar und Mitglied der hist.-statistischen Section. Mit zwei Abbildungen. Zweite Auflage. 63 S. kl. 8°. Brünn, Benediktiner-Buchdruckerei, 1890. Preis: 80 *Pf.*

Das um 1370 gegründete Gewitscher Kloster kam 1423 infolge der Husitenkriege unter die Oberleitung des Stiftes St. Thomas zu Brünn und litt auch in der Folge viel durch Kriege, welche große Opfer an Contributionen forderten. Doch hob es sich infolge von Stiftungen und Schenkungen immer wieder, wie in sehr lehrreicher Weise eingehend gezeigt wird. 1674 sah es die höchste Blüte. Damals entstand seine Marienkapelle, deren Altarsäulen „von kunstvoll geschnitzten Weinreben umrankt waren, während der Tabernakel aus einer riesigen Traube, welche zwei Männer trugen, bestand". In der Kapelle versammelte sich außer zahlreichen Pilgern die mehrere Tausend Mitglieder zählende Rosenkranzbruderschaft. Ihre 1762 neu erbaute Kirche mußten die Augustiner schon 1784 verlassen, weil Joseph II. ihr Kloster aufhob, nachdem es 400 Jahre segensreich gewirkt hatte. Die inhaltsreiche, in sicheren Zügen kurz und klar abgefaßte Monographie ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte Mährens und besonders des dortigen Klosterlebens.

Geschichte des k. k. Lustschlosses Schloßhof und des Marktes Hof an der March. Zumeist nach ungedruckten Quellen bearbeitet von Joseph Maurer. Separatabdruck aus den Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, 1889. 133 S. 8°. Wien, Verlag des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, 1889.

Schloßhof beim Markte Hof, unterhalb Wien, nahe beim Einfluß der March in die Donau gelegen, bot seinem Geschichtschreiber einen sehr dankbaren Stoff. Seit dem 12. Jahrhundert stieg der einfache Edelsitz auf bis zum bevorzugten kaiserlichen Sommeraufenthalt. Aus dem 15. Jahrhundert erzählen die Archive des Schlosses und Fleckens vielerlei von den Einfällen der Ungarn, aus dem 16. von gewaltsamer Einführung der Reformation, aus dem 17. von der Rückkehr zur Kirche und von räuberischen Einfällen der Kurutzen. Die Glanzperiode hebt 1725 an; denn damals begann Prinz Eugen mit seinen reichen Mitteln das von ihm angekaufte Schloß auszubauen und zu verschönern. Nach dessen Tode (1736) kam es an den Herzog von Sachsen-Hildburghausen, 1755 aber an Kaiser Franz. 1766 feierte Maria Christina, die Lieblingstochter Maria Theresia's, dort Hochzeit mit dem Prinzen Albert von Sachsen. Die Schilderung der Ausstattung des Schlosses unter Prinz Eugen, der dort gefeierten Feste, der in der Nähe abgehaltenen Jagden und der Freuden und Leiden, welche die Gegend erlebte, sowie mancherlei Auszüge über Ausgaben und Einnahmen, alles in lebendig fortschreitender Erzählung dem Leser vorgeführt, beweisen den Fleiß und das Talent des als Geschichtschreiber rühmlich bekannten Verfassers, der u. a. schon früher auch die folgende Schrift erscheinen ließ:

Geschichte des Marktes Asparn an der Zaya. Von Joseph Maurer, Pfarrer in Markthof, Besitzer der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, Verfasser von „Cardinal Leopold Graf Kollonitsch, Primas von Ungarn". XIV u. 553 S. 8°. Wien, Selbstverlag des Verfassers. „St. Norbertus" Buch- und Kunstdruckerei, 1887.

Asparn, ein Ort im Thale des Zayabaches mit 1267 Einwohnern in 210 Häusern, verdankt diese umfangreiche Monographie der Anhänglichkeit des Verfassers an seinen „lieben Geburtsort". Schon in vorgeschichtlicher Zeit war die Gegend bewohnt, doch erscheint Asparn („unter den Espen") urkundlich erst im 12. Jahrhundert. Im Jahre 1300 erhielt der zum Markte ausgewachsene Ort eine Stiftung für zehn Arme, 1398 eine Ringmauer, um 1421 ein neues festes Schloß und statt der romanischen eine größere gotische Kirche, 1624 ein Minoritenkloster, dem die Pfarre 1629 incorporirt wurde. Das schon 1577 urkundlich bezeugte Spital ward 1617 erneuert. Bald nachher zog die Pest durchs Land und kam auch nach Asparn (1634, 1645 und 1680), dazwischen suchten die Schweden den Ort heim. Das alles und tausend andere kleinere und größere Vorkommnisse, besonders auch die Geschichte der adeligen Familien, die vom Schlosse aus ihren Einfluß auf den Markt ausübten, sind geschickt zusammengearbeitet und geben ein lebendiges und lehrreiches Bild der Geschicke eines kleinen Gemeinwesens und des Glückes oder Unglückes seiner Bewohner. In 68 Beilagen sind viele culturhistorisch wichtige Urkunden beigefügt, welche zeigen, mit wie ernstem Fleiße der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat.

Die Vita Gregorii IX. quellenkritisch untersucht von Jakob Marx, Dr. theol. et phil. 59 S. 8°. Berlin, Speyer und Peters, 1889. Preis: *M.* 1.75.

Der große Kampf des Mittelalters zwischen Papst und Kaiser erreichte unter Gregor IX. († 1241) einen Höhepunkt, welcher lebhaft an die Zeiten Gregors VII. († 1085) erinnert. Glich doch Friedrich II. in manchen Punkten dem vierten Heinrich. Daß hier wie dort die beim Kampfe betheiligten Personen in unseren Tagen vielfach je nach dem kirchenpolitischen Standpunkt des Beurtheilers Lob oder Tadel erhalten, ist nicht gerade zu verwundern. Um ein möglichst objectives Urtheil zu fällen, kommt alles darauf an, die Thatsachen klarzustellen; dies aber setzt eine genaue Würdigung der Quellen voraus, in welchen sie erzählt werden. Dr. Marx, ein Namensvetter und Landsmann des bekannten Trierer Geschichtschreibers, untersucht darum in vorliegender Erstlingsarbeit die Hauptquelle des Lebens Gregors. Nach (I.) Aufzählung der Drucke und Handschriften der Vita Gregorii wird festgestellt (II.), daß ihr erster Theil gegen Ende des Jahres 1239, der zweite im Juli oder August 1240 entstanden sein muß, und (III.) daß der Verfasser ein Beamter der päpstlichen Kanzlei, wahrscheinlich deren Vorsteher Johannes von Ferentino war. Als (IV.) Quellen dienten die officiellen und officiösen Actenstücke des römischen Hofes und Berichte von Augenzeugen. (V.) Die wichtigste Frage, diejenige nach dem historischen Werthe der Schrift, wird nach gründlichem und gewissenhaftem Abwägen aller Umstände dahin beantwortet, daß der Verfasser, ein gewandter Schriftsteller, nie wissentlich Falsches berichtet, aber durch seine Stellung als „officieller oder officiöser" Historiograph Gregors IX., dem er mit Begeisterung ergeben ist, in jener leidenschaftlich erregten Zeit „Dinge verschweigt, welche seinen Anschauungen nicht günstig waren", und seine Gegner vielfach in einseitiger Weise hart beurtheilt. Seine Arbeit, eine Vertheidigungs- und Anklageschrift, entstand mitten in den stürmischen Ereignissen, ist also zwar eine werthvolle Quelle,

kann jedoch nicht unbedingt und in allem als Führer dienen. Ein Anhang bietet werthvolle Angaben über die Beamten und den Geschäftskreis der päpstlichen Kammer unter Gregor IX. Die methodische, gründliche Arbeit bietet viele neuen Gesichtspunkte und führt den Verfasser in ehrenvoller Weise ein in den Kreis ernster, wissenschaftlicher Geschichtsforscher.

Albert von Bonstetten. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in der Schweiz von Albrecht Büchli, Dr. phil. 129 S. 8°. Frauenfeld, Huber, 1889. Preis: *M.* 2.

P. Gall Morel hatte 1843 eine Lebensgeschichte Alberts von Bonstetten, zuerst Dekans, dann Abtes von Einsiedeln († 1509?), verfaßt und bereitete eine neue Bearbeitung dieser Biographie und die Herausgabe der Werke Bonstettens vor, wurde aber durch den Tod an der Ausführung seiner Pläne gehindert. Unter Benutzung der hinterlassenen Papiere P. Gall Morels veröffentlicht Dr. Büchli hier eine eingehendere Darstellung. Sie zeigt uns einen mit den Kaisern Friedrich III. und Max I., mit den Königen von Frankreich und Ungarn, den Herzogen von Mailand und Oesterreich, sowie mit vielen hervorragenden Staatsmännern und Gelehrten in regem Verkehr stehenden Mann, der durch Leben, Wirken und literarische Thätigkeit „zur wahren Zierde Einsiedelns und der Eidgenossenschaft" wurde. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch Abfassung und Verbreitung guter, in deutscher Sprache geschriebener Werke. Besitzt man doch von ihm in der Muttersprache die vier Legenden des sel. Nicolaus, der hll. Meinrad, Ida und Gerold, eine Beschreibung der Eidgenossenschaft nebst den Geschichten von Einsiedeln und Oesterreich. Büchli hat besonders jene Seite des Lebens Bonstettens betonen wollen, welche denselben zu den Humanisten in Beziehung brachte, und er hat diesem Zweck entsprechend einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des Humanismus in der Schweiz geliefert.

Dr. **Joseph Amberger,** Domkapitular in Regensburg. Zur Erinnerung für Schüler und Freunde, von Dr. G. Jacob. 16 S. 8°. Regensburg &c., Fr. Pustet, 1890. Preis: 30 *Pf.*

In dieser einfachen und schlichten Lebensskizze ist dem Verewigten ein Denkmal gesetzt, ehrenvoller, als eines in Erz und Stein. Auch der Leser, welcher den Verstorbenen nicht persönlich gekannt hat, wird ihm auf diese wenigen Zeilen hin große Hochachtung, ja Ehrfurcht zollen müssen. Wie wahrheitsgetreu gerade die Charakterschilderung ist, bekundet schon das soeben noch in vierter Auflage vollendete Hauptwerk des Verstorbenen, die vierbändige Pastoraltheologie; in ihr hat derselbe sich selbst, ohne es zu wollen, ein bleibendes Denkmal seiner Wissenschaft und seiner Frömmigkeit gesetzt.

Die neuesten Arbeiten über den Planeten Merkur und ihre Bedeutung für die Weltkunde. Für das Verständniß weiterer Kreise dargestellt von Joseph Plaßmann. 26 S. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis: 50 *Pf.*

Dem berühmten Mailänder Astronomen Schiaparelli ist es gelungen, die Gleichheit von Rotationszeit und Umlaufszeit in Bezug auf den Planeten Merkur nachzuweisen. Der Herr Verfasser hat nun diese neueste Entdeckung zum Gegenstande eines Vortrags gemacht, jedoch gleichzeitig das Wissenswerthe über diesen Planeten in harmonischer Verbindung mit hineingezogen. Die Darstellung ist recht klar und faßlich, ja durchweg so fesselnd und anschaulich, daß wohl kein Leser das Schriftchen ohne Befriedigung aus der Hand legen wird.

Katholische Erzähler der neuesten Zeit. Literarhistorische Studien von **Heinrich Keiter. Zweite, verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage.** VIII u. 396 S. 8°. **Paderborn, Schöningh,** 1890. **Preis:** *M.* 3.60.

Mit Recht nennt der Verfasser diese neue Auflage seines beim ersten Erscheinen von uns freudig begrüßten Werkes eine „bedeutend vermehrte". Der jetzige Umfang der Studiensammlung ist gegen den frühern so stark gewachsen, daß auch Besitzer der ersten Ausgabe sich gern zu voller Orientirung diese zweite anschaffen werden. Die Zahl der behandelten Erzähler beläuft sich auf 54! Und da sage noch Einer, daß unsere neueste Erzählungsliteratur keine genügende Anzahl von Vertretern habe. Freilich müssen sich ganze Reihen derselben gefallen lassen, in einem kurzen Uebersichtskapitel dutzendweise abgehandelt zu werden. Aber es gibt auch Kapital-Menschen, wie die Gräfin Hahn-Hahn, die Freiin F. v. Brackel, M. Herbert, Ph. Laicus, S. Brunner, die auf zusammen 115 Seiten den socialen Roman repräsentiren. Den historischen pflegten oder pflegen: Bolanden, Franz Trautmann, Franz von Seeburg, F. Js. Proschko (119—163). Die Novelle findet ihre Vertreter in Stifter, M. Lenzen, M. Herbert, M. Ludolff und Antonie von Harthausen (201—265). Die Volkserzähler, wie die übrigen Schriftsteller außer den genannten, werden in Gruppen besprochen, während ein letzter fünfter Abschnitt uns in vier Bildern ebensoviele katholische Vertreter der Erzählungskunst im Ausland vorführt: Caballero, Lady Fullerton, Conscience und Cardinal Wiseman. Nehmen wir noch die einleitende Abhandlung über die Stellung des Romans in der Dichtkunst, über seine Gesetze und Gefahren hinzu (1—17), so haben wir eine Idee von dem Reichthum des vorliegenden Buches gegeben. Die aufgestellten Principien sind maßvoll, die Anwendung auf die einzelnen Autoren und Werke ebenso frei von lobhudelnder Schwäche, wie von gehässiger Schärfe. Was uns angeht, so stimmen wir auch dem Neuhinzugekommenen im großen und ganzen wieder bei. Ueber einzelnes ließe sich streiten. Daß P. Spillmann zwar im Inhaltsverzeichniß, nicht aber im Buch zu finden ist, beruht wohl auf einem Zufall.

Gedichte von **Thekla Schneider. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage der „Wellen vom Bodensee".** 148 S. 12°. **Paderborn, Schöningh,** 1889. **Preis:** *M.* 2; fein geb. *M.* 3.

Seit wir diese Sammlung zum erstenmal besprachen (Bd. XXII. S. 224 f.), hat sich dieselbe nicht sehr vermehrt; aber der Geschmack, das Formgefühl, der poetische Geist der Dichterin haben sich bedeutend geläutert, und wir können ihre Gedichte nun als eine künstlerisch getroffene Auswahl, ohne tadelnden Vorbehalt, empfehlen. Vom „Bodensee" sind nur eine Reihe anmuthiger Stimmungsbilder geblieben; dann folgen als „Feldblumen" und „Aeolsharfen" eine zweite und dritte Serie schön abgerundeter Lyrica; unter dem Titel „Aus Schloß und Hütte" schließen sich ihnen einige nette epische Stücke („Die Bergmannsbraut", „Ein Dombau-Märchen", „Maris stella") und fromme Genrebilder an; das meiste Lob aber verdienen die an den Schluß gestellten „Altarlichter", ein Kranz von tief empfundenen, originellen und formell wohlgefeilten religiösen Gedichten, die man gerne um das drei- und vierfache vermehrt sähe. Hier und in den religiösen Genrebildern („Die Kranke", „Stillleben", „Von Gott — zu Gott") nähert sich Thekla Schneider am meisten der westfälischen Dichterin, an der sie sich zu bilden bemüht war. Möge ihre schöne poetische Gabe nun auch die verdiente, wohlwollende Aufnahme finden.

Van uffen Hiergude. En Preuweken iut ner plattduitschen Mueke. Van Antun Willdeygud. 59 S. kl. 8°. Patterburne, Bonifacius Drückerigge, 1890.

Wer das in demselben Verlag erschienene Büchlein „Die Erziehung nach dem Sprichwort" (Bd. XXXVII. S. 444) gelesen hat, erkennt unschwer in dem Pseudonym unseres Heftchens den nämlichen Verfasser. In beiden dieselbe originelle Anlehnung an die „Volksweisheit", dieselbe gesunde kernige Art der Ausführungen und Nutzanwendungen. Durch den gewählten Dialekt (die Mundart eines Städtchens im obern Nethegau) zeigt sich das Schriftchen als zunächst für die Bewohner des Paderborner Landes bestimmt. Es liefert aber auch interessante Beiträge für alle, welche sich mit Erforschung und Vergleichung der deutschen Mundarten beschäftigen. Es verdient in dieser Beziehung um so mehr Beachtung, weil es mit seinem ernsten, erbaulichen Inhalt naturgemäß manche Ausdrücke bringt, für die in anderen, meist scherzhaft gehaltenen Dialektproben sich kaum Anlaß findet. In einer Vorbemerkung sind die nothwendigsten Erklärungen gegeben über das Eigenthümliche der Sprache; die Uebersetzung einzelner Wörter ist eingeklammert im Texte beigefügt. Das ganze Büchlein zeigt, daß der Verfasser sich mit Recht „Willdeygud" (Willdirgut) nennen durfte. Es verdient viele Leser und wir sagen mit dem Motto des Titelblattes:

Unversocht schmecket ni,
Dorümme schmeck mol täu!

Miscellen.

Zahlenverhältniß der Confessionen in Deutschland. Angesichts der rührigen protestantischen Propaganda und der da und dort planmäßig betriebenen Beförderung des Protestantismus von oben herab dürfte es angezeigt sein, einmal das ziffernmäßige Verhältniß der Confessionen zu verfolgen, wie es theils nach amtlichen Berichten, theils nach Berechnung und Anschlägen von Privatgelehrten in statistischen Werken sich darstellt. Es zeigt, daß trotz statistisch feststehender größerer Fruchtbarkeit der katholischen Ehen und minderer Zahl von Todtgeburten aus katholischen Ehen und trotz starker Einwanderung aus katholischen Nachbarländern, namentlich aus Böhmen und Oesterreich nach Sachsen und Preußen, dennoch der Protestantismus im großen und ganzen im steten Fortschritte ist, vorzüglich in Bayern, Baden, Elsaß-Lothringen, Oldenburg und den Rheinlanden. 1885 gab es im Deutschen Reiche 16 785 734 Katholiken, 29 369 847 Evangelische, 125 673 andere Christen, 563 172 Juden. Es hatten sich seit 1871 (nach der „Statistik des Deutschen Reiches", N. F. Bd. XXXII, 95) die Evangelischen vermehrt um 14,8, die Katholiken nur um 12,9, die Juden um 10 Procent.

Auf 1000 Einwohner kamen nach Kolb, F. v. Juraschek u. a.:

im Jahre	Katholiken.	Protestanten.	Andere Christen.	Juden.	Andere (oder Confession unbekannt).
1867	363,1	621,4	—	12,4	—
1871	362,1	623,1	2	12,5	0,8
1880	359	626	2	12,4	1
1885	358,2	626,8	2,7	12	0,8

Im Königreich Preußen zählte man 1885: 9 621 763 römische Katholiken (wobei jedoch die Altkatholiken mitgezählt), 18 244 405 Evangelische, 57 741 Herrnhuter u. s. w., 22 917 Dissidenten, 1372 Anglikaner, 1437 griechisch Katholische, 366 575 Juden, 3548 ohne bestimmte Angabe. Dabei ist zu bemerken, daß durchgängig die Zahl der Juden und das Verhältniß ihrer Vermehrung möglichst niedrig angegeben scheint, und daß ihre Zahl in Wirklichkeit einen andern Procentsatz zur Gesammtbevölkerung ausmachen dürfte.

Auf 100 Einwohner kamen nach der „Zeitschr. des kgl. preuß. St. Bur." 1887 (und für 1885 auch nach der „Stat. des Deutschen Reiches", Bd. XXXII):

im Jahre	Katholiken.	Protestanten.	Dissidenten, Herrnhuter u. s. w.	Juden.
1858	37,3	60,9	0,4	1,4
1861	37,4	60,8	0,4	1,4
1864	37,4	60,9	0,3	1,4
1867	33,2	65,1	0,4	1,3
1871	33,5	64,9	0,3	1,31
1880	33,7	64,7	0,3	1,33
1885	33,98	64,43	0,29	1,29
(1885	34,0	64,4	0,29	1,3)

Die starke Veränderung des Verhältnisses von 1867 erklärt sich aus der Einverleibung vorwiegend protestantischer Gebietstheile (Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Nassau) in den preußischen Staat. Doch es lohnt sich, die Zahlenverhältnisse auch in den einzelnen preußischen Provinzen zu prüfen. In Ostpreußen wie in Hessen-Nassau blieben von 1880—1885 die Verhältnisse im wesentlichen gleich. Dagegen kamen

auf 1000 Einw. Westfalens:
1880: 524 Katholiken, 465 Protest.,
1885: 520 „ 470 „

auf 1000 Einw. der Rheinprovinz:
1880 noch 723 Kath. u. nur 264 Prot.,
1885 aber nur 717 Kath. u. 270 Prot.

Im übrigen ist in anderen preußischen Provinzen wie auch in allen norddeutschen Kleinstaaten das Zahlenverhältniß den Katholiken anscheinend günstig. Es kamen von Katholiken auf 1000 Einwohner in:

Im Jahre	Westpreußen.	Posen.	Schlesien.	Berlin.	Brandenburg.	Schlesw. Holstein.	Sachsen.	Hannover.	Ostpreußen.	Hohenzollern.
1880	493	653	520	72	22	8	63	122	129	954
1885	499	659	525	76	25	10	65	124	130	955

Um so bemerkenswerther ist der starke Rückgang der Katholiken in Bayern, Baden und Oldenburg. Bayern zählte 1875 im ganzen: 3 839 168 römische Katholiken, 1 526 793 Protestanten (einschließlich anderer Secten), 53 697 Juden. Auf 1000 Einwohner kamen:

Im Jahre	Katholiken.	Protestanten.	Juden.
1880	709	281	10
1885	708	282,1	9,9

Baden zählte 1885: 1 004 388 Katholiken, 566 327 Protestanten, 27 104 Juden, 4639 andere oder von denen keine bestimmte Angabe. Auf 1000 Einwohner kamen:

Im Jahre	Katholiken.	Protestanten.	Dissidenten.	Juden.
1846	664,3	316,8	1,4	17,5
1867	646,5	334,0	1,7	17,8
1880	633	349	1	17
1885	627	354	2,1	17

Ein so auffallend starker Rückgang einer Confession zu Gunsten einer andern innerhalb 40 Jahren steht, wenigstens für unsere Zeit, wohl einzig da in Europa.

In Elsaß-Lothringen war allerdings der Rückgang seit 1871 der Zahl nach noch bedeutender. Es kamen auf 1000 Einwohner:

Im Jahre	Katholiken.	Protestanten.	Dissidenten.	Juden.
1871	797	174	1,4	26
1885	774	200	2,4	24

Allein es erklärt sich dies leicht aus den außergewöhnlichen Verhältnissen, zahlreicher Auswanderung Eingesessener und Einwanderung von Protestanten aus Norddeutschland.

Doch auch im Großherzogthum Oldenburg ist der Rückgang sehr bemerkenswerth, um so mehr, weil dort die wirkenden Ursachen weniger an der Oberfläche liegen. Es kamen auf 1000 Einwohner:

Im Jahre	Katholiken.	Protestanten (einschl. anderer Secten).	Juden.
1880	220	775,1	4,9
1885	217	777,5	4,8

Dagegen hat der numerische Zuwachs, den im Königreich Sachsen die katholische Kirche seit 1815 gefunden hat, auf protestantischer Seite bereits Aufsehen und Besorgniß erregt. Pastor Scheuffler hat sich in einer eigenen

Schrift darüber verbreitet (Der Besitzstand des römischen Katholicismus 1815 und 1888. Neusalza, Oeser, 1889). Für die fast 75 000 des Jahres 1815 weist das Jahr 1888 über 87 000 Bekenner des römisch-katholischen Glaubens auf. Nach der „Statistik des Deutschen Reiches" von 1885 waren es bereits am 1. December 1885 87 205 römische Katholiken. Von alter Zeit her sind Schirgiswalde (jetzt mit 2405 Kath. auf 2794 Einw.) und Ostritz (jetzt 1058 Kath. auf 1592 Einw.) vorherrschend katholisch geblieben. Von den größeren Städten zählt Dresden 16 496, Leipzig 5756, Chemnitz 3550, Zittau 2581, Bautzen 1915, Zwickau 1027, Plauen 911 Katholiken. Aber auch in Mittel- und Kleinstädten, in denen vor etwa 30 Jahren der Protestantismus ausschließlich herrschte, haben sich jetzt katholische Minderheiten gebildet:

	Einw.	Kathol.		Einw.	Kathol.
Sebnitz	7 108	1 168	Buchholz	6 888	213
Löbau	6 977	309	Johanngeorgenstadt	4 815	292
Neustadt	3 882	264	Werdau	14 661	246
Radeberg	7 387	792	Freiberg	27 042	726
Pirna	11 899	572	Königstein	3 815	167
Meißen	15 474	665	Reichenbach	18 395	403
Annaberg	13 824	611	Kamenz	7 211	346

In der Kreishauptmannschaft Bautzen zählt man 29 886, in der Kreishauptmannschaft Dresden 28 529, in der Kreishauptmannschaft Leipzig 12 368, in der von Zwickau 16 422 Katholiken. Pastor Scheuffler erklärt diese Vermehrung fast ausschließlich durch Einwanderung von Oesterreich. Wenn aber wirklich diese Einwanderung in so beträchtlichem Maße stattfindet, daß 1885 in Sachsen 43 314 österreichische Staatsangehörige lebten gegen 30 060 im Jahre 1880, so bedeutet das jetzige Zahlenverhältniß der Confessionen in Sachsen wohl eher einen numerischen Verlust der katholischen Kirche, denn einen Gewinn. Würden alle katholischen Einwanderer treu und fest zu ihrer Kirche stehen, so müßte das Zahlenverhältniß ein für die Kirche weit günstigeres sein. Aber während der Protestantismus durch rührige Propaganda in Böhmen und Oesterreich für die unbequemen Folgen der katholischen Einwanderung im eigenen Lande sich zu entschädigen sucht, gehen von den Eingewanderten nur zu viele für die katholische Kirche verloren.

Es mag erfreulich sein, daß die Kirche auch in solchen Gegenden und Orten wieder Vertretung findet, von wo sie seit Jahrhunderten verbannt war, daß das heilige Opfer dort wieder dargebracht werden kann, wo es vor Zeiten mit so viel Glanz und mit so viel echter Frömmigkeit gefeiert wurde, aber sehr ernste Gedanken und Befürchtungen sind an diese Thatsache geknüpft. Nach der ministeriellen Statistik über das Volksschulwesen im preußischen Staate von 1886 besuchen in Preußen allein 54 950 katholische Kinder (wohl meistens in den Diasporagemeinden) protestantische Schulen. In Berlin erhalten von 20 000—22 000 katholischen Kindern nur

10 799 katholischen Schulunterricht, in Hamburg von 3400 katholischen Kindern nur 1000.

Solche Zahlen sind in der That die beredteste Empfehlung des Bonifaciusvereins, dessen letzter Jahresbericht (9. August 1889) mit den Worten schloß: „Es ist also eine riesenhafte Aufgabe, welche den Katholiken Deutschlands, speciell dem Bonifaciusverein auf dem Gebiete des Schulwesens zufällt, wenn nicht unser Vaterland einer langsamen und sichern Protestantisirung entgegengeführt werden soll."

Noch bedeutender indessen sind die Verluste der katholischen Kirche infolge der Mischehen. Nach Ausweis der Volkszählung vom 1. December 1885 wurden von den 434 154 Kindern, die in Preußen gemischten Ehen angehören, 195 288 katholisch, dagegen 238 866 protestantisch erzogen. Dazu kann die „Statistische Correspondenz" vom 12. Januar 1889 auf Grund der Aufzeichnungen der Kirchenbehörde innerhalb der evangelischen Landeskirche des weitern folgern: Es „haben die Procentzahlen der Taufen von Kindern aus protestantischen Mischehen und von unehelichen Kindern evangelischer Mütter, sowie der Trauungen bei evangelischen Mischpaaren seit 1882 eine mit geringen Abweichungen constant anhaltende Steigerung (zu Gunsten der evangelischen Landeskirche) erfahren, die im Endresultate für 1887 gegen 1882 bezüglich der Taufen von Kindern aus evangelischen Mischehen 4,98 Procent . . . und bezüglich der Trauungen bei evangelischen Mischpaaren 6,08 Procent beträgt".

Dabei fällt ins Gewicht, daß die größere Fruchtbarkeit der rein katholischen Ehen einen Gegendruck insofern erfährt, als überhaupt verhältnißmäßig weniger Katholiken in die Ehe treten als Protestanten. In neuester Zeit, 1875—1887, heirateten von je 1000 Katholiken im Durchschnitt 0,76 weniger als von derselben Zahl Evangelischer. Immerhin wären die Verhältnißzahlen der natürlichen Bevölkerungsvermehrung wenigstens in Preußen der katholischen Kirche günstig. Aber die evangelische Landeskirche hat noch eine andere Möglichkeit, sich dafür zu entschädigen. Nach den Aufzeichnungen der evangelischen Kirchenbehörden in Preußen berichtet die „Statistische Correspondenz" vom 12. Januar 1889:

„Außer der oben angeführten Zahl von Kindern evangelischer Eltern wurden im Jahre 1886 und 1887 noch 100 bezw. 132 Kinder evangelisch getauft, und zwar 5 bezw. 18 Kinder katholischer, 1 bezw. 3 Kinder dissidentischer, 43 bezw. 35 jüdischer, 1 bezw. 2 christlich (aber nicht der evangelischen Landeskirche angehöriger) -jüdischer Eltern, und 10 bezw. 17 nicht evangelischer Eltern unbekannten Bekenntnisses, sowie 27 bezw. 35 uneheliche Kinder katholischer Mütter. . . Im Jahre 1887 sind außerdem noch 5 katholische Paare evangelisch getraut worden."

Die statistische Commission der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz hat außerdem nach den Angaben der landeskirchlichen Behörden in Bezug auf Uebertritte zu, bezw. Austritte aus der „evangelischen Kirche" von 1882 bis 1887 folgende Zusammenstellung zu Tage gefördert (vgl. „Statistische Correspondenz" vom 22. März 1890):

Uebergetreten zur evangel. Landeskirche:		Ausgetreten aus der evangel. Landeskirche:	
Römisch-katholische . . .	11 240	zur römisch-katholischen Kirche	1364
Juden	1 078	zum Judenthum	59
Angehörige anderer Bekenntn.	3 434	zu anderen Bekenntnissen . .	6687

Die „evangelische Landeskirche" mag ob solcher Errungenschaften frohlocken; die Kirche Christi wird sie um dieselben nicht beneiden. Aber im Hinblick auf die große Zahl derer, welche durch eigene Schuld ihres Glaubens verlustig gehen, wächst die Verpflichtung für alle treuen Katholiken, darüber zu wachen, daß nicht noch weit mehr unschuldige Kinder ohne ihren Willen ihres Glaubensgutes beraubt werden.

Ein wichtiges Document zur Schulfrage. In den Vereinigten Staaten Nordamerika's beginnt eine gewisse Unduldsamkeit mehr und mehr hervorzutreten. Sie macht sich auch auf religiösem Gebiete fühlbar und zeigt sich u. a. in dem Kampfe gegen die confessionellen Privatschulen. Dem Zwangsschulgesetze von Illinois ist nunmehr in Wisconsin das Bennett-Gesetz gefolgt. Die Katholiken, Bischöfe und Volk, sind jedoch keineswegs gewillt, sich in ihren heiligen Rechten kränken zu lassen, und sie treten mit aller Entschiedenheit für diese ihre Rechte ein. Hierhin gehört vor allem der bischöfliche Protest gegen das Bennett-Gesetz. Derselbe verdient schon als herrliches Zeugniß des Glaubensmuthes die Beachtung der Katholiken Deutschlands; aber er enthält zudem des Lehrreichen so vieles, daß wir nicht anstehen, ihn seinem ganzen Wortlaute nach hier folgen zu lassen:

„Als Bischöfe der katholischen Kirche in Wisconsin fühlen wir uns veranlaßt, eine öffentliche Erklärung über das Bennett-Gesetz abzugeben und geradezu gegen dasselbe unsern Protest zu erheben. Wäre es ein rein politisches Gesetz, so würden wir kein Wort darüber sagen. Da es aber Fragen berührt, die für unsere katholische Kirche und für unsere katholischen Familien von größtem Interesse sind, so erachten wir es für unsere Pflicht, unsere Meinung über dasselbe auszudrücken und dieselbe auch etwas weitläufiger auseinanderzusetzen. Nach ruhigem und sorgfältigem Studium des Bennett-Gesetzes halten wir dafür, daß es sich einmischt in die Rechte der Kirche und der Eltern. Ferner glauben wir, daß der eigentliche Endzweck dieses Gesetzes nicht so sehr der ist, ein größeres Maß von Unterricht und Kenntniß in der englischen Sprache anzustreben, sondern vielmehr unsere Pfarr- und Privatschulen unter die Controle des Staates zu bringen. Und wir können nicht umhin, in diesem Versuche die weitergehende Absicht zu erblicken, allmählich das Pfarrschulsystem gänzlich zu zerstören. Der Eindruck, den ein genaues Studium des Bennett-Gesetzes auf uns macht, ist dieser, daß in den Augen der Gesetzgeber die Pfarrschule nur durch die Gnade und Duldung des Staates existirt und nur dann fortexistiren mag, wenn sie sich demüthig den willkürlichen Vollmachten unterwirft, welche durch das Bennett-Gesetz den Schulvorständen eingeräumt worden sind — nicht aber als eine freie, anerkannte

Anstalt, die so alt ist wie der Staat selbst und ihre Existenz dem freien Willen und den hochherzigen Bemühungen und Opfern von Hunderttausenden von Bürgern verdankt, welche (bei der Errichtung dieser Schulen) in vollem Einklange mit den Forderungen ihres Gewissens und dem Geiste der freien Institutionen des Staates und des ganzen Landes handeln. In dieser unserer allgemeinen Ansicht von dem Gesetze und seinem Endzwecke werden wir bestärkt durch die persönliche Kenntniß von unseren Schulen, welche wir uns durch eigene Beobachtung erworben haben. Denn wir sind gewiß, daß in denselben die englische Sprache wenigstens in dem Maße gebraucht und gelehrt wird, wie das Bennett-Gesetz es fordert.

„Nach dieser allgemeinen Bemerkung erheben wir nun unsern ernsten Protest gegen das Bennett-Gesetz aus folgenden besonderen Gründen. Wir halten dasselbe:

„1. Für ein unnöthiges Gesetz. 2. Für ein beleidigendes Gesetz. 3. Für ein ungerechtes Gesetz.

„Ad 1. Wir haben in unseren drei Diöcesen 264 Pfarrschulen, 14 Collegien, Akademien und Select-Schulen und 9 Waisenhäuser. Nach unserer besten persönlichen Kenntniß wird in allen diesen Schulen die englische Sprache gebraucht und gelehrt, und das für eine größere Zeitdauer jedes Jahr, als 12 oder 24 Wochen, wie das Bennett-Gesetz es verlangt.

„Wenn es einige Ausnahmen gibt, so sind dieselben so selten, daß es des Heilmittels einer besonderen Gesetzgebung nicht bedarf, und zumal nicht eines Gesetzes, so schroff und strenge wie das Bennett-Gesetz, welches geradezu strotzt von Androhung von gerichtlichen Verfolgungen und Bestrafungen. Freilich kennen wir einige Districte im Staate, wo die Kinder, da sie zu Hause fast gar kein Englisch sprechen hören, auch in der Schule nur geringen Fortschritt im Englischen machen. Aber das gilt ebenso sehr von denjenigen Kindern, welche die öffentlichen Schulen besuchen, wie von den Kindern der Pfarrschulen. Die Thatsache, daß unsere gemischte und so schnell anwachsende Bevölkerung in keinem Theile des Staates eine alte und in vielen geradezu eine neue ist, erklärt diesen Mangel zur vollen Genüge. Da aber die natürlichen Ursachen dieses Mangels sich dem Bereiche der Gesetzgebung entziehen, so kann man das Abnehmen desselben ganz ruhig der allgemeinen Entwickelung und Veränderung (in örtlichen Verhältnissen) überlassen, ohne zu gesetzlichen Maßregeln zu greifen.

„Ad 2. An zweiter Stelle halten wir das Bennett-Gesetz für ein beleidigendes Gesetz.

„Wir haben wenigstens 350 000 Katholiken in Wisconsin. Dieselben sind ebenso gute gesetzliebende Bürger wie irgendwelche. Mit Ausnahme von einigen Orten, in welchen Pfarrschulen unmöglich sind, und einiger Fälle von Fahrlässigkeit, schicken alle diese Katholiken ihre Kinder in die Pfarrschulen. Alle diese Schulen sind von den Eltern selbst gebaut worden und werden von denselben unterhalten, und das gar oft mit großen Kosten und Opfern. Eine bedeutende Anzahl dieser Schulen ist bereits 25—30 Jahre in Thätigkeit gewesen. Hunderte und Tausende von guten, nützlichen Bürgern

sind aus denselben hervorgegangen. Darum ist es ein Hohn und Spott auf die Intelligenz und den guten Charakter unseres katholischen Volkes, sich in seine Schulen einzumischen. Sind jene 50—60 000 katholische Väter und Mütter so unwissend und dumm, daß sie nicht wissen, welche Art von Erziehung ihre Kinder bedürfen, oder haben dieselben so wenig Liebe und Interesse für ihre Kinder, daß sie nicht willens sind, denselben eine geeignete Erziehung zu verschaffen? Haben sie verdient, wie Personen behandelt zu werden, welche für die Wohlfahrt ihrer Kinder nicht sorgen können und wollen, so daß der Staat eintreten und den Vormünder für sie spielen muß? Gerade so sieht es aber aus, wenn der Staat den Versuch macht, seinen Bürgern ein Gesetz aufzuzwingen, von welchem nicht einer aus zehn, und vielleicht nicht einer aus hundert, eine Idee hatte, als sie ihre Abgeordneten nach Madison schickten — ein Gesetz, gegen welches Tausende und Tausende von den fleißigsten und ruhigsten Bürgern, außerhalb unserer Religions-Genossenschaft, einstimmig und kräftig protestirten, sobald sie Kenntniß von dem Gesetze erhielten. Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß in derselben Gesetzgebung, welche das Bennett-Gesetz passirte, die sogenannte „Pond-Bill“ dem Drucke der Einwände, die gegen sie von allen Seiten des Staates her einliefen, erliegen mußte; und doch beabsichtigte jene „Bill“ eine Aufsicht der Schulen seitens des Staates nur zu dem Zwecke, zuverlässige Statistiken erheben zu können. Gegen Ende der Sitzung, wo wichtige Gesetzesanträge nothwendiger Weise nicht jene reifliche Ueberlegung erhalten können, welche sie verdienen, wurde dann das Bennett-Gesetz an die Stelle der „Pond-Bill“ gesetzt. Daß die Bürger Wisconsins versucht haben würden, diesen Antrag zu verhindern, wird sofort klar aus der Thatsache, daß sie gegen das Gesetz zu protestiren begannen, sobald es bekannt wurde. Aus allem diesem erhellt nur zu deutlich, daß das Bennett-Gesetz ein beleidigendes genannt werden muß.

„Ad 3. Es ist aber auch: 3. ein ungerechtes Gesetz. Und aus diesem Grunde sind wir noch mehr gegen das Bennett-Gesetz, als aus irgend einem andern Grunde. Das Gesetz ist ungerecht:

„a) Weil es sich in die heiligen, unveräußerlichen Rechte der Eltern einmischt.

„b) Weil es mit Strafen droht, die wirklich über alle Billigkeit gehen.

„c) Weil es der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit, sowie für Streit und Verwirrung Thür und Thor öffnet.

„Ad a. Die Eltern haben die Pflicht, ihre Kinder zu erziehen; denn nach Gott gehören die Kinder den Eltern, und ihm sind sie für dieselben verantwortlich. Diese hochheilige Pflicht gibt aber nothwendig den Eltern auch das Recht, ihre Kinder zu erziehen. Wenn irgend jemand, der Staat nicht ausgenommen, den Eltern dieses Recht nehmen oder sich in dasselbe einmischen wollte, so würde er einen der ersten Grundsätze der natürlichen Ordnung verletzen. Es kann Fälle geben, wo die Eltern diese Pflicht gröblich vernachlässigen oder dieses Recht wirklich mißbrauchen. Nur in solchen Fällen ist der Staat, als Schützer der Rechte seiner Bürger, gerechtfertigt und auch verpflichtet,

einzutreten und die Eltern zu nöthigen, ihre Pflicht zu thun, oder sie zu strafen für den Mißbrauch ihres Rechtes.

„Es ist das Geschrei erhoben worden, daß, was Erziehung angeht, die Katholiken, und besonders ihre Bischöfe und Priester, dem Staate jegliches Recht absprechen und für die Kirche jegliches Recht beanspruchen — daß sie die katholischen Eltern vom Staate frei, aber zu Sklaven der Kirche machen wollen. Hier dürfte der passende Platz sein, diese Frage in ihrem wahren Lichte und in ihrer richtigen Bedeutung vor den Augen aller auseinanderzusetzen. In der That, wir sprechen dem Staate das Recht ab, die Kinder derjenigen Eltern zu erziehen, die es selbst thun können und wollen. Wenn Eltern die Ausübung ihres unveräußerlichen Rechtes auf den Staat übertragen wollen, wie es diejenigen Eltern thun, welche ihre Kinder in die Staatsschulen schicken, so handelt der Staat eben nur in Kraft der ihm von den Eltern übertragenen Vollmacht, als deren Agent und Bevollmächtigter, nicht als eine Macht, die über ihnen steht, sondern bloß ihre Stelle vertretend. Wenn andere Eltern, und deren gibt es Tausende und Tausende, die Ausübung ihres Rechtes nicht übertragen wollen, so haben sie das vollständige Recht, es für sich zu behalten. Alles, was der Staat von solchen Eltern für das allgemeine Wohl verlangen kann, ist, daß dieselben ihre Kinder nicht in einer solchen Unwissenheit aufwachsen oder sich nicht solche Kenntniß aneignen lassen, welche nutzlose oder gefährliche Bürger aus ihren Kindern machen würde. Da nun aber die katholischen Eltern ihren Kindern eine Erziehung verschaffen, welche die Wohlfahrt des Staates nicht nur nicht gefährdet, sondern geradezu fördert, so sollen ihre Schulen mit der Einmischung des Staates nicht belästigt werden. Das Betragen unserer Kinder innerhalb und außerhalb der Schule, der Charakter der jüngeren Generationen, welche unsere Schulen durchgemacht haben, deren Stand und Erfolg als Farmer, Handwerker, Geschäftsleute und Männer von Profession sollte dem Staat genügende Bürgschaft sein, daß die katholischen Eltern ihre Erziehungspflicht dem Staate gegenüber erfüllen. Amtliche Untersuchung und Beaufsichtigung unserer Schulen seitens staatlicher Schulvorstände, deren Mitglieder gewöhnlich von Schulsachen nicht mehr kennen und an den Schulkindern sicher kein größeres Interesse haben als die Eltern selbst, sollten beiseite bleiben; für freundschaftliche Besuche seitens unserer Mitbürger und Staatsbeamten sollen unsere Schulen offen sein.

„Was die Stellung der Kirche angeht, so besteht sie allerdings darauf, daß die Eltern ihren Kindern nicht bloß eine weltliche, sondern auch eine religiöse Erziehung geben. Diese Verpflichtung der Eltern ist aber nicht in erster Linie das Resultat eines ausdrücklichen Gebotes der Kirche, sie ist vielmehr eine Pflicht, welche das natürliche und göttliche Gesetz den Eltern auferlegt. Es ist die heilige und unumgängliche Pflicht christlicher Eltern, ihre Kinder in der Erkenntniß und Furcht und Liebe Gottes zu erziehen — also eine christliche Erziehung ihnen zu verschaffen, eine Pflicht, welche sie nicht ohne Schuld vernachlässigen können. Die Kirche drängt nur darauf, daß die Eltern die ihnen vom göttlichen Gesetze auferlegte Pflicht erfüllen. Alle katholischen Eltern erkennen es an, daß es ihre Gewissenspflicht ist, den Glauben

ihren Kindern zu retten und zu schützen, sie in demselben gut unterrichten zu lassen, theoretisch sowohl wie praktisch. Niemand kann ein wahres Mitglied der Kirche sein und zu gleicher Zeit eine hiervon abweichende Meinung festhalten oder Praxis befolgen. ‚Die Kirche,‘ sagt das III. Plenar-Concil von Baltimore, Nr. 194, ‚deren Mission auf Erden es ist, jeden in der Taufe Christi wiedergeborenen Menschen, vom allerersten Gebrauch seiner Vernunft an, auf dem Wege der Wahrheit und Gerechtigkeit seinem übernatürlichen Ziele entgegenzuführen, kann durchaus nicht katholischen Eltern, deren natürliches und göttliches Recht sowohl, als Pflicht es ist, für die christliche Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, erlauben, daß sie eine bloß weltliche Erziehung ihnen verschaffen. Denn eine solche Erziehung kann dieselben nicht ausstatten mit den Mitteln, welche zur Erkenntniß und zur Erreichung ihres letzten Zieles nothwendig sind.‘ Die Kirche lehrt also ausdrücklich, daß die christliche Erziehung natürliches und göttliches Recht und Pflicht der Eltern ist, welche dieselben haben, ganz unabhängig davon, daß ein Gesetz oder eine Handlung der Kirche sie ihnen vorschreibt.

„Wie können nun aber die Eltern diese Pflicht erfüllen? Die öffentlichen Schulen geben ausgesprochenermaßen und ausschließlich nur eine weltliche Erziehung. Die Pfarrschule aber ist gerade zu dem Zwecke ins Leben gerufen und thätig, um beides zu geben, eine weltliche und eine religiöse Erziehung. Dieselbe ist in unserer Zeit und in unseren Verhältnissen das gewöhnliche, und wir dürfen sagen, das einzige Mittel, um die nothwendige religiöse Erziehung den Kindern zu sichern. Aus diesen Gründen drängt und nöthigt die Kirche die Eltern, ihre Kinder in die Pfarrschulen zu schicken; denn wer ein bestimmtes Ziel erreichen muß, ist auch verpflichtet, die dazu nöthigen Mittel anzuwenden. Es verletzt daher die Kirche in keiner Weise die Rechte der Eltern, sondern sie besteht einfach darauf, daß die Eltern ihre ihnen von Gott auferlegte Pflicht erfüllen.

„So viel, um zu zeigen, daß die Kirche nicht in die Rechte der Eltern eingreift dadurch, daß sie dieselben anhält, ihre natürliche und göttliche Pflicht zu thun, während der Staat diese Rechte durch das Bennett-Gesetz wirklich angreift, indem er sich einmischt in die Pfarrschule, d. i. die Schule der Eltern. Es hilft hier nichts, zu erwiedern, daß das Bennett-Gesetz, oder wenigstens die amtliche Erklärung desselben durch den Staatssuperintendenten uns versichert, ‚daß gar kein Versuch und keine Absicht da ist, die Pfarrschulen oder irgend eine andere Art von Privatschulen zu verdrängen oder zu befeinden (ostracize, antagonize), oder in irgend einer Weise und in irgend einem Grade sich in dieselben einzumischen‘; ‚daß das Gesetz die schuldige Ehrfurcht vor den Rechten des Gewissens bewahrt und nur die Eltern verantwortlich macht und von denselben bloß verlangt, daß sie, irgendwo und irgendwie, ihren Kindern jene weltliche Erziehung verschaffen, die der Staat nöthig erachtet für sein eigenes Gedeihen und die Wohlfahrt seiner Bürger‘. Denn im nächsten Satze schon erklärt der Staatssuperintendent, daß Eltern, auch wenn sie in Privatschulen, sicherlich also irgendwo und irgendwie, für die Erziehung ihrer Kinder sorgen, doch vom Schulvorstand vorgeladen werden können, und dann ‚genügende

Gründe aufweisen müssen, weshalb ihre Kinder nicht die öffentlichen Schulen besuchen'. In dem einen Theil seiner Erklärung behauptet der Staatssuperintendent das Recht der Eltern vollständig, und in dem andern läugnet er es ebenso vollständig dadurch, daß er erklärt, daß für den Gebrauch desselben die Eltern vorgeladen werden können. Dieses ist ein unmittelbarer Eingriff in die Pfarr- und Privatschulen, in die Schule der Eltern, und folglich in die Rechte der Eltern.

„Aber nicht bloß im allgemeinen Princip, auch in vielen einzelnen Punkten greift das Bennett-Gesetz die Rechte der Eltern an.

„Die erste Section verlangt, daß die Kinder die Schule besuchen müssen ‚in der Stadt, im Town oder District, in welchem die Eltern (der Vater) wohnen'. Demnach könnten die Eltern ihre Kinder nicht in die Pfarrschule schicken, wenn es sich trifft, daß dieselbe außerhalb ihres Districtes liegt. Auch könnten die Eltern ihre Kinder zu keiner auswärtigen Kostschule (Boarding-School) schicken. In beiden Fällen müßten sie erst die Erlaubniß des Schulvorstandes ihres Districtes einholen. Ebenfalls müßten sie dessen Erlaubniß haben, wenn, wie so manche Eltern auf dem Lande es thun, sie ihre Kinder zur Stadt schicken wollen, einige Monate vor der ersten heiligen Communion, falls jene Monate zusammenfallen mit den Wochen, welche der Schulvorstand für den zwangsmäßigen Besuch einer Schule in ihrem Districte festgesetzt hat. Ferner, das Gesetz gestattet den Eltern gar nicht, ein Wort mitzureden betreffs der Zeit des Jahres, während welcher die 12 oder 24 Wochen des zwangsmäßigen Besuches einzuhalten wären. Es ist der Schulvorstand, der alles entscheidet, die Eltern haben nichts zu sagen.

„Die fünfte Section geht geradezu so weit, daß sie es der Entscheidung des Schulvorstandes überläßt, ob eine Schule als Schule unter diesem Gesetze angesehen werden soll oder nicht. Wir haben gar nichts gegen die Forderung, daß Lesen, Schreiben, Rechnen und Vereinigte-Staaten-Geschichte in der englischen Sprache gelehrt werden sollen, aber wir sprechen uns entschieden aus gegen die hierdurch den Schulvorständen eingeräumte Machtvollkommenheit, zu entscheiden, ob unsere Schulen vor dem Gesetze existenzberechtigt sind oder nicht.

„Ad b. Fernerhin ist das Bennett-Gesetz ein ungerechtes Gesetz wegen der Strafen, die es androht. Wir tragen kein Bedenken, sie geradezu ruinirende Strafen zu nennen. Wer sich die Mühe geben will, nach dem Wortlaute des Gesetzes, die Strafen zu berechnen, die ein Vater für ein einziges Kind während eines Jahres zu bezahlen haben könnte, wird herausfinden, daß der Betrag geradezu entsetzlich ist. Er wird auf Hunderte von Dollars stoßen. Es hilft hier nichts, zu sagen, daß solche Strafgelder doch nicht eingezogen werden, oder daß es nicht einmal im Geiste des Gesetzes liegt, daß dieselben eingezogen werden sollen. Sie stehen nun einmal da, als ein Theil des Gesetzes, und sind entweder nicht gehörig in Erwägung gezogen worden, oder man muß die Absicht gehabt haben, sie nur als Drohmittel zu gebrauchen, um furchtsamen Leuten eine sklavische Unterwürfigkeit unter ein ungerechtes Gesetz einzujagen.

„Ad c. Endlich betrachten wir das Bennett-Gesetz als ein ungerechtes Gesetz, weil es der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit, sowie auch für Streit und Verwirrung Thür und Thor öffnet.

„Die vierte Section spricht von gerichtlicher Verfolgung seitens der Schulvorstände. Aber weder hier noch irgendwo anders wird genau bestimmt, daß und wann sie vorgehen müssen. Sie mögen es thun und auch nicht thun. Offenbar kommen die Eltern hierdurch vollständig unter die willkürlichen Vollmachten der Schulvorstände, woraus nur Parteilichkeit und Streitigkeiten erwachsen können. In Städten mit großen Pfarrschulen und vielen Kindern von einflußreichen Bürgern in denselben werden die Schulvorstände aller Voraussicht nach mit dem Vorgehen gegen Eltern keine große Eile haben. Auf dem Lande aber — wie die Erfahrung unseres Nachbarstaates Illinois klar zeigt — mögen sie die Eltern nach Herzenslust belästigen und quälen. Alles im Namen des berühmten Bennett-Gesetzes des Staates Wisconsin. Man möchte vielleicht geltend machen, daß die Schulvorstände, da sie ja nicht von der Regierung angestellt, sondern vom Volke gewählt werden, schon geneigt sein werden, sich den Wünschen ihrer Wähler gefällig zu erweisen. Aber, wie günstig sie auch gestimmt sein mögen, es sollte kein Beamter mehr willkürliche Vollmachten haben, als durchaus nothwendig ist. Sonst trifft es sich nur zu leicht, daß er nach seinem eigenen Gutdünken handelt und über die Wünsche und Bedürfnisse seiner Wähler weit hinausgeht.

„Es ist möglich, daß der Versuch gemacht wird, das Gewicht unseres Protestes dadurch abzuschwächen, daß einige meinen, wir seien bei der Veröffentlichung desselben ebenso sehr beeinflußt von dem Eifer der deutschen katholischen Eltern für die deutsche Sprache, als von unserem eigenen Eifer für die unangetastete Aufrechterhaltung elterlicher Rechte. Wir erklären aber hiermit ganz unzweideutig, daß dieses nicht der Fall ist, wenn wir auch jeglicher nicht englisch sprechenden Nationalität in unserem Staate ihr Recht zuerkennen, ihre Sprache solange beizubehalten, als sie glaubt, daß es in ihrem eigenen Interesse und in dem ihrer Kinder liegt, dieses zu thun. Da die englische Sprache die officielle Sprache unseres Landes ist, so werden und müssen unsere Schulen dieselbe gebrauchen und lehren, und das nicht bloß 12 oder 24 Wochen des Jahres, sondern das ganze Jahr hindurch. Solange aber irgend eine andere Sprache, sei es deutsch, holländisch, französisch, polnisch, böhmisch oder irgend eine, die Sprache des Familienkreises ist, halten wir es für einen großen Vortheil, daß die Kinder diese betreffende Sprache neben der englischen erlernen, und wir können unmöglich den Nachtheil einsehen, der für Staat und Gesellschaft daraus erwachsen sollte, daß unsere Kinder in mehr als einer Sprache unterrichtet werden. Es ist nicht die Sorge um irgend eine Sprache, sondern die Vertheidigung gottgegebener Rechte und Pflichten, welche uns zu diesem Protest veranlaßt hat. Unsere ausschließlich englischen Pfarrschulen werden im Princip ebenso sehr von dem Bennett-Gesetz berührt, wie unsere gemischten Schulen, obschon man wahrscheinlich aus Klugheitsrücksichten dafür sorgen wird, daß dieselben, wenigstens in der nächsten Zukunft, die Wirkungen des Gesetzes nicht fühlen würden, wenn

dasselbe als ein Theil unserer Gesetzgebung bestehen bleiben sollte. Wir hoffen aber zuversichtlich, daß nicht bloß die katholischen Stimmgeber, sondern alle Freunde elterlicher Rechte für den Widerruf dieses Gesetzes zusammenstehen werden.

„Es ist wahrlich keine Freude für uns, mit diesem Proteste herauszukommen. Nur unsere vor Gott wohl erwogene Pflicht konnte uns dazu bestimmen. Weder wir selbst, noch unser geliebter Clerus, noch unser treues Volk haben die Nothwendigkeit dieses Protestes hervorgerufen; er ist uns aufgenöthigt. Wir wollen in Frieden und Eintracht mit allen unseren Mitbürgern leben. Wenn Streit und Uneinigkeit aufgerührt worden ist, so ist es nicht unsere Schuld. Wir lehren durch Wort und Beispiel Ehrfurcht und Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit; man sollte uns kein Gesetz aufzwängen, für dessen Widerruf wir unsere Stimme erheben müssen. Der jüngste von uns hat fast 25, der älteste ungefähr 50 Jahre in unserem Staate gelebt und gearbeitet. Wir haben uns unablässig bemüht für die Erziehung unserer Jugend; wir werden darin fortfahren bis zum Ende unserer Tage. Nächst Gott haben wir stets vertraut auf den Eifer unseres Clerus und die Opferwilligkeit unseres Volkes. Wir haben niemals einen einzigen Cent Staatshilfe für unsere Schulen erhalten, wir wollen aber auch keine Einmischung des Staates.

† Michael Heiß, Erzbischof von Milwaukee.
† Kilian C. Flasch, Bischof von La Crosse.
† F. X. Katzer, Bischof von Green Bay.“